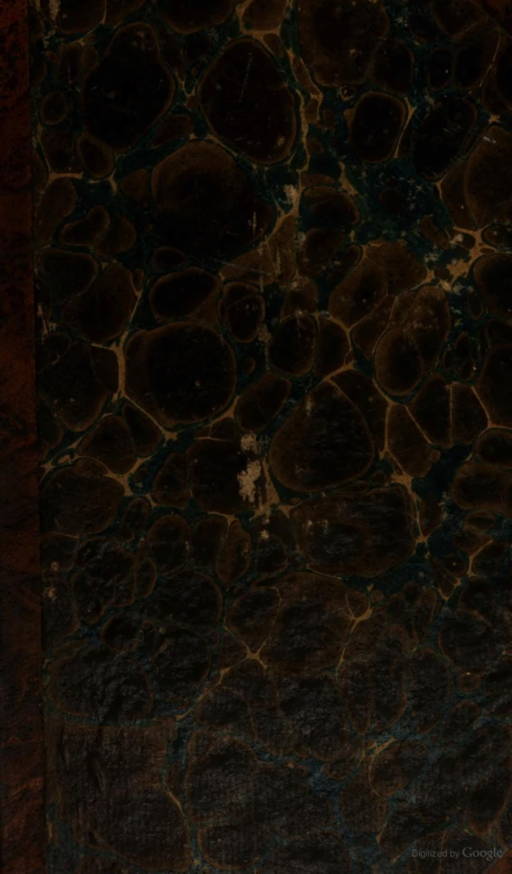




Supplemente

zum

Conversations-Lexicon.

Vierte Abtheilung.

S bis Z.

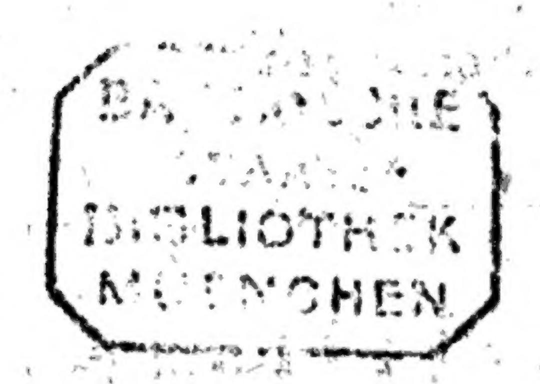
Diese Supplemente sind mit dem in Leipzig erscheinenden Abdruck gleichlautend und dienen für die Besitzer

a) der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden,

b) der Stuttgarter Ausgabe in sieben Bänden,

c) der ersten, zweiten, dritten und vierten Leipziger Ausgabe.

Die Herren Käufer werden zufolge dessen dem Buchbinder von den hier angedruckten drei Titeln denjenigen bezeichnen, welchen er dem Bande vorzusetzen hat.



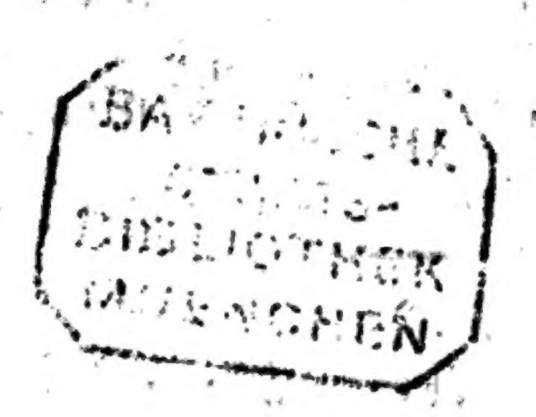
Supplemente
zum
Conversations-Lexicon
für
die Besitzer
der Stuttgarter Ausgabe in zehn Bänden.

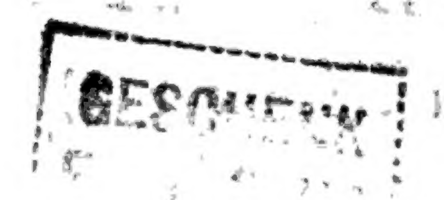
Enthaltend
die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen
der Leipziger fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Vierte Abtheilung.
S bis Z.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1820.





S.

* S, der neunzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit einem Anstoßen der Zunge vorn an die Zähne und mit einem zischenden Laut ausgesprochen wird.

*) Saale, 1) ein Fluß in Franken, gewöhnlich die fränkische Saale genannt, deren Lauf sich bloß durch den Untermainkreis des Königreichs Baiern erstreckt. Sie entspringt in diesem Kreise aus dem Saalbrunnen oberhalb der Stadt Königshofen im Grabfelde, nimmt die kleinen Flüße Milz, Streu, Brent, Lauer, Thulba, Schondra und Sinn auf, fließt bei Neustadt, Kissingen und Hammelburg vorbei und ergießt sich bei Gemünd in den Main; 2) ein Fluß in Thüringen, die thüringische Saale genannt, entspringt im Obermainkreise des Königreichs Baiern auf dem Fichtelgebirge aus dem Saalbrunnen im münchberger Walde, 2466 Schritte vom Marktflecken Zelle, am westlichen Vorsprunge des Waldsteins. Die Hauptquelle rieselt mit einem klaren, zu jeder Jahreszeit gleichen Wasser unter einer Buche hervor, stürzt sich dann sogleich in den verfallenen Schacht eines Bergwerkes, und fließt aus dessen Stollen wieder hervor, um sich mit dem Wasser des untern Saalbrunnens, einer kleinern Quelle, zu vereinigen. Bei Zelle treibt die Saale schon eine Mühle. Durch viele Gewässer verstärkt bildet sie eine Zeit lang die Gränze zwischen dem Obermainkreise und den reußischen Landen, drängt sich in einem engen Thale hin, und verläßt nach einem Laufe von 8 Meilen das baierische Gebiet. Sie durchfließt hierauf die reußischen Lande, den coburgischen Antheil an dem Fürstenthum Altenburg, das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, den gothaischen Antheil des Fürstenthums Altenburg, das Fürstenthum Weimar, den merseburger Regierungsbezirk der Provinz Sachsen, das Anhaltische und vereinigt sich im magdeburger Regierungsbezirke der Provinz Sachsen, südlich von Barby bei Saalhorn, mit der Elbe. Der Lauf der Saale geht von Süden nach Norden, durch sehr angenehme und romantische Gegenden, besonders von Saalfeld bis Naumburg. Erst von Halle an ist sie schiffbar vermittelst mehrerer Schleusen. Jetzt soll sie noch weiter hinauf bis Naumburg schiffbar gemacht werden, um so die Schifffahrt auf der von Artern bis zu ihrem Einflusse in die Saale schiffbaren Unstrut nutzbarer zu machen, besonders aber das Salz von Dürrenberg und Kösen zur Elbe führen zu können. Die vornehmsten Nebenflüsse der Saale sind: die Schwarza, Orla, Ilm, Unstrut, weiße Elster, Wipper und Bode. Die wichtigsten Städte an derselben sind: Hof, Rudolstadt, Jena, Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle, Bernburg und Calbe.

Sabäer hießen bei den Alten die Bewohner des heutigen Jemen. Ihre Hauptstadt hieß Saba.

Sacherklärung, s. Realdefinition.

† Sachsen. Die Schulden des Staats werden jetzt auf 24 Millionen Thlr. geschätzt, ohne 2½ Mill. Thlr. Cassenbillets, die seit Kurzem wieder al pari stehen. Die Armee ist 16000 Mann stark; das Bundescontingent beträgt 12000 Mann. Das Land hat Feudalstände nach drei Classen: a) Prälaten, Grafen und Herren; b) die Ritterschaft; c) die Städte. Sachsen hat im Plenum der deutschen Bundesver-

sammlung den 4ten Platz und 4 Stimmen. Es gibt 3 Ritterorden: 1, Orden des heil. Heinrich für das militärische Verdienst; 2, Orden der Rautenkrone, gestiftet 1807; 3, Civil-Verdienstorden (gestiftet 1815) in 3 Classen; — und 4 verschiedne Ehrenzeichen oder Medaillen. Das Gesammthaus Sachsen in Meißen theilte sich im Jahre 1485 in zwei Linien: A. Die jüngere, die Albertinische vom Herzog Albert dem Beherzten (st. 1500) gestiftet, hat ihren Sitz zu Dresden. Da der jetzt regierende König nur eine Tochter hat, so ist sein nächster Thronerbe sein Bruder Anton, geb. 1755, vermählt zum zweitenmale mit der Erzherz. Mar. Ther. von Oesterreich, Kaiser Leopolds II. Tochter. Er hat keine Kinder; folglich kommt die Thronfolge auf den jüngern Bruder Maximilian (geb. 1759) der mit seiner 1804 gest. Gemahlin Caroline von Parma 3 Söhne (Friedrich August, geb. 1797, Clemens geb. 1798, und Johann, geb. 1801) und vier Töchter erzeugt hat. Noch lebt ein Oheim des Königs, der Herz. Albert von Sachsen-Teschen (geb. 1739) in Wien. B. Die ältere, die Ernestinische Linie, evangel. luther. Religion, gestiftet von dem Kurfürsten Ernst (st. 1486), theilte sich durch die Söhne des Enkels desselben, des letzten Ernestin. Kurfürsten, Johann Friedrich des Großmüthigen (st. 1554) in mehrere Aeste, die durch die Herzoge Wilhelm, und Ernst den Frommen, Söhne Johanns, des Enkels Johanns des Großmüthigen, zwei Hauptzweige: Sachsen-Weimar (seit 1815 großherzoglich), und Sachsen-Gotha bildeten. Letzterer theilte sich wieder durch die Söhne Ernst des Frommen in 7 Zweige, von denen noch vier blühen: S. Gotha, S. Meiningen, S. Hildburghausen und S. Coburg-Saalfeld (s. d. Weimar, Gotha u. s. w.). Der Großherzog und die 4 Herzoge von Sachsen haben in der Bundesversammlung den 12. Platz und Eine Gesammtstimme; im Plenum hat jeder Eine Stimme. Sämmtliche Länder des Sachsen-Ernestinischen Hauses haben einen Flächenraum von 177¼ Q. M. mit 550,800 Einwohnern. Die Gesammtuniversität der Länder dieses Hauses ist Jena. — I. Der Großherzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach, Karl August (geb. 1757) Senior der Ernestinischen Linie, hat zwei Söhne. Der Erbprinz, Karl Friedrich, ist mit Maria Paulowna, der Schwester des Kaisers Alexander vermählt. II. Der Herzog von S. Gotha und Altenburg, August, geb. 1772, hat keine männliche Nachkommenschaft. III. Der Herzog von S. Meiningen, Bernhard, geb. 1800 ist noch nicht vermählt. Seine Schwester, Adelaide, ist die Gemahlin des Herz. von Clarence, Bruders des Königs von Großbritannien. IV Der Herzog von S. Hildburghausen, Friedrich, geb. 1763, hat 4 Söhne. V. Der Herzog von S. Coburg-Saalfeld, Ernst, geb. 1784, hat einen Sohn. Sein Bruder, Ferdinand, östr. General-Major, nennt sich H. zu S. Cob. Saalf. Kohary, weil er mit der Erbin der Güter des Prinzen Kohary in Ungarn vermählt ist. Sein jüngster Bruder, Leopold, war der Gemahl der Prinzessin Charlotte von England (S. d. A.). Seine Schwester Victoire ist die Gemahlin des Herz. von Kent, Bruders des Königs von England. Q.

Sächsische Schweiz, ist ein Theil des Königreichs Sachsen, der größtentheils die Aemter Hohnstein, Lohmen und Pirna einnimmt und sich zu beiden Seiten der Elbe hinzieht. Früher kannte man dieses Gebirgsland unter dem Namen des Schandauer und Königsteiner Gebirgs; später, nachdem Götzinger durch seine Beschreibung dessel-

ben und Zingg durch seine trefflichen Kupferblätter es bekannter gemacht, gab man ihm, unpassend genug, den Namen der sächsischen Schweiz, den es auch behalten hat. In den ältesten Zeiten bewohnten diese Gegend die Sorben, von deren Daseyn in Namen, Gebräuchen und Sprache, noch überall Spur ist, doch wird in diesem District die wendische Sprache nirgends mehr geredet. Die ganze, unter obigem Namen begriffene, Gegend, breitet sich von Pillnitz aus bis zur böhmischen Gränze bei Hinter-Hermsdorf, in einer Ausdehnung von fünf Meilen, und von Falkenberg und Hochwald bis Höllendorf und Gottleube in gleicher Länge; die ganze Grundfläche der Gegend beträgt gegen 15 Quadratmeilen. Fast überall ragen senkrechte Felsenwände, entweder auf hohen Gebirgsrücken oder in Thälern tief und düster auf, bald gleichen sie hohen Wartthürmen alter Ruinen, bald weit ausgedehnten alten Burgen, mit Thor und Schießscharten, bald Gestalten der Menschen und Thiere; überall sind sie mit hohem Nadelholz bedeckt und sanfte Wiesen ziehen sich in den Thälern herab; durch dies Alles wälzt die Elbe ihre gelblichen Fluthen, in welche die Bergströme Chemnitz, Lachsbach, Wesenitz, Gottleube, Biela und Kirnitzsch aus wilden Felsenthälern herausströmen. — Im engern Thale der Elbe tritt man hier zuerst ein hinter der Stadt Pirna, wo zu beiden Seiten die hohen Sandsteinwände beginnen, doch immer noch im freundlichen Gewande, mit Reben und Epheu umrankt. Ueber dem Dörfchen Vogelgesand ragt eine Felsenspitze hervor, die wegen ihrer Form den Namen der Königsnase führt. Von hier aus beginnen schon allmählig zu beiden Seiten die Sandsteinbrüche, welche der hiesigen Gegend einen Haupterwerbszweig abgeben. Auf der östlichen Seite trifft man bald auf das Städtchen Wehlen, das noch wenige Ueberbleibsel eines alten Schlosses aufzeigt. Ein östlich von hier in das Gebirg führender Grund ist unter dem Namen des Uttewalder Grundes bekannt, an den ein anderer wilder Grund, der Reischengrund, sich anschließt. In diesem Grunde ist eine Stelle merkwürdig, wo die Felsenwände von beiden Seiten sich so sehr nähern, daß nur noch für den Durchgang eines Menschen Raum ist. Zwischen diese Wände stürzten sich andere von der Höhe und bilden nun ein Thor, das ungefähr 20 Schritte lang und unter dem Namen des Uttewalder Thores bekannt ist. Am Ende des Grundes führt eine in den Felsen gehauene Stiege nach dem Dorfe Uttewalde. In einer starken halben Stunde, von Wehlen aus, erreicht man das Dorf Rathen, und geht von hier aus an den Ruinen des Schlosses Rathen vorüber nach dem Kanapee und weiter hinauf nach der Felsenstirne der Bastei. Von dieser ergötzt der Anblick einer der schönsten Gegenden Deutschlands; überall führen fürchterliche Felsensteige, doch durch Geländer immer geschützt, in die Abgründe und auf die Felsenzacken der Gegend. In dieser Umgebung stand im Mittelalter eine Burg, zu welcher der Zugang über eine lederne Brücke, durch ein von zwei sich anlehnenden Felsen gebildetes Thor, gegangen seyn soll. Eine Felsentreppe führt einige hundert Fuß tief hinab in die Abgründe der Rabentaufe, der Vogel- und Martertelle, von welcher aus man in den romantischen Rathewalder Grund gelangt, indem sich der von hohen Felsenwänden eng zusammengepreßte Bach über das Amselloch herabstürzt und einen kleinen Wasserfall, den Amselfall, bildet. Dieser Grund führt nach dem Dorfe Rathenwalde. In der Nähe sind der Gamrichstein,

der Feldstein, die große und kleine Gans ꝛc., lauter Felsen, welche durch allerhand Aehnlichkeiten täuschen. Oberhalb Rathen, an der Elbe, bildet eine hervorragende Felsenecke das täuschend ähnliche Profil Ludwigs des 16ten und heißt auch die Königsnase. Gegenüber im Walde erheben sich der große und kleine Bärenstein, an welchen die Keuschheitsprobe und der Diebskeller merkwürdig sind; auch lohnen sie durch herrliche Aussicht. Nicht weit von ihnen hebt sich die Festung Königstein auf steil aufstrebenden Sandsteinfelsen empor. Eine Reihe stattlicher Häuser schmückt sie auf der einen Seite, auf der andern begränzt sie ein uralter Eichenwald. Zu ihren Füßen liegt das Städtchen Königstein; ihr gegenüber der noch höhere Lilienstein, der eine Spitzsäule trägt, welche des Königs August Besuch dieses Berges in lateinischen Worten verewigt. Gegen Süden hinauf ragt eine andre Felsenmasse, der Mädelstein, empor, in welchem die Diebshöhle befindlich ist, und über welchen die ähnlichen Colossen des Pfaffen-, Gorisch- und Hennersdorfer Steins hereinschauen. Eine starke Stunde weiter hinauf liegt das kleine, aber gewerbfleißige Schandau, ein Städtchen, das wegen seiner Heilquelle fast eben so bekannt ist, als wegen seines Elbhandels und seiner romantischen Gegend. Von hier aus führt ein Grund, der durch die Kirnitzsch gebildet wird, unaufhörlich von hohen Sandsteinwänden eingeschlossen, in das Gebirg hinein. Oft liegen häuserhohe Felsenwände, den Berggipfeln entstürzt, an den Berghängen, oder im Thal, immer von wildem Gesträuch uud Schlingkräutern malerisch geziert. Oben über einigen Mühlen führt ein Pfad rechts den Berg hinaus, nach der Wildensteiner Felsenhalle, auch der Kuhstall genannt, einer hochgewölbten, zu beiden Seiten offenen Felsenhalle, in welcher ein Gastwirth im Sommer seine Wohnung aufgeschlagen und von welcher aus sich das Auge in schwarzen Schlünden und Abgründen und hohen Felsenwänden verliert. Eine enge Felsenspalte führt hinauf auf die Höhe dieses Felsens, wo man deutliche Spuren ehemaliger Bewohnbarkeit wahrnimmt. Hart neben diesem Hauptfelsen ist eine kleinere Höhle, das Schneiderloch, und eine andre, das Pfaffenloch, in welchem sich zur Zeit der Hussiten ein katholischer Pfarrer verborgen haben, aber, nachdem ihn seine hussitischen Kirchkinder hier gefunden, über den Felsen hinabgestürzt worden seyn soll. Zur Zeit des 30jährigen Krieges waren alle diese Höhlen von den armen Bewohnern der umliegenden Dörfer bewohnt, die sich vor den Gräueln der Schweden und Kaiserlichen nicht anders zu retten vermochten. Ueber den Habichtsgrund hinüber, den Berg hinaus, gelangt man zum kleinen Winterberge, auf dessen frei hervorragender Felsenspitze ein kleines Haus, das Winterhaus, Schutz gibt gegen Regen, Sonne und Wind, und von wo aus man eine stundenweite Felsenwelt in der Tiefe überblickt. Durch Buchen- und Fichtenwald, über quellreiche Waldwiesen, führt ein schmaler Pfad nach dem großen Winterberge, dem höchsten Berge der ganzen Umgegend. Ueber alle Beschreibung schön ist die Aussicht von dieser Bergspitze. Ein weites Wald- und Felsenland ruht in der Tiefe, nur hie und da von Kirchen, Kapellen, Schlössern, Dörfern und einsamen Waldhäusern unterbrochen. Südlich hinein liegt im zarten Nebelduft ein großer Theil von Böhmen, in der südwestlichen Ferne vom Mittel- und Erzgebirge gedeckt; nördlich ein großer Theil von Sachsen mit seiner Königsstadt und ihren herrlichen Umgebungen; öst-

lich der Lausitz und des Riesengebirgs duftige Berge, westlich der immer höher steigende Kamm des Erzgebirges; durch alles hin fluthet stolz und lautlos die schöne Elbe, gleich einem silbernen Bande auf blauem Grunde. Von Nord nach Süd überblickt das Auge ein Land von mehr als 23 Meilen Erstreckung. In einer Stunde von hier aus erreicht man das Prebischthor, einen der schönsten Punkte der ganzen Gegend. Von schwindelnder Höhe herab, über sich einen haushohen Felsenbogen, aufgebaut von der Hand der Natur, unter sich nichts als thurmhohe Felsenzacken und Mauern, und drüber hinaus das blaue Land von Böhmen mit dem Prebischkegel, dem Rosenberge und Gallsteine, kann kaum eine Gegend größer gedacht werden. Unter dem Berge des Prebischthores leitet ein romantischer Grund nach Hirniskretscham, von wo aus der Wandrer die Elbe entlang oder auf einem gemietheten Kahn nach Schandau zurückkehrt. Hoch an der Bergwand, Hirniskretscham gegenüber, klebt malerisch eine Mühle, auf welche sich die Zschiepe in einem Wasserfall herabstürzt. Weiter herab liegt, zum Theil unter den Felsen gebaut, die Hirschmühle, tiefer unten das fleißige, bedeutenden Holzhandel treibende Krippen; am rechten Ufer der Elbe das Dorf Schmilka. — Ein Pfad, rechts ab vom Schandauer Bade, führt den Berg hinauf nach der hohen Liebe, einem waldigen Berge, von dessen Felsenspitze sich eine herrliche Aussicht öffnet. Eine lange Reihe von Felsengipfeln in der Nähe leitet uns hin nach dem colossalen Schrammstein, der nur mittelst hoher Leitern zu ersteigen ist und mit der Gestalt einer weitläuftigen alten Burg, mit Basteien, Thürmen und Mauern, täuscht. Die heilige Stiege hinunter gelangen wir zum Heringsloch, und von da durchs Reischenthor zu den seltsamen Felsenwänden des Reischensteins, auf dessen Gipfel im Mittelalter eine Burg stand. Durch die Felsen des Schrammthores hinab, nähern wir uns dem mächtigen Falkensteine, der, in Verbindung mit dem Schrammsteine, eine der imposantesten Felsengestalten bildet. Weiter in die Felsen hinein ist dem Reisenden noch der Reitersteig wichtig, ein steilherabgehender Felsenpfad, aus welchem man durch Webers Schlüchte in den großen Zschand, einen Hauptfelsen-Grund der Gegend, gelangt. Der in der Nähe gelegne Raubstein enthält eine hohe, geräumige Höhle, in welcher die alten Ritter ihren Pferdestall gehabt haben sollen; auf der Höhe findet man noch Spuren der Burg. So finden sich auf dem Felsen des Arnsteins noch viele Spuren ehemaliger Befestigung. Von hier aus ist man in einer halben Stunde an der Höhle des Kleinsteins, einer sehr sehenswerthen Parthie. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Schloß und Städtchen Hohnstein. Von ersterem ist nur ein Theil bewohnt; ein andrer Theil steht wüste. Dem Schlosse gegenüber steht eine hohe Felsenwand, der Hockstein, gegen 500 Fuß hoch, in welchen ein 2 Ellen hohes und 1½ Elle breites Loch führt. Im Innern dehnt sich eine schmale Spalte aus, die fast durch den ganzen Felsen geht; nur ein schmaler Streifen Himmelsblau leuchtet oben herein. Man klimmt nun den Spalt hinauf, überall Falze bemerkend, endlich hinaus durch eine natürliche Thüre auf einen Felsenvorsprung, von welchem man leichter die höchste Spitze des Felsens ersteigt, die eine angenehme Aussicht gibt. Auf der Höhe bemerkt man häufige Spuren ehemaliger Befestigung und eine Cisterne. Von hier aus führt eine schöne Straße nach Lohmen. Obschon dies Thal bei Lohmen, das nach

Liebethal hinabführt, und den Namen des Liebethaler Grundes trägt, manche schöne Parthie hat, so zeichnet es sich doch durch keine hervorstechenden Naturscenen aus, und mag in unsern Tagen, wo das Innre jener größern Felsenwelt bei Schandau durch Naturfreunde aufgeschlossen ist, unbesucht bleiben, wenn der Weg zu diesen nicht über dies Thal führt. — Wenden wir uns nach dem westlichen Ufer der Elbe, so gelangen wir bald über der Zschiepmühle nach dem Dorfe Schönau, in dessen Nähe sich zwei ausgezeichnete Felsen erheben, die schon in weiter Ferne auf den höchsten Punkten des jenseitigen Gebirgs durch ihre Aehnlichkeit mit Thurm- und Berg-Ruinen täuschen. Der Zirkelstein ragt in der Gestalt eines runden colossalen Wartthurms empor; der Gallstein in der Form einer Burgruine, die den Gipfel eines sanften grünen Hügels krönt. Wegen seiner zackigen Form wird der leztre, vorzüglich in Böhmen, auch der Kronenberg genannt. Doch den höchsten Punkt dieser Gegend bilden der große und kleine Zschirnstein; von dem erstern genießt man eine herrliche Aussicht, welche, so wie die ganze Gegend, in der Schrift: Sachsen, dargestellt von Dr. Mosch, ausführlich geschildert ist. Außer diesen Bergen ragt noch weiter südlich der Schneeberg empor, und schließt, als der höchste Berg der ganzen, sogenannten sächsischen Schweiz, die Reihe jener merkwürdigen Gebirgsbildungen. Von hier aus leitet das Thal der Biela, mit mancherlei schönen Parthieen geschmückt, nach Königstein hinab. Richtet der Reisende aber von Hermsdorf aus seinen Weg nach Langhennersdorf und verfolgt den dasigen Dorfbach bis an die Waldung, unterhalb des Dorfs: so gelangt er zu dem Wasserfall am Zwiesel, dem schönsten Sachsens. Ueber eine hohe Felsenwand, mitten in dunkler Waldung, stürzt er sich herab, und eilt dann zwischen hohen Felsblöcken hindurch, den Berg hinab, der Gottleube zu, die hier mit blendend weißem Schaum sich durch die Wände wühlt und von Block zu Block fällt. Beruhigter geht sie hierauf durch ein sanfteres Thal, als die bisherigen Gegenden gezeigt, nach Rottendorf und Pirna hinab, und beschreibt so die westliche Gränze der sogenannten Schweiz. Ausführlicher schildert dies ganze Land Götzinger in der Schrift: Schandau und seine Umgebungen.

Sachwalter, s. Advocat.

Sacken (Baron), Generallieutenant in russischen Diensten, wird für einen der ausgezeichnetsten und tapfersten Offiziere der russis. Armee gehalten. Seine ersten Feldzüge machte er in untergeordnetem Grade gegen die Türken und die Polen. Dann focht er gegen die Franzosen unter Korsakow, war bei dem unglücklichen Ueberfall bei Zürich und wurde hier gefangen. Nach Nancy gebracht, gewann er durch die Feinheit seines Betragens eben so sehr die Franzosen für sich, als er seiner Seits sich zu ihnen hingezogen fühlte. In dem Feldzuge von 1812 hatte er ein Observationscorps gegen die Oesterreicher zu befehligen. 1813, nach der Vereinigung mit Preußen, wurde Sacken mit einem Corps zur schlesischen Armee gegeben, und er theilte mit dieser bis zur Einnahme von Paris alle Erfolge und Widerwärtigkeiten. An den Erfolgen in der Schlacht an der Katzbach hatte Sacken wesentlichen Antheil, einen nicht mindern an dem Elbübergange bei Wartenburg und an der Leipziger Schlacht. Auf gleiche Weise theilte Sacken aber auch die Gefahren bei Champeaubert und Montmirail im Febr. 1814, bis die Einnahme von Paris dem blutigen Kampfe ein Ende machte. Sacken

wurde die Auszeichnung zu Theil, **Gouverneur von Paris** zu werden, ein Posten, dem er mit eben so vieler Klugheit als Mäßigung vorstand und in welchem er sich die Achtung aller Parteien erwarb. Bei der Niederlegung desselben erhielt er von den städtischen Autoritäten einen prächtigen goldenen Degen und vom Könige eine goldene Dose zum Dank und zur Erinnerung. Nach dem Tode von Barclay de Tolly wurde er an dessen Stelle zum Chef des ersten russischen Armeecorps ernannt.

Sacile (Schlacht bei) oder Fontana fredda, am 16. April 1809. Das österreichische Heer unter Erzh. Johann war bei seinem siegreichen Vordringen in Ober-Italien bis gegen Sacile gekommen, und hatte am 15. April nach dem glänzenden Gefechte bei Pardenone folgende Stellung: **Vortrab** (Gen. Frimon. 2 Bat. 10 Comp. 2 Ecadr.) bei Talponedo, Porgia, Palse, **das 8. Armee-Corps** (G. Albert Giulay 11 Bat. 8 Escadr.) bei Pordenone, **das 9. A. C.** (G. Ignaz Giulay 11 Bat. 9 Comp. 22 Escadr.) bei Nogaredo; ein Detaschement unter Oberst **Volkmann** (2 Bat. 4 Ecadr.) bei Roveredo. Die französische Armee unter dem Vicekönig von Italien (3 Div. Infanterie, Senas 10 Bat., Broussier 12, Grerten 12, 4 Reg. Cavallerie) hielt Ronche, Fontana fredda und Vigonovo besetzt, und lagerte hinter diesen Orten. Am Morgen des 16ten setzte sie sich in Bewegung und griff die Oesterreicher um 8 Uhr zuerst bei Porgia, gleich darauf auch die ganze Vorpostenlinie an; dort ward aber das Gefecht am lebhaftesten und dieser Punkt mußte von den Oesterreichern unterstützt werden. Der Feind zog jetzt einen Theil seiner Kräfte bei Vigonovo dahin; um dieß zu benutzen ward Gen. Gajoli mit 7 Bat. detachirt, um diesen Ort zu besetzen und mit Oberst Volkmann vereinigt gegen Sacile vorzudringen. Indeß die französische Cavallerie vor Bonche und Villadolt flößte ihm in dieser Ebene solche Besorgnisse ein, daß er auf dem Marsch gegen Vigonovo Halt machte; das Gefecht bei Porgia währte während dessen hartnäckig fort, dieser Ort und Palse mußten sogar einmal von den Oesterreichern verlassen werden. Aber Gen. Colloredo eroberte an der Spitze einiger frischer Bataillone diese Posten wieder und behauptete sie gegen alle Angriffe der feindlichen Uebermacht. Der Gen. Gajoli, aus dem starken Feuer entnehmend, daß der linke Flügel gedrängt werde, griff, um ihm Luft zu machen, Bonche, Oberst Volkmann Villadolt an, den rechten Flügel von einiger Cav. des 9. Corps gedeckt. Die französische Reiterei, die, wie wir wissen, hier stand, ward durch Kanonenfeuer vertrieben, und beide Orte, nach einem lebhaften Gefecht erobert. Sofort gaben die Franzosen den Angriff auf Porgia auf, und der linke österreichische Flügel, rasch vorrückend, drang mit ihnen zugleich in Fontana fredda ein. In wiederholten Angriffen versuchten die Feinde nunmehr diese 3 wichtigen Posten wieder zu erobern, wurden aber in einem mehrstündigen blutigen Gefecht jedesmal zurückgeschlagen. Sie machten zuletzt noch einen Versuch gegen die rechte Flanke der Oesterreicher, indem sie 4 Bataillons und den größten Theil ihrer Cavallerie zwischen Vigonova und Villadolt vorrücken ließen, aber 2 Dragoner-Regimenter vom 9ten Corps wiesen diese Masse so zurück, daß sie nach Sacile entfloh. In diesem Augenblicke, wo die Schlacht entschieden war (zwischen 5—6 Uhr Abends) erschien die Infanterie des 9ten Corps (die Cavallerie war früh als die Franzosen Vigonovo verließen, angekommen) auf dem Schlachtfelde. Um den Sieg vollständig zu machen, wurden 7 Bataillons derselben

über Vigonovo gegen Sacile vorgeschickt. Der Feind, obwohl im völligen Rückzuge, suchte diesen Ort zu vertheidigen, ward aber sogleich daraus vertrieben. Die Infanterie des französischen rechten Flügels, wovon der größte Theil nicht mehr durch Sacile konnte, sondern durch die Moräste auf Bugnera ging, zog sich in geschlossenen Massen zurück, so daß ihr die folgenden Cavallerie-Abtheilungen nichts anhaben konnten. Die ganze Armee, welche an 8000 Mann, darunter beinahe 5000 Gefangene, verloren, zog sich gegen Conegliano zurück, das siegreiche österreichische Heer, das 3600 Todte und Blessirte zählte, lagerte bei Sacile.

Saffian, s. Maroquin.

Saftfarben, s. Malerfarben.

Sage, s. Mythen und Historie.

Sahlbuch, so viel als Cataster. (S. d. Art.)

Saidschütz und Sedlitz sind zwei Dörfer nicht fern von der böhmischen Stadt Bilin am Abhange des Mittelgebirges. Die Gegend um diese Dörfer ist an trinkbarem Wasser und Bäumen arm, enthält einen bedeutenden Sumpf (den Serpina-Sumpf), und ist von Basalthügeln eingeschlossen. Aus dem Sumpfe laufen überall in gemachten Gruben salzige Wasser zusammen, die zu Bittersalz versotten werden können. Am südlichen und nördlichen Fuße eines sich in den Sumpf hereinziehenden Hügels sind aber die eigentlichen Bitterwasserbrunnen, ungefähr 24, zu finden, deren Wasser bitter schmeckt, laxirende Eigenschaften besitzt, und als bekanntes Mineralwasser weit versendet wird. F.

Sailer (Johann Michael), Doctor der Theologie, königlich baierischer geistlicher Rath und Professor der Theologie zu Landshut, ist 1751 zu Aresing ohnweit Schrobenhausen in Baiern geboren. Da seine Aeltern ohne Mittel waren, so konnte er nur durch die Unterstützung guter Menschen, die er in München fand, seine Studien anfangen und fortsetzen. Im J. 1770 trat er zu Landsberg in Oberbaiern in den Jesuiterorden, und blieb in demselben bis zu dessen Aufhebung 1773. Hierauf ging er nach Ingolstadt, wo er seine philosophischen und theologischen Studien vollendete, und dann drei Jahre lang öffentlicher Repetitor war. Im J. 1780 ward er zweiter academischer Professor der dogmatischen Theologie, neben Benedict Sattler, seinem Lehrer und Freunde. Da aber im J. 1781 die baierischen Klosterabteien alle Lehrstellen im Lande aus ihrem Mittel zu besetzen bekamen, verlor auch Sailer seine Stelle gegen das kleine Jahrgeld von 240 Gulden. Drei Jahre lebte er jetzt im Privatstande den Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die ihn bereits rühmlich bekannt gemacht hatten. Im J. 1784 folgte er dem Rufe zu einer Professur an der damals bischöflich-augsburgischen Universität Dillingen, wo er Moralphilosophie und Pastoraltheologie lehrte, auch nebenher Religionsvorlesungen für alle Academiker hielt, und mehrere vielgelesene Schriften herausgab. Zehn Jahre war er hier thätig gewesen, als er unerwartet seine Entlassung erhielt. Er lebte jetzt wieder mit sehr geringen Einkünften bloß den Wissenschaften und der Freundschaft, theils zu München, theils zu Ebersberg in Oberbaiern. Bei der Regierungsveränderung in Baiern 1799 wurde Sailer als Lehrer an der bairischen Landesuniversität angestellt, und befindet sich seitdem an der im J. 1800 von Ingolstadt nach Landshut versetzten Ludwigs-Maximilians-Universität als ordentlicher Professor der Theologie u. s. w. Das Verzeichniß der zahlreichen Schriften die-

ses fruchtbaren, um die Erweckung wahrer Religiosität unter den Catholiken in Baiern ungemein verdienten, Schriftstellers hier beizufügen, erlaubt uns der Zweck dieses Werkes nicht.

Saint-Aubin (Madame), eine der ausgezeichnetsten dramatischen Künstlerinnen in Paris am Theater Feydeau. Eben so ihre beiden Töchter, Mad. Saint-Aubin Düret und Dem. Joly Saint-Aubin. (S. Pariser Theater.)

Saint-Vincent (Lord, Graf und Vicomte John Jervis von), einer der berühmtesten englischen Seeoffiziere, Admiral und Pair von Großbritannien, ist 1734 geboren, trat schon in seinem 10. Jahre in die königl. Marine und machte seine ersten Seezüge unter Lord Hawke. Von diesem Zeitpunkte an war er allenthalben, wo es Lorbeern zu ernten gab. Er zeichnete sich bei vielen Gefechten in den Kriegen zwischen England und Frankreich in den Jahren 1757—1762 und dann in den Jahren 1778—1782 auf das ruhmvollste aus. 1787 wurde er zum Contreadmiral erhoben. Dann trat er ins Parlament, nahm aber beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England sogleich wieder Dienste, und seine erste Waffenthat in diesem neuen Kampfe war die wichtige Eroberung von Martinique. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über die engl. Flotte im mittelländischen Meer und in diesem wichtigen Commando erfocht er den großen Sieg über die spanische Flotte unter Admiral Cordova bei Cap Saint-Vincent am 14 Februar 1797. Von ihr erhielt Sir John die Würde eines Grafen von Saint-Vincent. Im Jahr 1798 detachirte er von seiner Station vor Cadix Nelson zur Aufsuchung Bounaparte's, dessen Flotte dieser bei Abukir vernichtete. Im Jahr 1801 wurde Graf Saint-Vincent zum ersten Lord der Admiralität ernannt.

Sais, eine der berühmtesten Städte des alten Aegyptens, und Residenz der letzten Dynastie, in Unterägypten, unweit der vom Nil gebildeten Insel Byblus. Es befand sich hier ein altberühmter und prächtiger Tempel der Göttin Neith, der ägyptischen Minerva, wie die Griechen glaubten, deren Priester in ganz vorzüglichem Ansehn standen. Ihr zu Ehren wurde daselbst jährlich das sogenannte Lampenfest gefeiert, das mit einer allgemeinen Erleuchtung der Stadt verbunden war, und an dem Tempel stand nach Plutarch die berühmte geheimnißvolle Inschrift: Ich bin Alles, was war, was ist, und was seyn wird; meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt.

Saiteninstrumente, s. Bogeninstrumente und Instrumentalmusik.

† Salamander, auch Molch, Feuermolch, ist ohngefähr eine Spanne lang, einen Daumen dick, gewöhnlich schwarz und gelb gefleckt, und hält sich an dunkeln, schattigen Orten auf. Bei den Alten war er Symbol des Feuers. Daher heißen auch die Feuergeister der Fabellehre Salamander, die als Genien mit feuerfarbenen Schmetterlingsflügeln vorgestellt werden.

† Salamis. Auch führte denselben Namen im Alterthum eine Stadt auf der Insel Cypern, von Teucer, Telamons Sohne, nach seiner Rückkehr von Troia erbaut, der Hauptort der ganzen Insel.

Salernum (j. Salerno), eine alte Stadt im Gebiet der Picentiner, in Unter-Italien, vorzüglich merkwürdig durch die weltberühmte Civitas hippocratica, oder medicinische Lehranstalt, die daselbst schon im 12. Jahrhundert n. Chr. blühte, und die

Pflanzschule aller medicinischen Facultäten von Europa wurde. Von ihr gieng hauptsächlich die ganze praktische Heilkunde aus, und ihre diätetischen Vorschriften wurden in Verse gebracht und überall verbreitet. (Vergl. Arzneikunde.)

*Salesianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimsuchung der Jungfrau Maria nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales, von dem und seiner Freundin Chanta dieser Orden 1610 zu Annecy in Savoyen ursprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, hauptsächlich zu geistlichen Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege bestimmt, schwarz gekleidet und so zahlreich wurde, daß er im 18. Jahrh. 160 Klöster und 6600 Nonnen hatte. Noch jezt gibt es Klöster der Salesianerinnen in den Städten Italiens, besonders in Venedig, auch in Triest und Breslau. Sie wiedmen sich nur der Krankenpflege und Erziehung junger Mädchen. E.

Salm. Es gab bis zum französischen Revolutionskriege zwei Grafschaften dieses Namens: die gefürstete Grafschaft Obersalm mit dem Städtchen Salm im Wasgau, zwischen Elsaß und Lothringen, und die Grafschaft Niedersalm mit dem Städtchen Salm in den Ardennen, an der Grenze von Lüttich im Luxemburgischen. Das uralte Geschlecht der Grafen Salm, welches diese Grafschaften besaß, theilten die beiden Söhne des Grafen Theodorich 1040 in zwei Linien: 1) Obersalm erhielt Heinrich, dessen Nachkommen in zwei Aeste sich ausbreiteten. Von dem ältern Aste kam ein Theil der Grafschaft durch Heirath im Anfange des 17. Jahrh. an Lothringen; der letzte Zweig dieses Astes, der die Grafschaft Neuburg am Inn besessen hatte, starb 1784 aus. Die Hälfte von Obersalm aber, welche der jüngere Ast besaß, war durch Simons II. Tochter Johanna, welche sich 1475 mit dem Wild- und Rheingrafen Johann V. vermählt hatte, an das wild- und rheingräfl. Geschlecht gekommen, wodurch ein neues fürstliches Haus Salm entstand. 2) Niedersalm erhielt Karl. Seine Nachkommen erwarben das Herzogthum Limburg; daher fiel die Grafschaft Salm an den jüngern Zweig dieser Linie, welcher mit Heinrich IV. 1413 erlosch. Sein Erbe war Johann IV., Graf von Reiferscheid (in der Eiffel), ein Nachkomme Gerlachs, des jüngeren Sohnes Heinrichs II., Herzogs von Limburg. Also stammt das Haus Niedersalm (Reiferscheid) allein von dem alten Hause Salm in männlicher Linie ab, und die Fürsten dieses Hauses nennen sich deßhalb Altgrafen von Salm. Es theilte sich 1629 in zwei Linien. Die ältere besitzt Salm und Reiferscheid; die jüngere Dyk. A. Die ältere theilte sich wieder in drei Zweige: a) das fürstliche Haus Salm-Reiferscheid-Krautheim (sonst Bedbur). Dieses verlor seine Besitzungen im Lüneviller Frieden, und erhielt dafür durch den Entschädigungsreceß 1803 Ländereien in Franken, die 1804 zu einem Fürstenthume Krautheim (6 Q. M. 14000 Einw. und 160,000 Fr. Einkünfte) erhoben wurden. Durch den Rheinbund kam dieses Fürstenthum, dessen Fürst katholisch ist und zu Gerlachsheim an der Tauber wohnt, unter die Souveränetät von Würtemberg und Baden; b) das H. Salm-Reiferscheid-Hainsbach, welches allein noch den Grafen-Titel führt, hat niemals unmittelbare Besitzungen gehabt. Seine Güter liegen in Böhmen, wo der Graf ein Kron-Erbamt bekleidet; c) das 1790 in den Fürstenstand erhobene H. Salm-Reiferscheid hat eben so wenig jemals unmittelbare Besitzungen gehabt. Es erbte die Majoratsherrschaften der 1784 ausgestor-

denen Salm-Neuburger Linie. Der Fürst wohnt in Wien. — B. Die jüngere Linie Dyck hat ihre Besitzungen im Bezirk Cöln des preuß. Großherzogth. Niederrhein und in Würtemberg ($2\frac{1}{12}$ der Herrsch. Schussenried und Weissenau.) Sie ward 1816 in den königl. preuß. Fürstenstand erhoben. — Das gegenwärtige Haus Obersalm ist ursprünglich ein Zweig der Wild- und Rheingrafen. Die Güter der alten Wildgrafen (im Ardenner Walde). Nachkommen der Söhne Otto's von Wittelsbach, des Mörders König Philipp von Schwaben, welche im Anfange des 15. Jahrh. ausstarben, kamen durch Heirath an die Rheingrafen, die schon im 13. Jahrh. die Rheingrafschaft Stein an der Nahe besaßen, und sich nun Wild- und Rheingrafen nannten. Von diesen stiftete Johann V., als Gemahl der Erbin von Obersalm, Johanna, das neue H. Salm. Seine Nachkommen theilten sich in mehrere Zweige, von denen der ältere den Namen Salm, die übrigen aber den Namen Wild- und Rheingrafen führten, bis sie diesen 1816 mit dem Namen Fürsten von Salm-Horstmar vertauschten. Nach mehreren Verzweigungen sind gegenwärtig nur noch drei Aeste des Hauses Obersalm vorhanden: a) die Fürsten von Salm-Salm, kathol. Religion. Diese verloren in Folge der französ. Revolution die noch übrige halbe obere Grafschaft Salm in den Vogesen und die wild- und rheingräflichen Länder. Sie behielten bloß die Herrschaft Anholt an der Gränze von Westphalen und Holland. Durch den Rezeß von 1803 erhielten sie als Entschädigung ein Fürstenthum im ehemal. Bisthume Münster, von 31 Q.M. mit 38,000 Einw. und 340,000 Fr. Eink. Der Fürst von Salm-Salm trat zum Rheinbunde, verlor aber seine Souveränetät durch den Senatsbeschluß vom 10. Dec. 1810. Er ist seit 1815 königl. preuß. Vasall. Der jetzige Fürst zu Salm-Salm, zu Bucholt, Aahaus und Anholt, Herzog von Hoogstraten, heißt Constantin, und residirt zu Anholt unweit Bocholt, einem Flecken an der Aa. Er trat den 7 Sept. 1816 den Anholder Zoll an den König der Niederlande gegen Entschädigung von 22,150 holl. Gulden ab. Seine Kinder zweiter Ehe besitzen $\frac{1}{8}$ von den Herrsch. Schussenried und Weissenau in Würtemberg; b) das fürstl. H. Salm-Neu-Kyrburg, wurde ebenfalls 1803 für den Verlust der Grafschaft Kyrburg und seinen Antheil an den wild- und rheingräfl. Gütern, im Münsterschen, (mit 10 Q. M. 8000 E. und 170,000 Fr. Eink.) angränzend an Salm-Salm, seit 1815 unter K. Preuß. Souveränetät, entschädigt. Dieser Fürst, der 1806 ebenfalls zum Rheinbunde getreten war und 1810 seine Souveränetät an Frankreich verloren hatte, ist kathol. und residirt zu Aahaus. Er ist Grand von Spanien der ersten Classe und ein Sohn des 1794 in Paris guillot. Fürsten; — c) das fürstl. H. Salm-Horstmar; lutherischen Kirche, stammt von der Grumbach'schen Linie der Wild- und Rheingrafen ab, deren beide Zweige Rheingrafenstein und Grumbach im J. 1813, für den Verlust ihrer Erbgüter auf dem linken Rheinufer, das Amt Horstmar im Bisth. Münster von 31 Q. M. mit 46,000 Einw. und 400,000 Fr. Eink. erhielt; gegenwärtig unter königl. preuß. Souveränetät. Das Haus Rheingrafenstein erlosch, und der Wild- und Rheingraf von Grumbach wurde 1817 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Seitdem nannte er sich Fürst zu Salm-Horstmar. Er residirt zu Cösfeld.

† Salonichi, nächst Constantinopel die wichtigste Handelsstadt in der europäischen Türkei, ist mit hohen Mauern und Festungswerken umgeben, und liegt am Ende des durch viele Anschwemmungen sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens. Sie ist an dem stei-

len Abhange des Berges Kurtiah in der Gestalt eines Dreiecks erbaut, zeichnet sich vor andern türkischen Städten durch eine größere Reinlichkeit aus, und enthält zehn große und mehrere kleinere Moscheen, neun Bäder und 70,000 Einw., darunter 10,000 Griechen und 23,000 Juden, welche an 4000 Häuser bewohnen, und hier eine hohe Schule, Hora genannt, mit 20 Lehrern und 1000 Schülern haben. Die Häuser sind ganz im türkischen Style erbaut und die Bazars befinden sich in dem untern Theile der Stadt. Die beiden vorzüglichsten Moscheen sind zwei ehemalige der heiligen Sophia und dem heiligen Demetrius geweihete griechische Kirchen. In der letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und zwei Gallerien tragen. Auch befinden sich hier einige griechische Kirchen, ein griechischer Metropolit, einige griechische Klöster und eine catholische Kirche. Ferner ist die Stadt der Sitz eines Pascha von drei Roßschweifen. Der Hafen der Stadt ist sicher, kann 300 Schiffe fassen, und es laufen in denselben Schiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen christlichen Ländern ein. Von dem mit sieben Thürmen versehenen Kastelle, welches zum Theil auf einer Anhöhe liegt, und die Stadt beherrscht, hat man eine entzückende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt und die unabsehbare Ebene Macedoniens und die sie durchschlängelnden Flüsse. Nordwärts von dieser Ebene zieht sich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt. Man findet in und außerhalb dieser Stadt noch viele Alterthümer mit Inschriften.

† Salzburg. Das salzburgische Land ist gebirgig und enthält ein einziges großes Thal, das Thal längs der Salza, in welches sehr viele Nebenthäler auslaufen, die von den hohen Alpen herabfallen. Dieses schöne Thal nimmt in dem westlichen Winkel des Landes seinen Anfang, läuft anfangs ost- und dann nordwärts, und wird sonderlich auf der rechten Seite längs der südlichen Gränze des Landes von sehr hohen Gebirgen, die zur nordischen Alpenkette gehören, eingeschlossen, wovon einige sich über 10,000 Fuß erheben. Viele derselben sind mit ewigem Schnee bedeckt und zeigen alle Erscheinungen der Schweizeralpen, Gletscher, Klüfte, Schneelawinen, Wasserfälle rc. Gegen Norden ist das Land offen und hat einige schöne Ebenen. Die Luft ist rein und gesund, aber strenge. Die Winter sind stark und anhaltend, die Sommer in den engen Thälern sehr heiß, die meisten Berge sind fruchtbar und tragen unten Getraide, weiter hinauf Waldungen und gegen den Gipfel zu vortreffliche Weiden, Almen oder Alben genannt. Zwischen den Bergen gibt es viele breite und fruchtbare Thäler, und der nördliche ebenere Theil des Landes ist sehr fruchtbar. Auch wird der Feldbau mit Emsigkeit betrieben. Doch bringt das Land nicht so viele Feldfrüchte, besonders Getraide, hervor als es braucht; Baum- und Gartenfrüchte aber hinlänglich, Wein nirgends. Die Waldungen sind von Wichtigkeit, noch wichtiger ist der treffliche Graswuchs, der eine starke Viehzucht veranlaßt. Die Rindviehzucht, welche ganz auf Schweizerart getrieben wird, ist überaus beträchtlich, und macht die Hauptnahrung des Landes aus. Das Vieh ist von einer ungewöhnlichen Größe. Auch die Pferdezucht von einer nicht schönen, aber sehr starken Rasse, ist sehr ansehnlich. An Wild ist großer Ueberfluß. Sehr wichtig sind die Mineralien, und unter diesen ist Steinsalz das erste. Die übrigen Mineralien sind Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Kobalt, Arsenik, Bergkrystalle, Marmor, Salpeter, Braunstein, Speckstein, Serpentin, Asbest, Torf, mineralische Quellen. Die Verarbeitung der Bergproducte macht beinahe den einzigen Fabrikzweig des Landes aus. Man

hat Eisen-, Stahl-, und Messinghämmer, doch nicht genug für die gewonnenen Producte, daher noch viele roh ausgeführt werden. Hier und da verfertigt man wollene Waaren und die Baumwollenstrickerei ist durch das ganze Land verbreitet. Der Bauer pflegt sein Bedürfniß an Flachs und Wolle nicht nur zu ziehen, sondern auch selbst zu verarbeiten, und macht sich Tuch, Leinwand, Strümpfe und Schuhe zu eignem Gebrauche. Die ehemaligen Erzbischöfe von Salzburg hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von Bayern das Directorium im bayerschen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe, und abwechselnd mit Oesterreich (welches aber immer den Anfang machte) von einer Materie zur andern das Directorium im reichsfürstlichen Collegium. Außerdem erhielten sie von dem Kaiser, auch wenn sie nicht aus fürstlichen Häusern waren, den Titel: Ew. Liebden, dahingegen die geistlichen Churfürsten in diesem Falle nur: Ew. Andacht genannt wurden. Nach dem pariser Frieden ist Salzburg von Bayern wieder an Oesterreich vertauscht worden, mit Ausnahme des jenseits der Salza gelegenen Theiles, welcher bayerisch geblieben ist, und einen Theil des Isarkreises ausmacht. Der österreichisch gewordene Theil Salzburgs bildet jezt (mit Ausnahme einiger kleinen zu Tyrol geschlagenen Districte) den Salzach- oder salzburger Kreis des Landes ob der Ems. Die Hauptstadt Salzburg ist auf drei Seiten von Bergen und gegen Norden von einer Ebene umgeben, und liegt in einer sehr romantischen Gegend, an beiden Ufern der Salza, über welche eine 370 Fuß lange und 40 Fuß breite Brücke führt. Die Stadt mit 860 Häusern und 13,000 Einwohnern hat zwar enge und krumme Straßen, aber regelmäßige Plätze, (den Hofplatz mit dem prächtigen Springbrunnen von Marmor, den mit Arkaden und Gallerien eingefaßten Domplatz) und gut, meist in italienischer Manier, erbaute Häuser. Einige Festungswerke umgeben die Stadt; und auf dem Nonnenberge, dem höchsten östlichen Punkte des Mönchsberges, liegt 100 Klafter hoch über der Salza die Festung Hohensalzburg, mit einem Zeughause und einer unvergleichlichen Aussicht. Der südliche Theil des Mönsberges ist gleich einer Wand senkrecht abgeschnitten, und dient zu einem unersteiglichen Bollwerke. Durch den Mönchsberg führt das neue oder Sigismundsthor, welches von 1769 bis 1774 erbaut wurde, und ein 150 Schritte langes und 7 bis 8 Schritte breites durch einen Felsen gehauenes Gewölbe darstellt. Vor demselben steht die 15 Fuß hohe Bildsäule des heiligen Sigismund von weißem Marmor. Zu den merkwürdigsten Gebäuden der Stadt gehören; das Residenzschloß oder der jetzige erzbischöfliche Palast, die im edelsten Geschmacke und im Style der Peterskirche aufgeführte prächtige Domkirche mit zwei Thürmen und vor derselben die Bildsäule der unbefleckt empfangenden Jungfrau, die Gebäude des Lyceums (oder der ehemaligen Universität) mit einer schönen Kirche, das neue Dicasterialgebäude, das Capitelhaus, das Hofstallgebäude mit einem in Felsen ausgehauenen Amphitheater, dessen man sich als Sommerreitschule bedient hat, und mehrere Paläste des Adels, als der Lodronische, Kuenburgische ꝛc. Die ehemalige schöne Sommerresidenz Mirabella brannte 1818 nebst einem beträchtlichen Theile der Stadt ab. Außer dem Lyceum findet man hier eine medicinisch chirurgische Lehranstalt, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, ein Schullehrerseminar, mehrere Bibliotheken und Kunstsammlungen. Von Fabriken sind hier eine Drahtzieherei, zwei Eisenhämmer, vier Tabacks-, vier

Stärke- und Puderfabriken, eine Spielkarten-, eine Majolika-, eine Baumwollen-, eine Kattun-, eine Siegellack- und eine Lederfabrik. Auch treibt die Stadt wichtige Handelsgeschäft, und jährlich werden zwei Messen oder Dulten gehalten. In der Nähe liegen die beiden landesfürstlichen Lustschlösser Hestbrunn mit künstlichen Wasserwerken und Kleßheim mit einer Fasanerie; das gräflich Firmianische Schloß Leopoldskron, bekannt wegen seiner herrlichen Gemäldegallerie, und das fürstlich Schwarzenbergische Schloß Aigen mit schönen Gartenanlagen.

* Salzdahlum, braunschweigische Domäne in dem Kreisamte Wolfenbüttel, zwischen den beiden Dörfern Ober- und Niederdahlum gelegen, in deren Nähe auf einem Hügel das Salzwerk Salzdahlum mit einem Gradirwerk liegt. Das sonst hier befindliche, nach dem Muster von Versailles gebaute schöne herzogliche Schloß ist, während das Herzogthum Braunschweig einen Bestandtheil des Königreichs Westphalen bildete, gänzlich weggebrochen und der Garten zerstört worden. Die vormals in Salzdahlum befindliche Gemäldegallerie wird jetzt zu Braunschweig in dem Museum aufbewahrt.

Salzwerk, s. Saline.

Samaniden, s. Persien.

Samothrake oder Samothrace, eine Insel des Aegeischen Meeres, unweit Lemnos, an der thracischen Küste, der Gegend von Troja gegenüber, im Alterthume vorzüglich berühmt durch ihre Mysterien, deren Priester zuerst die Kabiren, dann die Dioskuren gewesen seyn sollen. Die Einweihung in diese Mysterien sollte auch nur den Gefahren zur See schützen; daher schon von den Argonauten erzählt wird, sie seyen auf Orpheus Rath, der selbst ein Eingeweihter war, auf Samothrake gelandet. Wie über allen Mysterien, so liegt auch über diesen ein geheimnißvolles Dunkel, das sich selbst auf die Namen der verehrten Gottheiten erstreckt. Daß ägyptische und phöniciſche Gottesdienste und Gebräuche später mit griechischen vermischt und verwechselt wurden, scheint gewiß. Später soll der samothracische religiöse Cultus zu den Etruskern gekommen seyn, jedoch mit veränderten Götternamen. Uebrigens genoß die Insel, aus Achtung für die Mysterien, auch unter der römischen Herrschaft fortdauernd eine gewisse Freiheit, und selbst eine Zeit lang nach Chr. Geb. noch standen jene altberühmten Mysterien in Ansehn.

Samscrit s. Sanscrit.

San Carlos (Don Jos. Mich. de Carvajal, Herzog von), Grand von Spanien erster Classe, Staatsrath, Generallieutenant, Director der Academie u. s. w, stammt aus der alten Familie der Carvajal, die ihren Ursprung bis zu den Königen des Reiches Leon zurückführt. Geb. 1771 in Lima, wo er auch seine erste Erziehung erhielt, kam er im 16. Jahre nach Spanien, trat in die militärische Laufbahn, und machte seinen ersten Feldzug 1794 in Catalonien, seinen zweiten bei der Belagerung von Toulon. Nach Madrid an den königl. Hof gerufen, wurde er zum Kammerherrn und dann zum Gouverneur des jetzigen Königs Ferdinand ernannt. Nicht lange vor der berüchtigten Intrigue im Escurial im Jahr 1807 (s. Spanien und Ferdinand VII.) wurde San Carlos, um ihn zu entfernen, zum Vicekönig von Navara ernannt. Drei Monate nachher erhielt er Befehl, sich als Gefangenen zu constituiren. Er wurde beschuldigt, Ferdinand gefährliche Rathschläge ertheilt zu haben, und ins Exil verwiesen. Nach der Revolution von Aranjuez, durch welche Ferdinand den Thron bestieg, rief dieser den Herzog von San Carlos

sogleich zu sich, ernannte ihn zum Minister des königl. Hauses und zum Mitglied des geheimen Staatsraths. San Carlos begleitete den König auf der unglücklichen Reise nach Bayonne, und zeigte gegen die usurpatorischen Vorschläge und völkerrechtwidrigen Maasregeln Napoleons die höchste Energie. Vor allem drang er darauf, daß dem Könige die größte Freiheit werden müsse und nichts ohne die Zustimmung der Cortes beschlossen werden könne. Indeß blieben seine Bemühungen fruchtlos. Die Renunciationstractaten vom 5. und 10. Mai 1808 kamen zu Stande, aber obgleich Napoleon alle Mühe anwandte, den Herzog von San Carlos zu bewegen, dem neuen Könige von Spanien zu huldigen, so hielt dieser sich als Mann von Ehre doch verpflichtet, seinem unglücklichen Herrn nach Valençay zu folgen. San Carlos und Escoiquiz wurden jedoch bald unter einem Vorwande nach Paris gelockt. Beide benutzten diesen Aufenthalt, um den russischen, österreichischen und preußischen Gesandten Mittheilungen über die Lage Spaniens zu machen, wofür sie aber, als es entdeckt wurde, Escoiquiz nach Bourges und San Carlos nach Lons le Saulnier exilirt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden. Als Napoleon sich durch die Gewalt der Umstände gezwungen sah, in Beziehung auf Spanien sein politisches System zu ändern und Ferdinand wieder auf den Thron zu setzen, warf er seine Augen auf den Herzog von San Carlos, der ihm am geeignetesten schien, die erforderlichen Einleitungen zu machen. San Carlos fand zu Valençay bereits den Abgeordneten Laforest; er wurde von Ferdinand auf das liebreichste aufgenommen, und am 8. December kam ein Tractat zu Stande, wie er der Würde Spaniens angemessen war. Der Herzog eilte sogleich nach Madrid (wo er den 6. Jan. 1814 eintraf), um die Ratification der Regentschaft einzuholen. Aber statt diese zu erlangen, wurde ihm ein Decret der Cortes mitgetheilt, kraft dessen alle Spanier, die sich in Unterhandlungen mit Napoleon einlassen würden, als Vaterlandsverräther erklärt wurden. Der Herzog reisete daher ohne die Ratification der Regentschaft nach Valençay zurück, und es mußte eine neue Unterhandlung mit Napoleon eröffnet werden, um die persönliche Rückkehr des Königs auszuwirken. Die damalige Lage Frankreichs machte dies schwierig, jedoch wurden endlich die Pässe ausgefertigt. Der König umarmte ihn bei der Ueberreichung derselben und hing ihm den Orden des goldenen Vließes um, den er selbst trug. San Carlos war der einzige Minister, der den König auf seiner Zurückreise in seine Staaten begleitete. Wir verweisen von diesem Zeitpunkte an auf die Art. Spanien und Ferdinand VII. und führen nur noch die Hauptmomente im äußern Leben des Herzogs an. Am 3. Mai wurde er zum Generalminister-Staatssecretair ernannt und am Tage darauf erfolgte das Decret Ferdinands, wodurch die Cortes entlassen wurden und er die Zügel der Regierung wieder selbst auffaßte. Im November, als der Herzog seinen verminderten Einfluß bemerkte, forderte er seine Entlassung und Don Pedro Cevallos trat an seine Stelle. Im October 1815 wurde er zum Gesandten in Wien ernannt, und im Jahre 1817 erhielt er dieselbe Stelle beim Cabinet von St. James. Er befindet sich (1819) noch auf diesem Posten in London.

† Sanct-Helena. Diese Insel ward am 22. Mai (dem Namenstage der heiligen Helena) 1508 von den Portugiesen entdeckt, und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie durchaus wüst und unbewohnt und man fand nur einige Schildkröten und Seevögel darauf. Die Portugiesen, welche einsahen, wie viele Vortheile diese Station den in

diesen Gewässern schiffenden Seeleuten gewähren würde, versetzten verschiedene Arten vierfüßiger Thiere und Geflügel hin, machten Anpflanzungen und säeten mancherlei Sämereien aus, legten aber keine Niederlassungen an, sondern baueten nur eine kleine Kirche in dem sogenannten Capellenthale. Sie wurde gegen das Jahr 1600 von den Holländern zerstört, die sogar die in der Umgegend gepflanzten Bäume fällten. Zu verschiedenenmalen ließen sich einige Personen auf dieser Insel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer darauf fest, verpflanzten neue Thiere darauf und säeten neue Getreidearten aus. 1650 erhielt die englisch-ostindische Compagnie diese Insel von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer nahmen sie zwar 1673 durch Ueberrumpelung wieder, aber im nämlichen Jahre eroberten sie die Engländer von neuem, und bauten das Fort St. James. Seit dieser Zeit blieb sie in ihren Händen. Sie ist für ihren Handel von größter Wichtigkeit, denn die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber die nach Ostindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort. Seit 1816 ist durch eine Cabinetsordre allen Schiffen, die Ostindienfahrer ausgenommen, verboten, so lange sich Bonaparte daselbst befindet, ohne besondere Erlaubniß nach St. Helena zu gehen, oder hin zu handeln. Man pflegt die Reise von St. Helena in 8 bis 10 Wochen zu machen, während man umgekehrt, wegen der Passatwinde, auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß. Das Clima dieser Insel ist unbeschreiblich schön; der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Julius und August zuweilen bewölkt, kein andrer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Region. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Die meisten Einwohner erreichen daher ein hohes Alter, und zeichnen sich oft noch im achtzigsten Jahre durch ungemeine Kraft und Munterkeit aus. Schiffskranke genesen fast durchgehends in den ersten Tagen, ja die siechsten Personen, die in Ostindien nicht mehr zu retten schienen, erholen sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es regnet übrigens überhaupt sehr selten und zuweilen in zwei bis drei Jahren nicht. Freilich verliert die Luft, welche immer durch den Passatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere dagegen leiden gar sehr dabei. Als Ursachen dieser großen Trockenheit gibt man die Stätigkeit des Passatwindes, die isolirte Lage dieser Insel, die unter allen Inseln am weitesten von einem festen Lande ist, so wie den unbedeutenden Umfang und die verhältnißmäßige Kahlheit derselben an. Indessen scheint seit 50 Jahren die Atmosphäre feuchter geworden zu seyn, und seit dem vermehrten Anbau mehr Regen zu fallen, so daß eine anhaltende Dürre immer weniger zu befürchten seyn wird. Diese mit Felsen und hohen Bergen besetzte Insel, deren schroffe Küsten eine 800 bis 1200 Fuß hohe Mauer bilden, und nur Einen Landungsort darbieten, ist nach und nach mit einer gegen 1½ Fuß dicken Dammerde bedeckt worden, die eine üppige Vegetation zeigt. Der Orangen-, Palm-, Citronen-, Feigen-, Granat-, Akazien-, Limonienbaum prangt mit dem herrlichsten Grün. Die deutsche Eiche und der indische Bambus gedeihen auf Einem Boden. Die Pfirsichbäume sind seltner geworden. Der Bau des Oelbaums, mit dem man sich seit kurzem abgibt, verspricht

glückliche Resultate. Unter den neun oder zehn Arten einheimischer Bäume bemerkt man den Farrenkrautbaum, an den Küsten einige Mimosen, viele Ebenholzbäume und Aloes. An dem Hange der Thalwände halten Stützungsmauern mit großen Kosten angelegte Gärten, denen die Regen oft vielen Schaden zufügen. Die Thäler sind sehr fruchtbar, und liefern schöne Früchte und köstliche Gemüse, auch geräth der Kaffee gut. Der Weinstock ist nicht besonders einträglich. Die Melonen, Bananas, Ignamen, Ananas, Pisangs, Erbsen, Bohnen, Rüben und anderes Würzelwerk haben einen angenehmen Geschmack. Vor andern findet man in dem Capellenthale Portulak, Senf, Sauerampfer, Petersilie, wilde römische Camille, Alkekengi, Pataten und Yams; aber wegen der Verwüstung, welche die Ratten unter der Saat anrichten, nur wenig Korn, Mais und Gerste. Das benöthigte Mehl kommt aus England, und in bösen Jahren ißt man Yams, Ignamen und Pataten statt des Brotes. Die Gärten sind mit Rosen, Immergrün, Myrthen, Lilien, Lorbeerbäumen und einigen andern Sträuchern verziert. Die des Gouverneurs verdienen besondere Erwähnung. In dem Garten des Obersten Brooke auf St. Helena trifft man europäische und afrikanische, ostindische, chinesische, amerikanische und australische Pflanzen in der üppigsten Blüthe an. Aus dem Thierreich hat man wenige Pferde, viele Ziegen, Rindvieh, Schaafe, zahme und wilde Schweine, Kaninchen, Perlhühner, Tauben, Hühner, Gänse, Repphühner, Fasanen, Haselhühner, Pfauen, Wasserhühner, Seevögel, aber keine reißenden und giftigen Thiere. Großen Schaden richten aber die Ratten an, welche sich unglaublich vermehrt haben. Kaum hat man die Felder mit Korn, Gerste oder Mais besäet, so umwühlen und verwüsten sie die Saat gänzlich. Auch gibt es wohlschmeckende Schildkröten und eine große Menge von Fischen. Das süße Wasser ist gut und sehr gesund. Vorzüglich faßt man das süße Wasser im Capellenthale, wo mehrere schöne Quellen von der Höhe herab sich mit dem Hauptbache vereinigen. Außer diesem Wasserplatze gibt es noch zwei kleine Flüße, wo man Wasser einnehmen kann; sie strömen von der Höhe des Gebirges in Fällen herab, und fließen in der Mitte der Anpflanzungen, die sie durch das Rieseln ihrer Wellen beleben. Die Ostindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St. Helena, und man findet die hiesigen Kaufmannsladen mit ostindischen und europäischen Waaren versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht alles in geheurem Preise, und es ist in St. Helena alles vier Mal theurer, als in London selbst. Die ganze Bevölkerung der Insel wird auf 6000 Seelen geschätzt, mit Einschluß von 7 bis 800 freien Negern und 1500 Soldaten. Man trifft auf der Insel keine wirklichen Fahrstraßen, sondern nur Feldwege, auf denen kleine, mit Ochsen bespannte Karren fortkommen können, die man zu Fortschaffung grösserer Lasten benutzt. Um mit Bequemlichkeit zu reisen, benutzen Männer und Weiber die Pferde, da die Wege zum Fahren mit Kutschen zu holperig, steil und schief sind, ob sie gleich völlig an der Seite der Berge hingebahnt sind, wobei man durch Umwege so viel als möglich die Schroffheit der Abhänge zu umgehen gesucht hat. Merkwürdig ist der Weg des Leiterberges, der das Capellenthal mit den Pflanzungen, die auf den Anhöhen der Insel liegen, in Verbindung setzt, wo man einen neun Fuß breiten Weg durch Schützungsmauern gebahnt und mit Brustlehnen versehen hat, so daß man ihn zwar ohne Furcht, in die Schlucht zu fallen, wandeln kann, aber nicht, ohne dem Falle von

Steinen ausgesetzt zu seyn, welche die in der Nähe weidenden Ziegen oft herunterrollen, indem sie solche mit den umgebenden Gräsern losreißen.

Sand (Carl Ludwig), Candidat der Theologie — aus Schwärmerei der Mörder des Staatsraths von Kotzebue — geboren im J. 1795 zu Wunsiedel im Obermain-Kreise des Königreichs Baiern, wo sein Vater, ehemaliger preußischer Justizrath, und seine Mutter noch leben, erhielt von seinen Aeltern eine sorgfältige Erziehung, die vorzüglich seine (schwärmerischen Ansichten, wie man sagt, nicht unempfängliche) Mutter geleitet haben mag. In den reifern Knabenjahren ging er auf das Gymnasium zu Regensburg, wo er fleissig und brav, aber immer etwas finster und verschlossen war. Er soll daselbst besonders die philosophischen Vorträge Kleins, des dermaligen Professors zu Würzburg, mit Vorliebe studirt haben. (Warum begründeten nicht vielmehr Sprach- und historische Studien — die Herder einst einer Mutter empfahl, um die vorherrschende Anlage ihres Sohnes zu allem, was in den Bereich der Phantasie gehört, gleich in ihrer ersten Entwickelung dem besonnenen Ernste der Urtheilskraft zu unterwerfen — die Bildung des Jünglings in einem Alter, das für philosophische Studien noch nicht vorbereitet und reif genug seyn kann?) Von Regensburg zog den jungen Sand Eschenmayers Ruf nach Tübingen, wo er mit vielem Eifer den Vorbereitungswissenschaften (man weiß nicht, welchen vorzüglich, und in welcher Ordnung) der Theologie oblag, bis auch ihn, wie so viele andre Studirende, die Wiedererneuerung des Kriegs gegen Frankreich im J. 1815 zu den Waffen rief. Er diente als Freiwilliger im baierschen Heer und sein Hauptmann hat sein musterhaftes Betragen öffentlich anerkannt. Der Friede gab ihn den Studien wieder, welche er nun zu Erlangen fortsetzte. Hier war unter seinen Lehrern D. Kaiser vor Allen derjenige, der ihn besonders anzog. Während er sich durch Fleiß und anständiges Betragen die Zuneigung seiner Lehrer erwarb, gewann er durch Biederkeit und Gradsinn die Liebe fast aller derer, die ihn kennen lernten, und seinen vertrauteren Freunden flößte er, durch seine in Schwärmerei (d. i., um das Ding mit seinem rechten Namen zu nennen, jene ausschweifende Ueberspannung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft, vermöge deren dunkle Gefühle und unklare Ideen den Menschen da beherrschen, wo Vernunft und Verstand allein ihn leiten sollten) sich verirrende Begeisterung für Religion und Vaterland, Achtung, aber auch damals schon Besorgniß ein; denn es blickte allenthalben nur zu deutlich hervor, daß in ihm das Gemüth eine gewaltige Herrschaft über den Verstand behauptete. Ein Unglücksfall im Sommer 1817 entschied vollends den Verlust des klaren, sittlich freien Bewußtseyns in ihm. Es war nämlich sein Stubengenosse und liebster Freund vor seinen Augen beim Baden ertrunken, ohne daß er ihm helfen, ohne daß er mit ihm sterben konnte. Fortan war Tiefsinn die Farbe seiner Seele, bis das Wartburgsfest (s. d. A.) *) und das aka-

*) Hier machte er sowohl durch sein kraftvolles und schönes Aeußere, als auch durch seine Rede viel Eindruck. „Es geziemt,“ sagte er, „dem deutschen Jüngling kein Opfer für zu groß zu achten, wenn es Deutschlands Selbstständigkeit und Freyheit gilt. Das Vaterland richtet nach manchen getäuschten Erwartungen seine Hoffnung auf seine Jugend. Wie die Franzosen das Recht haben, zu fordern, daß Fremde sich nicht in ihre Angelegenheiten mischen, so müssen auch die Deutschen das nicht dulden. Allein fremde Agenten durchziehen ungestraft das deutsche Vaterland, um unumschränkte Fürstenmacht zu predigen und die aufkeimende Freyheit zu unterdrücken u. s. w.

demische Leben zu Jena, wo er seit Michaelis 1817 studirte, seinen niedergedrückten Geist wieder etwas aufrichteten. Hier, wo Kotzebue in der Nähe, durch kalten Spott und bittern Witz, ohne Gemüth und Erhebung, das Heiligste in den Augen einer feurig fühlenden Jugend, die akademische Freiheit angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Großen und des russischen Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationalehre und die politische Volkskraft seines ehemaligen Vaterlandes lenke, hier mußte der mit Verachtung gepaarte Haß gegen diesen vermeintlichen Feind der deutschen Nation in Sand um so heftiger entbrennen, je mehr sich der kräftige und reine Jüngling durch Gesinnung und That über die Sphäre der Knabenzucht erhoben fühlte, in die der spottende Tadel eines der politischen Angeberei verdächtigen Lustspieldichters, dessen Charakter durch nichts Hohes Ehrfurcht einflöß'te, an dessen Namen vielmehr schimpfliche Erinnerungen hafteten, die akademische Jugend zurück versetzt sehen wollte. Auch konnte es wohl keinen schneidendern Gegensatz geben, als Kotzebue den gewandten, der Ueberlegenheit seines Witzes sich bewußten Weltmann, wie er die Geißel der Satyre gegen seine Gegner schwingt, und ihm gegenüber den von Nationalstolz, Vaterlandsliebe und akademisch-politischem Parteigeiste zur sectirischen Schwärmerei entzündeten Sand. Alle Züge, welche den Charakter des Schwärmers ausmachen, erkennt man in dem an sich so braven Jüngling. Verschlossen und wenig gesprächig brütete seine Phantasie über dem, was er mit tiefer lebhafter und inniger Empfindung umschloß, über der Idee des Vaterlandes, für die er sein Leben im Kampfe gewagt hatte, und für die er es zum Opfer darzubringen immerfort bereit war. Er drückte oft neuen Ankömmlingen auf die Universität die Hand, sprach erst einzelne große Worte zu ihnen und schien sie gleichsam für Wahrheit, Recht und Vaterland einzuweihen. Man will bemerkt haben, daß er das Studium der Exegese ganz vernachlässigt, daß er fleißig in der Bibel gelesen, und die letzte Zeit den anatomischen Hörsaal besucht habe. Dem Gespräche überhaupt wenig zugänglich, mußte er in seinen Ansichten immer tiefer versinken, und bei aller Demuth eines religiösen Gemüths, stolz auf sein Bewußtseyn, jeden Andern tief verachten, der den Schwung seines Gefühls nicht begriff oder theilte; er mußte bei dem, was er für wahr und gut hielt, rechthaberisch, hartnäckig und unbeweglich stehen bleiben, und da er die Kraft zu handeln wie den Willen dazu hatte, gern etwas Großes für seine Idee von dem Vaterlande zu thun beschließen, selbst mit Hintansetzung des Lebens, das ihm, wie er die Zeit ansah, keine Freude mehr gab. Diese Gemüthsrichtung beweisen folgende Zeilen, welche man von Sand in dem Stammbuche eines Freundes, am 21. Juni 1818 zu Jena geschrieben fand: „Unser Leben Heldenfahrt, kurzer Sieg und früher Tod. Hierauf einige überspannte Aeußerungen und Körner's Worte: „Frei woll'n wir das Vaterland wieder sehn, oder frei zu den glücklichen Vätern gehn." Sand erblickte in Kotzebue den geistigen, mithin den furchtbarsten Feind seines Vaterlandes. Das literarische Wochenblatt, die Auftritte in Weimar, Ludens, Okens, Wielands, Lindners Verfolgung, endlich die Stourdza'sche Schrift, deren Abfassung (Stourdza hatte sie nur aus Kotzebue's schlechtem Französisch in ein besseres Französisch übergetragen) man Kotzebue'n zuschrieb, dies und manches Andre scheint den unglücklich befangenen Jüngling zu dem Entschlusse gebracht zu haben, Kotzebue zu ermorden. Mit diesem Vorhaben ver-

ließ er Jena den 9. März 1819, und reis'te über Erlangen nach Mannheim, wo er den 23. früh um 7 Uhr ankam. Nachdem er sich gebadet und gegessen hatte, besuchte er mit der größten Unbefangenheit die Kirche, das Schloß und die öffentlichen Spaziergänge, und begab sich, da er des Vormittags nicht vorgelassen worden war, Nachmittags gegen 5 Uhr in das Haus Kotzebue's, der eben eine Gesellschaft bei sich erwartete. Er ließ sich als ein Fremder aus Weimar anmelden (wo Kotzebue's 82jährige Mutter lebte), und ward in ein Zimmer geführt, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Der junge Mann überreichte ihm ein Papier, und während er dies las, durchbohrte er ihn mit mehreren Dolchstichen *). Darauf verließ er das Haus, doch kaum hatte er die Straße erreicht, so rief er, die Hände gen Himmel erhebend, aus: Es ist vollbracht! und stieß sich den Dolch in die Brust. Man schaffte ihn ins Hospital. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und seinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft, auch bei mehreren Confrontationen dabei, daß er keine Mitschuldigen habe (was auch durch keinen Umstand sich dargethan hat), und bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth. Seiner That sich freuend, die er nach seinem Geständnisse seit einem halben Jahre überdacht und nach manchem Seelenkampfe als nothwendig für das Gesammtinteresse Teutoniens beschlossen habe, bedauerte er blos Kotzebue's Familie. Er ließ sich vorlesen, las späterhin auch selbst, meist in der Bibel, oder in Schillers und in Körners Gedichten. — Bei der Untersuchung seiner Papiere in Jena d. 15. März fand man nichts von Bedeutung, als folgenden Anfang eines Briefes: „Ich gehe meinem Schicksale, dem Schaffott entgegen," und einen Brief von ihm an einen Studenten in Jena, den dieser der Burschenschaft vorlesen sollte. Sand erklärte darin, daß er aus ihrer Verbindung trete, — weil es ihr nicht gleichgültig seyn könne, wenn er auf dem Rabenstein sterbe, und er hiedurch nur dem zuvorkomme, was sie ohnehin unter diesen Umständen für nothwendig erachtet haben würde, — der Ausschließung aus ihrer Mitte. — In einem andern Briefe bezeichnet er die That näher, zu welcher er sich anschicke, und sagt, — daß es ihm freylich schrecklich sey, einen Menschen zu ermorden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerstehen, die ihn unablässig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen, ꝛc. Auch aus dem Brief, den Sand, kurz vor Verübung seiner blutigen That, an seine Verwandten erlassen hat, welcher aber erst später eintraf, überzeugt man sich, daß Sand nur das Opfer seiner eignen fanatischen Verblendung, nicht das Werkzeug einer Verschwörung gewesen ist; aber nicht ohne Wehmuth kann man in diesen Zeilen den Kampf eines edlen Gemüths, aus welchem Großes hätte werden können,

*) Falsch ist es, was eine Staatszeitung erzählte, das Papier habe die Worte enthalten: „Kotzebues Todesurtheil, gesprochen von der Universität — d. 18. März und von dem Ueberbringer vollzogen." — !! Wohl aber hat man bei Sand nach seiner Verhaftung Aufsätze von ihm selbst gefunden, die seinen exaltirten Zustand und seine That betreffen. z. B. „Todesstoß dem August von Kotzebue. Nur in der Tugend Einheit! Unsere Tage fodern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch! Entscheider auf Leben und Tod!" — Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit dich Verräther und Verderber meines Volks — August von Kotzebue niederzustoßen, u. s. w.

mit den Verirrungen einer wilden Schwärmerei und den Sieg der letztern erblicken. Der Brief ist abgedruckt in der Allg. Zeit. 1819 106 fg. Der Bruder des Unglücklichen und seine Mutter erhielten die Erlaubniß, ihn zu sprechen. Die Untersuchung ward in Mannheim von dem Oberhofgerichtskanzler von Hohenhorst, zwei Oberhofgerichtsräthen und dem Stadtdirector von Jagemann geführt. Sie scheint längst zum Spruche reif zu seyn; indeß sieht der unglückliche Sand dem Tode entgegen. Die peinlichste Strafe für ihn würde es seyn, wenn sein Bewußtseyn erwachte, und er einsähe, daß kein Einzelner befugt ist, der Zeit und dem gesetzlichen Willen der Gesellschaft vorzugreifen, und an sein Urtheil, an seine Ueberzeugung wie das eigne Leben, — was Heldenmuth anzeigt — so das Leben eines Andern, der unter dem Schutze der Gesetze und des Völkerrechts steht und das Glück einer schuldlosen Familie zu setzen; — wenn er einsähe, daß Recht und Wahrheit gegen ungerechte und falsche Meinung nicht durch die Spitze eines Dolchs siegen können, sondern daß sie dadurch sich selbst tödten; daß er also nicht blos der Mörder eines Schriftstellers, den bereits die öffentliche Meinung entlarvt und vernichtet hatte, und der eben darum im Begriff war, Deutschland ganz zu verlassen, sondern daß er auch der Mörder der eigenen Sache war, für die er sein Leben einzusetzen glaubte! — Wenn er einsähe, welch ein ungeheurer Irrthum es ist, sich durch ein inneres Gefühl berufen zu glauben, an die Stelle des Gesetzes, des Richters und des Urtheils seine Privatmeinung setzen zu müssen und dieser Alles Preis zu geben, was der vermeintliche Feind Heiliges und Theures auf Erden hat! Welch ein Wahnsinn, dem ewigen Rathschlusse Gottes entgegenzustreben, der auch dem Sünder, wie dem Irrenden Zeit läßt, in sich zu gehen und sich zu bessern! Und was hatte endlich Kotzebue gethan, wofür er nicht schon in der öffentlichen Meinung büßen mußte? was Kotzebue sonst noch gegen Mysticismus und Schwärmerei geschrieben hat, war an sich nicht nur wahr, sondern erhielt sogar durch Sands That die furchtbarste Bekräftigung. Nun erst, durch Sands Verbrechen erschreckt, fanden Viele in Kotzebue's Anschuldigungen des akademischen Geistes den Anschein der Wahrheit. War endlich Kotzebue an Deutschland ein Verräther, so war er es durch offenkundige Schriften; und hatten diese nicht schon Widerleger gefunden? Dessen ungeachtet erregte Sands That bei den Deutschen mehr Theilnahme und Bedauern als Abscheu. Kotzebue war in der öffentlichen Meinung zu tief gesunken, und sein Mörder stand in der Glorie eines Heros der deutschen Jugend, kräftig und schön gebildet, wie er war, mild und ernst, wie er sich äußerte, tadellos und brav, wie man sein früheres Leben kannte, als ein freiwilliger Märtyrer des Vaterlandes (?) da, so daß mancher seine That für ein schönes (!) Zeichen der Zeit erklärte. Uns dünkt, Sands That war so wenig ein besonderes als ein schönes Zeichen der Zeit. Denn in jeder bewegten Zeit gab es gemüthskräftige Menschen, ohne Klarheit und Zusammenhang in ihren Ideen, die eben darum von dunklen Gefühlen überwältigt, den Verhältnissen trotzten und ihr Leben an eine ungeheure That — so mußte ihnen das Verbrechen des Mordes erscheinen — setzten, um ein dunkles Etwas, das sie Idee nannten, zu behaupten. So handelten Hunderte in der Zeit der französischen Revolution, so Charlotte Corday, so einst Tell, so in unsern Tagen Schill, so der heldenmüthige Jüngling Staps. Aber unter allen übersprang keiner so anmaßend kühn die sittliche Ordnung des göttli-

chen Gesetzes: Du (d. h. Du Einzelner nach deinem subjectiven Urtheil) sollst nicht tödten, als der von seiner Meinung und seinem Stolze bis zum methodischen Wahnsinn bethörte Sand. Was wir von Ravaillac wissen, lautete eben so, wie das, was Sand erklärte; nur daß Heinrich IV. im moralischen Sinne eben so hoch über Kotzebue steht, als Sand über Ravaillac. Dieser wollte nämlich die Christenheit von einem kriegslustigen König, den er für einen Feind der Christenheit hielt, befreien, und äußerte in jedem Verhör, daß er Christum im Herzen trage! Die Idee der Religion bethörte den Mörder Heinrichs IV.; die Idee des Vaterlandes den Mörder Kotzebue's. Jener wurde von fanatischen Priestern in seinem Hasse bestärkt; dieser ward von seinem eigenen stolzen Wahne, daß er berufen sey, der feigen Welt ein Beispiel zu geben, zum Morde hingetrieben. Jener durfte voraussetzen, daß seine That Europa von einem Kriege befreien würde; dieser hatte keinen Grund zu glauben, daß seine That Deutschland gegen den Despotismus schützen werde, für dessen Anwalt er Kotzebue hielt. Wohl haben diejenigen Männer ein schönes Zeichen der Zeit gegeben, welche mit ihres Namens Unterschrift den geistigen Kampf gegen Kotzebue kämpften; Sand hat blos ein Zeichen von seiner Ideenverwirrung gegeben, und dadurch die alte Wahrheit aufs Neue bestätigt, daß der unlogische, unphilosophische Mysticismus, verbunden mit der unmoralischen Robeit vieler jungen Leute, sich gewaltsame Selbsthülfe zu erlauben, ein kräftiges nach Sieg und Ruhm dürstendes Gemüth, das sein Leben andrer Umstände wegen ohnehin gering achtet, sehr leicht zu jener Schwärmerei verleite, welche Gesetz und Ordnung unter die Füße tritt. Uebrigens läugnen wir nicht, daß Sands Mysticismus mit einer hochherzigen Kraft gepaart war; und diese auf eine Nationalsache gerichtete Kraft, die unserem heutigen Mysticismus, der aus Schwäche und Scheu vor dem Denken entsprungen, oft nur Modethorheit ist, gänzlich fehlt, war es eben, was dem unglücklichen Schwärmer die Bewundrung des großen Haufens und das theilnehmende Mitleiden aller guten Menschen gewann. Darum glaubte auch der Berliner Professor der Theologie, de Wette, einen Trostbrief an Sands Mutter (die dessen, wie wir glauben, nicht bedurfte) schreiben zu müssen (Berlin d. 31. März 1819), in welchem er zwar sagte: „Die That ist — allgemein betrachtet (warum nicht: schlechthin?) — unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel." — Allein wie soll man damit die übrigen Sätze dieses Briefs zusammenreimen, z. B.: „So wie die That geschehen ist, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht (— beide sind ja offenbar die eines Schwärmers, d. h. eines von Gefühl und Einbildung zum Irrwahn bethörten Menschen gewesen —) ist sie ein schönes Zeichen der Zeit."!? Wenn diese und ähnliche Stellen nichts weiter sagen wollen, als: auch ein guter Mensch kann unter gegebenen Umständen aus Begeisterung für eine Idee zum Verbrecher werden, wenn Vernunft und Verstand (bei hundert Andern thun dieß freilich Furcht und Schwäche) nicht sein Gefühl und seine Einbildungskraft beherrschen, so waren sie doch sehr zweideutig abgefaßt. Uebrigens ist es bekannt, daß der König von Preußen sich durch diesen im Vertrauen an eine unglückliche Mutter geschriebenen Privatbrief bewogen gefunden hat, den Professor de

Wette mittelst Cabinetsordre vom 30. Sept. 1819 seines Lehramts zu entlassen. Nach Beendigung des Sandschen Prozesses soll ein actenmäßiger Bericht darüber im Druck erscheinen, durch welchen vielleicht manche hier erzählten Nebenumstände eine Berichtigung erhalten können. In der Hauptsache ist schon jetzt so viel gewiß: Sand war ein Mörder aus Schwärmerei, ohne Mitschuldige; und seine That hat Deutschlands Feinde nicht widerlegt.

* Sandwichinseln, eine Gruppe von eilf bewohnten und zwei unbewohnten Inseln, welche Cook auf seiner dritten Fahrt entdeckte, und nach dem Namen seines Beschützers, des Grafen Sandwich, damaligen ersten Lords der Admiralität, benannte. Auf der größten derselben, Owaihi, wurde er den 14ten Februar 1779 getödtet. Diese Inseln liegen im nördlichen Theile des stillen Ozeans zwischen 18° und 24° der nördlichen Breite und zwischen 154° bis 165° westlicher Länge von Greenwich. Sie sind zusammen 360 Quadratmeilen groß, scheinen vulkanischen Ursprunges zu seyn, enthalten viele Berge, darunter der hohe Mauna-Roa auf Owaihi) und Thäler mit einem fruchtbaren Boden. Das Clima ist dem westindischen ähnlich, nur daß es noch gemäßigter ist. Ueberall ist Wasser in Bächen und Flüssen überflüßig vorhanden. Die Produkte sind: Schweine, Hunde, aus Europa eingeführte Hausthiere, Tauben, Gänse, wilde Gänse, Wasserhühner, Fische, Aronswurzeln (der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft), Yamswurzeln, Ananas, Pataten, Zuckerrohr, Brotfrucht, Kokosbäume, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Kartoffeln, europäische Vegetabilien, Schiefer, Wetzsteine, Marmor ꝛc. Die Einwohner, deren Zahl Cook auf 400,000 schätzt, sind von der malajischen Rasse, wohlgebildet und von dunklerer Farbe, als die Tahiter, haben einen sanften Charakter, sind äußerst geschickt in Verfertigung von Zeugen und Matten, die in Rücksicht der Feinheit, Eleganz und Dauer alle andere Matten übertreffen; auch machen sie Angelhaken von Perlmutterschaalen, Knochen oder Holz, bauen Schiffe nach europäischer Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk so weit gebracht, daß sich die Seefahrer bereits hiermit versehen, und dieses Takelwerk für dauerhafter halten, als das europäische. Oft kommen europäische und nordamerikanische Schiffe hier an, welche gegen europäische Waaren von den Einwohnern mit frischen Lebensmitteln versehen werden. Dieser lebhafte Handelsverkehr hat einen so großen Einfluß auf die Cultur dieser Inselgruppe gehabt, daß diese Nation sehr vorgerückt ist, und sich schneller als alle Südseebewohner zu einem gebildeten Handelsstaate umschaffen wird. Viele von den Eingebornen werden schon als Zimmerleute, Bötticher, Schmiede und Schneider gebraucht, und verfertigen ihre Arbeiten so vollkommen, wie Europäer. Viele von ihnen haben schon Reisen nach China, der Nordwestküste von Amerika und selbst nach den vereinigten nordamerikanischen Staaten unternommen. Der jetzige König, Tamaahmaah mit Namen, der sich bis jetzt alle Inseln dieser Gruppe (mit Ausnahme zweier Atooi und Onehau) unterworfen hat, residirt auf der Insel Woahu oder Wahu, und benutzt den beständigen Verkehr mit den Seefahrern der nordamerikanischen Freistaaten, und die sich hier aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um seine Unterthanen immer mehr zu civilisiren. Er unterhält über dreißig bedeckte Fahrzeuge, alle von seinen Schiffszimmerleuten, meistens Eingebornen, erbaut, und besitzt ein amerikanisches Schiff von 200 Tonnen, welches er einem amerikanischen Ca-

pitän, der mit demselben in einem schadhaften Zustande von der Küste von Californien kam, abgekauft hat. Er hat es durch seine eigenen Schiffszimmerleute ausbessern lassen, zu welchem Zwecke ein eigenes Werft gebaut worden ist. Der König bewohnt ein auf europäische Art erbautes Haus, vor welchem fünfzehn Kanonen stehen, und wo ein reguläres, mit Flinten und Bajonetten versehenes Militär von etwa 50 Mann Wache hält. Er hat einen beträchtlichen Schatz in Dollars gesammelt, und besitzt einen großen Vorrath an europäischen Artikeln jeder Art, vorzüglich Waffen und Munition; er hat dieselben durch Handel mit den Schiffen, welche hier beilegen, erlangt. Seine Residenz ist die Stadt Hanarura auf der Insel Wahu mit einem Hafen, welcher durch eine Sandbank gebildet wird, die ihn vor der See beschirmt, und wo die Schiffer bei jedem Wetter einlaufen können. Seitdem Tamaahmaah seine Macht begründet hat, hat er sein Verfahren nach so strengen Regeln der Gerechtigkeit eingerichtet, daß die Fremden sich jetzt in seinem Hafen so sicher befinden, als in den Häfen einer civilisirten Nation. Daher legt auch jetzt fast jedes, diesen Theil des Oceans befahrende, Schiff hier an, um sich auszubessern und sich mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. — Sandwichland, eine südamerikanische Gruppe von fünf größern und mehreren kleinern Inseln, an der Gränze des südlichen Eismeeres, unter dem 60° südlicher Breite und 350° östlicher Länge, ist ganz mit Eis und Schnee bedeckt, ohne alle Vegetation. Die Südspitze heißt das südliche Thule. Cook entdeckte 1775 diese Gruppe.

Sanguinisch, Sanguiniker, s. Temperament.

Sanitätscollegium, s. Polizei (medizinische).

Sardes, die alte Hauptstadt des lydischen Reichs. Sie lag am Fluß Paktolos, unweit des Berges Tmolos. Unter den persischen Königen war sie eine prächtige und sehr lebhafte Stadt; besonders auch wegen der Handelsstraße, die für die aus Asien nach Europa gehenden Waaren durchging. Auch war sie ein Hauptmarkt für den Sclavenhandel. Ein schreckliches Erdbeben verwüstete sie; aber der Kaiser Tiberius ließ sie wieder aufbauen. Gegenwärtig liegt an ihrer Stelle ein ärmliches Dorf, in dessen Umgebung noch jetzt ansehnliche Trümmer von der Größe und Pracht des alten Sardes zeugen.

† Sardinien. Die Insel zählt 520000 Einwohner.

* Sardinische Monarchie und das Haus Savoyen. Der Anfangspunkt dieser Monarchie ist das Alpenland Savoyen. Dieses Bruchstück zertrümmerter Staaten (des alten Königreichs Burgund, der fränkis. Monarchie, des Königreichs Italien unter den Karolingern, und des Königreichs Arelat) gewann seine Selbstständigkeit im Anfang des 11ten Jahrh. durch den Grafen Berthold, einen Abkömmling der Grafen von St. Maurice im Walliser Lande, den der letzte König von Arelat, Rudolf III. um das Jahr 1016 zum Grafen über Savoyen gesetzt hatte. Er ist wahrscheinlich der Stammvater der folgenden Grafen und nachherigen Herzoge von Savoyen. Sein Sohn, Graf Humbert I., erhielt vom Kaiser Konrad II., 1032, als Arelat an Deutschland gefallen war, die Herrsch. Chablais. Seitdem erwuchs das Land nach und nach zu einer Monarchie. Die Grafen von Savoyen erweiterten nämlich ihr Gebiet und ihre politischen Vorrechte, theils durch Vermählungen, z. B. mit der Erbgräfin von Susa im J. 1050, welche einen Theil von Piemont (Susa, Aosta und Turin) dem Hause Savoyen zubrachte; theils durch ihr kluges Anschließen, im Kampfe der Guelfen

und Gibellinen, an ihren Oberlehnsherrn, den König der Deutschen, wodurch sie neue Titel (den reichsgräflichen 1111) und Fürstenlehne, auch mit dem Reichsvicariate in der Lombardei eine gewisse Gewalt über die Reichsvasallen unter der Geistlichkeit und dem Adel erwarben; theils durch Kauf- und Tauschverträge; theils in der Folge durch eine nach Zeit und Umständen immer wechselnde, oft nachtheilige, noch öfter gewinnreiche Politik, die zwischen den sich bekriegenden Staaten, Frankreich, Oesterreich und Spanien hin und herschwankte, bis England, seit 100 Jahren, durch Allianz- und Subsidien-Verträge den Alpenhüter Italiens, mittelst Sardinien und Genua, unauflöslich an sein politisches System knüpfte. — In der Geschichte des Staates selbst sind 2 Zeiträume zu trennen. I. Von der ersten Befestigung desselben im J. 1383 durch das Testament des Grafen Amadeus VI., welches die Untheilbarkeit der Länder und die Vererbung derselben nach Erstgeburtsrecht zu Grundgesetzen erhob, — bis zur Erwerbung des Königthums und dem Eintritt der sardinischen Monarchie in die europäische Staatenordnung nach dem utrechter Frieden im J. 1720. In dieser Zeit erwarb das Haus Savoyen u. a. die Grafsch. Nizza 1388, und Graf Amadeus VIII. erhielt 1416 vom Kaiser Siegmund den herzoglichen Titel; dagegen verlor es, unter Karl III. in den Kriegen zwischen dem Kaiser Karl V. und dem Könige Franz I. von Frankreich, in der Mitte des 16ten Jahrh. das Walliser Land und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben; ferner das Waadtland, welches von Bern in Besitz genommen wurde. Karls III. Sohn, der von den Franzosen aus seinen Staaten vertriebene Herzog Philibert Emanuel (st. 1580) zeichnete sich als Philipps II. von Spanien Feldherr, im Kriege gegen Frankreich so aus, daß er durch den Frieden zu Chateau Cambresis 1559 Savoyen und Piemont wieder erhielt. Unterdessen hatte sich der Protestantismus in seinen Staaten ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte Herzog Philibert die Protestanten, unter denen sich seit alten Zeiten viele Waldenser (s. d. Art.) befanden, mit Gewalt bekehren; allein er wurde in den Gebirgen mehrmals von ihnen geschlagen (in einer Schlacht verlor er 7000 Mann) und mußte ihnen endlich die freie Religionsübung einräumen. Uebrigens ermunterte er den Gewerbfleiß seiner Unterthanen, die vorhin träge und unthätig waren; besonders legte er durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er mehrere Festungen anlegen, und baute die Citadelle von Turin. Durch Tausch brachte er 1576 das Fürstenth. Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tende an sein Haus. Im spanischen Erbfolgekriege vereinigte Herzog Victor Amadeus II. mit Piemont ein Stück von Mailand (Alessandria, Val di Sesia u. s. w.) als Reichslehn, und das Herzogth. Montferrat, das ursprünglich (im 12. Jahrh.) ein deutsches Markgrafthum gewesen war und schon 1631 durch Erbrecht an Piemont hätte fallen sollen. Hierzu gab ihm noch der utrechter Friede 1713 Sicilien mit dem Königstitel; doch mußte er 1720 für Sicilien Sardinien annehmen. — Die II. Periode, von 1720 bis jetzt, begreift drei denkwürdige Zeitabschnitte. 1) Die 43jährige Regierung des als Feldherrn und als Regenten gleich ausgezeichneten Königs Karl Emanuel III. (reg. 1730 – 1773), welcher 1735 im wiener Frieden, als Frankreichs und Spaniens Bundesgenosse gegen Oesterreich, ein zweites Stück von Mailand (Tortona

und Novara) als Reichslehn, dann im österreich. Erbfolgekriege, durch den Vertrag zu Worms 1743, noch ein drittes Stück von Mailand (Anghiera, Vigevanasco u. s. w.) ebenfalls als Reichslehn, erwarb. Im J. 1762 war er Friedensvermittler zwischen Frankreich und England. Durch die kluge Verwaltung des Innern gelangten seine Länder zu einem großen Wohlstande, und das neue Gesetzbuch von 1770, das Corpus Carolinum, ist noch jetzt ein Denkmal seiner ruhmvollen Regierung. Auch in dem Zwiste mit der römischen Curie wußte Karl Emanuel die Rechte der Staatsgewalt nach dem Concordate vom J. 1726, bestätigt von Benedict XVI. im J. 1742, zu behaupten, indem er zu allen geistlichen Stellen ernannte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstlichen Bullen seiner königlichen Bestätigung unterwarf. — 2) Die unglücklichen Regierungen des Sohnes, Victor Amadeus III. (st. 1796) und des Enkels des Vorigen, Karl Emanuel IV. (dankte ab 1802). Jener wurde den 25. Juli 1792 in den Bund mit Oesterreich gegen Frankreich gezogen, und verlor dadurch im Sept. d. J. Savoyen und Nizza. Dieser verband sich zwar mit Frankreich d. 5. April. 1797 gegen Oesterreich, ward aber dessen ungeachtet 1798 von dem französ. Directorium, das die Stimmung des durch große Auflagen, Druck und Vorrechte des Feudaladels erbitterten Volks für sich benutzte, mit Krieg überzogen, und gezwungen (9. Dec. 1798) dem Besitz aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen, welche in mehrere Departements (Montblanc, [Savoyen,] Seealpen, [Nizza], seit 1793; das Uebrige begriffen die Departements Po, Doria, Sesia, Marengo und Stura), vertheilt, sämmtlich Frankreich einverleibt wurden. Er behielt bloß Sardinien, wohin er sich mit seiner Familie begeben mußte. Den 4ten Juni 1802 überließ er die Regierung seinem Bruder, dem jetzt regierenden König Victor Emanuel I., und lebte hierauf im Privatstande zu Rom (dem Asyl entthronter Könige und unglücklicher Fürstinnen), wo er 1817 ein Jesuit geworden ist. — Seit 1806 gehörte Piemont nebst Genua zu dem kais. franz. Generalgouvernement jenseit der Alpen, und stand zuletzt unter dem General-Gouverneur Fürsten Borghese (s. d. Art.), der zu Turin residirte. 3) Die Wiederherstellung und Vergrößerung der sardinischen Monarchie durch den wiener Congreß. Victor Emanuel I. regierte in Sardinien bis 1814, in welchem Jahre er den 20. Mai in seine Residenzstadt Turin zurückkehrte, da ihm die Siege der Verbündeten und der pariser Friede seine Staaten auf dem festen Lande zurückgegeben hatten. Nur halb Savoyen blieb noch bei Frankreich, wurde aber ebenfalls nebst der Souverainetät über Monaco, durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815, ihm zurückgegeben, wogegen er (den 23sten Oct. 1816) die Districte von Carouge und Chesne mit 12,700 Einw. an Genf abtrat. Außerdem fand es noch der wiener Congreß seinen Berechnungen der Machtverhältnisse gemäß, den König von Sardinien als Herrn der italienischen Alpenpässe zu verstärken. (Eigentlich wollte England durch die Seeverbindung mit dem turiner Hofe den genuesischen Stapel für seinen Handel gewinnen). Darum wurde die alte legitime Republik Genua nicht wieder hergestellt, sondern als Herzogthum d. 14. Dec. 1814 mit der sardinischen Monarchie vereinigt. — König Victor Emanuel hat die alte Verfassung, wo es nur möglich war, erneuert, die Jesuiten aufgenommen, den heiligen Bund unterzeichnet und die strengste Censur eingeführt. Im. J. 1818 erklärte er die unter der französischen Regierung gemachten Verkäufe der Domänen für unwiderruflich, und wies den Ausgewanderten, welche dadurch

hre Güter verloren hatten, als Entschädigung eine Rente von 400,000 Lire an. Als Englands Bundesgenosse erlangte er durch den brittischen Admiral, Lord Exmouth, einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden mit den Barbaresken. (S. d. Art.) — Die sardinische Monarchie bildet gegenwärtig ein Ganzes von 1277 Q. M. mit 3,974,976 Einwohnern. Sie besteht I. aus den Staaten des festen Landes, welche 1818, zum Behuf der innern Verwaltung in 8 Districte getheilt wurden: Savoyen, Turin, Coni, Alessandria, Novara, Aosta, Nizza und Genua. Diese begreifen: 1, das Herzogth. Savoyen; 2, das Herzogthum Piemont; 3, die Grafsch. Nizza mit dem Fürstenth. Monaco; 4, die Herzogth. Montferrat; und Mailand (sardinischen Antheils); 5 das Herzogth Genua; und enthalten zusammen 847 Q. M. mit 3,454,000 Einw. in 2727 Gemeinen.— II. aus dem Königreich und der Insel Sardinien (s. d. A.). — Die Einkünfte der Monarchie betragen 16 Mill. Gld. Die Kronschulden schätzt man auf 20 Mill Gld. Die Landmacht, nebst der Landwehr, ist 70,000 M. stark; außerdem 40,000 M. Nationalmiliz auf der J. Sardinien. Die Seemacht besteht nur in einer Fregatte von 36 Kanonen, 4 Galeeren und einigen kleineren Kriegsschiffen. Doch werden in Genua neue ausgerüstet. Der König vertheilt 3 Ritterorden: 1, O. der Verkündigung Mariens, dell' Annunziata; 2, O. des h. Moriz und Lazarus; 3, den Milit. Ord. von Savoyen, gestiftet 1815. Außerdem gibt es noch ein Ehrenzeichen, das Kreuz der Treue. Die Macht des Königs ist erblich und uneingeschränkt. An der Spitze der Verwaltung stehn drei Staatssecretäre. In Sardinien sind Landstände vorhanden; und in Genua ist zur Einführung neuer Abgaben die Zustimmung der ständischen Collegien jedes Bezirks erforderlich. Der zahlreiche Adel ist nicht steuerfrei. Der Clerus (2 Erzbisch., 28 Bisch. und gegen 500 Klöster) ist nicht sehr reich. Die päpstliche Macht ist durch ein Concordat beschränkt. Die höhere Bildung (auf 4 Universitäten, Turin, Genua, Cagliari, und Sassari, in mehrern Seminarien, Gesellschaften für Wissenschaften und Künste u. s. w.) ist noch sehr durch Lehr- und Preßzwang gehemmt. — Da das regierende königl. Haus Savoyen keine männlichen Erben hat, so wird die Linie Savoyen-Carignan folgen, deren Erbrecht auf die sardinische Monarchie der wiener Congreß anerkannt hat. Sie stammt von Thomas Franz, dem jüngern Sohne des Herz. von Savoyen, Karl Emanuel I., (st. 1630) ab. Thomas Franz, Prinz von Carignan (st. 1656), hatte 2 Söhne. Von dem älteren stammt die noch blühende Linie Carignan ab. Der jüngere stiftete die Nebenlinie Savoyen-Soissons, welche d. 21. Apr. 1736 mit dem großen Eugen von Savoyen (s. d. A.) ausstarb. — Der jetzige Herz. von Savoyen-Carignan, Karl Emanuel Albert, geb. 1798, vermählte sich den 30. Sept. 1817 mit Maria Theresia, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Er besitzt bedeutende Güter in Frankreich und Sardinien. K.

† Sarmaten sollen Abkömmlinge der Meder seyn, und wohnten ursprünglich in Asien zwischen Don, Wolga und Caucasus. Sie erscheinen als Bundsgenossen des Königs Mithridates VI. von Pontus, waren schon damals disseits des Dons ansässig und nachher zwischen dem Don und der Donau ausgebreitet. Sie waren einige Zeit nun den asiatischen Königen furchtbar. Unter ihnen waren merkwürdig die Jazyger und Roxolanen.

Sarpedon, ein Sohn des Jupiters und der Europa; 2) dessen

Sohn oder Enkel, König von Lycien, und Bundesgenoß des Priamus im trojanischen Kriege, wo er nach mehrern tapfern Thaten, von Patroklus getödtet, fällt.

† Satire, im weitern Sinne jeder witzige Spott über fremde Fehler oder Blößen (daher auch ein satirischer Mensch, eine satirische Laune); hieher gehören auch satirische Bilder, z. B. von Hogarth, Gilrey ꝛc.

Satz (dreystimmiger), s. Dreistimmig.

Säuerling, s. Sauerbrunnen.

Saugpumpe, s. Pumpe.

Säulenstuhl, s. Säule.

Saumarez (Sir James), englischer Admiral, einer der tapfersten brittischen Seeoffiziere, ist 1757 auf Guernsey in einer dort angesiedelten franz. Familie geboren. Im 14 Jahr trat er als Midshipman in die Marine. Seine ersten Seezüge machte er im amerikanischen Kriege unter dem berühmten Lord Hyde Parker. Namentlich zeichnete er sich in der Schlacht von Doggersbank und später unter Admiral Rodney in der Schlacht mit dem französischen Admiral Grasse (12. April 1782) aus, wo er das Linienschiff Russel von 74 Canonen commandirte. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Jahr 1793 wurde Saumarez sogleich angestellt, erst unter Lord Howe, dann unter Sir John Jervis (Lord St. Vincent), befand sich bei der Schlacht am Cap St. Vincent gegen Cordova, und wurde bei der Nachricht vom Auslaufen der franz. Flotte aus Toulon mit Nelson zur Aufsuchung derselben detachirt. Er befand sich am Bord des Orion, und hatte Gelegenheit, sich bey der großen Schlacht vor Abukir auf die glänzendste Weise auszuzeichnen. Ihm ward der ehrenvolle Auftrag, die französischen Prisen nach England zu führen, wo er auf die ausgezeichnetste Weise empfangen und belohnt wurde. Er wurde jetzt zum Baronet und zum Contreadmiral ernannt, und zum Commando der bey Cadix stationirten Flotte bestimmt. Nach dem Frieden von Amiens wurde er zum Befehlshaber von Guernsey ernannt. Im J. 1809 diente er gegen Dänemark und kreuzte lange Zeit im finnländischen Meerbusen.

Saurau (Graf Franz von), geboren zu Wien am 19ten Septbr. 1760, aus einer der ältesten und edelsten Familien in Steyermark herstammend, zog als Kreis-Commissair in Oesterreich Josephs II. besondere Aufmerksamkeit auf sich, wurde von ihm, bei dem damals viel besprochenen, aber bald ganz verunglückten Geschäfte der allgemeinen neuen Steuerregulirung verwendet, und schnell nach einander in noch früher Jugend zum böhmischen Gubernialrath, zum Stadthauptmann in Prag, zum Hofrath beim Directorium in Wien befördert. Mit dem ersten Wahlbotschafter und ollmützer Cardinal Erzbischof Colloredo bei der Kaiserwahl Leopolds II., verrichtete er dort das Amt eines Hofmarschals der Kur und Krone Böhmen. Er wurde wieder österreichischer Regierungspräsident, und dem Minister Freiherrn von Thugut enge verbündet vereinigte er eine Zeit lang die Gewalt eines Polizei-Ministers (als Adjunct des alten Grafen von Pergen, der dieser wichtigen Stelle nicht mehr für gewachsen gehalten wurde), und Finanzministers. In den Wirkungskreis der letztern fiel die gezwungene Arrosirung der Obligationen und der Anfang der unverhältnißmäßigen Emission des Papiergeldes, in den der ersteren die Jacobiner-Geschichten, die der Anlaß einer eigenen Verfügung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches wurden, wodurch Verleitung zum Verbrechen und Steigerung desselben, um

es dann anzugeben und strafen zu können, streng untersagt wurde. — Bald nach dem Austritte des Ministers Baron Thugut trat auch Saurau vom Finanzministerposten ab und gieng als Botschafter nach Petersburg, wohnte auch zu Moskau der Krönung des neuen Kaisers Alexander bei. — Nach der Beendigung des durch Frankreich und Rußland geleiteten deutschen Entschädigungs- und Säcularisationsgeschäftes wurde er 1804 von Petersburg zurückberufen, kurze Zeit ohne Anstellung, sehr bald österreichischer Landmarschall, 1805 Gouverneur in Innerösterreich. Als solcher leitete er mit dem Erzherzog Johann die Organisation der Reserven und Landwehr und alle Vorbereitungen zum Kriege von 1809. In demselben bekleidete er eine Zeitlang eben bei der Armee von Innerösterreich, unter dem Befehle des Erzherzogs Johann, den Posten eines bevollmächtigten Hofcommissairs. Er war bestimmt, den Masseaufstand seiner Provinz zu organisiren und mit dem heldenmüthigen Tyrol in Verbindung zu setzen, als die Bewegungen des Bannus Grafen Giulay den grätzer Schloßberg entsetzt und Steyermark, so wie der tyroler Landsturm ganz Oberkärnthen, befreit hatten. Im November 1809 wurde Graf Saurau wieder, was er vor 14 Jahren gewesen war, zum Regierungspräsidenten zu Wien, mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederösterreich, 1815 zum Gouverneur des neu erworbenen lombarischen Königreichs, 1817 zum Botschafter in Spanien, an des Grafen Kaunitz Stelle ernannt, welche Stelle er jedoch nicht angetreten hat. Eine Zeitlang war er auch bevollmächtigter Minister beim Heere des F. M. L. Bianchi gewesen, welches Ferdinand IV. wieder auf den Thron von Neapel setzte und der abenteuerlichen Herrlichkeit Joachim Murats ein Ende machte. Im Jahr 1818 wurde Graf Saurau zum Minister des Innern, obersten Kanzler und Chef aller politischen Hofkanzleien der österreichischen Monarchie mit Ausnahme der hungarischen und siebenbürgischen ernannt, eine neue Stelle, die ihm den größten Einfluß in die Staatsverwaltung giebt, einen Einfluß, dessen er gleich eben so sehr durch Patriotismus, als durch die reichsten Geschäftserfahrungen, durch eine seltne Gewandtheit in allen Manipulationen der Verwaltung, und große staatswirthschaftliche Kenntnisse würdig ist. Bis jetzt ist sein neues Ministerium hauptsächlich durch einen gesetzlich vollzogenen, faktisch aber weit aussehenden und den größten Schwierigkeiten unterliegenden Plan einer allgemeinen Grundsteuer für die sämmtlichen seiner Leitung unterworfenen, unendlich verschiedenartigen Provinzen ausgezeichnet worden. Die Zeit wird lehren, ob das in den Ebenen der Lombardei unter der Regierung der großen Maria Theresia begonnene Werk auch über die Alpen und Karpathen hinaus fortgesetzt werden könne, und ob die dermalige hochverdiente Finanzverwaltung, der die eigentliche Initiative der großen Unternehmung zugeschrieben werden muß, in Verbindung mit einem so großen Kenner des Lokals wie Saurau, auch hier das Unwahrscheinliche zur Gewißheit bringen werden. Uebrigens ist Graf Saurau erleuchteter Beschützer der Wissenschaften, der Künste und der Industrie, wie auch eifriger Beförderer aller gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten.

Sauvegarde, s. Salvegarde.

* Savary (René), Herzog von Rovigo, vormals Divisions-General und General-Adjutant Napoleons, Großkreuz der Ehren-Legion, Polizei-Minister, erster Inspecteur der Gensdarmerie, Pair von Frankreich, &c. ist 1774, in D. Mare in der Champagne geboren. Sein Vater war Schloßhauptmann zu Sedan. Seit 1789 widmete

er sich den Waffen, ward bald Capitän und nach einander Adjutant bei den Generalen Ferino und Desaix bei der Rheinarmee. Er zeichnete sich 1796 in der Schlacht von Friedberg, vor Augsburg, unter Moreau, und im J. 1797 bei dem Uebergange über den Rhein unterhalb Straßburg aus. Mit Desaix ging er nach Aegypten und war an seiner Seite, als er bey Marengo fiel. Er meldete Desaix's Tod dem damaligen General Bonaparte, der ihn sogleich zu sich nahm, ihn schnell bis zum Divisions-General und ersten Inspecteur der Gensdarmerie avancirte, und mit seiner geheimen Polizei (Contrepolice) beauftragte. Im März 1804 wurde er bei Entdeckung der Verschwörung von Georges und Pichegru nach der Westküste gesandt, um die Polizeimaßregeln zu leiten. Vor der Schlacht von Austerlitz ward er als Unterhändler in das österreichisch-russische Lager geschickt. Die Feldzüge von 1806 bis 1807 machte er mit Auszeichnung mit, nahm Hameln und Nienburg, und that sich bei Heilsberg, Friedland (wo er zum Herzog von Rovigo ernannt wurde), so wie 1809 bei Eckmühl hervor. Im J. 1808 erhielt er eine Mission nach Spanien, und seine ränkevolle Gewandtheit half vorzüglich das Netz zusammenziehen, in welchem Ferdinand VII. gefangen wurde. Kurz darauf war er einige Zeit lang Commandant von Madrid. Den 3ten Juni 1810 übertrug ihm Napoleon an Fouché's Stelle das Ministerium der allgemeinen Polizei, und fand in ihm das lenksamste und thätigste Werkzeug der Tyrannei. Nur die Maletsche Verschwörung entging seiner Aufmerksamkeit und es hätte wenig gefehlt, daß er nicht selbst das Opfer derselben geworden wäre. Denn er wurde am 23. Oct. 1812 früh Morgens von den verschwornen Generalen Lahorie und Guidel im Bett arretirt und nach dem Gefängniß la Force gebracht. Die mitverschwornen Soldaten wollten ihn tödten und nur Lahorie's Verwendung rettete ihn. Napoleon entzog ihm, wie man erwartet hatte, sein Vertrauen nicht, wogegen Savary bei den nun eintretenden Unglücksfällen seines Herrn getreuester Anhänger blieb. Bei der ersten Einnahme von Paris folgte er Marie Louisen nach Blois und dann nach Orleans. Er trat darauf ins Privatleben zurück. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde ihm jedoch das Polizeiministerium nicht zugetheilt, sondern er nur zum General-Inspector der Gensdarmerie und zum Pair ernannt. Nach der zweiten Abdankung Napoleons wollte Savary sein Schicksal theilen. Er begleitete ihn an Bord des Bellerophon, allein man verweigerte ihm die Erlaubniß, ihm nach St. Helena zu folgen. Mit dem General Lallement wurde Savary nach Malta gebracht und beide hier in das Fort Lavalette eingesperrt; allein man erleichterte ihnen die Entweichung, die sie auch im April 1816 ausführten. Savary floh nach Smyrna, aber auch von da mußte er sich auf Befehl des Großherrn wegbegeben. Er kam zu Triest unter einem andern Namen an, wurde entdeckt und nach Grätz geführt, wo er noch gegenwärtig (1819) unter strenger polizeilicher Aufsicht lebt. In der Zwischenzeit war er in contumaciam zu Paris von einer Militär-Commission zum Tode verurtheilt worden. Er hat Memorien geschrieben, deren Bekanntmachung man mit der Zeit erwarten darf.

* Savoyen, ein zur sardinischen Monarchie gehöriges Herzogthum (s. d. Art. Sardinische Monarchie), welches an Helvetien, Piemont und Frankreich gränzt. Es enthält 180 Quadratmeilen und über 400,000 Einwohner. Der größte Theil ist mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwischen welchen sich schmale Thäler hinzie-

hen. Die cottischen und penninischen Alpen gehören zum Theil hieher, und die grajischen Alpen scheiden Savoyen von Piemont. Der höchste Berg Europens, der Montblanc, liegt in Savoyen und erhebt sich 14,676 Fuß hoch. Auch der Iseran, der kleine St. Bernhard, der Mont-Cenis, über welchen eine Kunststraße aus Savoyen nach Piemont führt, befinden sich in diesem Lande. Viele von diesen savoischen Gebirgen sind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Das Land wird vorzüglich von der Rhone, als Gränzfluß, der Isere, Arve und Arc bewässert. Von dem Genfersee gehört ein Theil hieher. Kleinere Seen sind der See bei Bourget und bei Annecy. Bei dem See von Bourget ist die sogenannte Wunderquelle, eine intermittirende Quelle, deren Wasser von zwanzig Minuten bis gegen drei Stunden ausbleibt. Das Clima ist im Ganzen veränderlich, und oft in einem Tage von der strengsten Kälte zur Hitze übergehend. Oft grünt und blühet alles in den Thälern, wenn die Gipfel der Berge noch mit Eis und Schnee bedeckt sind. Der Boden ist meistens steinig und wenig fruchtbar; da wo er urbar gemacht werden kann, bringt er Getraide, doch nicht hinlänglich, Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und Kastanien hervor. Auch sind die Waldungen ansehnlich, und der Wieswachs gut, daher eine starke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen giebt es Wild, auch Murmelthiere Gemsen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen, Mühlsteine, Marmor, Serpentinstein und Salz. Die Einwohner (man nennt sie Savoyarden) reden theils die italienische, theils die französische Sprache. Sie sind wegen ihrer Treue, Biederkeit, Arbeitsamkeit und Armuth bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes nährt sie der undankbare Boden ihres Landes nicht; daher sind sie gezwungen in andere Länder auszuwandern, von da sie mit ihrem Erwerbe stets wieder in ihr Vaterland zurückkehren. Die Hauptstadt des Landes heißt Chambery (s. d. Art.). Savoyen gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien, und die Allobroger hatten hier ihren Sitz. Unter der Herrschaft der Römer stand es bis 400; dann gehörte es bis zu 530 zu Burgund; zu Frankreich bis 879, zum arelatischen Königreiche bis 1000, wo es ein Graf Berold erhielt, und im Jahre 1416 wurde es zum Herzogthum erhoben. Herzog Victor Amadeus erhielt 1718 Sardinien und die Königswürde, seit welcher Zeit es einen Theil des sardinischen Staates ausmachte. 1792 wurde es von den Franzosen erobert und Frankreich unter dem Namen des Departemens Mont-Blanc einverleibt. Durch den ersten pariser Frieden 1814 kam ein Theil und 1815 durch den zweiten pariser Frieden das ganze Land wieder an den König von Sardinien. Jetzt ist es in Folgende neun Provinzen eingetheilt: eigentliches Savoyen, Chablais, Carouge, Faucigny, Genevois, Obersavoyen, Maurienne, Rumilly und Tarantais.

Say (J. B.), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs im Fache der National-Oekonomie, ist 1767 in Lyon geboren. Er machte sich in der literarischen Welt zuerst als Mitarbeiter an der Décade philosophique bekannt. Später wurde er ins Tribunat gewählt, aber von Bonaparte ausgestoßen. Hiedurch gekränkt, schlug er andere Stellen, die ihm von Bonaparte angeboten wurden, aus, und lebte ganz seiner Wissenschaft. Sein wichtigstes Werk darin ist sein Traité d'Economie politique (3te Aufl. 1817.), das fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist.

Sayn und Witgenstein. Die Grafschaft Sayn, im Wester-

walde, ehemals von Berg, Nassau und Wied eingeschlossen, bestand aus zwei Theilen; Sayn Hachenburg und Sayn Altenkirchen; beide gegen 25 Quadratmeilen mit 32000 Einwohnern und 180000 Gl. Einkünften. S. Hachenburg gehört jetzt zum Herzogthum Nassau, und S. Altenkirchen (Kreisstadt und Schloß im Regierungsbezirk Coblenz) zur preußischen Provinz Niederrhein. Die ehemalige Reichsgrafschaft Sayn hatte bis 1246 eigene Grafen zu Sayn; in diesem Jahre fiel sie an des letzten Grafen Schwester, Adelheid, vermählte Gräfin von Sponheim. Von ihren Nachkommen erhielt Gottfried, vermählt mit der Erbgräfin von Homburg an der Mark, die Grafschaft Sayn und ward der Stammvater aller nachherigen Grafen von Sayn. Seine Söhne stifteten 1294 zwei Linien; Johann die ältere oder Johannische, welcher die Grafschaft Sayn, Engelbert die jüngere oder Engelbertische, welcher die Grafschaft Homburg und Vallendar zufielen. Des letzten Enkel, Salentin, vermählt mit der Erbgräfin von Witgenstein, wurde dadurch der Stammvater der jetzigen Grafen und Fürsten von Witgenstein, die deshalb, ohne die Grafschaft Sayn je besessen zu haben, sich Sayn und Witgenstein nennen. Zwar starb 1606 die Johannische Linie aus, und Sayn kam durch Heirath an Wilhelm III. Grafen zu Witgenstein; allein sein Vater Ludwig der Aeltere (st. 1607) theilte sämmtliche Besitzungen unter seine 3 Söhne, welche dadurch die Stifter der drei Linien des Hauses Sayn und Witgenstein wurden; der ältere, Georg, stiftete nämlich die Linie Sayn-Witgenstein-Berleburg; der zweite, Wilhelm III., bekam Sayn, und stiftete Sayn-Witgenstein-Sayn; der dritte, Ludwig, erhielt Witgenstein, und stiftete Sayn-Witgenstein-Witgenstein. Als aber Wilhelms III. Sohn erster Ehe, Ernst, nur zwei Töchter hinterließ, so theilten diese 1632 die Grafschaft Sayn in S. Hachenburg und S. Altenkirchen, mit Ausschluß eines Sohnes Wilhelms III. zweiter Ehe. Den darüber erhobenen Rechtsstreit entschied der Reichsdeputationsreceß von 1803. Das Haus Witgenstein gelangte nicht wieder zum Besitz der Grafschaft Sayn, welche jetzt theils zum Gesammtgute des Hauses Nassau, theils zu Preußen gehörte. An Nassau-Weilburg fiel nämlich durch Erbrecht 1799 der sonst burggräflich von Kirchbergsche Antheil: Sayn-Hachenburg; an Nassau-Usingen kam 1802, nach verschiedenem Wechsel der Besitzer, Sayn-Altenkirchen, dafür trat Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr an Baden ab; Baden und Nassau aber zahlten an das Haus Witgenstein ein Capital von 300,000 Gl. und wiesen ihm überdieß eine Jahrrente von 12000 Gl. an. Endlich trat Nassau 1815 Sayn-Altenkirchen an Preußen ab. — Die Besitzungen des fürstlichen Hauses Witgenstein, zusammen 13 Quadratmeilen mit 16800 Einwohnern, sind seit 1806 mediatisirt, geben 180,000 Fl. jährliche Einkünfte und liegen in dem Regierungsbezirke Arensberg der preußischen Provinz Westphalen; doch liegt noch ein Theil der mediatisirten fürstl. Witgensteinischen Herrschaft Vallendar unter nassauischer Hoheit. Das fürstl. Haus Witgenstein theils sich jetzt in zwei Linien: 1) Sayn-Witgenstein-Berleburg, mit 3 Aesten. Der ältere erhielt 1792 die fürstliche Würde. Der jetzige Fürst Albrecht (geb. 1777) ist reformirt, und residirt zu Berleburg, Schloß und Stadt mit 1950 Einwohnern. Hier ward die berleburger Bibel mit mystischer Auslegung gedruckt. Das ganze Ländchen hat 8000 Bewohner, und vor Kurzem mehrere an-

sässige Familien durch Auswanderung nach Nordamerika verloren. Die beiden andern Aeste sind gräflich und führen den Namen Carlsburg und Ludwigsburg. 2) Sayn-Witgenstein-Witgenstein, welche 1801 die fürstliche Würde erhielt. Der jetzige Fürst von Witgenstein, Friedrich Carl (geb. 1766), ist lutherisch, residirt zu Witgenstein, einem Bergschlosse an der Lahn bei der Stadt Laasphe. Sein Bruder, Fürst Wilhelm, königl. preuß. Oberkammerherr und bis 1816 Staatspolicei-Minister, wurde 1804 zum Mitregenten erklärt. K.

Sbirren, hießen sonst in Italien gewisse Justiz- oder Polizeidiener, welche unter einem gewissen Anführer, Barigello genannt, militärisch organisirt waren, aber durch eine Verfügung der außerordentlichen Consulta 1809 aufgehoben wurden.

Scabin, scabinus, s. Schöppe.

Scanderbeg oder Iscander Beg, d. h. Alexander der Herr, ein berühmter türkischer Held, der Albanien unter dem Namen Georg Castriota beherrschte. Er war 1404 geboren und kam noch sehr jung nebst drei Brüdern als Geissel in die Hände des Sultans Amurath II. Dieser, ein Tyrann, ließ zwar die übrigen heimlich vergiften, erhielt aber den Scanderbeg am Leben, und vertraute ihm ein Commando über seine Truppen an. Scanderbeg dachte aber schon seit seines Vaters Tode darauf, das muselmännische Joch abzuschütteln und sein väterliches Erbtheil in Besitz zu nehmen. Diesen Entwurf führte er, als er gegen die Ungarn geschickt wurde, aus. Er machte ins geheim mit dem ungarischen Anführer Corvinus ein Bündniß, ließ die Türken, an 30,000 Mann, schlagen, ging darauf nach Croja, der Hauptstadt Albaniens, bemächtigte sich derselben, und wurde, da er sich seinem Volke zu erkennen gab, 1443 zum Könige ausgerufen. Vergebens zog Amurath wider ihn zu Felde, und ebenfalls vergebens setzte dessen Nachfolger, Mohammed II., elf Jahre lang den Krieg fort; seine Truppen wurden immer geschlagen, und er wurde endlich genöthigt, mit Scanderbeg 1461 Frieden zu schließen. Auch für die Christen war Scanderbeg eine mächtige Stütze. Auf die Bitte des Papstes Pius II. kam er zur Hülfe Peters von Aragonien herbei, der in Bari belagert war, und half ihm einen großen Sieg über den Grafen von Anjou erkämpfen. Er starb 1467 im 63sten Jahre seines Alters, mit dem Rufe eines der größten und glücklichsten Krieger. In 22 Schlachten, denen er beiwohnte, erhielt er nicht einmal eine leichte Wunde. Er besaß außerordentliche Stärke, und soll selbst an 2000 Türken getödtet haben. Sein Leben war übrigens musterhaft, und er war nur dann grausam, wann er dazu gezwungen wurde. Nach seinem Tode wurden die Albanier bald zu schwach zum Widerstande, und kamen wieder unter das türkische Joch.

† Scarpa (Antonio). Bei der Revolutionirung Italiens weigerte er sich, den von der cisalpinischen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leisten, und wurde deßhalb seiner Stelle als Professor an der Universität zu Pavia entsetzt. Er gab nun sein berühmtes Werk über die Pulsadergeschwülste heraus. Als Bonaparte, nachdem er sich in Mailand zum König von Italien hatte krönen lassen, 1805 nach Pavia kam, und ihm die Lehrer der Universität vorgestellt wurden, fragte er nach Scarpa. Man erwiederte ihm, derselbe habe schon seit 17 Jahren aufgehört, Mitglied der Universität zu seyn, und gab zugleich die Ursache davon an. Bonaparte gab die edle Antwort: Was thun hier politische Ansichten und Meinun-

gen? Scarpa ist eine Zierde Pavia's und meiner Staaten. Man stelle ihn sogleich wieder ehrenvoll an.

Scaurus (Marc. Aemil.) Diesen Namen führten zwei Römer, Vater und Sohn. Der erstere bekleidete im J. d. St. 639 das Consulat und wurde später Princeps senatus, berühmt als Redner und ausgezeichnet durch seine Strenge, und die Würde, die er sich zu geben wußte, daher er auch bei dem Senate und dem Volke in ungemeinem Ansehen stand; dabei ein höchst schlauer Mann, der seine Habsucht und seinen Ehrgeiz geschickt zu verbergen wußte. Auch als Feldherr zeichnete er sich gegen die Gallier aus, und erhielt bei seiner Rückkehr die Ehre des Triumphs. Nicht so löblich benahm er sich im Kriege mit Jugurtha, wußte sich aber klug genug zu behaupten, und es dahin zu bringen, daß man ihn nochmals zum Consul, und sogar zum Censor wählte. Sein Sohn zeichnete sich als Aedilis curulis durch den glänzenden Aufwand aus, den er machte. Er ließ ein ungemein prächtiges und großes Theater errichten, und gab kostbare und noch nie gesehene Wettkämpfe. Cicero vertheidigte ihn, als er wegen Bedrückungen in der Provinz Sardinien angeklagt wurde.

Scävola s. Mucius.

Schaaf, s. Schaf.

Schabemanier, s. Kupferstecherkunst.

Schädel ist die knöcherne Grundlage des Kopfes, an der man die Hirnschale (cranium) und die Knochen des Gesichts unterscheidet. Im engern Sinne versteht man auch wohl blos die Hirnschale darunter. Diese besteht bei dem Menschen aus 8 Knochen, nämlich aus dem Stirnbein (os frontale), den beiden Scheitelbeinen (ossa parietalia s. bregmatis), dem Hinterhauptbeine (os occipitis), den beiden Schläfebeinen (ossa temporum), dem Keilbeine (os sphenoideum), und dem Siebbeine (os ethmoideum s. cribriforme). In einigen von diesen Knochen befinden sich Höhlen, welche der Aufnahme von Sinnesorganen bestimmt sind, sonst sind sie größtentheils platt, bestehen aus 2 Knochenplatten, zwischen denen sich die Diploe befindet, bilden eine große Höhle, in der sich das große und kleine Hirn befindet, besitzen Erhabenheiten und Vertiefungen von den anliegenden Theilen, und mehrere Oeffnungen, durch welche Gefäße und Nerven hindurchgehen. Verbunden sind sie untereinander und mit den Gesichtsknochen im ausgebildeten Zustande durch feste, keine Bewegung zulassende Näthe, in denen sich bisweilen einzelne getrennte Knochenstücke (die sogenannten Wormschen Beinchen) befinden; in dem frühern Lebensalter aber berühren sich diese Knochen nur vermittelst einer Knorpelmasse, die es zuläßt, daß der Kopf zusammengedrückt (z. B. bei der Geburt) und verkleinert werden kann, ja da sich die Knochen von ihrem Mittelpunkte aus bilden, so sind sie in der Zeit der Geburt an den Ecken noch so wenig ausgebildet, daß häutig-knorpelige Zwischenräume bemerkt werden, durch welche man die Bewegung des Gehirns wahrnehmen kann und die Fontanelle heißen. Nur zwischen den Schlafbeinen und der untern Kinnlade, so wie zwischen dem Hinterhauptbeine und dem ersten Rückenwirbel findet sich ein freieres Gelenk. — Die Gesichtsknochen sind bei dem Menschen folgende: 2 Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), 2 Nasenbeine (ossa nasi), 2 Thränenbeine (ossa lacrymalia), 2 Jochbeine (ossa zygomatica), 2 Gaumenbeine (ossa palatina), die beiden untern Nasenmuscheln (ossa spongiosa), das Pflugscharbein (vomer) und die untre Kinnlade (os maxillare inferius). In der letztern, so wie in den beiden Oberkieferbeinen,

sind die 32 Zähne eingekeilt. Die Gesichtsknochen bilden mehrere Höhlen, welche Sinnesorgane enthalten und als der Anfang der Brust- und Bauchhöhle anzusehen sind, indem durch dieselben Luft zu der erstern, Speise und Getränk zu der letztern geführt werden. Ueberdieß bestimmen sie die Form des Gesichts. Die Art, wie die Gesichtsknochen, insbesondre die obere Kinnlade, zu den eigentlichen Schädelknochen gestellt sind, begründet Verschiedenheiten, durch welche sich das menschliche Gesicht von dem der Thiere unterscheidet, so wie sich auch viele nationale Verschiedenheiten darauf zurückführen lassen, daß der Oberkiefer entweder mehr hervorragt oder eingedrückt ist. — Sinnreich ist Okens Vergleichung des Schädelbaues mit dem der Rückenwirbelbeine und interessant die Zusammenstellung von vielen Thierschädeln, welche Spix in einem großen Prachtwerke (Cephalogenesis s. capitis ossei structura et significatio etc. acc. tabb. XVIII. München 1815. Fol.) mitgetheilt hat. —

† Schadow. Gegenwärtig ist Schadow mit der Verfertigung des Blücherschen Denkmals beschäftigt. — Seine beiden Söhne leben seit neun Jahren als sehr geachtete Künstler in Rom. Der ältere, Rudolph, ist Bildhauer und gehört als solcher zu den ausgezeichnetesten seines Fachs. Außer mehreren trefflichen Basreliefs, Büsten ꝛc. haben in der neuesten Zeit seine Statuen einer Sandalenbinderin und Spinnerin den reinsten Beifall aller Kenner erworben und sind, mehrmals in Marmor ausgeführt, nach England gekommen. Der andere Bruder, Wilhelm, ist Maler. Seine Arbeiten zeichnen sich durch das Edle und Reine des Styls, die Großartigkeit der Composition und ungemeine Schönheit und Wärme des Colorits aus. Meisterhaft sind seine Bildnisse; doch hat er jetzt durch seine Frescomalereien in der Wohnung des preußischen Generalconsuls v. Bartholdy zu Rom dargethan, welche bedeutende Stelle er unter den Historienmalern einnimmt. Mit Recht darf man bei dem Streben, welches alle deutschen Künstler in Rom beseelt, für die Zukunft von beiden Brüdern vollendete Meisterwerke erwarten.

* Schafhausen, einer der kleinsten unter den zwei und zwanzig Cantonen Helvetiens, der Rangordnung nach der zwölfte in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Er liegt am nördlichsten in der Schweiz, am rechten Rheinufer, vom Großherzogthum Baden größtentheils umgeben; südlich trennt ihn der Rhein von den Cantonen Zürich und Thurgau. Seine Größe beträgt 8 Quadratmeilen, worauf 30,000 Menschen leben, die sich, mit Ausnahme weniger Katholiken, zur reformirten Kirche bekennen. Der Boden gehört zu den fruchtbarsten der Schweiz und besteht aus ergiebigen Hügeln mit weiten Thälern. Die höchste Gegend ist Randenberg, im Norden des Cantons, welcher 1200 Fuß über dem Rheine liegt. Außer diesem Flusse gibt es nur Bäche; die Wutach bildet gegen Westen an einigen Stellen die Gränze. Die Hügel enthalten mannichfaltige Versteinerungen und treffliches Eisenerz. Wein- und Feldbau beschäftigt die Einwohner vorzüglich, auch gutes Obst wird gezogen und die Viehzucht mit Einsicht betrieben. Die Fabrikarbeiten sind nicht einmal in der Hauptstadt besonders wichtig. Durchfuhr und Speditionshandel gewähren dem Lande einigen Vortheil. Die Verfassung ist aristo-demokratisch. Ein großer aus 74 Mitgliedern bestehender Rath hat die gesetzgebende, ein aus 24 Mitgliedern des großen Rathes bestehender kleiner Rath hat die vollziehende Gewalt, und ist die oberste Justizbehörde. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr lang den Vor-

sitz in beiden Räthen. Zur Bundesarmee gibt dieser Canton 466 Mann, und als Geldbeitrag zur Bestreitung der Kriegskosten und anderer Ausgaben des Bundes jährlich 9327 schweizerische Franken. Die Hauptstadt Schafhausen liegt am rechten Rheinufer, am Abhange eines Hügels, von kleinen Bergen eingeschlossen, und enthält 811 Gebäude in der Stadt und 395 in den drei Vorstädten und gegen 7000 Einwohner. Der Ort hat vorzüglich die Straßen nicht eben sind, doch ein freundliches Ansehen und mehrere gutgebaute Häuser. Ueber den Rhein führt eine 120 Schritte lange hölzerne Brücke, an deren Ende das züricher Gebiet anfängt. Die in den Jahren von 1754 bis 1758 erbaute 364 englische Fuß lange schöne hölzerne Rheinbrücke, in ihrer Art ein Meisterstück, ein Hängewerk, welches, außer auf den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, wurde im August 1799 von dem französischen Generale Oudinot zerstört. Am höchsten Ende der Stadt, auf dem Emmersberge liegt die alte Feste Unnoth oder Munoth. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man das Collegium Humanitatis mit neun Professoren für Theologie, Physik, Philosophie, Mathematik, Geschichte und alte Sprachen, das Gymnasium, und die Stadtbibliothek, durch die Büchersammlung Johannes von Müllers (dessen Geburtsort diese Stadt ist) beträchtlich vermehrt. Es sind hier eine Gußstahlfabrik, Fabriken von baumwollenen und seidenen Zeugen, eine große Indiennedruckerei, große Gerbereien und eine Baumwollenspinnerei. Uebrigens beschäftigt viele Bewohner die Güterversendung, der Handel mit Landeserzeugnissen, als Wein, Getreide, Kirschengeist rc. Landbau wird aber am meisten betrieben. Spaziergänge sind der Fäsenstaub an der Westseite der Stadt mit einem schönen Garten, die neue Promenade, das romantische Mühlthal, die Klus, und eine Stunde von der Stadt ist der berühmte Rheinfall (s. d. Art.).

Schaft, s. Säule.

Schaftgesimse, soviel als Fuß, Säulenfuß, s. Säule.

† Schalthiere. Alle Schalthiere haben einen weichen, gallertartigen Körper und sind mehrentheils mit Fühlfäden versehen. Sie sind Zwitter, und legen meist Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Die Schalen sind das Werk ihrer Bewohner und entstehen aus einem kalkartigen klebrigen Safte der Thiere. Eingetheilt werden die Conchylien in vier Familien, wovon die erste die vielschaligen, die zweite die zweischaligen oder die Muscheln, die dritte die einschaligen mit bestimmten Windungen, d. i. die Schnecken, die vierte die einschaligen ohne bestimmte Windungen enthält.

* Scharfschützen, Schützen (Tirailleurs), diejenigen Infanteristen, die besonders im Zielschießen geübt und mit bessern Gewehren versehen sind. Da zum ruhigen und richtigen Zielen die möglichste Freiheit in den Körperbewegungen erfodert wird, so können sie, um ihrem Zwecke zu entsprechen, nicht in geschlossenen Gliedern fechten, sondern werden vor den Linien zerstreut, die sie dadurch decken. Die französischen Tirailleurs mögen im Anfange theilweis wohl auch besonders geübte Schützen gewesen seyn, und da sie auch vorzugsweise zum zerstreuten Gefecht verwendet wurden, so haben sich diese beiden Begriffe in einander verschmolzen, obwohl die Sache selbst in der neuern Kriegsführung wesentlich verschieden geworden ist. Denn die französischen und nach ihnen alle übrige Heere hatten in neuern Zeiten Infanterieabtheilungen, welche eigens zum zerstreuten Gefecht bestimmt waren, ohne deshalb gerade durch besondre Schußfertigkeit

oder eigenthümliche Gewehre ausgezeichnet zu seyn. Diese Tirailleurs wurden benutzt, um das Gefecht zu unterhalten, den Colonnen vorauszugehen und sie gegen brüske Anfälle zu decken, Wälder ꝛc. zu nehmen, überhaupt um die geschlossenen Infanteriemassen so lange als möglich vor dem feindlichen Feuer zu schützen. — Die eigentlichen Scharfschützen wurden dabei freilich mit verwendet, aber getroffen wurde im Ganzen doch im Verhältniß der Masse des Feuers wenig. — Gewöhnlich werden die Scharfschützen zum Dienst der leichten Truppen und am wenigsten da gebraucht, wo sie niemals fehlen sollten, vor und in belagerten Festungen. Die Tirailleurs sollten in allen Zweigen des leichten Dienstes und auch nächstdem im Zielschießen geübt werden.

Schatulle heißt diejenige Casse des Landesherrn, welche aus seinen Privat- oder Schatullengeldern, d. h. denjenigen Einkünften besteht, welche er nicht in der Eigenschaft des Landesherrn, sondern als Privatmann zu erheben hat. Schatullengüter sind folglich die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann sowohl rücksichtlich des Eigenthums, als der Benutzung zugehören. Sie sind den Rechten nach andern Privatgütern derselben Gattung gleich, und haben verhältnißmäßig dieselben Lasten zu tragen, wofern sie nicht von dem Landesherrn besonders privilegirt sind.

Schauspielkunst ist die Kunst, dramatische Werke durch theatralische Darstellung dem Ohr und dem Auge zu versinnlichen. Diejenigen, welche diese Versinnlichung dadurch bewirken, daß sie sich stellen, die in dem dramatischen Werke als handelnd gedachten Personen zu seyn, heißen Schauspieler. Auf Verstellung, auf Täuschung fremder Einbildungskraft vermittelst der Sinne des Gehörs und des Gesichts, beruht sonach die Ausübung dieser Kunst. Daher bezeichnet im Griechischen ein und dasselbe Wort (ὑποκριτής) den Heuchler und den Schauspieler. Der letztgenannte muß die Person, welche erscheinen will, sich zuvörderst im Geiste vorstellen, und sie sodann durch seine wirkliche Person, soweit es deren Beschaffenheit zuläßt, versinnlichen, darstellen. Jene Thätigkeit des Geistes, besonders der Einbildungskraft, heißt die Auffassung der Rolle (der gesammten Eigenschaften der im Drama als handelnd gedachten Person); die letztgenannte Thätigkeit (des Geistes und Leibes zugleich) nennen wir das Spiel. Der höchste Zweck der Auffassung ist, die Vorstellung des Dichters von der darzustellenden Person mit der Phantasie zu erreichen. Das höchste Ziel des Spiels soll seyn, durch die Versinnlichung der Auffassung (der eignen Vorstellung von der darzustellenden Person) zu entsprechen. So ist denn die Kunst des Schauspielers in der Theorie nichts anders, als die Fähigkeit, den Gedanken des Dichters in Bezug auf eine gegebene Person des Drama in seiner Totalität aufzufassen, des Dichters Vorstellung zu einer Vorstellung der eignen Einbildungskraft zu machen, und dieselbe an der eignen Person zu versinnlichen. Weniger die zweite, als die erste dieser beiden Fähigkeiten ist es, welche den Schauspieler (den Heuchler im Doppelsinne der Griechen) zum Künstler macht. Viele haben das Geschick, Eigenschaften einer fremden Individualität, die sie beobachteten, an ihrer eignen Person nachzuahmen. Wenigen ist es gegeben, eine dramatische Person in ihrer Totalität, also auch in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Drama, nach der dürftigen Anleitung des todten Buchstaben lebendig in der Einbildungskraft zu reproduciren, un-

diese **dichterische Nachschöpfung** an sich selbst täuschend vor fremde Sinnen heraustreten zu lassen. Das Geschäft der Auffassung ist es, welches vom Schauspieler fordert, was die Erfindung und geistige Gestaltung vom Dichter heischt: Streben nach möglichster Ausbildung aller Seelenkräfte. Das Geschäft des Spiels (der Darstellung) richtet seinen Anspruch mehr auf Uebung und Ausbildung der physischen Kräfte und Fähigkeiten, damit es der Einbildungskraft um so leichter werde, die physische Person nach dem Bedürfniß ihrer Vorstellung von dem, was dargestellt werden soll, zur Verstellung (ὑπόκρισις) zu bestimmen. Wie man seine Fähigkeiten zur Schauspielkunst, besonders zur Darstellung einer gegebenen Rolle, prüfen, und bei Ausübung der Kunst vom Einstudiren bis zur wirklichen Aufführung mit sich selbst in seinem Innern verfahren möge, davon findet sich eine Abhandlung in Müllner's Almanach für Privatbühnen 1817. So wenig die Schauspielkunst als eine selbstständige angesehen werden kann, da sie nur in Verbindung mit der dramatischen Poesie denkbar ist (denn selbst beim Extemporiren kann diese nicht fehlen), und überdem ihre volle Wirkung nur in Verbindung mit denjenigen **Hülfskünsten** und Handwerksfertigkeiten erreichen kann, welche die gesammte **Theaterkunst** ausmachen (z. B. Dekorirkunst, Machinerie, Costumirung, Gesichtsmalerei u. s. f.); so gewiß ist sie von allen schönen Künsten die bewundernswürdigste und die wirksamste; jenes, weil bei ihrer Ausübung der Mensch Werkmeister, Stoff und Kunstwerk zugleich ist; dieses, weil eben als Kunstwerk nichts mehr auf den Menschen wirken kann, als der Mensch lebend durch den Menschen dargestellt. Diese Wirksamkeit erklärt den Hang zu ihr, den wir bei allen cultivirten Völkern finden. Ihr Keim liegt tief in der Natur des menschlichen Geistes und Gemüths. Es ist der Keim aller schönen Künste überhaupt: der Trieb, unabhängig von dem Zwange der **Wirklichkeit**, von ihrer **Nöthigung** zu Gedanken und Empfindungen, freithätig zu spielen mit dem **Schein**. (M. vergl. Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen.) Der Trieb, anzuschauen und zu empfinden, was wir **wollen**, nicht was wir **müssen**, hat alle schönen Künste erfunden, welche Schiller treffend genug die Künste des Scheins nennt. Der Wunsch, **durch den Schein soviel als möglich getäuscht zu werden**, muß nothwendig die lyrische und epische Dichtkunst zur dramatischen, und den mündlichen Vortrag der letztgenannten zur Schauspielkunst steigern, so lange die Cultur eines Volkes, und mit ihr die Ansprüche der Geister und Gemüther auf jenen Genuß des Scheines, im Steigen begriffen sind.

Was wir ersehnen, will sich nicht begeben,
Was sich begiebt, ist nicht, wonach wir streben,

Darum, mitten unter dem, was sich begiebt, erschafft die Einbildungskraft, was wir ersehnen, und das Talent führt es aus im selbstgewählten fügsamen Stoff. Die Theatergeschichte aller Völker wird am Ende auf diesen Quell sich zurückführen lassen. Das Theater in Athen mit seinen Tragödien und Lustspielen ist aus den Vorträgen der Rhapsoden und dem Thespiskarren herangewachsen, und die Sakontala des Calidas ist unfehlbar mit irgend einer Bänkelsängerei oder Jonglerie der alten Hindu in gerader Linie verwandt. Da es die Cultur ist, welche den Anspruch auf Genuß des täuschenden Scheins entwickelt, und da diese nur langsam (in der modernen Welt vielleicht nie) ein Eigenthum der Volksmasse wird; so ist wahrschein-

lich, daß wir an den meisten Orten Deutschlands die ersten Spuren einer eigentlichen Schauspielkunst im geselligen Privatleben der Gebildeten aufzusuchen hätten, wo es eine vollständige Geschichte dieser Kunst gälte. Man sehe z. B. Blümners Geschichte des Theaters in Leipzig, 1818. Das älteste gedruckte Stück, welches der sorgsame Forscher dort aufgefunden, die Comoedia nova Hegendorfii, führt auf dem Titel den Beisatz: Lipsiae non raro in doctissimorum virorum corona acta. Später erschien ihre Spur unter den Schülern und Studenten, und erst unter Johann Velthem (1669) scheint sie dort von einer zu diesem Zweck vereinten Schauspielergesellschaft öffentlich vor dem Volk ausgeübt worden zu seyn. Dieser Velthem hatte studirt, und meist Studenten bildeten seinen Verein. Anderer Orten und früher scheint nur in religiösen Processionen eine Art von heiliger Schauspielkunst öffentlich erschienen, und hier und da von den Handswerksgilden auf öffentlichen Plätzen eine Art dramatischen Spieles betrieben worden seyn (s. Pauls von Steffen Kunstgeschichte von Augsburg S. 530.), besonders in den Fastnachtsspielen. Die Nachrichten von jenen früheren Zeiten findet man in dem angez. Buche Blümners S. 2. ff. zusammengestellt, und ihre Quellen angezeigt. Es ergiebt sich daraus, daß, wenn schon die Geschichte des deutschen Drama bis auf den Krieg auf der Wartburg zurückgeführt werden kann, und wenn es auch in Klöstern und Schulen und in den älteren Zeiten schauspielartige Darstellungen, so wie bei religiösen Processionen und bei Fastnachtsmummereien Verkleidungen und Verstellungsspiele gegeben, dennoch eine eigentliche öffentliche Schauspielkunst erst mit Velthem (nach seiner eignen, von Blümner a. a. O. gelieferten Unterschrift: Johann Velten von Halle aus Sachsen) in Deutschland begonnen habe. Kaum in dieser Maße begonnen, hatte sie schon Kämpfe mit der Geistlichkeit zu bestehen, und Velthems Gattin, die nach dessen Tode die Direction der Gesellschaft führte, schrieb eine Vertheidigung der Schauspiele gegen einen Diaconus Winkler in Magdeburg (Blümner a. a. O. S. 28.). Gegen das Gewicht der Geistlichkeit scheint das fürstliche Ansehen die junge Kunst gleich bei ihrem Eintritt in das Gebiet der Oeffentlichkeit in Schutz genommen zu haben; denn schon Velthem hatte mit seiner Gesellschaft die Erlaubniß erhalten, den Titel königlich polnischer und churfürstlich sächsischer Hofcomödianten zu führen, obschon sie sich durch Bereisen mehrerer, besonders der Meßstädte, erhielt. Der verliehenen Titel ungeachtet hießen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein dergleichen Gesellschaften Banden. So wird noch in der Vorrede zu Cronegks Werken, welche nach dessen Tode seine Freunde herausgegeben, (1760) in allen Ehren der Kochischen Bande gedacht. Die Benennung fiel, als in den Hauptstädten Deutschlands stehende Bühnen Fuß faßten, den wandernden Gesellschaften anheim, und wird jetzt auch von diesen nur bei dem Ausdrucke von Verachtung gebraucht. Man nannte sie nach dem Orte, wo sie entstanden waren, oder herkamen. So ist im a. Buche Bl's. S. 37 in einer Verstattungsurkunde von 1695 die Rede von der Merseburgischen Bande Hermann Heinrich Richters. Später führten dergleichen Gesellschaften Elendsohn und Haack (welcher ein Privilegium für Sachsen erhielt) u. a. m. Epoche machte in jener Zeit der wandernden Kunst die Neuberin (1727), theils durch ihre freundschaftliche Verbindung, theils durch ihre Entzweiung mit **Gottsched.**

Hier trat zuerst das Theater in nähere Berührung mit Kunstwissenschaft und Kritik. Gottsched zu gefallen, verbannte die Neuberin den Hanswurst, und brachte später Gottsched selbst verspottend auf die Bühne. Mit dem Anspruch der Wissenschaften und Kritik auf der einen, und dem Widerspruch der Theaterpraxis auf der andern Seite, wie sie hier öffentlich im Gebiet der Literatur laut wurden, war diejenige Wechselwirkung begründet, von welcher sich hoffen ließ, daß sie die Kunst heben, und die Wissenschaft aufklären und practisch machen würde. In der That gingen bald aus diesem Conflict zwei Schauspieler hervor, welche die Kunst aus dem höhern Gesichtspuncte betrachteten, und demselben gemäß behandelten: Koch, der als Student zu der Gesellschaft der Neuberin gekommen war, und später auf dem Theater der Schröderin in Hamburg gespielt; sodann Eckhof, welcher 17 Jahre lang bei der Schönemannischen Gesellschaft gestanden hatte, die Gottsched nach seinem Zerfall mit der Neuberin begünstigte. Mit einem spätern Coripheen unserer Literatur, mit Lessing, kam die Bühne zu Hamburg in Wechselwirkung, welche Ackermann 1764 gegründet, und 1767 an Seyler überlassen hatte. Lessing fing an, der dortigen Bühne Tag für Tag kritisch zu folgen, und obwohl er durch die Empfindlichkeit der Schauspieler bald veranlaßt wurde, sich auf die Kritik der Stücke zu beschränken (Hamb. Dramaturgie); so wirkte er doch unfehlbar sehr entscheidend auf die Schauspieler, besonders auf Eckhof, welcher damals zu dieser Gesellschaft gehörte, und bald den Ruf eines wissenschaftlichen Schauspielers erwarb, welchen selbst dramatische Dichter zu Rathe zogen. (S. Weißens Selbstbiographie S. 21.) Im J. 1768 kam Schröder zu dieser Gesellschaft zurück, die er ein Jahr früher verlassen hatte, weil Seyler das Ballet aufgab. (S. Schröder.) Aus dem Balletmeister wurde später (1771 ff.) ein Schauspieler von Bedeutung, ein Theaterdichter, und ein Bearbeiter Shakspeare's. In Berlin unter Friedrich Wilhelm II. erschien ein Philosoph und Kunstrichter, der berühmte Engel, als Oberdirector an der Spitze des Theaters, und im Jahre 1696 folgte ihm Iffland, der, wenn auch nicht als Director, doch gewiß als Muster des durchdachten Spiels, und als dramatischer Dichter großen Einfluß auf die Kunst hatte. (M. s. die bes. Art.) Alle diese Fortschritte, welche von Velthem an bis jetzt die Schauspielkunst im Einzelnen gemacht hat, haben sie dennoch im Ganzen nicht viel weiter gebracht, als zu einer Art von Crisis, wo es sich erst entscheiden zu müssen scheint, ob die Kranke genesen, oder an Entkräftung sterben werde. Glänzend zwar hat sich der Patientin ökonomische Lage verbessert. Die öffentlichen Theater haben in den wichtigsten Städten aufgehört, schwankende Privatunternehmungen zu seyn. Sie sind Sache der Staaten oder Regenten, und die Schauspieler reich besoldete, mit Ansprüchen auf Pensionen ausgestattete Staatsdiener geworden. Aber ihre Krankheit ist ziemlich so alt, als ihr erster Conflickt mit Gottsched. Sie heißt: Vereinigung des Schauspiels mit der Oper, welche Gottsched vergebens befehdete. Die wahre Schauspielkunst hängt, wie aus den oben entwickelten Begriffen folgt, in ihrem innersten Wesen mit der dramatischen Dichtkunst zusammen. Nicht so die Oper, welche die Musik für ihre Herrin erkennt, und statt Poesie mit metrischer Abgeschmacktheit vorlieb nimmt. Sie raubt der Schauspielkunst ihre Priester und Priesterinnen. Was irgend singen kann, zieht die einträglicheren Stellen bei der Oper vor, und verlernt in

ihrem nicht dem Sinne des Wortes, sondern dem Notenlaufe der Musick folgenden Carikaturspiele das Wahre. Der Sinnenreiz, welchen die Oper darbietet, verderbt den Geschmack des Publikums an den Werken der Dichtkunst, welche hauptsächlich vom Geist aus auf das Empfindungsvermögen wirken müssen. Die Vorliebe des Volks für diesen Sinnenreiz schmeichelt den Bühnenverwaltungen mit reichen Einnahmen, und die Kosten, welche sie dafür aufwenden müssen, erschöpfen die pekuniären Kräfte, welche das Ganze des Theaterwesens aufrecht erhalten sollen, meist allein. Darinne scheint die Hauptursache zu liegen, warum keine deutsche Hauptstadt noch ein deutsches Theater hat in dem Sinne wie Paris sein Théâtre françois besitzt: eine Künstlergesellschaft, welche ausschließlich sich damit beschäftiget, diejenigen Werke der dramatischen Dichtkunst, welche auf Classicität Anspruch machen, in das theatralische Leben zu rufen. Das Burgtheater in Wien ist davon nur ein Schatten. Die Censur hemmt dort den freien Ausflug der Poesie, und die Meisterstücke, womit der gebildete Theil der Nation gegen das Ausland prunkt, erscheinen oft verstümmelt. So steht es im Ganzen um die Praxis der Schauspielkunst in Deutschland. Ihrer Theorie mangelt ein vollständiges geschriebenes System. Was Sonnenfels, Lessing, Göthe, (in Wilhelm Meister), Engel, von Seckendorf, Iffland u. a. über diese Kunst geschrieben haben, hat grossen Werth, ohne ein zusammenhängendes, umfassendes Ganzes zu seyn. Die Schauspielerstudien von Sievers sind unklar und verworren. Ein großes systematisches Werk, welches der jüngst verstorbene Koller ankündigte, ist, soviel der Verfasser dieses Artikels weiß, nicht zu Stande gekommen. Die Schriften von Mercier, Dorat, Riccobini, Hill (s. Theatralische Darstellung) gehören nicht der deutschen Literatur an, und handeln von der Schauspielkunst, wie sie bei andern Nationen sich gestaltete, und auszuüben ist. Mnr.

Schawl (Schaul), heißt eigentlich der feinste unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeugen, welcher im Orient verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet von einer daselbst einheimischen Ziegenart gewonnen und heißt dort Touz. Sie ist sanfter und feiner als das beste Biberhaar. In Caschmir werden daraus Kopftücher gemacht, welche die Mogolen und Indier das Stück mit 100 Ducaten und darüber bezahlen. Auch zu uns kommen s. g. türkische zu Umschlagetüchern bestimmte Schawls, welche das Stück 1000 und mehr Thaler kosten. In Europa heißen überhaupt alle große Umschlagetücher der Damen Schawls. Diese werden aus Seide, Wolle und Baumwolle von verschiedenen Farben und Größen verfertigt, am vollkommensten in Frankreich und England.

Schedoni, nach Andern Schidoni (Bartolommeo), ein ausgezeichneter ital. Maler, geb. zu Modena 1560. Er war ein Schüler der Caracci, aber ahmte den Styl der Correggio höchst gelungen nach. In Modena zeigt man viele seiner Werke, die bedeutendsten scheinen die im Zimmer des großen Raths von Modena. Auch die königl. Dresdner Gallerie besitzt ein schönes Bild von ihm: Maria mit dem Kinde, dem Joseph das Kreuz des heil. Johannes überreicht. Nachher begab er sich, aufgefordert von dem Herzog, an den Hof zu Parma, wo er mehreres für die Farnesische Gallerie malte, z. B. eine Grablegung. Seine Werke sind selten. Bekannt ist sein leidenschaftlicher Hang zum Spiel, der auch seine Lebenstage verkürzt haben soll. Er starb 1615 oder 1616 zu Parma.

Scheidemünze heißt diejenige Gattung von Metallmünze, viel-

che bestimmt ist, bei den im Binnenverkehr vorkommenden kleinern Ausgleichungen von Waaren und Diensten gebraucht zu werden; sie besteht gewöhnlich aus bloßem Kupfer, oder aus einer Mischung von Kupfer und Silber, welches Billon genannt wird. Je gebildeter und reicher eine Nation ist, desto mehr kleinere Dienste werden bei ihr gegen Bezahlung verrichtet, desto mehr sonst unbedeutende Dinge erhalten einen Tauschwerth, desto mehr Scheidemünze ist daher erforderlich, um Alles, was begehrt wird, zu bezahlen. Mangel an Münze aus edlem Metall mag in einzelnen Fällen für die mit einander in Verkehr stehenden Bürger eben so empfindlich seyn, als Mangel an Scheidemünze, aber im Allgemeinen sind die nachtheiligen Folgen des letztern weit sichtbarer, als die des erstern. Der Tauschverkehr in Gegenständen des täglichen Bedarfs fällt zwar bei weitem nicht so sehr in's Auge, wie der Großhandel; die kleinern Gütermassen, welche hier im Verkehr begriffen sind, gehen beinahe unbemerkt von einer Hand in die andere, allein gerade die Lebhaftigkeit dieses Verkehrs im Kleinen ist die Grundlage eines jeden Verkehrs im Großen. Stockt daher aus Mangel an Scheidemünze der erstere Verkehr, so muß nothwendig auch der letztere stocken. Alle unsere Gewerbe müßten in Stillstand gerathen, verschwände durch einen Blitzstrahl unsere Scheidemünze und blieben auch alle unsere harten Thaler und Goldstücke zurück, denn nichts gäbe es, was den Uebergang der Erzeugnisse menschlicher Betriebsamkeit in den Kreis des Verbrauchs mehr hindern könnte, als eine solche Erscheinung. Es ist aber nicht gleichgültig, in welchem Verhältnisse die Masse von Münze aus edlem Metall zu der Masse der Scheidemünze in einem Lande stehe, wenn der Zweck, nämlich die Ausgleichung der in den Tauschverkehr gebrachten Werthe, möglichst vollkommen erreicht werden soll. Als Merkmale, ob in dieser Hinsicht ein richtiges Verhältniß beobachtet worden, sind folgende Fälle zu betrachten: sobald größere Zahlungen mittelst Scheidemünze geleistet werden, oder sobald die Metallmünzen aus edlem Metall im Verkehr eine Aufmünze (Agio) gegen Scheidemünze tragen, ist verhältnißmäßig zu viel Scheidemünze im Umlaufe; sobald hingegen eine Aufmünze gezahlt wird, sobald schlechte Sorten und selbst falsche Scheidemünzen im Umlauf gesetzt werden, um nur der Verlegenheit bei kleinen Zahlungen abzuhelfen, ist zu wenig von dieser Münzgattung im Lande vorhanden. Der Metallwerth der Scheidemünze kann übrigens so unbedeutend seyn, daß er gar nicht einmal in Betracht kommt, und sie kann dennoch ihren Zweck, nämlich die Ausgleichung der kleinsten Vermögenstheile unter den Staatsbürgern, vollkommen erfüllen, denn während bei der Gold- und Silbermünze immer der Charakter einer Waare vorherrschend ist, so ist es bei der Scheidemünze immer der eines reinen Werthausgleichungsmittels. Damit aber die letztere stets das gelte, was ihr Gepräge verspricht, sind den Regierungen folgende Vorsichtsmaßregeln zu empfehlen: 1) Es muß diese Münze so künstlich ausgeprägt seyn, daß sie nicht leicht, wenigstens nicht ohne kostspielige Werkzeuge und Maschinen, nachgemacht werden kann; 2) sie darf nur auf die geringsten Beträge lauten, zur Ausgleichung größerer Werthe muß Münze aus edlem Metall gebraucht werden; 3) es darf keine größere Menge solcher Münze in Umlauf gebracht werden, als zum Bedürfniß im Innern des Landes erforderlich ist. Damit aber dieses Bedürfniß erkannt und nicht überschritten werde, müssen 4) öffentliche Kassen vorhanden seyn, wo die Scheidemünze zu jeder Stunde und zwar nach ihrer vollen Geltung

gegen Münze aus edlem Metall umgetauscht werden kann; 5) nur die auf inländischen Münzstätten verfertigten und mit dem Nationalgepräge versehenen Scheidemünzen dürfen Kurs haben, allen fremden muß der Eingang ins Land versagt seyn. — Werden diese Bedingungen mit Strenge und Gewissenhaftigkeit erfüllt, so sind vom Umlaufe der Scheidemünze durchaus keine nachtheilige, sondern vielmehr nur wohlthätige Folgen für den Nationalverkehr zu erwarten. KM.

* Schelde (französisch Escaut), ein mittelmäßiger Fluß in den Niederlanden, welcher in dem französischen Departement Aisne, auf dem Berge St. Martin, aus einem kleinen See bei dem Flecken Beaurevoir entspringt, bei Fondé schiffbar wird, und bei St. Antring in das Gebiet des Königreichs der Niederlande tritt. Bei Gent erhält die Schelde eine beträchtliche Erweiterung, theils durch zwei große Kanäle, wovon einer die Verbindung zwischen Brügge und Gent, der andere zwischen Gent und Sas unterhält, theils durch die schiffbare Lys. Bei Dendermonde wird sie durch die Dender verstärkt, und bei Aupelmonde durch die Aupel, welche aus der Vereinigung der Dyle und großen und kleinen Nethe entsteht. Bei Antwerpen wird sie zu einem beträchtlichen Strome. Die Fluth des Meeres dringt nämlich bis über die Stadt hinauf, verschafft bei derselben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß, und zur Zeit der 15 Fuß hohen Fluth eine Tiefe von 45 Fuß. Da diese Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, so wird Antwerpen zu einem geräumigen und sichern Seehafen. Vier Meilen nördlich von dieser Stadt theilt sich der Fluß in die Ost- und Westschelde, und hat eine Breite von 1800 Fuß. Die letztere ist der Hauptfluß, hat den Namen Hont, fließt zwischen Nordflandern und den seeländischen Inseln, und verliert sich bei Vliessingen in die See. Die erstere windet sich durch die zeeländischen Inseln gleichfalls in das deutsche Meer. Beide Arme haben noch innerhalb des festen Landes Verbindung mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins. Die vornehmsten an der Schelde gelegenen Städte sind: Cambray, Valenciennes, Condé, Tournay oder Doornik, Oudenarde, Gent, Dendermonde, Antwerpen und Vliessingen. Berühmt wurde die Schelde durch die 1784 und 1785 entstandenen Scheldestreitigkeiten, indem Oesterreich die Eröffnung und durchaus freie Schifffahrt auf der Schelde von den Generalstaaten der damals bestehenden Republik Holland verlangte. Da die Republik in diese Forderung nicht willigen wollte, und Oesterreich deßungeachtet zwei Brigantinen von Antwerpen aus abschickte, um auf der Schelde in die See zu fahren; so wurden beide Schiffe von den Holländern durch Kanonenschüsse an der Fortsetzung ihrer Fahrt verhindert. Oesterreich sah dies als eine Kriegserklärung an, und ließ Truppen zusammenziehen. Durch die Vermittlung des Königs von Frankreich wurden jedoch diese Streitigkeiten beigelegt, und den 20sten September 1785 die Präliminarartikel zu Paris unterzeichnet, worauf den 8ten November desselben Jahres die Ratificirung erfolgte. Gegen einige kleine Abtretungen und Bezahlung einiger Geldsummen erhielten die Generalstaaten von Oesterreich, daß es sich die Verschließung der Schelde gefallen ließ. (Vergl. Antwerpen.)

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Scheuffelin oder Scheuffelein (Hans), ein geschätzter altdeutscher Maler. Sein Vater, Franz Scheuffelin, war ein Kaufmann, der 1476 sich in Nürnberg niederließ und ihn zu Albrecht Dürer in

die Schule schickte, mit dem er auch in seinen Zeichnungen viel ähnliches hat. Hier soll Hans Scheuffelin auch (nach Doppelmayer) geboren seyn. In Nördlingen finden sich einige schöne Werke von ihm, namentlich Altartafeln, die Grablegung Christi vorstellend, welche er unter Dürers Aufsicht gemalt hatte, und die Belagerung von Bethulia auf dem Rathhause daselbst al fresco und im deutschen Costüm gemalt. Er erhielt auch wegen seiner Kunst das Bürgerrecht in Nördlingen 1515. Hier und für die Nachbarschaft malte er verschiedene Altarblätter. Auch besitzt die Münchner Gallerie eine Grablegung des heil. Johannes von ihm. Er soll, auf die ehrenvolle Aufforderung des Raths in Nürnberg an ihn, dahin noch einmal zurückgekehrt, später aber zu Nördlingen gestorben seyn, zwischen 1539 und 1540. Sein Name ist auch in der Kunst der Holzschnitte berühmt, doch ist nicht erwiesen, was er eigenhändig verfertigt hat. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der ebenfalls Maler war.

Schiavone (Andrea), eigentlich Andrea Medola, ein ausgezeichneter Maler der venetianischen Schule, gebürtig aus Sabenico, einer Stadt in Dalmatien, woher auch wahrscheinlich der Beiname Schiavane (Sclabonus). Er war geb. 1522, machte seine ersten Studien nach den Kupferstichen des Parmegianino (Mezzuola), und studirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian. Die Grazie jenes Meisters und das Colorit dieser suchte er zu vereinigen. Aber die großen Massen von Helldunkel und ein weicher, saftiger Pinsel waren ihm eigenthümlich. Indessen tadelt man an seinen feurigen Werken Mangel an Genauigkeit in der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. In Venedig und dem übrigen Italien, Frankreich, so wie in einigen deutschen Gallerien sind Werke von ihm zu sehen. (In der Dresdner zwei heil. Familien, und ein Christus, von Arimathias und dem Engel gehalten.)

Schicksalstragödie wird der Leidenschaftstragödie entgegengesetzt, und einige Kunstphilosophen, namentlich Eberhard im Handbuche der Aesthetik B. 4. S. 199 ff., wollen jene, als die höhere Gattung, Tragödie, und diese Trauerspiel genannt wissen. Sonach wäre dieses ein Drama, welches die tragische Wirkung auf das Gemüth blos durch Darstellung des Getriebes menschlicher Leidenschaften hervorbringt, welche sich im Gebiete der moralischen Freiheit bewegen; jene hingegen ein solches, welches zum Behuf dieser Wirkung die Idee eines Verhängnißes, einer übersinnlichen, von dem Willen des Menschen unabhängigen Nothwendigkeit ins Spiel zieht, und beide, übersinnliche Nothwendigkeit und moralische Freiheit, in ihrem wechselnden oder gleichzeitigen Einflusse auf die menschlichen Handlungen darstellt. Daß auf dem erstgenannten Wege echt tragische Totalwirkung hervorgebracht werden könne, ist in neueren Zeiten bezweifelt worden. Auf keinen Fall läßt sich bezweifeln, daß es sehr schwer ist, indem dabei in der Darstellung menschlicher Handlungen getrennt werden müßte, was in der Erfahrung vereinigt ist: Bestimmung durch den menschlichen Willen, und Einwirkung von außen, sey es nun des unberechenbaren Zufalls, oder einer Nothwendigkeit, deren Grund wir in einer undurchschauten, übersinnlichen Weltordnung suchen. Wie frei auch immer, selbst im leidenschaftlichen Zustande, unsere Willenskraft seyn mag; der Erfolg ihrer Thätigkeit wird immer von Dingen abhängen, die außer dem Bereich dieser Freiheit liegen, und die Erscheinung des Erfolgs wird theils auf die eine, theils auf die andere Ursache hinweisen.

Nun ist aber die Idee eines Zufalls, welcher blind den Erfolg unserer Willensthätigkeit mit bestimmt, vielmehr niederschlagend, als erhebend. Sie thut dem Begriffe der moralischen Welt und der Menschenwürde Abbruch; sie verletzt den Stolz des Geistes, der, wo er einmal sich für abhängig erkennen muß, lieber von einem höheren Geist, als von einem geistlosen Stoffe abhängig seyn mag. Daher das Streben der Dichter, die unabläugbare Einwirkung von außen einer geisterfüllten, übersinnlichen Welt, einem Verhängniß oder Schicksal zuzuschreiben, welches höhere Wesen lenken. Sobald aber der Dichter einmal diese Idee in das Spiel seiner Einbildungskraft gezogen hat, muß er, eben weil er Dichter ist, ihr Gestaltung geben für die Intuition: er muß ihr Eigenschaften beilegen, welche uns ihr Wesen, wie er es dachte (und er muß es größer, würdiger, erhabner denken, als den Menschen, weil er den Menschen von ihm abhängig darstellen will) wo nicht erkennen, doch ahnen lassen. Auf dieser Gestaltung nun beruht die Natur und der Werth der Schicksalstragödie. Stellt er das Verhängniß als ein nach blinder Willkühr zwingendes Fatum dar, mit andern Worten: schreibt er ihm ein Analogon menschlichen Willens ohne Analogon menschlicher Vernunft zu; so vernichtet er den Zweck seiner Gestaltung, und gibt statt eines in dem Weltstoffe sich regenden Zufalls ein Etwas über demselben, welches zum Behuf der tragischen Erhebung unseres Gemüthes nicht besser taugt, als eben die Idee des Zufalls, die er verbannen wollte; ja er gibt sogar etwas noch Schlimmeres, weil mit dem Gedanken eines Willens auch die Macht dieses unerkannten Wesens steigt, und die Vorstellung einer solchen Obmacht übersinnlicher Willkühr von der Phantasie leicht so gigantisch gestaltet werden kann, daß daneben der auf moralischer Freiheit ruhende Begriff einer menschlichen Handlung gänzlich verschwinden muß. Die Phantasie des Schicksalstragöden muß daher dem unbekannten Wesen, Verhängniß genannt, neben dem Analogon des menschlichen Willens auch ein Analogon der menschlichen Vernunft leihen: er muß es einwirken lassen nach einer, nur dem Ahnungsvermögen erreichbaren, Autonomie einer möglichen höheren Vernunft, die auch da, wo sie von der Sittengesetzgebung unserer Vernunft abzuweichen scheint, ihr doch in so fern nicht widerstreitet, als wir uns bekennen müssen, daß unsere moralische Autonomie von dem Raume bedingt wird, den wir von der moralischen Welt übersehen; und daß mithin für ein Vernunftwesen, welches davon mehr überschaute, eine andere, höhere Vernunftgesetzgebung, eine andere, nach dem Maaßstabe einer umfassenderen, erhabneren Zweckmäßigkeit messende Gerechtigkeit möglich ist. Denn wollt' er uns in ihm nichts Höheres ahnen lassen, als was im Gebiet der moralischen Gesetzgebung unsere eigene Vernunft leistet; so würde er wiederum dem Zweck seines Phantasiespiels entgegen handeln: er würde den Menschen in der Abhängigkeit von einem Wesen darstellen, welches, von Seite seiner Verwandtschaft mit dem Menschen, d. h. als Vernunftwesen betrachtet, eben nicht mehr, als er selbst, und ihm nur an Mitteln zur Willensvollziehung, nicht an Einsichten bei der Willensbestimmung überlegen wäre. Diese Umstände übersehen diejenigen beschränkten, undichterischen Köpfe, welche über heidnischen Fatalismus schreien, wenn sie in der Schicksalstragödie das Verhängniß so zur Anschauung gebracht sehen, daß es das Maaß ihrer Verstandesbegriffe von Gut und Bös, von

Grausamkeit und Gerechtigkeit, von gewaltthätiger Willkühr und moralischer Zweckmäßigkeit überragt. Auf der andern Seite gehen vielleicht manche Dichter irr' in der Wahl der Mittel, der Phantasie das Verhängniß in der Eigenschaft eines höheren Vernunftwesens anschaulich zu machen, und es als mithandelnd darzustellen. Sie unterscheiden nicht scharf genug, was von der übersinnlichen Welt dem leiblichen oder geistigen Auge des Zuschauens sichtbar, was ihm zum Bilde in der Denkform des Raumes werden darf; und was ihm dagegen unsichtbar und gestaltlos bleiben muß, um desto lebhafter das Ahnungsvermögen anzuregen, und durch dasselbe das Gemüth in seiner tiefsten Tiefe zu bewegen. Dadurch gaben sie den Schwachköpfen Gelegenheit, gegen die Poesie unter dem Paniere eines sogenannten gesunden Menschenverstandes zu Felde zu ziehen, welcher eigentlich an einem organischen Fehler unheilbar krank ist, und sich blos darum gesund wähnt, weil ihm rüstige, gesunde Finger zu Gebote stehen. — Wie seit der Erscheinung der Braut von Messina die Theorie der tragischen Kunst, durch das Beispiel der griechischen Muster unterstützt, für den Gebrauch der Schicksalsidee in der Tragödie sich erklärt hat (s. Blümner über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylos, Abschn. I. u. XI.), so haben seit dem Erscheinen der Schuld die Theaternotizenschreiber ihre Stimmen wieder dagegen erhoben, und die Ahnfrau (s. d. Art. Geistererscheinung), worin diese Idee nicht glücklich gebraucht, ja vielleicht zu bloßem Theatereffect gemißbraucht worden ist, hat ihnen neue Waffen dazu geliehen. Der Hauptirrthum, worauf ihre Räsonnements beruhen, ist der Trugschluß, daß überall im Drama, wo ein Fluch, eine Voraussagung, ein Traum oder eine Ahnung in Erfüllung geht, auch eine unausweichliche, höhere Vorherbestimmung der menschlichen Handlungen anzunehmen sey. Von dieser fordern sie nun, daß sie nach menschlichen Begriffen gerecht sey, und gerathen so auf Absurditäten, welche den Begriff der Schicksalstragödie aufheben würden. (Vergl. den englischen Zuschauer XL.)

* Schießpulver, bekanntlich eine Zusammensetzung aus Salpeter, Schwefel und Holzkohle. Die Erfindung dieser Zusammensetzung verliert sich in dem Dunkel des Mittelalters. Wenn der ungarische König, Salomon der Heilige, als er Belgrad im J. 1073 belagerte, sich wirklich der Schießgewehre bedient hat, so wäre dies die älteste Spur der Anwendung des Schießpulvers; indessen reden die Quellen doch nur von Wurfmaschinen, die ein donnerndes und krachendes Geräusch hervorgebracht haben, und diese waren im Mittelalter ganz allgemein. Auch wäre es höchst sonderbar, wenn die Ungarn Geschütz gehabt hätten, und die Deutschen hätten es nicht gekannt. Das wahrscheinlichste ist, daß die Chinesen die Zusammensetzung des Schießpulvers erfunden, und daß die Kenntniß davon durch die ersten Missionarien, Johann de Plano Carpini, Wilhelm von Rubruquis und Marco Polo nach Europa gekommen. Die beiden ersten Minoritenmönche kamen schon vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts in die Mongolei, Marco Polo aber lebte geraume Zeit in der östlichen Mongolei, und nachher selbst im südlichen China, von wo er 1295 zurückkam. In demselben Jahre starb Roger Baco, der in seinem Opus majus die Zusammensetzung des Schießpulvers ausdrücklich lehrt. Von Marco Polo konnte er also dies wohl nicht gelernt haben; entweder ist er selbst der Erfinder, oder die früheren Minoriten haben die

Anweisung zur Verfertigung desselben aus der Mongolei mitgebracht, und sie in den Klöstern verbreitet. Wie dem auch sey, so ist das Schießpulver durch die Kreuzfahrer gewiß nicht in Europa bekannt geworden; denn es fehlte, seit die Araber im neunten Jahrhundert mit China einen Verkehr anfingen, an allen Handelsverbindungen zwischen dem östlichen und westlichen Asien, und jene Minoriten waren wirklich die Ersten, die aus dem Abendland in die Mongolei gelangten. In den Klöstern ward diese Erfindung weiter verfolgt, und sowohl Berthold Schwarz als ein gewisser Constantin Anelzen mögen sich in die Ehre theilen, es zur Erfindung der Feuergewehre benutzt haben. Uebrigens ist es Thatsache, daß in den Kriegen, welche Venedig mit Genua führte, im Jahre 1330 zuerst Feuergewehre gebraucht wurden. Kanonen aber findet man schon in gleichzeitigen Nachrichten von der Schlacht von Crecy 1346 genannt. Nach diesen historischen Angaben wollen wir über die Bereitung des Schießpulvers einige technische Bemerkungen, aus den neuesten und besten Quellen geschöpft, hinzufügen. Die Reinheit und Güte der Stoffe, woraus Schießpulver gemacht wird, ist das Erste, worauf man zu sehen hat. Der Salpeter ist bisweilen mit Potasche, salzsaurem Kalk, oder andern Salzen vermischt. Um dies zu prüfen, vermischt man mit einer Auflösung des Salpeters eine Auflösung von schwefelsaurem Silber; hierdurch entsteht ein weißbläulicher Niederschlag, wenn salzsauere Salze mit dem Salpeter vermischt sind. Ist Kalk darunter, so entsteht durch sauerkleesaueres Ammonium ein weißer Niederschlag. Die Franzosen reinigen den Salpeter auf sehr einfache Weise, indem sie die geringere Auflöslichkeit des Salpeters als der übrigen Salze in kaltem Wasser voraussetzen, diese also auslaugen, und dergestalt den reinen Salpeter behalten. Auch der Schwefel muß gehörig sublimirt und ganz rein seyn. Dies erkennet man, wenn er, auf einem Porzellanscherben verbrannt, keinen Rückstand übrig läßt. Der beste Schwefel ist der durch die Hitze der Vulkane natürlich sublimirte, den wir aus Italien und Sicilien ziehen. Was die Holzkohle betrifft, so glaubte man sonst, daß gewisse Holzarten den Vorzug verdienten; davon ist man indeß zurückgekommen, und hält jetzt dafür, daß die Holzkohle die beste ist, welche sich bei der Destillation der brenzlichen Holzsäure bildet. Nach der Auswahl der Stoffe muß man vor Allem darauf sehen, daß diese in eine Verbindung gebracht werden, wodurch sie die größtmögliche Wirkung hervorbringen. Wäre diese Verbindung eine chemische, wie das Knallpulver, so würde die Wirkung gleichförmig seyn; da sie aber eine mechanische ist, so muß man Alles anwenden, um das rechte Verhältniß zu treffen, und die Mischung recht innig zu machen. Zuerst stößt man die Stoffe klein, und schlägt sie durch feine Siebe, dann nimmt man 75 Procent Salpeter, 12 Procent Schwefel und 13 Procent Kohlenpulver. Diese Pulver werden nun so innig gemischt, daß sie eine ganz einförmige Farbe annehmen. Hierauf wird Wasser hinzugethan, und das Ganze in eine steife aber noch knetbare Masse verwandelt. Hierzu bediente man sich sonst eigner Pulvermühlen, wo man das Pulver mit Stempeln von Guajakholz schlagen ließ. Weil aber durch dieses heftige Schlagen leicht Entzündung entstehen kann, so hat man jetzt eine andere Vorrichtung, wo man durch einen Mühlenstein den Pulverteig, der in einem kreisrunden Troge liegt, zusammendrückt. Diese Maschine wird entweder durch Dämpfe, oder durch ein Wasserrad, oder auch von Pferden getrieben. Nun muß das Pulver gekörnt werden. Zu dem Ende

legt man den trocknen Teig in Siebe, deren Boden aus durchlöchertem Pergament besteht, und läßt eine Keule von Guajakholz mit kugelichtem Ende auf dem Siebe sich drehend bewegen. Hierdurch zwingt man den Teig durch die Löcher des Pergamentes, und so bildet er ziemlich gleichförmige Körner. Dabei aber entstehen viel feinere, die nun wieder durch ein Drathsieb durchgeschlagen werden, und Körner von verschiedener Größe geben; die durch das feinste Sieb durchgehen, werden als Staub wieder zu Teige gemacht und von neuem verarbeitet. Jene Körner müssen nun aber auch polirt werden. Das geschieht, indem man sie in einem Cylinder, gleich einem Butterfasse auf- und niederrüttelt und hin- und herschwenkt. Hierauf kommt das Trocknen. Dies ist nach der gewöhnlichen Methode ein gefährliches Verfahren. Denn man breitet das Pulver auf Brettern aus, welche die drei Wände eines Zimmers einnehmen; an der vierten Wand ist ein eiserner Ofen, der von außen geheitzt wird. Wenn man bedenkt, daß das Zimmer oft so erhitzt wird, daß das Pulver sich entzünden kann, so ist es erstaunlich, daß man nicht längst schon auf sicherere Maßregeln gedacht hat. Heiße Dämpfe scheinen hierzu am schicklichsten zu seyn, da sie die Luft im Zimmer bei weitem nicht so stark erhitzen, daß sich der Schwefel verflüchtigen könnte. Die häufigen Unglücksfälle, welche vom Verpacken des Pulvers in hölzernen Fässern entstehen, vermeidet man jetzt in England dadurch, daß man kupferne Fässer dazu nimmt, die vollkommen wasser- und luftdicht sind, und deren Boden man einschraubt, um das Pulver vor der Gemeinschaft mit Außendingen zu schützen. — Wissenschaftliche Untersuchungen über die Kraft des Schießpulvers stellte zuerst Robins an. Er fand, daß der Umfang des Gases oder der elastischen Luftart, die sich aus dem Pulver erzeugt, 244mal größer als der Umfang des Pulvers selbst ist. Dann bemerkte er, daß die Hitze bei der Explosion noch mehr zur Ausdehnung des Volumens beiträgt, und daß man deswegen den Umfang der erzeugten Luft ungefähr tausendmal größer als das Volumen des Pulvers annehmen kann. Die Güte des Schießpulvers wissen Kenner schon aus dem Anblick zu beurtheilen. Es muß eigentlich nicht ganz schwarz, sondern bläulich grau seyn und etwas ins Röthliche fallen. Es muß, abgebrannt, keine schmierige Masse zurücklassen, und der Rauch muß in Ringen oder Kreisen aufsteigen. Die sogenannte Probe, éprouvette der Franzosen, ist eine Maschine, worin das Pulver gegen ein Gewicht wirkt, um es zu einer gegebnen Höhe zu treiben. In jedem Pulvermagazine ist ein kleiner Mörser, worin eine Kugel von 7½ Zoll im Durchmesser Platz hat. Diese wird von dem Pulver nach seiner verschiedenen Stärke bis zu verschiedenen Höhen geworfen. Noch genauer ist die von Hutton erfundene Maschine, die einer kleinen Kanone von einem Zoll im Kaliber gleicht. Diese wird an einer Maschine so aufgehängt, daß man mit einem Gradbogen leicht den Winkel ihrer Neigung bestimmen kann. Nun ladet man sie ungefähr mit 2 Unzen Pulver: dann gibt der Gradbogen das Maaß der Geschwindigkeit an, womit das Pulver explodirt. Auch kann man die Stärke des Pulvers sehr gut prüfen, wenn man eine Kugel in ein gleichförmiges Medium, als Sand oder Thon, abfeuert. Man prüft zuerst das Medium, indem man von einer gegebnen Höhe eine Kugel hineinfallen läßt, und die Tiefe des Loches mißt, die sie gemacht hat. Diese Tiefe verhält sich wie das Quadrat der Geschwindigkeit der Kugel. Da man nun die Geschwindigkeit der fallenden Kugel kennt, und den Raum bestimmt hat, den sie durchläuft, so kann man

umgekehrt aus dem Raum, den eine abgefeuerte Kugel in demselben Medium durchläuft, ihre unbekannte Geschwindigkeit berechnen.

*Schießscharten sind in die Brustwehr gemachte Einschnitte, um dadurch, gegen das feindliche Feuer gedeckt, mit Geschütz zu feuern. Sie sind so hoch von der Erde, daß das Rohr bequem an die Oeffnung gebracht werden kann, also 3½ Fuß für den preußischen Sechs-, 3¾ Fuß für den Zwölfpfünder. Diese Höhe heißt die Kniehöhe. Die Seiten der Schießscharte werden mit Faschinen oder Flechtwerk, besser mit Rasen verkleidet, und Backen genannt; die untere Fläche, die mit der Krone der Brustwehr parallel läuft, heißt die Sohle; die innere Weite beträgt 14 bis 18 Zoll, die äußere muß wenigstens 5 bis 6 Fuß betragen, weil sonst der Pulverdunst die Bekleidung zerstört. Hat das Geschütz, wie oft in der Fortification permanente, bei Bestreichung von Defileen 2c., eine festbestimmte Richtung, so ist diese äußere Weite hinreichend; soll es aber, wie gewöhnlich in der Fortification passagere, das ganze vorliegende Feld bestreichen, so öffnet man die Scharte außen 8 bis 9 Fuß; eine größere Weite würde die Brustwehr zu sehr schwächen. Das zwischen zwei Scharten stehen bleibende Stück Brustwehr heißt Schartenzeile, Merlon; dessen gewöhnliche Länge beträgt 18 bis 20 Fuß, ist sie geringer, so leidet das Merlon zu leicht vom feindlichen Kanonenfeuer, und das eigne Geschütz kann wegen der zu großen Annäherung nicht bequem bedient werden. Um noch mehr gedeckt zu seyn, blendet man die Schießscharte, d. h. man befestigt eine Faschine, Schanzkorb oder Wollsack über derselben; bedarf man aber gar keiner Deckung, so ist es allerdings besser, ganz ohne Scharten über Bank zu feuern, wo es schneller und nach mehreren Richtungen geschehen kann. — Die auf angegebne Weise erbauten Scharten erfüllen den Zweck: das Feld vor einer Verschanzung bis an den Grabenrand wirksam bestreichen, und sonach des Feindes Annäherung hindern zu können. Bei den Ricochetbatterien, welche diesen Zweck nicht haben, indem aus ihnen nur ein feindliches Werk mit Ricochets (Schleuderschüsse mit schwacher Ladung) ensilirt werden soll, findet daher auch eine andere Construction Statt, die mehr auf die Deckung der Bedienung des Geschützes berechnet ist. Die äußere Oeffnung beträgt nur das oben angegebene Minimum, und die Schartensohle senkt sich nicht nach außen, sondern nach innen. So werden sie überall construirt, wo der Angriff des Feindes nicht leicht zu befürchten, oder auf andere Weise abzuschlagen ist, z. B. in der ersten Parallele, wo sie durch deren Besatzung, und oft auch durch kleine eigens gegen Ausfälle bestimmte Batterien hinlänglich gedeckt werden.

*Schiff und Schiffbaukunst. Die Kunst, den einzelnen Theilen eines Schiffs ihre gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Seegebäude zu geben, oder die eigentliche Schiffzimmerkunst ist ein Theil der Technologie, und beruht auf der wissenschaftlichen (aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten) Untersuchung der Eigenschaften eines Schiffs, in so fern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Diese Untersuchung selbst ist die Aufgabe der Schiffbaukunst. Sie und die Schifffahrtskunde (auch Steuermannskunst, englisch navigation, französisch le pilotage genannt), welche nach den Grundsätzen der Arithmetik, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der sphärischen Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondre, und mittelst des geschickten Gebrauchs der nautischen Instrumente (als da sind der Com-

paß — s. d. Art. — das Log, einige Instrumente zur Höhenmessung, ein Reißzeug), der Seemannstafeln und Seekarten, sowohl den bereits zurückgelegten Weg eines Schiffs kennen, als den Weg desselben an den Ort seiner Bestimmung finden lehrt, machen den ersten Haupttheil der Seewissenschaften aus, deren zweiter Haupttheil die sogenannte Seemannsschaft, oder die zur Bewegung (Regierung, Manoeuvre) des Schiffs unter allen Umständen erfoderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten begreift. Vergl. d. Art. Schifffahrtskunde und Seemannsschaft. Es ist hier nicht der Ort, über das Schiff — das kühnste, sinn- und kunstreichste menschliche Bauwerk, welches der Eskimo am Nordpol als ein höheres Wesen, als einen überirdischen verkörperten Geist anstaunt — eine wissenschaftliche Betrachtung anzustellen, noch in die Geheimnisse der analytischen Theorie von dem Mechanismus der beiden Schwerpunkte einzudringen, wie der Druck des Schwerpunkts des Wasserraums aufwärts, und der des Schwerpunkts des Schiffs auf den Kiel senkrecht wirkt, beide aber vereinigt streben, die auf den Kiel senkrecht fallende Linie lothrecht zu stellen. Eben so wenig gestattet es der Raum, das zaubervolle Gemählde des Neptunischen Lebens — seit Geßners erstem Schiffer bis zu des (auf festem Lande verunglückten) Esmenards (s. d. Art.) Gedicht über die Schifffahrt — hier aufzustellen, und alle Theile des Schiffs vom Kiel an, auf den Rahen und Stengen, bis zur Bramstenge (Mât du Perroquet) zu durchlaufen, oder nach Röding (Verfasser des allgemeinen Wörterbuchs der Marine, und nach Stratico's Vocabolario di Marina, 4. Vol. Milano 1809.) alle Kunstwörter der Nautik und der Seesprache (welche bei den Deutschen und Holländern wahrscheinlich seit den Zeiten der Hanse, fast dieselbe ist) zu erklären. Wir verweisen den Leser, welcher die stürmische Welt des Seemanns und das furchtbare Bild einer Seeschlacht versinnlicht anschauen, und die Ausdrücke der Takelasche, Bemastung und Schiffbaukunst (wie Kreuzrahe, Vorsteven, Pfortlucken, Mars- und Bramstengen, Fockmast, Bugspriet, Backbord, Zwischenbeck u. s. w.) verstehen lernen will, auf das Prachtwerk von Stallkart Naval Architecture, Lond. 1781), oder auf Ozanne (Marine militaire) und auf die genannten Wörterbücher. Besser noch ist es, ein Modell zu betrachten, und z. B. hinter den weggenommenen Planken, in die Spanten oder Rippen des Körpers eines Linienschiffs vom ersten Range, einen Blick zu werfen. Hier enthüllt sich ihm die wundergleiche Oekonomie eines Gebäudes, das über 1200 Mann und 120 Kanonen — in der untern Lage Sechsunddreißigpfünder, in der obern Stücke von leichtem Kaliber — trägt; über welchem eine Segelfläche von beinahe 6500 Quadratellen schwebt, wo das große Marssegel allein gegen 30 Ellen tief und 25 bis 40 Ellen breit ist; aus welchem Masten von 30 bis 117 Fuß Höhe emporsteigen; welches Anker von 2—8000 Pfund, an 9 oder 10 schweren Tauen, jedes von 13,000 Pfund, ohne das Kabeltau, welches gegen 5000 Pfund wiegt, in der Tiefe festhalten, und das mit allen nöthigen Vorräthen eine sinnreich vertheilte Last von mehr als 5 Millionen Pfund, in einem Raume von ungefähr 180 — 190 Ellen Länge und 50 Fuß Breite bei einer Tiefe von 25 Fuß, einschließt! In einem solchen Modelle sieht man, wie der Ballast den Schwerpunkt des Schiffs nach unten zieht, um der großen Schwere des Gebäudes über dem Wasser, nebst dem Geschütze, das Gleichgewicht zu halten; hier erkennt man die einzelnen, durch Schotten und Fluren

abgesonderten Abtheilungen des Raums, z. B. das Kabelgat, die Kambüsen oder Küchen, den Wasserraum und die Buttlerei, den Pumpsod und die Kugelbacken, die Segelkoje, die Pulverkammer (St. Barbe) und selbst das Geräthe in den Kajüten. Und solcher Riesengebäude (Linienschiffe genannt), zählt England in seinen Häfen an 260! Welche Geldkraft muß diese Baukunst unterstützen. J. J. 1805 kostete in England ein Kriegsschiff von 100 Kanonen zu bauen und auszurüsten gegen 80 000 Pfund Sterling oder über 480,000 Thlr., dessen monatliche Unterhaltung aber wurde auf 3400 Pfund, oder ungefähr 20 500 Thaler geschätzt. Eine andere Einrichtung haben die Handelsschiffe, oder Kauffahrer, die jedoch nach der Beschaffenheit der Waaren oder Ladung, so wie nach den Eigenschaften der zu befahrenden Meere manche Verschiedenheit zulassen. Die Größe der Kauffahrteischiffe wird nach einem Maaße des Gewichts seiner Ladung bestimmt, welches man Tonne (etwa 2000 Pfd.) oder Last (etwa 4000 Pfund) nennt. Endlich sind auch die Packetboote, oder Fahrzeuge, die zwischen bestimmten Oertern, wie eine Post zu Lande, fahren, und für Reisende bequem eingerichtet, leicht und schnell segeln, noch zu bemerken. Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft. Legt man den Kiel eines Schiffs bei seiner Erbauung auf Klötzen und andern Hölzern (Stapeln) zu, so sagt man, so lange es in dieser Lage bleibt, es steht auf den Stapeln. Eine andre Vorrichtung zum Kielbau ist die Hellung, d. i. ein langes, auf Rösten, Unterlagen u. s. w. befestigtes, gegen die Wasserseite zu geneigtes Stück Holz. Auf diese Hellung wird auch das Schiff hinaufgewunden, wenn es einer beträchtlichen Ausbesserung am Boden bedarf. Das Aufwinden erleichtern große Wasserbecken oder Schiffsdocken (s. Docke). K.

† Schifffahrtskunde. Das beste Werk (seit Röhls Steuermannskunst, Greifsw. 1778, und Robertsons Elements of Navigation 1796) zum Gebrauche für Navigationsschulen und zum Selbstunterricht angehender Steuerleute ist das von der Hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung der mathematischen Kenntnisse verfaßte Handbuch der Schifffahrtskunde, mit einer vollständigen Sammlung der unentbehrlichsten Seemannstafeln, nebst 15 Kupfern und 2 Seekarten, Hamburg 1819. Auch ist des berühmten Cap. von Krusenstern (s. d. Art.) neuestes Werk: Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane (Leipzig 1819. 4.) zum Studium des Seewesens unentbehrlich. Es enthält wichtige Bemerkungen über den Gebrauch des Marinebarometers und eine treffliche Seekarte.

Schiiten, diejenigen Mohammedaner, welche die Autorität der Sunna nicht annehmen. S. Mahomet.

† Schimmelpennink ist in Deventer gegen 1760 geboren. Nach Buonaparte's Sturz 1814 gab er seine Entlassung. Bei der Bildung des Königreichs der Niederlande wurde er in die erste Kammer desselben gewählt. Er lebt indessen bei seiner fast gänzlichen Blindheit von allen Geschäften zurückgezogen. Auf allen Posten, die er bekleidet, hat er den Umfang seiner Kenntnisse und den Adel seines Charakters bewährt. Er ist sowohl mit der alten als mit der neuern Literatur auf das genaueste bekannt, und mit dem seltensten Gedächtnisse begabt, wußte er aus den römischen und griechischen Classikern, so wie aus denen der ganzen neuern Literatur, bei jeder Gelegenheit ganze Stellen auf das glücklichste anzuwenden und herzusagen.

Schinderhannes, s. Bückler.

† Schlacke. Ein Schlackenbad ist ein solches warmes Bad, in welches heiße Schlacken vom Roh- oder Schwarzkupfer ins Wasser geworfen werden. Es soll sehr heilsam seyn.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Malerei ein lebhafter, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

* Schlagschatz. Die Verfertigung der Metallmünze macht eben so wie irgend eine Arbeit des Goldschmidts oder Silberschmidts einen Kostenaufwand nothwendig, diesen Kostenaufwand nennt man den Schlagschatz oder Prägschatz der Münze. Großbritannien ist der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkosten seiner Münze auf die ganze Nation wälzt, und sich dieselben nicht von den Einzelnen, die sich ihrer bedienen, wieder vergüten läßt; dort wird nämlich die geprägte Metallmünze blos um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung trägt selbst die Kosten der Prägung. Es verdient jedoch die Gesetzgebung Großbritanniens in dieser Hinsicht keinesweges nachgeahmt zu werden, denn jede Metallmünze ist ein Erzeugniß des menschlichen Gewerbfleißes; ihre Ausprägung hat Vorrath (Kapital), Werkzeuge und Arbeit, erfordert; es ist also gerecht und billig, daß jeder, der die Vortheile des allgemeinen Werthausgleichungsmittels vermöge der Zerstückelung und Beglaubigung des Münzmetalls genießt, auch die Kosten, welche dadurch verursacht worden, mit trage. Die Vergütung des Schlagschatzes ist sogar nothwendig; denn sie allein kann hindern, daß der in demselben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen rc. eingeschmolzen, also der Nation das Ausgleichungsmittel, dessen sie bedarf, entrissen, und sie zugleich durch die Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verlust gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie sehr auch die Münzkunst in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzstücke genau denselben Metallgehalt zu geben, den das andre hat; kommen nun diese Stücke von verschiedenem Metallgehalte aus der Münzstätte, und es wird kein Schlagschatz genommen, so suchen Speculanten die guten Stücke aus, und schmelzen sie ein, so daß nur die schlechtern im Umlaufe bleiben. Dieser Fall tritt in England wirklich ein, wo man fast gar keine guten Münzstücke mehr im Umlaufe sieht. Läßt sich ein Staat den Schlagschatz nicht wieder vergüten, so macht er dadurch allen fremden Nationen, welche sich seiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes und zweckloses Geschenk. Die brittische Regierung hat dies eingesehen, und deshalb die Ausfuhr einheimischer Münzen bei Todesstrafe verboten. Aber, gesetzt auch, ein solches Verbot könne in einem Inselstaate, wie Großbritannien, streng befolgt werden, so ist dies doch gar nicht denkbar in irgend einem Staate des festen Landes. Die Aufopferung des Schlagschatzes würde hier nur dann ganz unschädlich seyn, wenn alle Nationen durch eine allgemeine Uebereinkunft sich dazu verständen, denn außerdem hätte es ja eine einzige Nation, welche den Schlagschatz sich vergüten ließe, stets in ihrer Macht, die Metallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an sich zu ziehen. Die Größe des Schlagschatzes einer Metallmünze ist denselben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskostenbetrag irgend eines andern Gewerberzeugnisses, es hängt dieselbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Kapitalaufwande,

welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, sowohl der Arbeitslohn als der Kapitalaufwand aber sind, je nachdem die Metallmünze entweder von grobem oder feinem Schrote ist, und je nachdem dieselbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchst verschieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzsorten, z. B. zu Speceisthalern, kostet natürlich bei weitem weniger, als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groschen; bei jener ist daher der Schlagschatz nothwendig geringer als bei dieser, und eben so ist die Münzprägung an den Orten, wo sowohl die Brennstoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig sind, oder wo eine vervollkommnete Maschinerie Ersparungen an Kapital und Arbeitslohn gestattet, wohlfeiler als da, wo solche günstigen Verhältnisse fehlen. — Was übrigens die Art und Weise betrifft, wie sich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeschossenen Kostenaufwand, den Schlagschatz, von den Benutzern dieser Münze wieder vergüten läßt, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die Geltung der Münze über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls gesetzlich um so viel erhöht wird, als der Schlagschatz ausmacht. K. M.

* Schlangenbad, in der churfürstlich hessischen Grafschaft Katzenellenbogen, in der Nähe des schönen weitberufenen Rheingaues gelegen. Die Gegend ist eine wahrhaft romantische Waldgegend, die in ihren einfachen Reizen das Gemüth des Naturfreundes anspricht. Ein Rind, das krank sich täglich von der Heerde sonderte, und von dem Hirten an der warmen Quelle gefunden ward, von der es Genesung erhielt, entdeckte diese Quelle vor 200 Jahren. Doctor Glarin aus Worms erkaufte nun 1657 dieselbe nebst nothwendigem Bauholz um zwei Ohm Wein von den Bauern von Berstadt. Später ward es hessisch, und 1694 mit allerhand Anlagen ausgeschmückt, die späterhin immer fortgesetzt wurden und bis hieher über 400,000 Gulden kosten. Die Alleen und Spaziergänge sind, so wie die mit den schönsten Zimmern versehenen geschmackvollen Gebäude, mit glücklichem Sinne geschaffen. Das nassauer Haus ist durch einen bedeckten Gang mit dem hessischen Hause verbunden und enthält drei Quellen und zehn geräumige Bäder, außerdem auch noch ein Tropfbad. Das neue Haus hat sechs Bäder. Manche sind mit Marmor, andre mit Porzellan eingefaßt. Obige drei Quellen geben in 24 Stunden 3500 Ohm Wasser, das 21—22° Reaumur hat und Thon- und Kalkerde enthält. Es verjüngt das Alter, indem es als seifenartiges Wasser und durch seine milde Wärme geschmeidig macht, die straff gewordnen Hautfasern erweicht und stärkt, und Steifigkeit und Contracturen hebt. Schärfe der Säfte, Flechten, Gries und Stein, Dörrsucht, Krämpfe des Unterleibes, krampfigte Engbrüstigkeit, u. s. w. hebt es ebenfalls. Der Haut theilt es eine unglaubliche Zartheit und Weichheit mit. Es ist bläulich und wie Saifenwasser anzufühlen. Die ihm eigne Fettigkeit schwimmt in Gestalt eines schmierigen Schmutzes auf dem Wasser. Der Badeschlamm wird zum Heilen und Trocknen alter Geschwüre benutzt. Zwischen Schwalbach und Schlangenbad ist ein immerwährender Verkehr, so daß die Gäste beider Bäder sich fast täglich besuchen. Das Schwalbacher Wasser wird auch täglich in der Kühle des Morgens nach Schlangenbad gebracht und dort gebraucht. An Spaziergängen und herrlichen Naturpartien fehlt es nicht.

Schleifen heißt, in der Musik, zwei oder mehr unmittelbar nach einander folgende Töne unabgesetzt vortragen. Dies geschieht beim Gesange und bei den Blasinstrumenten mit einem sanften und

ununterbrochenen Athemzuge, bei den Bogeninstrumenten mit einem einzigen fortlaufenden Bogenstrich, bei den Claviaturinstrumenten durch einen sanften Druck der Finger, durch das Verweilen derselben auf den Tasten, und durch einen ziehenden Uebergang derselben von einer Taste zur andern. Die Bezeichnung des Schleifens ist ein bogenförmiger Strich, welcher alle zu schleifende Noten umfaßt.

Schleifer, ein deutscher Nationaltanz, dessen Charakter hüpfende Freude ist. Er ist im Dreiachteltact gesetzt und besteht aus zwei Reprisen von acht Tacten.

Schleim, eine Flüssigkeit des thierischen Körpers, welche sich nicht allein in der Nase und Luftröhre, sondern auch in den Gedärmen absondert, und diese Theile feucht und schlüpfrig erhält, daher der Mangel derselben nachtheilig ist. Im reinen Zustande ist er ohne Farbe, Geruch und Geschmack, verschiedne Krankheiten aber können ihn verändern.

Schleimhaut ist die Schleim absondernde Haut, womit das Innere der Nase und Luftröhre bekleidet ist.

†Schlesien, ein ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum, welches jetzt theils zu dem preußischen, theils zu dem österreichischen Staate gehört, und geographisch in Ober- und Niederschlesien, und politisch in preußisch und österreichisch Schlesien zerfällt. Niederschlesien begreift die Fürstenthümer Breslau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Glogau, Carolath, Münsterberg, Sagan, Oels und Trachenberg, die Standesherrschaften Militsch, Wartenberg und Goschütz und die Minderherrschaften Neuschloß, Freyhan und Suhlau, und ist ganz preußisch; Oberschlesien begreift die Fürstenthümer Oppeln, Ratibor, Neisse, Troppau, Jägerndorf, Teschen und Bielitz die Standesherrschaften Pleß und Beuthen, und die Minderherrschaften Loslau, Oderberg, Freystadt, Freudenthal, Friedeck, Deutschleuthen, Reichwald und Roy, wovon die an dem rechten Ufer der Oppa liegenden Theile von Troppau und Jägerndorf, der kleine südliche Theil von Neisse, ein Theil von Oderberg und ganz Teschen, Bielitz, Freudenthal, Freystadt, Friedeck, Deutschleuthen, Reichwald und Roy österreichisch, das übrige preußisch sind. Auch rechnet man die Grafschaft Glatz zu dem preußischen Schlesien. Seit der neuen Eintheilung des preußischen Staates ist der Umfang des preußischen Schlesiens verändert worden, indem der vormalige Schwiebuser Kreis des Fürstenthums Glogau zur Provinz Brandenburg geschlagen, und nebst Glatz auch ein kleiner Theil der Neumark und der durch die Wiener Congreßacte 1815 an Preußen abgetretene Theil der Oberlausitz (mit Ausnahme der Herrschaft Hoyerswerda und der westlich von derselben gelegenen Ortschaften) mit dem preußischen Schlesien vereinigt worden sind, und nun die Provinz Schlesien bilden. Diese preußische Provinz Schlesien (die Beschreibung des österreichischen Schlesiens folgt weiter unten) gränzt nach dem angegebenen Umfange und nach der neuern Eintheilung des preußischen Staates, gegen Osten an die Provinz Posen, das Königreich Polen und den Freistaat Krakau; gegen Süden an das österreichische Schlesien, Mähren und Böhmen; gegen Westen an Böhmen, Sachsen und Brandenburg, und gegen Norden an Brandenburg und Posen. Schlesien ist die wichtigste Provinz des preußischen Staates, welche ⅕ der ganzen Volksmenge enthält und über ⅕ zu den Bedürfnissen des Staates beiträgt. Die Größe beträgt 720 Quadratmeilen, worauf sich (1817) 1,992,598 Menschen befanden. Der westliche und südliche Theil des Landes ist gebirgig, weil hier die Sudeten mit

ihren Abzweigungen liegen. Der Gebirgszug, welcher am Queis anfängt und bis an die Grafschaft Glatz hinreicht, heißt das Iser- und Riesengebirge, welches Schlesien von Böhmen trennt (s. den Art. Riesengebirge). Den östlichen Arm der Sudeten bildet das mährische Gebirge, welches durch Glatz und den südlichen Theil Schlesiens zieht und sich bei Jablunka (schon im österreichischen Schlesien) an das karpathische Gebirge anschließt. Gegen Brandenburg und Posen zu ist das Land ohne Gebirge und eben, aber zum Theil sandig und sumpfig, doch zum Ackerbau durchaus brauchbar. Der Hauptfluß ist die Oder, welche aus dem österreichischen Schlesien in das Land tritt, daselbst schiffbar wird, es der ganzen Länge nach durchfließt, an beiden Seiten viele Flüsse (besonders die Oppa, Neisse, Ohlau, Bartsch, die in der Kriegsgeschichte von 1813 so berühmt gewordene Katzbach und den Bober mit der Queis aufnimmt, und von der größten Wichtigkeit für den Handel Schlesiens ist (s. d. Art. Oder). Die südöstliche Gränze berührt die hier noch unbedeutende Weichsel. Oesterreichisch Schlesien enthält 86 Quadratmeilen (nach Liechtenstern 129), 24 Städte, 4 Marktflecken, 646 Dörfer und 347,864 Einwohner. Das Land ist sehr gebirgig, denn im Osten sind die Karpathen und im Westen das mährische Gebirge, eine Abzweigung der Sudeten; das Clima ist jedoch gemäßigt, nur im Osten rauh und kalt. Der größere südliche Theil des Teschner Kreises ist wegen seines steinigen Bodens wenig fruchtbar, mehr jedoch im Troppauer Kreise, wo auch der Garten- und Obstbau blühender ist. Ueberhaupt hat sich der Feldbau seit 30 Jahren merklich verbessert, und die Einwohner lassen sich durch mühsamere Bearbeitung und bessere Düngung es thätigst angelegen seyn, den Ertrag ihrer Ackerfelder zu erhöhen, der von Natur geringer, als in Mähren ist. Außer dem Getraide-, Obst und Gartenbau treibt man auch starken Flachsbau, und hat bedeutende, meistens Nadelwaldungen. Die Rindvieh- und Pferdezucht könnte bedeutender seyn, das Schlachtvieh zieht man aus Ungarn und Galizien. Die Schafzucht und Bienenzucht sind nicht unwichtig. Es werden Eisen- und Steinkohlenbergwerke bearbeitet. Die Einwohner sind theils deutscher, theils slavischer Abkunft und zeichnen sich durch Industriefleiß aus, indem sie besonders wichtige Tuch- und Wollenzeugfabriken unterhalten und viel Leinwand verfertigen. Der Handel, den sie theils mit Landesprodukten, theils mit ihren Fabrikaten betreiben, so wie der Commissions- und Transitohandel gewähren dem Lande viele Vortheile. Die herrschende Religion ist die catholische, aber die Protestanten haben auch öffentliche Religionsübung. Die politischen Angelegenheiten des Landes besorgt das Gubernium zu Brünn und Mähren. Gymnasien findet man zu Troppau, Teschen und Weißwasser. — N. P.

Schluß, s. Syllogismus.

Schlußfall, s. Cadenz.

Schlußsatz, s. Finale.

*Schmacke, ein mittleres Kauffahrteischiff. Es ist unten platt und vorn und hinten sehr voll gebaut, und hat an den Seiten Schwerter (d. i. stark mit Eisen beschlagene Planken, fast in Gestalt einer Schuhsohle, die am Schiffe ungefähr wie die Floßfedern am Fische angebracht sind, um dessen zu vieles Abtreiben und auf die Seitelegen zu verhindern). Der erste Mast ist ein Gabelmast (der einen nach hinten zu laufenden Stock [Gabelbaum] hat, an welchem das Segel befestigt ist); der Besanmast (hintere) ist viel kleiner und steht ganz hinten auf dem Heck. Die Schmacke hat außer der Cajütte noch auf dem

Verdeck einen zur Küche u. s. w. dienenden Roof. Das Takelwerk hat mit dem der Kufen und Gallioten Aehnlichkeit. In Holland, auf der Elbe und auf der Weser sind sie vorzüglich gebräuchlich.

Schmelzmalerei, s. Email.

Schnecken, s. Schalthiere.

*Schneeberg, wohlgebaute Bergstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, auf einem Berge, unweit der Mulda, aus welcher ein Floßgraben abgeleitet ist, auf welchem das Holz nach Schneeberg geflößt wird. Sie enthält 2 Kirchen, darunter die Stadtkirche eine der schönsten im Lande ist, 600 Häuser und 4400 Einw., welche vom Bergbau, von Verfertigung von Gold-, Silber- und seidnen Spitzen, Posamentir- und Drechslerarbeit, von Arzneiwaarenbereitung und Bierbrauerei leben, und Spitzenhandel treiben. Es sind hier der Sitz eines Bergamts, ein Lyceum, mehrere Trivialschulen, worin zugleich das Spitzenklöppeln gelehrt wird, ein Waisenhaus und ein Hospital. Auch ist hier die Hauptniederlage des königl. Blaufarbenwerkes im Dorfe Schlema, welches am Floßgraben in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Drei Viertelstunden von Schneeberg ist der Filzteich, der eine Stunde im Umfange hat, und aus welchem mehrere Berggebäude zur Betreibung ihrer Künste die Aufschlagwasser erhalten. 1783 zerriß das angelaufene Wasser den Damm des Teiches und richtete in zwei nahe liegenden Dörfern einen großen Schaden an, wobei achtzehn Menschen umkamen. Man hat seit diesem Vorfalle die besten Vorkehrungen getroffen, um ähnlichen Unfällen vorzubeugen. Gleich neben dem Filzteiche sind Torfstechereien. Schneeberg wurde 1471 erbaut, als man beim hiesigen sehr alten Bergbau neue reichhaltige Silbergänge entdeckt hatte. Die Georgenzeche war vorzüglich reich, und gab in einem Jahre sechshundert Speciesthaler Ausbeute auf jeden Kux. Herzog Albrecht speis'te den 23sten Apr. 1477 in dieser Grube mit seinen Räthen an einer Stufe gediegenen Silbererzes von sieben Lachter Breite und zwei Lachter Höhe, aus welcher 400 Centner Silber oder 80,000 Mark Silber geschmolzen wurden, welches 800,000 Speciesthaler beträgt. Mit allem Rechte konnte da freilich Herzog Albrecht sagen: unser Kaiser Friedrich ist wohl reich, gleichwohl weiß ich, daß er jetzt keinen so stattlichen Tisch hat. In der Folge hat die Reichhaltigkeit dieser Bergwerke sehr abgenommen, dagegen wurde man auf ein anderes Mineral, nämlich Kobalt, aufmerksam. Kobalt und Silber sind jetzt noch die Hauptproducte des hiesigen Bergbaues, zugleich wird auch in der Gegend Wismuth, Blei, Zinn und Eisen gewonnen.

Schneider (Johann Gottlob). Dieser ehrwürdige Veteran der deutschen Philologen ist 1752 zu Colm im Meißnischen geboren, machte seine Studien auf Schulpforte, dann zu Leipzig, und ist seit der Verlegung der Universität Frankfurt, zu deren verdientesten und berühmtesten Lehrern er eine Reihe von Jahren gehörte, nach Breslau, dort ebenfalls als Professor der Beredsamkeit und griechischen Sprache und zugleich als erster Bibliothekar angestellt. Er verbindet mit gründlicher philologischer Gelehrsamkeit ausgebreitete Kenntnisse in mehrern Zweigen der Naturgeschichte, der vergleichenden Anatomie und der Künste, die ihn in den Stand gesetzt haben, eine Menge alter Schriftsteller besser als seine Vorgänger zu erklären und wieder herzustellen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir sämmtliche Schriften dieses rastlos fleißigen Gelehrten hier aufzählen wollten. Vorzüglich geschätzt sind seine Ausgaben des Appian, Aelian, Xenophon, Nicander, Theophrast, Vitruv, der

Scriptores rei rusticae u. s. w., ferner seine Ichthyologiae veterum specimina und mehrere naturhistorische Werke. Ein wesentliches Verdienst um das Studium der griechischen Sprache erwarb er sich durch sein Wörterbuch derselben, wovon jetzt (1819) die dritte Aufl. erscheint.

Schnepfenthal, eine von Salzmann angelegte Erziehungsanstalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Fürstenthums Gotha, nicht weit von der Stadt Waltershausen, liegt auf und unter einem Hügel in einer angenehmen Gegend. Außer den Gebäuden der Erziehungsanstalt mit einer Bibliothek und einer Naturaliensammlung, gehören auch eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung dazu. (Vergl. Salzmann.)

† Schnorr (Veit Hans) von Karlsfeld. Seit 1816 ist er an des 1812 verstorbenen Tischbein Stelle Director und Professor der königl. Kunstakademie in Leipzig. Unter seinen Kindern zeichnen sich als Künstler aus Louis (verheirathet in Wien), Eduard und Julius. Letzterer ist gegenwärtig (1819) in Rom und hat durch seine genialen Arbeiten die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich gezogen.

Schnurrer (Christian Friedrich), ein gelehrter Orientalist und Theolog, vormaliger Professor und Kanzler der Universität Tübingen u. s. w., ist 1742 in Canstadt im Würtembergischen geboren. Nachdem er nacheinander Professor der Philosophie, ordentlicher Professor der griechischen und der morgenländischen Sprachen und Ephorus der theologischen Facultät zu Tübingen gewesen, empfing er 1805 die theologische Doctorwürde und 1808 den würtembergischen Civilverdienstorden. Großen Antheil nahm er seit 1793 an den Tübinger literarischen Nachrichten. Bei den politischen Streitigkeiten im Würtembergischen befand sich Schnurrer anfangs auf der königlichen Seite; später zeigte er sich der Gegenpartei geneigt. Er lebt jetzt von allen Geschäften zurückgezogen zu Stuttgart und hat sogar seine schöne Bibliothek an einen Engländer, seinen ehemaligen Schüler, verkauft, der mehrere von Schnurrer unvollendet gelassene Arbeiten fortzusetzen Willens ist. Außer mehrern philologischen Abhandlungen über die Psalmen, über verschiedne Propheten u. s. w. begnügen wir uns, seine Bibliotheca arabica (neueste Aufl. Halle, 1811) zu nennen, die einen rühmlichen Beweis von des Verfassers Genauigkeit und Gelehrsamkeit gibt.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Schöll (Friedrich), früher Buchhändler in Paris, jetzt als königlich-preußischer geheimer Legationsrath bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin angestellt, ist gegen 1760 im Elsaß geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, machte sehr gute Studien und widmete sich dem Buchhandel. Gegen 1804 etablirte er sich in Paris, und bald machte er sich durch mehrere große Unternehmungen, z. B. das Humboldtsche Reisewerk, das Werk von Gall über die Anatomie des Gehirns und andere, in der literarischen Welt auf das vortheilhafteste bekannt, obgleich sie merkantilisch nicht gut mögen berechnet gewesen seyn. Nach der ersten Einnahme von Paris trat er auf Humboldts Veranlassung in preußische Dienste. Als Schriftsteller lieferte er mehrere treffliche Werke, von welchen wir hier anführen: Histoire de la littérature romaine, 2 Vol.; Histoire de la littérature grecque; Histoire des traités de paix, 15 Vol.; Congrès de Vienne, 8 Vol.; Annuaire généalogique. Die Geschäfte seiner Buchhandlung werden theilweise unter der Firma: Griechisch-lateinisch-deutsche Buchhandlung in Paris von seinem ältesten Sohne fortgeführt.

Schönburg, (das Haus) oder die Fürsten und Grafen

Herren (d. i. Dynasten) zu Schönburg, ein reichsunmittelbares Geschlecht, im Königreiche Sachsen, ist evangelisch-lutherischer Religion, und hatte ehemals mit auf der Wetterauischen Grafenbank Sitz und Stimme auf dem Reichstage, besaß aber nie ein unmittelbares Reichsland, sondern böhmisch- und meißnische Lehns-Standesherrschaften, oder Feuda majora, mit eignen Vasallen-Rittergütern, unter sächsisch-meißnischer Landeshoheit. Als Beweis, wie verworren noch immer in Deutschland Souverainetäts- und Feudalrechte mit alten Dynastenvorrechten in kleinen zerstückelten Gebieten sich durchkreuzen, und jede Herstellung einer einfachen und reinen Verfassungs- und Verwaltungsform verhindern, siehe hier eine umständliche Angabe von den Besitzungen und Rechten des Hauses Schönburg. I. Jene Feuda majora nebst den dazu gehörenden Vasallengütern, die alten Stammgüter des Hauses, bilden jetzt die mit Gesammt-Regierungsrechten, oder mit der untergeordneten Landeshoheit (nach dem mit dem Churhause Sachsen abgeschlossenen und auf dem Wiener Congresse den 18 Mai 1815 bestätigten, Recesse von 1740) beliehenen sogenannten fünf Receßherrschaften, Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein, die 9 Städte und 80 Dörfer mit 49,000 gewerbfleißigen Einwohnern enthalten, in einem schönen, fruchtbaren Thale an der Zwickauer Mulde, im sächsischen Erzgebirge, liegen, und commissionsweise an das königlich sächsische Amt Zwickau gewiesen sind. Die drei ersten waren bis 1779 alte böhmische, die beiden letzten aber alte meißnische Lehen. Durch den Teschner Frieden von 1779 erhielt das Churhaus Sachsen auch über die drei ersten die Lehnshoheit. Die landeshoheitlichen Rechte (die der Souverainetät) sind durch jenen Receß von 1740 in Ansehung dieser 5 Herrschaften dahin bestimmt, daß einzelne, ausdrücklich bezeichnete Regierungsrechte als Ausnahme von der Landeshoheit, welche in der Regel dem Könige von Sachsen gehört, den Herren zu Schönburg zukommen, welche sie theils gemeinschaftlich durch die für Justiz-, Lehns-, Steuer- und Militärsachen errichtete und mit einem Gesammt-Consistorium verbundene Regierung zu Glauchau, theils besonders in den jener gemeinschaftlichen Regierung untergeordneten Kanzleien und Aemtern der abgetheilten Linien ausüben. Sie gehören in Ansehung dieser Receß-Herrschaften zu den Standesherren, und haben Sitz und Stimme in der ersten Classe (oder unter den Prälaten, Grafen und Herren) der königlich sächsischen Landstände. II. In Ansehung ihrer übrigen Besitzungen, die theils aus alt schriftsässigen Herrschaften (Feuda minora: Penig, Rochsburg, Wechselburg und Remissa, sämmtlich an der Zwickauer Mulda, im Leipziger Kreise, gelegen), theils aus Rittergütern (z. B. Ziegelheim, Oelsnitz, Abtei Oberlungwitz u. a. m.) mit Patrimonialgerichten, theils endlich aus entfernt und zerstreut liegenden, ererbten Gütern bestehen, sind die Herren zu Schönburg zugleich königlich sächsische, preußische, böhmische und baiersche Vasallen. Als Besitzer der oben genannten Feuda minora und Rittergüter insbesondere gehören sie dem Königreiche Sachsen zu der zweiten Classe der Landstände, oder zu der Ritterschaft. — Unter dem Lehnshofe der Gesammtregierung zu Glauchau stehen die Vasallen des Hauses Schönburg, oder die Besitzer der Rittergüter Alberoda, Callenberg, Thurn, Schönburg, Ober-Wiehra, Ober-Mosel u. a. m., über welche das Gesammthaus ebenfalls die

untergeordnete Landeshoheit ausübt. Doch liegen einige andre Rittergüter, wie Kändler, Ostrau, Bomtz u. a. m., deren Oberlehnseigenthum dem Hause Schönburg gehört, unter fremder (sächsischer, preußischer, gothaischer) Souverainetät. — Die Herren zu Schönburg leiten ihren Ursprung ab von Alban Schönburg, dem König Otto I. 936 in der Reichsdomäne Zwickau die Vertheidigung des Landes gegen die Sorben übertrug. Ernst von Schönburg (st 1534) besaß die genannten 5 Feuda majora, und stiftete durch seine Söhne Hugo und Wolfgang die beiden Hauptlinien: Waldenburg und Penig, welche im J. 1700 die reichsgräfliche Würde bestätigt erhielten. Die Waldenburger Linie wurde 1790 in den Reichsfürstenstand erhoben. Diese, oder die obere, fürstliche Hauptlinie zu Waldenburg, welche ungefähr 8 Q. M. mit 29,000 Einwohnern und 100,000 Thaler Einkünfte besitzt, hat sich 1816 in zwei Aeste getheilt; a) Stein-Waldenburg: Fürst Otto Victor, residirt zu Waldenburg, besitzt die mit der Primogenitur verbundenen Herrschaften Waldenburg, Lichtenstein und Remissa, nebst den Rittergütern Callenberg, Reichenbach, Tirschheim, Ziegelheim und Oelsnitz, sämmtlich unter königlich sächsischer Souverainetät; b) Stein-Hartenstein: Fürst Alfred (der Bruder des F. Otto Victor zu Waldenburg), der zu Hartenstein residirt, und dem seit 1813 die Herrschaften Stein und Hartenstein nebst dem Ritterguts Zschocken (zusammen 13,000 Einwohner) gehören. Ein dritter Bruder, Fürst Eduard, ist Herr der böhmischen Herrschaft Doberschan im Saatzer Kreise. Beide, nebst dem jüngsten Bruder, dem Prinzen Hermann, und ihren Schwestern, besitzen gemeinschaftlich mit ihrer Mutter, nach gewissen Antheilen, die im Baireuthischen liegenden Güter Schwarzbach und Förban, so wie die ererbten vormals gräfl. Podewillsischen Güter Tempelhof bei Berlin, Gusow und Platkow bei Frankfurt an der Oder, und die im Schlaweschen Kreise von Hinterpommern gelegenen Güter Wusterwitz, Buddiger, Valentin und Schmarsow. — Die zweite Hauptlinie des Hauses Schönburg, oder die niedergräfliche Hauptlinie zu Penig, welche ungefähr 8 Q. M. mit 26800 Einwohnern und etwa 35,000 Thaler Einkünfte besitzt, theilte sich 1762 in die zwei Aeste: a) Penig-Remissa, und b) Penig-Penig. Der Ast Penig-Remissa theilte sich 1746 in die beide Familien: aa) Schönburg Rochsburg: Graf Heinrich Ernst zu Rochsburg; und bb) Schönburg-Hinterglauchau: Graf Ludwig zu Glauchau. — Der Ast Penig-Penig oder Wechselburg besitzt die vordre Herrschaft Glauchau und Penig, wie auch Wechselburg, welche seit 1815 dem noch unmündigen Grafen Carl Heinrich Alban gehören.

† Schonen, enthält 92 schwedische oder 188 geographische Quadratmeilen und 270,000 Einwohner, die sich durch den besondern Dialect, den sie reden, so wie durch ihre Sitten von den übrigen Schweden auszeichnen. Diese Provinz ist nicht blos einer der schönsten und fruchtbarsten Theile von Südgothland, sondern überhaupt des ganzen schwedischen Reichs. Sie ist flach, und nur gegen Norden finden sich einige Bergrücken, wohin der Rommele-Klint gehört, eine Reihe von Bergen, welche auf der nördlichen Seite steil und kahl sind, auf der östlichen aber mit niedrigen Holzungen bewachsen. Sie liegt zwei Meilen von Lund und wird weit umher auf der Ebene gesehen. Die nördlichen Gegenden sind auch weit waldiger und nicht so gut angebaut, als die südlichen. Vormals gehörte sie den Dä-

nen, wurde aber im Roeskildschen Frieden (1658) nebst den Landschaften Blockingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Die Provinz Schonen hat Ueberfluß an Getraide, vortreffliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Clima. Man baut auch Taback und etwas Hopfen. Pferde sowohl als Rindvieh fallen hier größer und stärker als im übrigen Schweden. Die Bienenzucht wird auch mit Fleiß betrieben. In den Landseen und an den Küsten findet man einen Ueberfluß an Fischen. Aus dem Mineralreiche gibt es Sand-, Schleif- und Mühlsteine, Alaunschiefer, Kalk, Steinkohlen und Bleierze. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel nach andern Provinzen Schwedens und nach dem Auslande bestehen in Getraide, Vieh und Holz. In dieser einzigen Landschaft von Schweden gibt es Störche und Nachtigallen. Schonen ist jetzt unter die beiden Läne (Statthalterschaften) Christiansstadt und Malmoehuus vertheilt, wovon jene das östliche und diese das südwestliche Schonen begreift. Die größte Stadt in Schonen ist Malmoe; zu Lund befindet sich eine bekannte Universität.

Schopenhauer (Johanna), geboren um das Jahr 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinrich Trosina, Senator war. Schon früh zeigte sie die entschiedenste Neigung zum Zeichnen und Malen, so wie ein großes Talent für Sprachen. Nachdem sie im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung empfangen und eine glückliche Jugend durchlebt hatte, verheirathete sie sich mit Heinrich Floris Schopenhauer. Dieser führte seine junge Gattin durch Deutschland nach Frankreich, von da nach London, wo sie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern und Deutschland nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser freien Stadt durch die Preußen 1793; die nächsten zehn Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in sehr angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu. Im J. 1803 traten beide eine größere Reise an. Sie besuchten Holland, Nordfrankreich, England, Schottland, und gingen von da über Holland nach Paris. Hier war sie so glücklich, von dem berühmten Augustin gründlich in der Miniaturmalerei, die stets ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen war, unterrichtet zu werden. Von Paris ging die Reisende durch Südfrankreich nach Genf, durchstreifte die Schweiz, sah München, Wien (wo sie verweilte), Preßburg, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach drei Jahren wieder in Hamburg an, wo sie bald ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor. Sie nahm jetzt (1806) ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein höchst angenehmer geselliger Verein um sie bildete, zu dem Göthe, Wieland, Heinrich Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Fr. Majer und viele Literatoren und gebildete Frauen, auf denen der Stolz dieser Stadt beruht, gehörten. Jeder dazu geeignete Fremde war hier willkommner Gast. An Fernow, von dem sie die italienische Sprache erlernte, knüpfte sie bald ein schönes Freundschaftsband, das leider schon nach zwei Jahren der Tod dieses trefflichen Mannes lös'te. G. v. Kügelgen war um dieselbe Zeit nach Weimar gekommen und hatte Göthe's, Wielands, Herders und Schillers Bildnisse gemalt. Eine Beschreibung dieser vier Gemälde und später eine von mehrern Oelgemälden des Landschaftsmalers Friedrich (in Bertuchs Modejournal) war das Erste, womit Madame Schopenhauer als Schriftstellerin auftrat. Zu einem größern Werke vermochte sie Cotta's Wunsch, daß sie Fernows Leben schreiben möchte. Dasselbe erschien 1810. Zwei Jahre später gab sie: Erinnerungen von einer Reise durch England u. s. w. heraus (2te Aufl.

1818); 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen;" 1817 die Reise durch das südliche Frankreich, und 1818 die Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen. Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung haben diesen Schriften gerechten Beifall erworben. Gegenwärtig ist sie mit einem Roman unter dem Titel Gabriele in zwei Bänden, deren erster eben (July 1819. Preis 2 Thlr.) die Presse verläßt, beschäftigt.

*Schottland, ein unter der Königin Anna im Jahre 1707 mit England, unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbritannien, vereinigtes Königreich, welches den nördlichen Theil von Großbritannien ausmacht, und sich mit seinen Inseln vom 9° bis zum 17° der östlichen Länge, und vom 54° 46′ bis zum 60° 44′ der Nordbreite erstreckt, und einen Flächeninhalt von 1441 Quadratmeilen hat. Im Süden gränzt es an England, wo zum Theil der Fluß Tweed die Gränze macht, gegen Norden und Osten an das Nordmeer und gegen Westen an das caledonische Meer. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit ist Schottland in die Nieder- (Lowlands) und Hochlande (Highlands) eingetheilt. Die Niederlande erstrecken sich von den Gränzen Englands bis zu den Mündungen der Flüsse Tay und Clyde. Ihre Oberfläche ist zwar nicht so eben wie in England, sondern gebirgig, aber zwischen den Gebirgen befinden sich fruchtbare Thäler und der Boden ist in einem beträchtlichen Umfange cultivirt, und trägt Weizen selbst über den 57sten Grad der Breite hinaus. Von den letzten Gebirgen Englands, den Cheviot-Hills, welche die Gränze zwischen England und Schottland machen, dehnen sich nach dem nördlichen Schottland die Pentlands-Hills aus. Nördlich von diesen erstrecken sich die Lowthers-Hills, deren höchste Gipfel 3150 Fuß erreichen und die Leadhills mit reichen Bleiminen. Von Dumbarton an bis ans nördliche Ende von Schottland erstrecken sich die Hochlande, welche beinahe zwei Drittel des Landes einnehmen und aus lauter Gebirgen bestehen, die der Cultur wenig fähig sind. Wo es etwa Ebenen in diesen Hochlanden gibt, ist der Boden morastig und voll Torf, die Thäler aber sind steinig und unfruchtbar, und nur in einzelnen geschützten Strichen zum Ackerbau tauglich. Eine natürliche Scheidewand zwischen den Hoch- und Niederlanden machen die an Naturschönheiten reichen Grampians-Hills, welche aus der Halbinsel Kantyre aufsteigen und vom See Lomond nördlich und nordöstlich bis zum Vorgebirge Kinnaird und nordwestlich bis zum See Naß in Inverneß streichen, und die höchsten Gebirge von ganz Großbritannien sind. Ihre höchsten aus Granit bestehenden Kuppen sind der 4370 Fuß hohe Ben-Navis, der 4060 Fuß hohe Cairngorm, und der 4015 Fuß hohe Ben-Lawers. Fast überall zeigen sich hier Felsen über Felsen gethürmt, und neben ihnen furchtbare Tiefen und Klüfte. Enge Zugänge, furchtbare Felsengänge und Pässe führen durch diese Gebirge, und eröffnen den Eingang aus den Niederlanden in die Hochlande. Nordwestlich zerreißen sich die Ketten der schottischen Hochgebirge, und lassen in wilder Verwirrung zu den rauhen, immer mit Schnee bedeckten Gipfeln der nördlichen Grafschaften aus, die ohne regelmäßige Gebirgszüge doch oft den Anbau unmöglich, und große Landstriche unbewohnbar machen; so in Roßshire und Sutherland, wo nur wenige Küstenstriche der Cultur fähig sind, Wildniß mit Wildniß wechselt, und enge Thäler und schauerliche Klüfte sich dem Auge darbieten. In neuern Zeiten sind diese Hochlande sehr häufig von Reisenden besucht worden,

weil sie ein großes Gemälde der erhabensten Natur darstellen, und durch reichliche Abwechslungen von erhabenen Aussichten die Mühe des Wanderers belohnen. So zieht z. B. ein neuerer Reisender, welcher den in den Hochlanden befindlichen höchsten Berg Ben = Navis bestieg, die Aussicht von demselben allen Bergaussichten in der Schweiz vor. Diese letztern haben zwar, sagt er, einen unbezweifelten Vorzug vor irgend einer schottländischen Aussicht, in Hinsicht auf wirkliche Größe, auf die malerische Mannichfaltigkeit der Dörfer, der Weinberge, der gedrängten Bevölkerung, der Brücken und Wasserfälle und der Cultur des Bodens; allein was den unermeßlichen Umfang des Horizontes, das große und schöne Colorit, welches die Entfernungen zur See und zu Lande hervorbringen, die rohe und erstäunenswürdige Pracht der Landgegend und das Leben und beständige Wimmeln auf den Gewässern betrifft, so kann ich mir nichts vollkommneres denken als die Aussicht vom Ben = Navis. Die Aussicht von diesem Berge erstreckt sich von einem Meere zum andern und über eine Menge von Inseln, welche sich in einer Entfernung von 15 Meilen im Horizont verlieren, oder sich in der Nähe aus dem Busen des Meeres bis zur Höhe von einigen tausend Fuß empor heben. Die Inseln Jura und die alpenähnliche Insel Skye sind in einer Entfernung von 12 bis 15 Meilen sichtbar. Die großen Schiffe, die man auf den verschiedenen Meeren, Seen und Canälen dahin schwimmen sieht, beleben die Scene. So weit unser Reisender. Wir kehren jetzt zur weitern Beschreibung Schottlands zurück. Schottland wird an seinen Küsten von vielen Meerbusen und Buchten zerschnitten, indem das Meer tief in das Land eindringt, und in seinem Innern von vielen Flüssen bewässert, welche gewöhnlich einen reißenden Lauf haben, und die romantische Schönheit der Hochlande erhöhen; oft sind sie der einzige Pfad, der zwischen unbetretene Gebirge führt, oft durchschneiden sie diese, und brechen aus ihrem Fuße wie ein neuer Strom hervor. Die bedeutendsten Flüsse, welche sämmtlich auf eine Strecke befahren werden, sind: der Tweed, der Clyde, der Forth, der Tay, der Dee und der Spey. Zur Verbindung der Flüsse Clyde und Forth dient der Glasgowsche Canal. Der seit 1811 eröffnete caledonische Canal dient zur Verbindung des Nordmeers mit dem caledonischen. Schottland hat mehrere und bedeutende Landseen, welche gleichfalls reich an den erhabensten Naturschönheiten sind. In Dumbarton eröffnet der Loch=Lomond die Reihe der großen Seen. Er ist 5 Meilen lang, 2 breit und an 600 Fuß tief. Dreißig Inseln liegen darauf, wovon mehrere bewohnt sind, andere als klippige Felsen emporsteigen, andre mit Wald bewachsen sind. Seine Ufer bieten entzückende Aussichten, freundlich und wild; das Auge kann auf grünen Matten ausruhen oder auf den Höhen weilen, die hier der Ben-Lomond und seine Nachbargebirge gen Himmel thürmen. Bezaubernder noch sind die Umgebungen des Loch-Neß, eines neun Stunden langen Sees, dessen Südseite vorzüglich romantische Abwechslungen darbietet, wo man sich aus dem Anblick wilder Felsmassen plötzlich in abgeschiedene Thäler versetzen kann, die friedliche Bäche durchschlängeln. In seiner Nähe stürzen die Wasser des Foyers, weiß wie Schnee, mit dem Getöse des Donners in den Abgrund von einer 212 Fuß hohen Felswand. Das Clima der Niederlande ist dem von England gleich. Die Seeluft macht den Sommer frisch und kühl, und mildert die Winterstrenge. Die Hochlande haben, wie alle Ge-

Birgslande, strengere Kälte und Hitze, nur wo die See tief in das Land einschneidet, sind beide gemäßigter. Ueberhaupt ist das Clima wohlthätig für Leben und Gesundheit; daher ein hohes, gesundes Alter durchaus keine Seltenheit in Schottland ist. Rindvieh, Pferde und Schafe sind in diesem Lande fast durchgehends von kleiner Statur, und dabei stark und dauerhaft. Auf die Viehzucht wird in neuern Zeiten große Aufmerksamkeit verwendet. Das Rindvieh in den Hochlanden ist das kleinste im brittischen Reiche, von außerordentlicher Dauer, und verträgt das strengste Clima; es begnügt sich mit dem gröbsten und magersten Futter, wird auf den gewöhnlichen Weiden bald fett, bekommt das feinste und schmackhafteste Fleisch, und wird daher, zum Mästen, auf das theuerste bezahlt. Auch fehlt es nicht an Wildpret; sehr häufig sind Birkhühner, Haselhühner und Schneehühner in den Hochlanden. Mit Seefischen sind die schottischen Küsten auf das reichlichste gesegnet. Am nützlichsten sind der Hering und Kabliau. Hummer werden in großen Quantitäten nach London geführt. Lachs ist auch ein Hauptartikel, von dem viel ausgeführt wird. Man baut Getraide, doch mehr in den Nieder- als Hochlanden, am häufigsten Hafer und Gerste, Flachs, Hanf, Tabak, Garten- und Hülsenfrüchte, und Obst; auch hat man Blei, Eisen, Kupfer, Spießglas, Kalksteine, Bausteine, Schiefer, trefflichen Marmor, mehrere Arten von Edelsteinen, als Karneole, Sapphire, Topase, Rubine, Amethyste, Chalcedone, Granaten, Smaragde 2c. und Steinkohlen, welche unter den Mineralproducten Schottlands die erste Stelle behaupten. Sie finden sich reichlich in den südlichen und mittleren Distrikten. Der große Theil des Nordens ist ganz davon entblößt, welcher Mangel daselbst durch Torf ersetzt wird. Gold und Silber gibt es in Schottland nicht. Industrie ist in den Niederlanden überall ausgebreitet. Die Leinwandfabrikation, sonst ein wichtiger Industriezweig, ist in neuern Zeiten gesunken; dagegen hat die Verarbeitung der Baumwolle bis zu den feinsten Artikeln in den westlichen Theilen von Schottland Grund gefaßt, und ist äußerst bedeutend. Der vortreffliche schottische Zwirn erhält fortdauernd seinen alten Ruhm. Die inländische Wolle wird zu verschiedenen Artikeln verarbeitet. Vornehmlich ist das Stricken von Worsted-Strümpfen sehr allgemein und einer der wohlthätigsten Erwerbzweige der armen Volksclasse. Die schottischen Teppiche empfehlen sich durch wohlfeile Preise und Dauerhaftigkeit. Tartan, ein wollener Stoff, ist Schottland ausschließlich eigen und dient besonders zur Nationalkleidung der Hochländer. Er ist aus dem feinsten Worsted-Garn gewebt und buntgewürfelt, entweder Scharlach oder von gemeinen Farben. In Glasgow, Edinburg und andern Städten gibt es Fabriken von Steinzeug, Glas, Zucker 2c. Von Eisenwerken sind die Carron Works die bedeutendsten, welche 500 Arbeiter beschäfftigen, und jährlich 1500 Stück Kanonen liefern. Die Whiskybrennereien haben erstaunlich zugenommen, so daß schon 1791 sich die Quantität auf 1,700,000 Gallonen belief, und seitdem ist das jährliche Quantum noch viel höher gestiegen. Bewundernswürdig ist die Schnelligkeit der schottischen Brenner, womit sie den Whisky destilliren. Schottland nimmt an dem brittischen Handel einen sehr wesentlichen Antheil und in neuern Zeiten hat der Seehandel sehr zugenommen, so daß 1802 die Anzahl der schottischen Schiffe und Fahrzeuge sich auf 2349 und die Ausfuhr 1801 auf fast 26 Millionen Gulden belief. Glasgow, Edinburg mit Leith, Dundee und

Greenok sind die bedeutendsten Handelsplätze Schottlands. Die Einwohner sind der Abstammung nach entweder Hochschotten, Bergschotten, welche eine eigene Sprache, die galische oder caledonische, reden und die Hochlande bewohnen — oder Engländer, welche die Niederlande bewohnen. Auf den zu Schottland gehörigen shetländischen Inseln sind Norweger zu Hause, welche norsisch reden. Die herrschende Kirche ist die presbyterianische; aber auch Episkopalen und Dissenters sind zahlreich. Die Bergschotten sondern sich auffallend in ihren Sitten von den Bewohnern der Niederlande ab. Ohne die Fortschritte einer fremden Cultur gekannt oder geachtet zu haben, und fast abgeschnitten von der cultivirten Welt, standen sie noch vor einem halben Jahrhundert auf der Stufe des Mittelalters; doch die neuere Zeit hat vieles von jenem Alterthümlichen verwischt. Ihre Hütten sind zwar einfach und ärmlich, doch wohnt gewöhnlich in ihnen häuslicher Friede und Eintracht. Des Mannes Beschäftigung ist Fischerei, Jagd und Hüten des Viehes; die Wirthschaft und Familie besorgt indeß die Hausfrau, deren Geschäft noch in Weben, Stricken, Ledergerben und Walken des Tuches besteht. Ihre Kost ist Hafermuß mit Haferkuchen aus Wasser und Mehl gebacken; ihr Getränk Milch, und bei den Wohlhabenden Whisky, der sich jetzt leider immer mehr unter ihnen verbreitet hat. Der Bergschotte findet eine große Ehre in seiner Abstammung von namhaften Heldengeschlechtern der Vorzeit, und kleidet sich auf eine ganz eigenthümliche Weise. Der oben angeführte Tartan, in Vierecken gewebt, die mit den brennendsten Farben, hauptsächlich grün, gelb und roth, wechseln, ist der Stoff seiner Kleidung. Eine Art Weiberrock schürzt sich um den Leib, bis an die Mitte des Dickbeines, und läßt die Knie blos, denn bis unter diese nur reicht der roth und weiß gewürfelte Halbstrumpf. Gesang, Musik und Tanz liebt der Bergschotte, und seine Spiele sind alle mit Uebung körperlicher Kräfte verbunden. Schottland hatte ehemals, seitdem es durch Kennaths III. entscheidenden Sieg 838 unter die Herrschaft der Schotten gebracht wurde, seine eigenen Könige, die mit dem Volke schon früh Christen wurden, aber die Macht derselben war äußerst beschränkt. 1603 erhielt Jacob I. zugleich den Thron von England. Seit dieser Zeit waren zwar die Kronen von England und Schottland auf einem Haupte vereint, aber noch behielt letzteres sein eignes Parlament und selbstständige Verfassung, und erst ein Jahrhundert später brachte die Königin Anna 1707 die Union glücklich zu Stande, wodurch beide Reiche zu einer Nationalrepräsentation vereinigt wurden. Schottland hat mit England ein Gesetz und dieselbe Verfassung. Zum Oberhause des Parlaments sendet es 16 Peers, und zu dem Unterhause 45 Repräsentanten. Geographisch theilt man es in Süd-, Mittel- und Nordschottland, politisch in 31 Shires und 2 Stewartrys. Die zu Schottland gehörigen Inseln sind: die auf der westlichen Küste liegenden Hebriden, die von der Nordküste durch den unruhigen Pentland Frith getrennten orkadischen Inseln und die noch nördlicher, eilf Meilen von der nördlichsten orkadischen Insel entfernt liegenden shetländischen Inseln.

Schraube, Schraube ohne Ende. Die Schraube, deren Einrichtung wir als bekannt voraussetzen, ist eine von den fünf mechanischen Potenzen oder einfachen Maschinen. Man kann durch sie erstaunliche Lasten bewegen und einen Druck hervorbringen, der ungeheure Gewichte erfodern würde. Der Cylinder, welcher den Kör-

per der Schraube ausmacht, heißt die Spindel; um sie herum läuft der Schraubengang schneckenförmig. Ein andrer Körper mit einer cylinderischen Oeffnung von der Weite, daß die Spindel hineinpaßt, und mit einem Schraubengange versehen, in dessen Vertiefungen die erhabene Schraubenlinie der eigentlichen Schraube paßt, heißt die Schraubenmutter. Eine aus einer Schraubenspindel und einem Stirnrade so zusammengesetzte Schraube, daß die Schraubengewinde zwischen den Zähnen des Rades eingreifen, einen Zahn nach dem andern fortschieben und auf diese Art das Rad umdrehen, heißt Schraube ohne Ende, weil bei der steten Wiederkehr des Rades die Schraubenspindel unaufhörlich fortbewegt werden kann, ohne daß sie, wie die gemeine Schraube, einmal auf einen festen Punkt kommt.

Schreibart, s. Styl.

Schrift. Sprache und Schrift, wie alle zum Stammgute des Menschengeistes gehörige Ideen, ziehen sich, aller Zeitbestimmung spottend, gleichsam in ihre Ewigkeit zurück und ihr Wesen und Ursprung wird daher auf dem gewöhnlichen Wege historischer Forschung nicht ausgemittelt, wenn auch einzelne wie verlorne Spuren davon aufgezeigt werden. Nur in größeren welthistorischen Combinationen treten sie hervor. So viel ist nöthig vorauszuerinnern, um dem Vorwurfe des Nichterschöpfens, oder auch der geheimnißvollen Einfalt des Ausgebeuteten zu begegnen. Sprache ist veranschaulichtes Denken, oder Erkennen und weis't demnach auf sinnliche Anschauung hin. Demgemäß spricht sich mit jedem Schritte, den sie auf dem Wege aus dem Gemüth heraus thut, ein allmähliges Versenken des Subjectiven in das Objective aus. Sie braucht nämlich Organe des Leibes und Elemente, wie Luft und Licht, um als Ton- und Geberdensprache sich zu versinnlichen, oder hörbar und sichtbar zu werden. Als Geberdensprache ist sie schon ein starrerer leiblicherer Gegenstand geworden, und Geberdensprache eignet darum, nach Beobachtungen der Reisenden, vorzüglich sinnlichen Völkern und Stämmen. So bildet und ist sie also Figur, und die Chladnischen Klangfiguren sind bereits ihre Anfänge und Vorschule. Wird aber die Tonsprache für einen andern Sinn, als das Ohr festgehalten, so entsteht Schrift, d. h. eben für das Auge festgehaltene Tonsprache, mithin schaltet Schriftsprache im Raume, als Hieroglyphe (s. d. Art.) und Buchstabe. Diese beiden müssen ursprünglich in der Idee Eins und Elemente der Ursprache des in Zeit und Raum bildenden und webenden, also Zahl und Figur als Schmetterlingspuppe bauenden und ihr entfliegenden Geistes seyn; welche Ursprache einer der trefflichsten Geister unserer Nation, J. J. Wagner, in der Mathematik wieder anerkannt und erörtert hat. Wer aber kann die Zeit und Umstände jener Schritte genau angeben und bestimmen? und, wenn einer es könnte, wäre damit wohl das Wesen der Idee ausgemittelt? Da nun die Hieroglyphe mehr die Anschauung, der Buchstabe aber den Begriff in Anspruch nimmt, so setzt Buchstabenschrift schon eine höhere Ausbildung des Geistes voraus, wenn gleich auch die Hieroglyphik mehrere Stufen durchlaufen mußte, um sich zu durchdringen und zu vollenden. Dies ergibt sich bald, wenn man das Verhältniß von Bild und Kunst, wie von Wort und Wissenschaft ernstlich erwägt, und ihre Wechseldurchdringung in einem klaren Seyn und Schauen auffaßt. — Sind wir nun aber hiermit rücksichtlich der Schrift in eine Urwelt zurückgewiesen, so muß Entstehung, Bewahrung und Element der Schrift nothwendig heilig seyn. Darum schreibt die Sa-

ge durchgängig die Erfindung derselben einem Gott zu, wie auch die Folgezeit in ihrem Losreißen vom Ganzen und ihrem Fallen in das Einzelne die Sage selbst mißverstanden und diesen allenthalben und allezeit waltenden Gott z. B. zu einem Kadmus individualisirt, den wahren Mythus also zur lügenhaften Fabel umgedeutet haben möge. Darum ferner darf es nicht befremden, Priester, diese ersten und letzten Siegelbewahrer des geistigen Eigenthums der Menschheit, auch als Schriftbewahrer zu finden. Darum endlich ist es ganz in der Ordnung, daß die Urwelt, welcher alles heilig und Ausdruck der Idee war und wurde, die Gesammtumwelt als Emblem und Symbol zur Veranschaulichung und Vergegenständigung des Geistes und der Idee brauchte. Die Natur war gleichsam die erste colossale Schrift, in ihren schematischen Grundzügen sowohl, als in deren Ausfüllung sinnig ergriffen und geahnet. Darum spielen die acht Kuas des sinesischen Fohi, als ungebrochene und gebrochene Linien Symbole des Vollkommenen und Unvollkommenen, um Physisches und Ethisches; und Keilschrift, wie Strick- und Knotenschrift, gehören wohl auch zu den Versuchen des stammelnden Geistes, Grundzüge bleiben hier wie auch in der Buchstabenschrift die senkrechte, wagerechte und Kreislinie. Die Buchstabenschrift selbst, wie sie in den verschiedenen Alphabeten vorliegt, ist durchaus, wie J. A. Kanne in durchgreifender Combination von Name, Zahlbedeutung und Figur der Buchstaben gezeigt hat, Hieroglyphe d. h. Trümmer religiöser Ideen über Zeugung und Schöpfung in Zeit und Raum, wo nach der Analogie der zwei Sonnenwenden des Jahres in zwei Abtheilungen Auge, Hand, Finger, Becher, Stier, Haus, Thür, Wasser, Mund, Brunn, Vogel, Schlange, Kreis, Kreuz durch einander gespielt werden — alles tief gegriffene und weit umgreifende Symbole cosmogonischer, chronogonischer und theogonischer Ideen, welche tiefer in der Sprache selbst wurzeln, hier aber nicht weiter erörtert werden können. Welch ein uraltes Factum wird nach dem allen nicht auch die Buchstabenschrift, und wie fast possenhaft, ja alles Ernstes und aller Würde der Untersuchung entblößt ist ein ungeschriebener blos durch mündliche Ueberlieferung entstandener und erhaltener Homer auch von hieraus, wenn nicht schon die unüberwindliche Schwierigkeit einer solchen Fortpflanzung und die unumgängliche Voraussetzung einer in ihrer Entwickelung bereits weit gediehenen vorhomerischen Welt in jedem verleiden müßte, der nicht einseitig genug ist, Griechenland für die Welt anzusehen! Dazu sind, bei genauerer Ansicht, die Uncial- und Currentbuchstaben gar nicht so verschieden, als man gemeint hat, und die freieste Willkühr hat die Grundzüge beider nicht verwischen können. — Derselbe heilige Sinn und Instinct nun spricht sich weiter auch in der Schreibweise, oder dem Anreihen und Nebeneinanderstellen und Fortführen der Wörter in Linien aus. Auch diese kommen, wie die einzelnen Buchstaben selbst das Grundschema und den Typus nicht verläugnen konnten, auf das Senkrechte, Wagerechte und Kreisige zurück. Man hat nämlich als älteste Schreibweisen die Tapökon-, Kionädon- oder Säulenschrift, wo Buchstabe unter Buchstabe, Wort unter Wort gesetzt wird; Bustrophädon- oder Furchen- auch Pflugschrift von Osten nach Westen, von Westen nach Norden, von Norden nach Süden; Plinthädon- oder Ziegelschrift in Form eines Ziegels; Speiredon- oder Kreisschrift, welche beide letztern nur weitere Ausbildung und Vollendung der beiden erstern sind. Gedichte in Beil-, Ei- oder anderer

Form sind spätere Spielereien, aus welchen der Sinn entwichen war. Aber den Alterthumskundigen wehen beim Ueberblicke jener genannten Schreibweisen allerlei Ideen an, welche dem instinctartigen Wesen des Alterthums so wenig widersprechen, daß sie vielmehr nur seine Deutung im Geiste sind. Ohne tiefer einzugehen, wozu hier auch der Ort nicht wäre, wollen wir sie den Leser ebenfalls nur anwehen lassen. Wem fallen nicht bei der Säule jene heilige wandelnde Feuersäule, der Obelisk, die Pyramide, diese Denkmäler und Gebilde des Phalluscultus, oder der Anbetung zeugender Naturkraft bei? wem nicht wieder die heiligen Tempelstäbe und Ruthen, womit Zeit und Jahre berechnet, vorgelesene Abschnitte heiliger Bücher geschlossen wurden, wovon die Rhapsoden oder Stabsänger Ursprung und Namen haben? wem nicht die Runenstäbe, die Rune selbst, die Gesang, Schriftzeichen und Zauberwort ist? Wer gedenkt nicht bei der Furchenschrift der Sonnen-, Mondes und Planetenbewegung? des Stiergottes Buddha, Bugha, Godama in Indien, Somonakodom in Siam und Pegu, Kadmus in Griechenland, der nach Buthoia (dem Stierlande) in Illyrien mit einem Ochsengespann kam, in Theben mit feurigen Stieren pflügte? Wen erinnert die Ziegelschrift nicht an die goldenen Weihgeschenke in Ziegelform? an die israelitische Jahrsäule in Ziegelform? an den Mondgott Laban, die Mondgöttin Lebanah, wovon Lebenah im Hebräischen ein Ziegel und eine geschriebene Columne heißt? Wer erkennt endlich nicht im Kreis das uralte heilige Symbol, als nach allen Seiten gleichförmig ausgedehnten Punkt und Raumbild? — In der That muß eine welthistorische Ansicht jenen Sinn herausfinden und klar erkennend durchdringen, da ja doch die Welt, zumal die alte, in zerstreuten Dichtergliedern sich ausspricht; und die Wissenschaft hat sich auch allerdings in einigen Männern dazu gerüstet. — Um mehrere der hier angeregten Ideen bewegen sich auch die in diesen Kreis des Schriftwesens fallenden Wörter der Sprachen. Stäff heißt noch im Norddeutschen ein Buchstab, und Buchstab ist ein Stab aus Buchenholz, worauf wie auf Eschenstäbe die Runen geschnitten wurden; Buch selbst heißt im Lateinischen liber und codex. Rune gehört zu einer Hebräischen Wortfamilie, die Singen und Gesang bedeutet. Heißt sie Ramruner, so erinnert sie an Zweig und Gesang, die in den Wörtern der Sprachen zusammenfallend Familien bilden, die das französische ramage, Waldsang und Reim sich leicht bieten. Exarare, vom Schreiben gebraucht, erinnert an Acker und Pflug, also Furchenschrift, also Kadmus. Mehr als diese Andeutung so leise, aber innig verwebter und verknüpfter Ideen gestattet dieser Ort nicht. — Schreibmaterialien waren im Verlaufe der Zeit Steine, Metalle, Baumrinden und Blätter, Holz, Wachs, Elfenbein, Muscheln, Scherben, Leinwand, Thierhäute, Pergament, ägyptisches oder Nilpflanzenpapier, Baumwollenpapier, Lumpenpapier. Geschrieben ward mit Meißeln, Eisen- oder Beingriffeln, Schilfrohr, Gänsekiel. Auch Tinte war früh erfunden, aus manchen Ingredienzen. Der Morgenländer trägt noch sein Schreibzeug im Gürtel. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst gab es Schön- und Schnellschreiber (Kalligraphen und Tachygraphen). Aus dem Nilpapier wurden Bogen (scapi), aus diesen Rollen (volumina) gemacht und um einen Stab aus Buchs, Elfenbein oder Gold, der am Ende angeleimt ward und Nabel hieß, gewunden. Viereckigte Bücher sollen zu Zeiten der Könige von Pergamus aufgekommen seyn. Die Buchrollen im Herculanum werden,

nachdem nun zuletzt Davy, auf chemische Untersuchungen und Ansichten gestützt, mehrere aufzurollen versprochen hat, auch von Seiten der Paläographie vielleicht manches Merkwürdige zu Tage fördern, wie es denn überhaupt damit für die Philologen aller Art neue Arbeit gibt. — Fassen wir also das Ergebniß kurz zusammen, so ist die Schrift uralt in Zahl und Figur veranschaulichter Menschengeist, gebunden an einen Grundtypus aller Zeit- und Raumdurchdringung, d. h. alles Lebens. Das Alphabet ist eine Geschichtsperiode dieses Grundtypus, welcher durch die Wissenschaft aufgefunden und an die Religion, woraus er entstand, abgegeben werden muß, damit nun Ende wie Anfang und die Menschheit vollendet werde in religiösem Seyn und Schauen. Name des Erfinders, Erfindungsjahr des Alphabets und der Schrift lassen sich nicht angeben. Die Elemente derselben sind religiös und müssen in Religion, als dem Wesen des Geistes sich schließen und ergänzen. W.

Schriften. Man unterscheidet in den Druckereien die verschiedenen Arten der Schriften, einmal nach der Größe, dann nach der Lage der Buchstaben. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Namen sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Perl, Colonel, Nompareil, Petit, Borgois, Garmond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Canon, grobe Canon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon u. s. w. Sind es deutsche Schriften, so nennt man sie Perl Fractur; lateinische, Perl Antiqua; griechische, Perl griechisch u. s. w. In Ansehung der Lage unterscheidet man die geradstehenden Schriften von der Cursiv. Die Schwabacher Schrift ist eine nach altgothischer Art gebildete Fracturschrift.

Schröder (Sophie), k. k. Hofschauspielerin in Wien, wurde im Jahre 1781 in Paderborn geboren. Ihr Vater hieß Bürger und war Schauspieler. Ihre Mutter, welche sich nach dem Tode ihres ersten Mannes mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete, folgte mit ihrer damals 12jährigen Tochter einem Rufe nach Petersburg. Sophie war von ihrer Mutter, obgleich sie schon als Kind in kleinen Rollen Talent bewiesen, dennoch nicht für die Bühne bestimmt, da aber das Personale der Tyllischen Schauspielergesellschaft in Petersburg sehr beschränkt, und durch den Tod der Madame Stollmers das Fach der jugendlichen Rollen in Oper und Schauspiel unbesetzt war, so gab sie den Bitten der bedrängten Directrice nach, und Sophie begann in der Dittersdorffschen Oper: das rothe Käppchen, als Fräulein Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval, wohin die Gesellschaft später reis'te, heirathete sie als 14jähriges Mädchen den Schauspieler Stollmers. Hier lernte sie auch Kotzebue kennen; auf seine Empfehlung erhielt sie ein Engagement bei dem Wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen und gefiel in ihren Debut-Rollen als Margarethe in den Hagestolzen, und Gretchen in den Verwandtschaften sehr. Nach einem Jahre verließ sie jedoch Wien wieder und ging nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde. In der Rolle der Hulda in den beiden Theilen des Donauweibchens machte sie viel Glück. Im Jahre 1801 ward sie unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen. Hier war es, wo sie die hohe Bahn betrat, auf welcher sie jetzt als ein Stern erster Größe glänzt; sie verwechselte nämlich das nai-

ve Rollenfach mit dem tragischen. Häuslicher Kummer hatte ihren sonst heitern Geist in eine melancholische Stimmung versetzt und den schlummernden Funken zur Flamme entzündet. Ihre erste Rolle in diesem Fache war die Zimmermeisterstochter Spindler in dem Trauerspiele: Julius von Sassen. Diese gelang über ihre Erwartung und bestimmte sie, sich von nun an ganz dem tragischen Fache zu widmen. Im Jahre 1804 heirathete sie ihren zweiten Gatten, den Schauspieler Schröder, und lebte unter den günstigsten Verhältnissen zwölf Jahre lang in Hamburg, bis die kriegerischen Begebenheiten im J. 1813 sie bestimmten, diese Stadt zu verlassen. Nachdem sie eine Kunstreise gemacht, auf welcher sie überall Lorbeeren geerntet, nahm sie ein Engagement in Prag an, wo sie anderthalb Jahre blieb; nach Verlauf ihrer Contractzeit folgte sie einem ehrenvollen Rufe zu dem Wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie noch ist. Ihre Phädra, Lady Makbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon sind meisterhafte Gebilde.

Schroten bezeichnet im Allgemeinen ein Trennen, Absondern und zugleich ein damit verbundenes Geräusch, daher wird in der Naturgeschichte ein eignes Geschlecht von Käfern Schröter genannt. Besonders aber heißt Schroten, Getraide in der Mühle in gröbliche Theile zermalmen, welche man nicht durch das Beuteltuch gehen läßt.

Schröter (Johann Hieronymus), ein berühmter Astronom, ist 1745 zu Erfurt geboren und lebt als Oberamtmann zu Lilienthal. Nachdem er zu Göttingen die Rechte studirt, zugleich aber durch Kästners Unterricht die Mathematik und besonders die Astronomie leidenschaftlich lieb gewonnen hatte, empfing er ebendaselbst die juristische Doctorwürde und ward 1778 bei der hannöverschen Regierung angestellt. Unausgesetzt mit seinem Lieblingsstudium, der Astronomie, beschäftigt, machte er 1779 und 80 wichtige Beobachtungen über die Sonne, die Venus, hauptsächlich aber über den Mond, welcher der Gegenstand seiner anhaltendsten Aufmerksamkeit wurde, und von dem er einen so genauen Atlas lieferte, daß wir diesen Planeten theilweise besser kennen, als eben so große Landstrecken unsrer Erde. Zu Lilienthal, wo Schröter Amtmann wurde, errichtete er eine herrliche Sternwarte, die er nach und nach mit den besten Instrumenten ausstattete. Sein dreizehnfüßiges Telescop erklärte Lalande für das beste unter allen vorhandenen. Seine Hauptwerke sind seine selenotopographischen Fragmente (1791 und 1802, 2 Bde. 4. mit Kupfern und Karten), seine cythereographischen Fragmente oder Beobachtungen über die gigantischen Gebirge, und die Rotation der Venus (1793, 4.) und deren Fortsetzung unter dem Titel Aphroditographische Fragmente (1796, 4.) ferner Kronographische Fragmente zur genauen Kenntniß des Planeten Saturn, seines Ringes und seiner Trabanten (1808, 8.).

Schub, Schubwesen, eine in neuerer Zeit eingeführte polizeiliche Maßregel, um sich der fremden Bettler, Landstreicher, Vagabunden und andern lästigen der allgemeinen Sicherheit gefährlichen Gesindels zu entledigen, welche darinn besteht, daß man dergleichen Subjecte aufgreift und unter Aufsicht von Ort zu Ort und Land zu Land bis zu ihrem Geburtsort zurückschaffen läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Geburtsort desjenigen, der sich nicht selbst ernähren kann oder sich nicht auf eine ehrliche, für Andre nützliche Weise ernähren will, zunächst die Obliegenheit hat, ihn im erstern Fall zu unterstützen, im letztern aber durch Zwang dazu anzuhalten.

Schuh, s. Fuß.

Schuldheiß, s. Schulze.

Schüle (Johann Heinrich, Edler von), einer der berühmtesten deutschen Fabrikanten neuerer Zeit, wurde den 13ten December 1720 zu Künzelsau in Franken geboren, wo sein Vater ein Nagelschmidt war. Entblößt von allem Einflusse, welchen berühmte Vorfahren, Reichthümer und große Gönner gewähren, hatte dieser Mann seinen nachmaligen Wohlstand und Ruhm nur als den Lohn seines frühen Fleißes, seiner unermüdeten Thätigkeit, seiner Aufmerksamkeit und seines unablässigen Forschens anzusehen. 1739 kam er nach Straßburg in die Lehre, und 1745 erhielt er einen Ruf als Handlungsdiener nach Augsburg, wo er sich kurz darauf verheirathete, und dadurch neben einem eignen Hause eine Ausschnitthandlung von ungefähr 8000 Gulden erwarb, da sein eignes Vermögen nur aus 10 Ducaten bestand. Nun erweiterte er in Kurzem seinen Handel, widmete sich besonders dem Vertriebe von Kattun und Bambezeen, und munterte die Weber zur Veredelung ihre Waare auf, wodurch der Umsatz in diesem Artikel bald ein neues Leben erhielt. Anfangs ließ er seine Waaren in Hamburg drucken, aber 1753 fing er an, sie in Augsburg selbst einmalen zu lassen, und weil die Hamburger zu viel Lohn verlangten, legte er 1759 eine eigene Zitzmanufactur an, deren Erzeugnisse sehr bald in den meisten europäischen Ländern, wegen der Zeichnung, Frischheit der Farben, netten Appretur und einer weißen Bleiche weit mehr gesucht waren, als die holländischen und englischen. Er setzte vom 18ten December 1745 bis zum 8ten September 1766 blos durch den Verbrauch in Kattunen, seinen Gewinn ungerechnet, in Augsburg die Summe von 3 Millionen, 754,829 Gulden 49 Kreuzer in Umlauf, während welcher Zeit die Augsburgischen Weber für ihn 233,669 Stücke gewebt, und dafür 1 Million 853,082 Gulden erhalten hatten. Ein Proceß mit dem Magistrat und der Weberzunft, wegen der Einfuhr ostindischer Kattune, welcher erst 1785 geendigt wurde, veranlaßte ihn 1766 nach Heydenheim im Würtembergischen zu gehen, woher er aber 1768 wieder nach Augsburg zurückkehrte. Er vervollkommnete nun seine Kattundruckerei immer mehr durch Erfindung neuer Farben und Muster, und führte das schöne Gebäude vor dem rothen Thore auf. Schon 1772 erwarben ihm seine Verdienste den Adel, den Titel eines kaiserlichen wirklichen Rathes und ein Privilegium, daß seine Zeichnungen und Modelle von keiner andern Fabrik sollen nachmacht werden dürfen, und daß er befugt seyn solle, seine Zitze besonders zu zeichnen, so wie auch seine Fabrik unter besonderm kaiserl. Schutz stehen solle. Unglückliche Combinationen von Umständen und sein vielleicht zu unbiegsamer Charakter brachten diese berühmte Fabrik späterhin nach und nach ins Stocken und er starb, seinen Ruhm überlebend, den 17ten April 1811 in ziemlich dürftigen Umständen. Seine großen Fabrikgebäude in Augsburg wurden in eine Tabaksfabrik umgewandelt.

† Schulenburg (von), Matthias Johann Graf von der Schulenburg, geboren 1660, commandirte als Generallieutenant in sächsischen Diensten ein sächsisches Corps in Polen gegen Carl XII. Er wurde von diesem am 12ten Oct. 1704 bei Puniz angegriffen, hielt zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Cavallerie, und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, einen nicht unberühmten Rückzug nach Schlesien. Er verließ 1711 die sächsischen Dienste, wurde Generalfeldmarschall der Republik Venedig, und erwarb sich durch

die Vertheidigung der (1715) von den Türken belagerten Festung Corfu große Verdienste, zu deren Andenken die Republik seine Bildsäule auf den öffentlichen Platz zu Corfu setzen ließ. Schulenburg starb zu Verona 1747. — Der Graf von der Schulenburg-Wolfsburg, herzoglich braunschweigischer Staatsminister, der nach dem Tode des Herzogs bei Quatre-Bras vom Prinz-Regenten von England an die Spitze der Landesverwaltung im Herzogthum Braunschweig gestellt worden war, hatte sich früher im preußischen Staatsdienste, dann an der Spitze der Stände sowohl im Königreiche Westphalen als im Königreiche Hannover allgemeine Achtung erworben. Er starb zu Wolfsburg den 25sten Dec. 1818.

Schulpforte, s. Fürstenschulen.

Schulze, zusammengezogen aus Schuldheiß, heißt derjenige, der an einem Orte die Gerichtsbarkeit ausübt, besonders in Dörfern der Vorsteher der Dorfgemeinde; doch giebt es auch Stadtschuldheiße.

Schulze (Ernst Conrad Friedrich). Dieser durch einen frühen Tod in der Blüthe seines Lebens uns entrissene geniale Dichter war 1789 zu Celle geboren. Als ein lebhafter Knabe zeigte er mehr Anlagen als Fleiß. Sein Dichtertalent, durch die Lectüre von Ritterbüchern und Feenmährchen geweckt und genährt, entwickelte sich früh. Dagegen gewann er die gelehrten Studien nur allmählig lieb. Im J. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Philologie vertauschte, da er den Vorsatz faßte, sich zum Lehrer der alten Sprachen und der schönen Literatur zu bilden. In der Poesie war ihm damals Wieland Muster und Bouterwek, dem er seine Versuche vorlegte, Richter und Rathgeber. In diese Zeit fällt sein erzählendes Gedicht Psyche, welches sehr gelungene Stellen enthält und die Gewandtheit des achtzehnjährigen Verfassers in der poetischen Behandlung der Sprache, wie in der Kunst des Styls beurkundet. Das Leben hatte er bisher von der heitersten Seite angesehen. Ernster und bedeutender mußte es ihm werden, als sich die Liebe seines Herzens bemächtigte. Seine Phantasie suchte einen Gegenstand, in dem ihm die Idee des Schönen verkörpert erschien; sie fand dies Ideal in der liebenswürdigen Cäcilie, der er sich fortan mit aller Schwärmerei, der je ein junges Dichtergemüth fähig gewesen, widmete. Dabei setzte er seine philologischen Studien fleißig fort und promovirte in der philosophischen Facultät. Aber die schöne Gegenwart, in der er sich so glücklich fühlte, dauerte nicht lange. Die angebetete Cäcilie starb als Opfer einer Krankheit, die fast ein Jahr lang an ihrem Leben genagt hatte. Während dieser Zeit erreichte Schulze's Enthusiasmus für sie seine äußerste Höhe und sobald sein Schmerz ruhiger geworden, faßte er den Entschluß sie durch ein Gedicht zu verherrlichen, auf das er seine ganze geistige Kraft wenden wollte. So entstand die Cäcilie, ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen, das er in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren vollendete. Wir sehen auf dem düstern und grauenvollen Hintergrunde dieser Dichtung, deren Stoff nur locker mit einer historischen Begebenheit zusammenhängt und eigentlich reine Erfindung des Dichters ist, das Milde und Edle im stärksten Contraste mit dem Furchtbaren und Schauderhaften hervortreten. Die Rose, die ihm ein Sinnbild des Köstlichsten auf der Welt geworden war, finden wir schon hier gefeiert; später geschah es noch in einem andern Gedichte. Einzig zu bedauern ist, daß der Dichter, verführt durch das Beispiel Wielands, dessen bequeme und laxe Manier überhaupt einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf unsere Poesie gehabt

hat, für sein Gedicht die unregelmäßige Stanze statt der echten Octave wählte und dadurch verhindert wurde, dasselbe auch in einer vollendeten Form darzustellen. Nebenher entflossen eine Menge kleinerer Gedichte seiner Feder. Mehrere der ältern gab der Verfasser 1813 in einer Sammlung heraus. Diese Thätigkeit wurde nur 1814 durch den Krieg gegen Frankreich unterbrochen, an welchem Schulze als Freiwilliger in dem Grubenhagenschen Jägerbataillon Theil nahm. Die militärischen Beschwerden und Entbehrungen wirkten günstig auf ihn; sein Geist erheiterte sich, und seine durch Brustschmerzen bedrohte Gesundheit stärkte sich. Aber diese Vortheile waren nicht dauernd. Nach dem bald erfolgten Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, theils um seine Cäcilie zu vollenden (was auch im December 1815 geschah), theils um seine philologischen Studien, bis er eine Professur erhielte, fortzusetzen. Sein Trübsinn kehrte zurück und machte ihn immer verschlossener, sein Gesundheitszustand ward aufs neue bedenklich. Sich dieser ungünstigen Gegenwart, deren nachtheiligen Einfluß er fühlte, zu entreißen, beschloß er eine Reise nach Italien. Schon arbeitete seine Phantasie an einem zweiten romantischen Gedichte, das ihm, wie er meinte, nur in dem Vaterlande Ariosts, mit dessen Roland es eine gewisse Aehnlichkeit haben sollte, gelingen könne. Im Sommer 1816 beschäftigten ihn die Vorbereitungen auf die Reise; im Herbste unternahm er eine Fußwanderung durch die Rhein- und Maingegenden, auf der seine Gesundheit litt. Nach seiner Rückkunft nahmen seine Brustschmerzen zu, seine Kräfte ab. Schon sehr erschöpft schrieb er das liebliche Gedicht: die bezauberte Rose, welches den in der Urania ausgesetzten Preis gewann, und durch seinen zarten sinnigen Inhalt, wie durch seine schönen Verse fortdauernd gefallen wird. Inzwischen hatte sich der Zustand seiner Brust immer mehr verschlimmert. Dennoch reis'te er im Frühjahr 1817 nach Celle, seinen nahen Tod nicht ahnend, welcher am 26sten Junius 1817 im 29sten Jahre seines Alters erfolgte. Schulze's poetischer Nachlaß ist von seinem Freunde und Lehrer Bouterwek in vier Bänden herausgegeben worden. Die beiden ersten enthalten die Cäcilie, der dritte, des Dichters poetisches Tagebuch, eine Reihe der zartesten und lieblichsten Gedichte an seine Geliebte, die er nach dem Tode derselben an ihre Schwester richtete, auf welche er seine Liebe gleichsam übergetragen hatte; eine Folge von Sonetten unter der Ueberschrift: Reise durch das Weserthal; endlich das Jugendgedicht Psyche. Der vierte Band, welcher unter der Presse ist, wird vermischte Gedichte und die bezauberte Rose, welche außer der Urania bereits zum zweitenmal in einem besondern Abdruck erschienen ist, enthalten und zugleich mit dem Bilde des Dichters geziert seyn. Ueber die Cäcilie enthält das vierte Heft der Wiener Jahrbücher der Literatur für 1818, über die bezauberte Rose die Urania für 1818 und der besondre Abdruck derselben eine gediegne lesenswerthe Beurtheilung.

Schuß, s. Schießen.

Schüte, Schuite, nennen die Holländer einen großen Kahn ohne Masten und Segel, welcher 2 bis 4 Lasten trägt; desgleichen auch Schaluppen, welche bei den Segeln zugleich auch Ruder führen.

Schütz (Christian Gottfried), einer unserer gründlichsten, thätigsten und verdienstvollsten Philologen, geboren zu Dederstädt im Mansfeldischen 1747. Er begann seine Laufbahn als akademischer Lehrer in Halle, wo er seit 1776 als ordentlicher Professor der Philosophie angestellt war. Im J. 1779 ward er ordentlicher Professor der Beredsamkeit

und Dichtkunst in Jena, erhielt 1789 den Charakter als sachsen-weimarischer Hofrath und ging 1804 als ordentlicher Professor der Beredsamkeit und alten Literatur, wie auch Director des philologischen Seminars wieder nach Halle, wo er noch in seinem hohen Alter rastlos fortfährt, sich um die Universität wie um die gelehrte Welt verdient zu machen. Von den alten Schriftstellern hat er vorzüglich den Aeschylus und Cicero bearbeitet und von beiden sehr schätzbare Ausgaben geliefert. Die allgemeine Literaturzeitung, welche er 1785 gemeinschaftlich mit Bertuch gründete, und bis 1804 zu Jena, seitdem aber zu Halle herausgab und noch herausgibt, würde allein hinreichen, ihm, als ihrem Redacteur, ein bleibendes ehrenvolles Andenken in unserer Literatur zu erhalten; er hat es sich aber noch fester begründet durch eine Reihe nützlicher und gehaltvoller Schriften, von denen Meusel ausführliche Nachricht gibt.

Schütze (Sagittarius), ein Sternbild des Thierkreises. S. Sternbilder.

Schuwaloff (Graf von), russischer Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers Alexander, hat sich in den Jahren 1812 — 1815 durch mancherlei wichtige Aufträge in der diplomatischen Welt bekannt gemacht, nachdem er früher in allen Feldzügen der russischen Armee gegen Napoleon mit größter Auszeichnung gedient hatte. In dem Feldzuge von 1813 unterhandelte er mit Caulincourt den Waffenstillstand vom 4. Junius. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er zum Generalgouverneur des Königreichs Sachsen ernannt, aber schon einen Tag nachher durch den Fürsten Repnin in diesem Posten ersetzt. In dem französischen Feldzuge von 1814 erhielt er nach der Einnahme von Paris den delicaten Auftrag, die Kaiserin Marie Louise in Blois aufzusuchen, sie von den eingetretenen Verhältnissen zu unterrichten und sie einzuladen, den Wünschen ihres erlauchten Vaters zu folgen. Dann erhielt er den nicht minder wichtigen Auftrag (in Verein mit dem österreichischen General Koller, dem preußischen General Waldburg-Truchseß und dem englischen Capitain Campbell), Napoleon nach der Insel Elba zu begleiten.

* Schwaben, Schwäbischer Kreis, war einer von den zehn Kreisen, in welche Deutschland vor der 1806 erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung eingetheilt war, und begriff den südwestlichen Strich von Deutschland, eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften unsers Vaterlandes, von der Donau von Südwesten nach Nordosten durchflossen und von dem Schwarzwalde an der Westseite, von der Alp im Innern, und von den allgauer Alpen an der Südostseite durchzogen, zwischen Frankreich, Helvetien (gegen welche Länder der Rhein und der Bodensee die Gränze machten), Oesterreich, Bayern, Franken und den Rheinkreisen gelegen, ungefähr 620 Quadratmeilen groß und mit 2,200,000 Einwohnern, sehr ergiebig an Getraide, Wein und Obst, obgleich mehr bergig, als eben. Die Bestandtheile dieses unter allen deutschen Kreisen in die meisten und kleinsten Staaten zerstückelten Kreises waren: die Hochstifte Constanz und Augsburg, die gefürstete Probstei Elwangen, die gefürstete Abtei Kempten, die gefürsteten Abteien Salmannsweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Yrrsen, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Neresheim, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt, Söflingen, Yeni, Lindau und Buchau, das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden, die Fürstenthümer Hohenzollern, Für-

stenberg und Lichtenstein, die Landgrafschaften Klettgau, Stühlingen und Baar, die Deutsch'=Ordens=Comthurei Alschhausen, die Grafschaften Thengen, Heiligenberg, Oettingen, Friedberg=Scheer, Königsegg, Eberstein, Hohen=Ems, Bondorf, Hohen=Geroldseck, die gräflich Fuggerischen Lande, die Grafschaft und Herrschaften der Reichserbtruchsessen von Waldburg, ferner die Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, Wiesensteig, Hausen, Meßkirch, Tetnang nebst Argen, Mindelheim, Schwabek, Gundelfingen, Justingen, Eglof, Thanhausen und Burg nebst Neu-Sickingen und folgende 31 Reichsstädte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch=Hall, Rothweil, Ueberlingen, Heilbronn, Schwäbisch=Gmünd, Memmingen, Lindau, Dinkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuren, Weil, Wangen, Ysni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach. Die ansehnlichsten unter diesen vielen Ländern waren die würtembergischen, die badischen und die fürstenbergischen Lande. Jetzt sind nur wenige von der Menge Staaten dieses Kreises geblieben und als Mitglieder des deutschen Bundes aufgenommen, nämlich Würtemberg, Baden, die beiden Linien Hohenzollern und Lichtenstein. Außerdem sind viele schwäbische Kreislande zum Königreich Bayern, und ein kleiner Bezirk zum Großherzogthum Hessen gekommen, und Hohen=Geroldseck ist noch provisorisch im Besitze Oesterreichs, so daß also jetzt von diesen schwäbischen Kreislanden besitzen: 1. Würtemberg das vormalige Herzogthum Würtemberg, Elwangen, Weingarten, Ochsenhausen, Roth, Weißenau, Schussenrieth, Marchthal, Zwiefalten, Neresheim, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt, Buchau, Söflingen, Ysni, Theile von Oettingen und Königsegg, Friedberg=Scheer, einen Theil der Fuggerischen Lande, die Grafschaft und Herrschaften der Reichserbtruchsessen von Waldburg, Tetnang nebst Argen, Justingen, Eglof, und die Reichsstädte Eßlingen, Weil, Heilbronn, Reutlingen, Rottweil, Bopfingen, Schwäbisch=Gmünd, Schwäbisch=Hall, Aalen, Ulm, Giengen, Wangen, Ysni, Leutkirch, Buchau, Biberach, Ravensburg und Buchhorn; 2. Baiern: Augsburg, Kempten, Elchingen, Irrsen, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Wettenhausen, Lindau, Theile von Alschhausen und den Fuggerischen Landen, die größten Theile von Oettingen und Königsegg, Mindelheim, Schwabek, Gundelfingen, Thannhausen und die Reichsstädte: Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuren, Memmingen, Nördlingen und Dinkelsbühl (diese bayerischen Lande des vormaligeen schwäbischen Kreises gehören jetzt zu dem Oberdonau= und Rezatkreise des Königreichs Bayern); 3. Baden: die vormalige Markgrafschaft Baden, Costanz, Salmannsweiler, Petershausen, Gengenbach, Klettgau, Stühlingen, Baar, einen Theil von Alschhausen, Mößkirch (größtentheils), Heiligenberg, Thengen, Eberstein, Bondorf, Neu=Sickingen und die Reichsstädte: Pfullendorf, Ueberlingen, Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach; 4. die Fürsten von Hohenzollern: Hohenzollern, Trochtelfingen, Jungnau und einen kleinen Theil von Mößkirch; 5. Lichtenstein: das Fürstenthum gleiches Namens; 6. der Kaiser von Oesterreich: die Grafschaften Hohen=Ems und Hohen=Geroldseck und 7. der Großherzog von Hessen: die Reichsstadt Wimpfen. Die größten Städte Schwabens sind: Augsburg, Stuttgart und Ulm. Zu Tübingen ist eine Universität. Sonst war auch eine zu Dillingen.

Schwäbischer Bund, s. Landfriede.

Schwäbische Dichter, s. Minnesänger.

* Schwämme oder Pilze nennt man im Allgemeinen die einfachsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die entweder ganz aus Keimen bestehen, oder wenigstens an einem großen Theil ihrer Fläche solche Keimkörner hervorbringen. Dabei weichen sie von allen übrigen Vegetabilien darin ab, daß sie weder eine grüne Oberfläche, noch eine blattartige Ausbreitung, weder Blüthen, noch Befruchtungstheile, noch eigentliche Früchte haben. Sie entwickeln im Sonnenscheine keine Lebensluft, sondern gehen größtentheils sehr schnell in Fäulniß über. Zwar enthalten sie, gleich den übrigen Pflanzen, oft Färbestoffe, harzige Bestandtheile und Kleber, aber ihre Mischung nähert sich doch sehr der thierischen. Es ist lange und viel darüber gestritten worden, wie sich die Pilze fortpflanzen, und wiewohl es nun von den vollkommneren Pilzen, die man auch Schwämme nennt, entschieden ist, daß sie aus den Keimkörnern aufgehen; wiewohl es gewiß ist, daß man die sogenannten Champignons in Mistbeeten erzeugt, und daß der Boletus Tuberaster Persoon sich in einer eignen Erdart, dem reinen Töpferthon, aus wahrscheinlich vorhandenen Keimen fortpflanzt: so können wir doch eben diese Keimkörner auf keine Weise mit dem Namen Saamen belegen, weil der Begriff der letzteren viel zusammengesetzter ist, weil die Saamen immer Theile enthalten, die sich wenigstens beim Keimen entwickeln, und weil der allmählige Fortgang der Natur von den einfachen Pilzen zu den mehr zusammengesetzten uns zu dem Schlusse führt, daß das allgemeine Leben der Natur in diesen Geschöpfen die ersten Versuche der organischen Bildung mac; daher denn zur Erzeugung, wenigstens der einfachsten Pilze, nichts weiter als Feuchtigkeit, die organisirbar und zur Zersetzung geneigt ist, erfordert wird. Weil die Pilze die ersten Anfänge der Vegetation sind, so gelten bei ihnen auch die strengen Begriffe von Gattung und Art um so weniger, je unvollkommner sie sind, und manche von ihnen haben auch nicht einmal den Charakter des Lebens, daß sie der Zerstörung widerstehen, oder eigens beschränkte Bildungen darstellen, sondern sie zeigen sich einem crystallinischen Anfluge gleich und zerfließen eben so in Feuchtigkeit und Luft, wie sie aus ihnen entstanden waren. Wir theilen jetzt die Pilze in folgende fünf Gruppen oder Familien: I. Staubpilze (Coniomycaetes). Diese sind durchgehends Kügelchen, längliche Körper, oder selbst sternförmige, welche bisweilen gegliedert zu seyn scheinen, oder wenigstens mit einem, zwei oder mehreren Querstreifen versehen sind. Sie schwitzen aus der Oberhaut anderer Pflanzen hervor, nehmen diese bisweilen, einem Kelche, oder einem äußern Behältnisse gleich, mit sich, haben aber, und dies ist ihr wesentlicher Charakter, nie eine eigene Hülle. In zahlloser Menge erscheint der Staubbrand (Uredo) auf den Blättern der Pflanzen. Dies ist in der That die allereinfachste Art von Vegetation, da er aus bloßen trüben Kügelchen besteht. Kommt ein Querstreifen in diesen Kügelchen vor, so ist es Dicaeoma Link, sind mehrere Querstreifen, und sind die Körperchen selbst länglich, und wie gegliedert, so ist es Puccinia, wozu der Rost an dem Halm und den Blättern des Getraides gehört. Oft hat ein Staubpilz eine Unterlage, diese gehört ihm zum Theil eigenthümlich, es ist entweder eine gallertartige, aus den Pflanzen ausschwitzende Masse, worin die Keimkörner eingebettet sind, wie bei Podisoma und Gymnosporangium Link, welche sich an unsern Wachholderstämmen häufig genug finden, oder jene Unterlage besteht in einer festen, unförmlich zelligen oder faserigen Substanz,

auf welcher die Körner gleichfalls aufliegen, wie bei Exosporium Link. Nicht selten bleibt es aber auch bei der Entfärbung, Zersetzung und fremdartigen Ausbildung der Oberfläche, ohne daß sich Körner darauf anlegten. Alsdann nennt man solches Product Xyloma, wovon man auf Ahorn- und andern Blättern häufig Arten findet, die als schwarze und etwas harte Flecke erscheinen. II. Fadenpilze oder Byssoiden (Hyphomycetes Mart, Nematomyoi Nees) sind Pilze, die nicht blos aus Keimkörnern, sondern auch aus eigenen Fäden oder Röhrchen bestehen, welche letztere häufig gegliedert sind, und deren Glieder bei einigen Arten wenigstens sich als Keimkörner selbst ablösen. Auch diese Pilze erscheinen auf faulem Holze, als Schimmel auf Früchten, auf Blättern, und selbst auf andern Schwämmen. Zu ihnen gehören die Gattungen Byssus, Racodium, Dematium, Monilia etc. In dieser Gruppe ist die einfachste Zusammensetzung der beiden Formen, die das Wasser hervorbringt, wenn es polarisch aus einander weicht, oder wenn es belebt wird, nämlich die Kugel- und die Fadenform, welche beide wir in jedem Bildungssafte der Bäume, und sogar in dem Schneewasser der Felsen bemerken, wenn es über schwarze Erde herabträufelt. Hier nennen wir es Racodium rupestre. III. Bauchpilze (Gastromycetes). Immer zusammengesetzter wird der Bau, denn hier sind die Kügelchen oder Staubpilze entweder allein, oder an eigenen Fäden hängend, also als Fadenpilze, in eigenen Behältnissen, die man Peridien nennt, eingeschlossen. Das gewöhnlichste Beispiel liefert der Bovist, der, einer Kugel gleich, ganz von den feinsten Staubkörnern, die an einem Haargewebe hängen, angefüllt ist. Auch diese Geschöpfe kommen auf abgestorbenen Stämmen, Zweigen oder Blättern, bisweilen selbst auf Krähenfedern und Pferdehufen, die in Verwesung übergehen, vor. IV. Eigentliche Schwämme. So nennt man diejenigen Pilze, welche die zartesten Keimkörner in den feinsten Schläuchen enthalten, und wo eine gewöhnlich oberflächliche Schicht als Haut sich ausbildet. Die Schwämme haben einen weit zusammengesetzteren Bau, als die vorigen Gruppen. Oft wurzeln sie in die Erde, treiben Knollen, aus diesen Strünke, auf denen sich ein halbkugliger, oder schirmförmiger Hut ausbreitet. Ihr Gewebe ist oft schon deutlich zellig, oft gleich faserig und röhrig. Die Schlauchhaut bildet beim Agarious Blätter, beim Boletus Röhren, beim Hydnum Stacheln u. s. w. Ueberall sind die zarten Schläuche mit einer bestimmten Zahl von Keimkörnern, gewöhnlich mit zwei oder vier, oder endlich mit achten angefüllt. Bei dem Mistschwamm, Agaricus coprinus, gewähren die dunkeln zu vieren stehenden Körner einen angenehmen Anblick, wenn sie bei völliger Reife mit Schnellkraft sich trennen, und eins das andere anziehen, bis die vier, die zusammen gehören, wieder in einer Ebene liegen. Bekanntlich wachsen die Schwämme überall, besonders im Herbste, in schattigen und feuchten Wäldern, und nur wenige von ihnen haben hinlängliche Dauer, um aufbewahrt zu werden. V. Kernschwämme (Myelomici Nees). Dies sind die vollkommensten unter den Pilzen. Sie stellen nämlich geschlossene Behälter dar, in welchen die Schläuche, gewöhnlich mit acht Keimkörnern angefüllt, enthalten sind. Die vierte Gruppe zeigte diese Schläuche in oberflächlicher Haut. Hier aber erfüllen sie das Innere, und könnten Bauchpilze genannt werden, wenn die letzteren nicht die Keimkörner ohne Schläuche in sich enthielten. Zu diesen Kernschwämmen gehören besonders die

zahlreichen Phacidien, Sphärien, die Hysterien und die Phacidien, die neuerlich von Fries und Kunze so trefflich erläutert sind. Auch diese Geschöpfe erscheinen auf absterbenden Rinden und Bäumen, und bilden den Uebergang zu den Flechten oder Lichenen.

Schwanengesellschaft, eine im J. 1660 gestiftete deutsche Gelehrtengesellschaft, deren Mitglieder einen goldenen Schwan am blauen Bande trugen.

Schwangerschaft ist der Zustand des menschlichen Weibes, in welchem sich im Schooße desselben ein neues Individuum so weit ausbildet, daß es in der Welt des Lichtes und der Luft, getrennt von dem mütterlichen Organismus, bestehen kann. Es beginnt die Schwangerschaft mit dem Augenblicke der Empfängniß (s. d. Art.) und endigt sich mit dem Acte der Geburt (s d. Art.). Derselbe Zustand wird mit andern Namen belegt, wenn er bei Thieren, welche lebendige Junge zur Welt bringen, vorkommt; und ein Analogon desselben findet sich auch bei den eierlegenden Thieren. Wir übergehen dies hier, und handeln nur von der Schwangerschaft im menschlichen Geschlechte. Während derselben steigert sich die Lebensthätigkeit vorzüglich in dem Fruchthälter, welcher wahrscheinlich wenige Tage nach der Empfängniß das befruchtete Ei aufnimmt. Die periodische Absonderung von Blut hört dann auf, aber die Gefäße des Fruchthälters werden weiter, blutreicher, länglichter, gerader; das Zellgewebe desselben wird weicher, schwammiger, die Wände dicker, die Höhle größer. Er verliert die birnförmige Gestalt, die er im ungeschwängerten Zustande hat und wird mehr kugelrund. Er sinkt in den beiden ersten Monaten der Schwangerschaft tiefer in das Becken herab; alsdann aber steigt er, größer werdend, bis in den achten Monat so hoch, daß der Grund desselben in der Gegend des Magens äußerlich gefühlt werden kann; in dem neunten Monate sinkt er wieder etwas herab. Unter diesen Veränderungen des Fruchthälters bildet sich der Embryo (s. d. Art.) nach und nach aus, bis er in der vierzigsten Woche den gehörigen Grad von Reife erreicht hat, um, getrennt von dem mütterlichen Organismus, leben zu können, dann aber erfolgt die Geburt und die Schwangerschaft ist geendet. — Aber nicht blos im Fruchthälter, sondern im ganzen weiblichen Organismus ist bei gesunden und nicht verzärtelten Frauen die Lebensthätigkeit gesteigert; Schwangere sind muthvoller, selbstständiger, männlicher, kräftiger, unternehmender, als nicht Schwangere und behalten diese Eigenschaften auch als Mütter; Schwangere werden seltner von ansteckenden Krankheiten befallen, die Auszehrung, an der sie vorher litten, steht während der Schwangerschaft still und macht erst nach dem Ende derselben größere und schnellere Fortschritte; Hysterische befinden sich oft während der Schwangerschaft ungewöhnlich wohl, Gichtische sind gewöhnlich von ihren Anfällen befreit, manche werden auffallend fett. Dagegen ist dieser Zustand bei vielen, zumal sonst schwächlichen, kränklichen, verzärtelten, zu jungen oder zu alten Frauen oft auch von einer sehr großen Menge Beschwerden begleitet, welche durch die veränderte Stimmung des Gefäß- und Nervensystems bedingt und vermittelt werden. Vorzüglich häufig erstreckt sich diese Wirkung auf den Magen, daher Uebelkeit, Ekel, Erbrechen, krankhafte Abneigung oder Gelüste mancher sonst gleichgültiger Speisen; überdies leiden Schwangere oft an herumziehenden Schmerzen, vorzüglich in den Zähnen; zu Krankheiten, welche durch eine erhöhete Lebensthätigkeit ausgezeichnet sind, zumal

zu Entzündungen, Wallungen ꝛc findet eine große Geneigtheit Statt; vorzüglich lästig sind oft die Venenauftreibungen an den Füßen und am After. Auch verursacht der mechanische Druck des vergrößerten und in seiner Lage und Form veränderten Fruchthälters nicht selten Beschwerden in der Urin- und Stuhlausleerung. — Alle diese Veränderungen, welche so eben aufgezeichnet wurden, gelten auch als Zeichen der Schwangerschaft, zu ihnen kommen noch die stufenweisen regelmäßigen Veränderungen hinzu, welche bei der innern Untersuchung an dem Mutterhalse bemerkt werden können; auch der Zustand der Brüste, welche während der Schwangerschaft gewöhnlich stärker werden, und in welchen sich eine milchartige Feuchtigkeit einfindet, gehört hierher. Endlich aber wird durch die Bewegungen des Kindes, welche die Mutter in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft fühlt, so wie dadurch, daß man bei der innern oder äußern Untersuchung das Kind oder Theile desselben deutlich fühlen kann, die Gegenwart der Schwangerschaft außer Zweifel gesetzt. So wichtig es auch ist, die Schwangerschaft frühzeitig genug zu erkennen, eben so schwierig ist dies doch in manchen Fällen und vorzüglich in der erstern Hälfte, wo alle Zeichen trügen können. Denn es gibt eine große Menge Krankheiten des Unterleibes, welche ähnliche Zufälle, als die der Schwangerschaft, erregen und die man wohl auch unter dem Ausdruck der scheinbaren oder der falschen Schwangerschaft zusammenfaßt. — Auch die Schwangerschaft, so wie jede andre Function, ist sehr vielen Abweichungen von der Regel und Norm unterworfen. Zuerst kann es geschehen, daß das Ei nicht einmal in den Fruchthälter gelangt, sondern entweder im Eierstocke (ovarium) oder in den Muttertrompeten oder an einer andern Stelle zurückbleibt. Auch hier bildet es sich bis zur Reife aus und gewährt die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter (graviditas extrauterina); die Geburt kann aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen, sondern es muß, wenn nicht in einem der frühern Monate durch Zerreißung und innere Blutung (wie man es bisweilen beobachtet) der Tod der Mutter veranlaßt wurde, das Kind entweder durch den Bauchschnitt aus dem Unterleibe herausgenommen werden, oder es stirbt ab, geht in Verderbniß über, wird theils resorbirt, theils durch Eiterung ausgeworfen, oder es bleiben die festern Theile, Knochen, Haare ꝛc. zurück, und werden dann Steinkind (Lithopodion) genannt. Eine solche Schwangerschaft kann viele Jahre dauern, bis sie zuletzt gewöhnlich tödtlich wirkt. Ferner hat der Fruchthälter bisweilen vorher schon eine fehlerhafte schiefe Stellung; bildet er sich in dieser Richtung bei eintretender Schwangerschaft aus, so geschiehet es unter den mannichfaltigsten Beschwerden. Sodann heftet sich der Mutterkuchen bisweilen nicht an der gewöhnlichen Stelle an. Sehr übel ist es, wenn er sich gerade über der Oeffnung des Fruchthälters befestigt. Es erfolgen dann immer wiederkehrende Blutungen, welche das Leben der Mutter in Gefahr bringen, oder es nimmt das Kind eine ungewöhnliche Lage an, und gibt dann zu unregelmäßigen Geburten Veranlassung, welche oft nur durch die Kunsthülfe zu Stande gebracht werden können. Endlich wird die Schwangerschaft nicht selten durch äußere Ursachen abgekürzt und es erfolgt dann eine Frühgeburt, oder Abortus; bisweilen verzögert sie sich wohl auch über die gebührende Zeit hinaus. Ueberdies degenerirt auch das ganze Ei bisweilen und es bildet sich anstatt desselben ein Mondkalb (s. d. Art.), oder das Kind erleidet in seiner Ausbildung mannichfaltige Abände-

zungen, welche entweder Naturspiele (wenn sie unbedeutend sind) oder Monstrositäten (wenn die Gestalt in hohem Grade verändert wird) genannt werden. — Die Ursachen einer sehr großen Menge der erwähnten Abnormitäten der Schwangerschaft liegen im Dunkeln, nur die Früh- und Fehlgeburt wird gewöhnlich von offenbaren äußern Veranlassungen hervorgebracht. Die Regeln, die man den Schwangern in Hinsicht auf ihre Diät gibt, beziehen sich daher größtentheils darauf, diese Unterbrechung der Schwangerschaft zu verhüten, und die Schwangern überhaupt so gesund, als es möglich ist, zu erhalten. Es beziehen sich aber diese Regeln auf die Luft, Speisen und Getränke, welche nach den gewöhnlichen Regeln der Diätetik bestimmt werden müssen, auf die natürlichen Triebe oder ungewöhnlichen Gelüste (die letztern sollen nur mit Einschränkung befriedigt werden), auf die Leidenschaften, welche sorgfältig verhütet, die Phantasie, welche nicht aufgeregt werden soll, weil sich der Verdacht noch erhält, daß dadurch zum Versehen Veranlassung gegeben werden kann, und weil auch diese durch die Gemüthsbewegungen leicht zu sehr erregt werden können, auf die gehörige und den Kräften angemessene Abwechselung von Wachen und Schlaf, Bewegung und Ruhe, endlich auf die Kleidung, welche vorzüglich den Unterleib und die Brust nicht drücken soll. Mit ganz vorzüglicher Sorgfalt müssen alle Umstände vermieden werden, welche mechanisch schädlich wirken, z. B. Stoßen, Fallen, Heben zu schwerer Lasten 2c., weil sie so leicht zu Fehlgeburten Veranlassung geben. Sodann muß auch während der Schwangerschaft schon dafür gesorgt werden, daß die Brüste nach derselben geschickt sind, ihre Function zu vollziehen. Endlich müssen die begleitenden Zufälle unangenehmer Art nach den Regeln der Kunst beseitigt oder wenigstens gemäßigt werden. In dieser Hinsicht sollte nichts ohne den Rath eines Arztes geschehen. B. P.

* Schwarzburg, die Ober- und die Unterherrschaft, in Thüringen, ein souveränes Fürstenthum des Hauses Schwarzburg; 35½ Quadratmeilen mit 12 Städten, 246 Flecken und Dörfern und gegen 100,000 Einwohnern. Die Oberherrschaft liegt an der Nordseite des Thüringer Waldes, von den großherzogl. und herzogl. sächsischen Ländern und der preuß. Provinz Sachsen eingeschlossen, und wird von der Saale mit der Schwarza, Ilm und Gera bewässert. Die Unterherrschaft liegt ganz von der preuß. Provinz Sachsen umgeben, im nördlichen Thüringen an der Wipper und Helbe. Die ehemals in der königl. sächsischen Landeshoheit sich durchkreuzenden Oberherrlichkeits- und Lehnsrechte sind durch den Vertrag des Hauses Schwarzburg mit Preußen, welches gegenwärtig das königl. sächsische Thüringen besitzt, im J. 1816 mittelst Abtretungen ausgeglichen und aufgehoben worden, so daß es keine schwarzburgischen Receßherrschaften mehr gibt. Das alte Haus Schwarzburg besaß schon im 11ten Jahrhundert ansehnliche Güter in Thüringen. Ein Graf Günther XXI. von Schwarzburg wurde 1349 zum deutschen Kaiser gewählt. Sein älterer Bruder Heinrich behielt die Grafschaft. Sein Nachkomme Günther XL. führte im Jahre 1541 die evangelisch-lutherische Religion ein. Seine Söhne stifteten 1552 die zwei noch regierenden Linien Arnstadt, in der Folge Sondershausen genannt, und Rudolstadt. Beide erhielten 1697 und 1710 die fürstliche Würde, und 1754 auf dem Reichstage Sitz und Stimme im Fürstencollegium. Ueberdies waren die Fürsten des heiligen römischen Reichs Erbstallmeister, nannten sich die Viergrafen des Reichs und hatten die

große Comitio. Im April 1807 traten die Fürsten von Schwarzburg zum Rheinbunde, und den 3. Julius 1815 zum deutschen Bunde. Auf der Bundesversammlung theilen sie die 15te Stelle mit Oldenburg und Anhalt; im Plenum haben sie jeder 1 Stimme. I. Das Haus Schwarzburg-Sondershausen (Fürst Günther, residirt zu Sondershausen) besitzt 16½ Quadratmeile (von der Unterherrschaft zwei, von der Oberherrschaft ein Drittheil) mit 46,000 Einwohnern und 275,000 Gulden Einkünfte. II. Das Haus Schwarzburg-Rudolstadt (Fürst Günther, residirt zu Rudolstadt) besitzt (nach Abtretung der Aemter Kelbra und Heringen an Preußen) 19 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern und 220,000 Gulden Einkünfte. In Schwarzburg-Rudolstadt sind seit 1816 Landstände eingeführt, in Sondershausen bis jetzt noch nicht. Zum 9. Armeecorps des Bundescontingents stellt Sondershausen 451, und Rudolstadt 539 Mann.

* Schwarzenberg (die Fürsten von), ein Zweig der Grafen von Seinsheim, sind eins der ältesten Geschlechter in Franken. Erkinger, Baron von Seinsheim, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg, und nannte sich nach ihr. Als Schwager der Gemahlin des Kaisers Sigismund erwarb er für seine Herrschaft die Reichsunmittelbarkeit. Einer von seinen Nachkommen, Adolph, wurde Reichsgraf, und dessen Enkel, Johann Adolph, 1670 Reichsfürst. Er erhielt 1674 Sitz und Stimme im Fürstencollegium. Sein Enkel, Adam Franz, erbte von seiner Mutter, einer Gräfin von Sulz, die Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und wurde 1723 Herzog von Krummau in Böhmen, welchen Titel der regierende Aelteste führt. Durch den Rheinbund wurden Schwarzenberg und Klettgau mediatisirt. Der Fürst trat die Langrafschaft Klettgau 1812 an den Großherzog von Baden ab. Die Besitzungen des Hauses sind: die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg in Franken, 5 Quadratmeilen mit 10,000 Einwohnern, in Schwaben die Grafschaft Illereichen und Kellmünz, die Herrschaft Neuwaldeck u. a. m., theils unter bayerscher, theils unter würtembergischer, theils unter badenscher Souverainetät. Die übrigen Güter liegen unter österreichischer Hoheit. Alle zusammen haben ein Areal von 42 Quadratmeilen mit 115,000 Einwohnern. Die Einkünfte betragen gegen 500,000 Gulden. Das Haus ist catholisch, und hat seinen Sitz in Wien. Der regierende Fürst Joseph, geb. 1769, ist kaiserl. Geh. Rath und Kämmerer. Seine Gemahlin Pauline, des Herzogs von Aremberg Tochter, verlor ihr Leben zu Paris (1. Julius 1810) in dem bei einem von ihrem Schwager, dem Fürsten Carl von Schwarzenberg, veranstalteten Feste entstandenen Brande. — Ueber diesen Fürsten Carl s. den folgenden Artikel.

Schwarzenberg (Fürst Carl Philipp von), kaiserlich österreichischer General-Feldmarschall, geboren den 15. April 1771, trat zeitig in den Waffendienst und wurde beim Ausbruche des ersten Kriegs mit Frankreich Adjutant des Grafen Clairfait. In dem Gefecht von Quievrain (1. Mai 1792) fand er Gelegenheit, sich rühmvoll auszuzeichnen. Im folgenden Feldzug commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen Coburg. Bei dem Ueberfall von Aldenkirchen, bei der Belagerung von Valenciennes und bei dem großen Gefecht zwischen Bouchain und Cambrai (27. April 1794) zeigte der Fürst so viel Tapferkeit, Talent und Geistesgegenwart, daß ihm auf dem letztern Schlachtfelde das Kreuz des Marien Theresien-Ordens als Belohnung zu Theil wurde. 1796 war er als Obrister und Com-

mandant des Kürassierregiments Zscheschwitz bei dem Corps von Wartensleben angestellt, und wurde nach der Schlacht von Würzburg zum Generalmajor befördert. 1802 wurde ihm die Gesandtschaft am Petersburger Hofe angetragen, die er aber ablehnte. Bei dem Ausbruche des neuen Kriegs mit Frankreich im J. 1805 war er einer der drei österreichischen Generalofficiere, die mit dem Baron Winzingerode, Generaladjutanten des Kaisers Alexanders, den Plan zu diesem Feldzuge verabredeten. Bei Ulm commandirte er den rechten österreichischen Flügel. Nachdem alles hier verloren war, schlug er sich mit dem Prinzen Ferdinand mit einigen Cavallerieregimentern durch und entkam so nach Böhmen. Nach dem Presburger Frieden wurde er zum österreichischen Ambassadeur bei Napoleon ernannt, eine Stelle, die er mit eben so vieler Gewandtheit als Würde ausfüllte, so viel er auch häufig von den Launen desselben zu dulden hatte. Die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise wurden von ihm geleitet. In dem russischen Feldzuge, zu welchem Oesterreich nach dem Tractat vom 14 März ein Hülfscorps zu stellen hatte, wurde Fürst Schwarzenberg zum Befehlshaber desselben ernannt. Dieses 30,000 Mann starke Corps wurde in Gallizien versammelt und passirte in den ersten Tagen des Julius den Bug, verfolgte die sich zurückziehenden Russen und besetzte am 11. die wichtige Position von Pinsk. Im August erhielt der Fürst von Napoleon den Oberbefehl über die auf seinem rechten Flügel operirenden Armee und über das 7te (aus Sachsen bestehende) Corps, und es gelang ihm, gegen Tormassow einige Vortheile zu erhalten. Im Monat October mußte er sich jedoch vor der verstärkten russischen Armee unter Tschitschakow und Tormassow unter nachtheiligen Gefechten ins Großherzogthum Warschau zurückziehen. Wahrscheinlich war in diesem Zeitpunkte, vermöge geheimer Instructionen, die Thätigkeit des Fürsten nur noch negativ. Sein Armeecorps blieb bis zum Februar 1813 in der Position von Pultusk. Am 9. dieses Monats verließ er dasselbe, ging nach Wien und erhielt den Oberbefehl über die sich in Böhmen versammelnde Observationsarmee, welcher im August nach der Kriegserklärung Oesterreichs sich ein Theil der preuß. und rußischen Heere anschloß. Fürst Schwarzenberg ward zum Generalissimus der gesammten gegen Frankreich operirenden Armeen ernannt, denn die sich bei der Hauptarmee in Person befindenden Monarchen enthielten sich alles eigentlichen Commando's. General Radezky war unter dem Fürsten Chef des Generalstabs. Die erste Operation der großen Armee gegen Dresden war indessen nicht glücklich (s. Dresden im J. 1813), und ohne die Catastrophe des Generals Vandamme bei Culm (s. d. Art.) hätte der ganze Feldzug eine höchst bedenkliche Wendung nehmen können. Wegen der weitern Geschichte dieses und des nächstfolgenden Feldzugs bis zum Frieden von Paris verweisen wir auf die Art. Russisch-deutscher Befreiungskrieg und Leipzig (Schlacht von). Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erhielt der Fürst den Oberbefehl über die verbündeten Armeen am Oberrhein. Am 22. Junius ging er mit den Russen und Oesterreichern über den Rhein; die Bayern waren bereits vorgerückt. Dem Plane dieses Feldzugs gemäß sollten alle Armeen der Verbündeten unter den Mauern von Paris zusammentreffen. Aber schon durch die Schlacht von Waterloo und die zweite Abdankung Napoleons war der ganze Feldzug beendet. Fürst Schwarzen-

berg ist gegenwärtig Präsident des Hofkriegsraths. Er ist seit 1799 mit der verwittweten Fürsten Esterhazy, einer gebornen Gräfin Hohenfeld, vermählt. Die militärischen Talente des Fürsten im Ganzen sind nur von Wenigen in Zweifel gezogen worden, wohl aber haben einzelne seiner Operationen sowohl an sich, als in ihrer Leitung einer gerechten Kritik unterliegen müssen. Zu diesen gehört unter andern die Operation gegen Dresden, bei welcher die ganze verbündete Armee auf das Spiel gesetzt wurde. Auch will man die Dispositionen in den Tagen von Leipzig nicht loben und behauptet, daß schon hier die ganze französische Armee habe vernichtet werden können; in den Ebenen von Champagne, an jenen kritischen Tagen, wirft man dem Fürsten ebenfalls Mangel an Energie und Zuversicht vor. Darin indessen stimmen alle Urtheile überein, daß es wenige Heerführer möchte gegeben haben, die, wie er, verstanden, durch das angemessenste und versöhnlichste Betragen die bei einer aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Armee unvermeidlich verschiedenen Ansichten zu vermitteln und zu einigen.

*Schwarzes Meer, ein Meer, welches zwischen Europa und Asien liegt, gegen Abend an Romanien und Bulgarien, gegen Mitternacht an die russischen Staaten, gegen Morgen an Mingrelien und Guriel, gegen Mittag aber an Natolien stößt, und nur durch den Bosphorus mit dem mittelländischen Meere in Verbindung steht, von dem es eigentlich nur ein Theil ist, der mit dem asowschen Meere (dem großen nördlichen Busen des schwarzen Meeres) die zusammenhängenden Gewässer des mittelländischen Meeres schließt. Die Größe des schwarzen Meeres mit dem asowschen Meere beträgt über 14,000 Quadratmeilen. Das Wasser desselben ist nicht so helle, wie das Wasser des mittelländischen Meeres, und vermuthlich wegen der vielen großen Flüsse, die hineinfallen (Donau, Dnister, Dnieper, Don und Kuban) süßer, daher es auch leichter gefriert. Die Stürme auf demselben sind fürchterlich, weil es ringsumher verschlossen ist, wodurch eine Art von Wirbel entsteht. In den Sommermonaten ist es doch im Ganzen ruhiger, als andre Meere, in den Wintermonaten hingegen, vorzüglich längs der Küsten zwischen den Mündungen der Donau bis zur Crimm hin, selbst für die geschicktesten Schiffer kaum zu befahren. Die Hauptströmung zieht sich beständig selbst aus dem seichten Meere von Asow her von Norden gegen Südwesten, nach der thracischen Meerenge und dem Hellespont hin. Das schwarze Meer zeichnet sich auch dadurch aus, daß es gar keine Insel hat, außer in der Meerenge, welche das asowsche Meer mit demselben verbindet. Die Fischerei im asowschen und schwarzen Meere ist nicht unbedeutend, es fehlt nicht an mancherlei nutzbaren Gattungen von größeren und kleineren Fischen, worunter auch mehrere Arten von Stören sind. Man fischt an diesen Küsten hauptsächlich mit einer Art von Sacknetzen, in welchen zuweilen auf einen einzigen Zug, der etwa sechs Stunden dauert, bis auf 60,000 Fische, worunter aber nur immer wenige große, gefangen werden. Man bereitet hier auch Kaviar, Fischleim, Thran und aus dem Rogen der Meeräschen Botargo, diesen letztern aber nur in geringer Menge. Die gesalzenen und geräucherten Makrelen sind ein wichtiger Handelsartikel der Krimm. Bei den Alten hieß es Pontus Euxinus (s. d. Art.)

Schwarzholz, s. Nadelholz.

*Schwarzwald, ein ansehnliches deutsches Gebirge, welches theils zum Großherzogthum Baden, theils zum Königreich Würtem-

berg gehört. Es läuft an der Westseite Schwabens, parallel mit dem Rheinstrome nach seiner großen Beugung bei Basel, und oft nur wenige Meilen von demselben entfernt, von Süden nach Norden hinab. Diese Gebirgskette ist gegen Süden von dem Rheine, gegen Norden aber von der Ebene zwischen der Enz und dem Einflusse des Neckars in den Rhein begränzt, und begreift in ihrer größten Ausdehnung eine Strecke von achtzehn Meilen. Ihre Ausdehnung in die Breite von Ost nach West kommt jener nicht bei. Da, wo sie den meisten Umfang hat, in der obern südlichen Gegend, mag dieselbe sechs bis acht, in der untern nördlichen aber kaum vier Meilen betragen. Auf der Abendseite ergießen sich die von derselben kommenden Gewässer in den Rhein, und auf der Morgenseite zum Theil in die Donau, welche ihren Ursprung in dieser Gebirgskette hat, aus welcher auch die Flüsse Wiesen, Elz, Kinzig, Murg, Neckar, Nagold und Enz nebst vielen andern hervorkommen. Seine größte Höhe erreicht der Schwarzwald östlich von Freiburg zwischen Todnau und St. Märgen, in der Gegend, wo der Ursprung des Wiesen und der bekannte Paß, die Hölle, sich befindet. Das Gebirge selbst besteht mehr aus Plänen, als isolirten Bergspitzen, unter welchen der Feldberg (4610 Fuß hoch), der Belchen (4335 Fuß hoch) und der Kandel (3903 Fuß hoch) die bedeutendsten sind. Diese Berge erscheinen meistentheils nur von der Mitte des Junius bis Anfang Septembers, und da oft nicht ganz vollständig, ohne Schneebedeckung; beinahe die ganze übrige Zeit des Jahres leuchten ihre beschneiten Spitzen den entfernten Rheinbewohnern entgegen. Der Abfall des Schwarzwaldgebirges nach Abend oder gegen den Rhein ist steil, jener nach Morgen gegen die Donau und den Neckar sanft und nur allmählig sich verlierend. Reißend und tobend stürzen sich die Gewässer auf jener Seite durch enge Schluchten, größtentheils in der Richtung von Nordwest, nach dem Rheine hin, und bilden mit demselben bei ihrem Einflusse einen mehr oder weniger spitzigen Winkel. Sanft rieselnd schlängeln sie sich hingegen auf der östlichen Seite in mancherlei Krümmungen durch leicht abfallende Wiesengründe der Donau und dem Neckar zu. Unter den vielen Thälern, die diese Flüsse bilden, ist besonders das wegen seiner Naturschönheiten berühmte Murgthal den Reisenden bekannt. Das ganze Gebirge des Schwarzwaldes ist Urgebirg, sein Gerippe durchaus Granit, seine höheren Punkte mit Sandstein bedeckt, von wenig untergeordneten Gebirgslagern begleitet, und ringsum von Flötzgebirgen umgeben. Am Fuße des Gebirges, vornehmlich am westlichen Abfalle desselben, erscheint der Gneis. Porphyr und Thonschiefer findet sich auf mehreren Höhen des Schwarzwaldes. Mancherlei Mineralien, als Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Kobalt, Mineralwasser findet man im Schwarzwalde; groß ist der Reichthum an Waldungen, besonders Nadelwaldungen. Der Fruchtbau ist mühsam, und beschränkt sich auf Sommerroggen, Hafer und Kartoffeln. Im Süden auf dem Abhange der Berge gegen den Rhein, auf dem nördlichen Abfall gegen Pforzheim und in mehreren Thälern der Murg, Kinzig, Schutter ꝛc. gedeihen auch Winterfrüchte, Obst und an einigen Orten auch Wein. In den Vertiefungen, und wo nur immer das Quellwasser hingeleitet werden kann, unterhält man fette und wohlgewässerte Wiesen. Die Viehzucht ist daher der vorzüglichste Zweig der schwarzwäldischen Landwirthschaft. Auf dem eigentlichen Schwarzwald sieht man wenige in Städtchen und Dörfern zusammengezogene Gemein-

den. Die meisten bestehen aus zerstreuten Höfen und Häuschen, deren Bauart von der anderwärts gewöhnlichen sehr abweicht. Das Dach ragt weit hervor und hängt tief herab. Unter dem Dache führen zu den finstern Schlafgemächern äußere Gänge nach der Länge des Hauses. Unter diesen Gängen ist der Boden vor und hinter dem Hause bis unter die Dachtraufe wie eine Brücke mit Holz belegt. Auf dieser Hausbrücke geht man vom breiten Hausdache geschützt zu den Ställen, zu den Milchhäusern, zu dem Brunnen, der keinem Hause fehlt. Die Tenne oder Scheuer ist oben im Hause unmittelbar unter dem Dache, und die Einfahrt muß auf einer von der Erde schief ablaufenden Brücke geschehen. Da fährt und drischt man also Menschen und Thieren über den Köpfen. Da der Schwarzwälder im allgemeinen haushälterisch und sparsam lebt, so ist er bei aller Armuth des Bodens nicht arm. Zufrieden mit dem, was er aus seiner Landwirthschaft erzeugt, verwendet er wenig auf Bedürfnisse, die nur ein besserer Boden befriedigt. In so weit die Naturerzeugnisse zu seiner Nahrung nicht hinreichen, schafft er sich Rath durch seinen Handelsgeist und Kunstfleiß. Ueberhaupt verräth der Schwarzwälder viel natürlichen Scharfsinn und Verstand. Ohne alle Kenntniß der Industrie lebte der Schwarzwälder bis zum 17ten Jahrhundert. Erst die Kriege des genannten Jahrhunderts entwickelten nach und nach den Keim zu einer größern Betriebsamkeit und Bildung. Seit dieser Zeit hat sich der Glas- und Strohhutshandel und besonders die Verfertigung von hölzernen Uhren und der Handel damit ausgebreitet. Jährlich werden über 180,000 Stück Holzuhren, worunter auch viele Kunst- und Spieluhren, verfertigt, und der Werth derselben beträgt über eine halbe Million Gulden. Auch werden von den Schwarzwäldern viele andre Holzarbeiten zum Verkauf fabricirt. Zu Neustadt und zu Furtwangen ist der Mittelpunkt des durch ganz Europa und Amerika ausgebreiteten Uhrenhandels. Zwei Pässe des Schwarzwaldes sind in den französischen Revolutionskriegen sehr bekannt geworden, nämlich der Kniebis und die Hölle. Der erstere ist auf der Gränzscheidung zwischen Baden und Würtemberg, an der Quelle der Murg und mit drei jetzt in Ruinen liegenden Schanzen, der Alexander-, Schweden- und Roßbühelschanze, versehen. 1796 und 1797 wurde dieser Paß von den Franzosen eingenommen. Der andre Paß, die Hölle, ist besonders durch den Rückzug Moreau's 1796 bekannt geworden. Es ist ein enges von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal in der Gegend der Stadt Neustadt, an der Straße von Freiburg nach Donaueschingen.

† Schweden und Norwegen, oder, wie die beiden vereinigten Königreiche jetzt auch amtlich genannt werden, Skandinavien, bilden das über 13,890 Quadratmeilen große, durch Lappland mit dem Festlande von Europa verbundene Ostsee-Halbeiland (21 — 49° 50′ O. L. und 55° 22′ — 71° 20′ nördlicher Breite), welches die Nordsee mit dem Kattegat westlich und südwestlich, und die Ostsee mit dem bothnischen Meerbusen östlich und südwestlich, im hohen Norden aber das Eismeer umschließt, außer da, wo das norwegische Lappland südöstlich und das schwedische östlich an das russische Lappland stößt. Dort macht der Fluß Paes, hier machen (seit 1809) der Torneo- und der Muoniofluß die Gränze. Ein Bergrücken, dessen höchster Gipfel in Schweden, unter dem 62°, der Syltop von 6079 Fuß und der Schneehättan von 7620 Fuß, in Norwegen der 5432 Fuß hohe Folgefonde sind, scheidet diese Halbinsel-

in die Länder Schweden und Norwegen. Er heißt nördlich das Kiöl- (Kiel), südlich das Sevogebirge. Dort endigt es im Nordhorn Nordcap, dem nördlichsten Vorgebirge von Europa; hier theilt es sich, näher der West- als der Ostküste, — daher die Hauptströme am Ostabhange theils in den bothnischen Busen, theils in das Kattegat sich ausmünden — in drei Arme: die lange Fjällen (Langfield und Dofrefield) ziehen sich bis zum Vorgebirge Lindenäs nach der Nordsee hin; ein zweiter Arm scheidet das norwegische Stromgebiet des Glommen von dem schwedischen der Götha-Elf, und verflacht sich nach dem Kattegat; der dritte Höhenzug scheidet die Quellen der Clara, welche in Schweden durch den Wenersee (der 48 Quadratmeilen groß ist) geht und dann Götha-Elf heißt, von denen des Dal-Elf, und streicht in Schweden zwischen dem Wener- und dem Wettersee hin, bis er am Oeresunde zur Ostsee hin verflacht. Die Gipfel der skandinavischen Alpen sind wilde mit ewigem Schnee bedeckte Felsenmassen (Fjällen), wo man überall schwindlich steile Abhänge, tiefe schauerliche Klüfte, Seen und reißende Bergströme erblickt. Nach der Nordsee ist der Fall dieses Gebirgs äußerst jähe, schroff und voll fürchterlicher Abgründe. Näher der Ostküste liegt noch der 12 Meilen lange und 5—6 Meilen breite Mälarsee, mit 1300 Inseln, welcher zwischen unzähligen kleinen Skären (Klippen) in die Ostsee ausströmt. Mit ihm ist der Hielmarsee verbunden. Der Wettersee nimmt 40 Flüsse auf, und ergießt sich durch den Motalastrom in die Ostsee. Zu Schweden gehören noch die fruchtbaren Ostseeinseln Oeland und Gothland. Die Alandsinselgruppe, am Ausgange des bothnischen Busens, wurde 1809 an Rußland abgetreten. Das durch viele Einschnitte (Fiorde) zerrissene Ufer bildet eine Menge Holme oder kleine felsige Inseln, z. B. Stockholm, und sichere Häfen, vorzüglich an Norwegens Küste; an der letztern sind auch der Saltström, eine gefährliche Meerenge, und der Maelström, ein Strudel, zu bemerken. Das Clima von Schweden und Norwegen ist der Beschaffenheit und Höhe des Landes wegen, mit Ausnahme der West- und Südküsten, trocken und kalt. Obst und Getraide (jährlich nur 5 Millionen Tonnen, daher mischt man in mehreren Gegenden unter das Brodmehl zerriebene Fichtenrinde, oder auch gepulvertes Rennthiermoos), Kartoffeln, Flachs, Hanf, Hopfen und Tabak gedeihen nur in den Südgegenden; nördlich ist das Land ein fast ununterbrochner Wald von Nadelholz und Zwergbirken, mit vielem Wild, als Hirsche, Rehe, Hasen, Elenthiere; auch Bären und Wölfen. Hier findet man nur Beere und Rennthiermoos. Noch gibt es Vielfraße, Luchse, Füchse, Lemminge, zahmes und wildes Geflügel. Wegen des nicht üppigen Wiesenwachses bleibt das Rindvieh, so wie die Schafe (die seit 1715 durch englische und spanische Widder veredelt sind), Ziegen und Schweine, klein; doch sind die Pferde schnell und dauerhaft. Im Norden ist das Rennthier einheimisch (vergl. d. Art Lappland). An den Küsten, vorzüglich am Kattegat, war die Heringsfischerei vor kurzem nicht unbedeutend. Außerdem fängt man Robben, Delphine u. a. F. m. Das Steinreich und der Bergbau sind wichtig. Gold wird wenig gefunden; etwas mehr Silber (das seit dem J. 1400 bearbeitete Silberbergwerk zu Sala hat in den letzten 300 Jahren 1,640,000 Mark löthiges Silber gegeben); vorzüglich Kupfer (die Kupferminen zu Falun geben jetzt 4 — 6000 Schiffpfund und alle Schwedische Kupfergruben 30,000 Centner

jährlich), vieles und treffliches Eisen (400,000 Schiffpfund gegossenes jährlich; die ergiebigsten Eisengruben sind die von Danemora in Upland), etwas Blei, Kobalt, Vitriol, Schwefel, Alaun, wenig Salz, Marmor, Porphyr, Granit, Schleif-, Mühl- und Sandsteine, Asbest, Marienglas, Krystalle, Granaten, Schiefer, Talkstein, Kalk u. s. w. In Schweden gibt es viele mineralische Quellen; in Norwegen nur eine. Ueber Mineralogie und Bergbau in Skandinavien siehe Hausmanns Reise durch Skandinavien in d. J. 1806 fgg. 5 Thl. Göttingen 1818 mit Kupfern. — Der Schwede und der Normann sind mittelgroß und gedrungen; die reine kalte Luft und die Nothwendigkeit, der Erde alles abzutrotzen, geben beiden einen Sinn, fest wie das Eisen ihres Landes; daher ihr Streben nach Unabhängigkeit und ihr Freiheitssinn. In den Wissenschaften zeigt der Schwede einen festen eindringenden Geist. Auch die Dichtkunst, selbst die bildende Kunst hat in diesem rauhen Lande einige schöne Blüthen getrieben. Die Sprache ist germanischen Ursprungs. Die schwedische und die norwegische Mundart sind wenig verschieden. Die lappische Sprache ist eine finnische Mundart. — Beide Königreiche, Schweden und Norwegen, hatten im Jahre 1818, nach amtlichen Angaben, eine Bevölkerung von 3,375,000 Einwohnern, also etwa 243 auf 1 Quadratmeile. Doch kommen in Schwedens südlichen Provinzen 2 bis 3000 Menschen auf 1 Quadratmeile. Schweden selbst enthält auf 8250 Quadratmeilen 2,465,000 Einwohner; Norwegen auf 5640 Quadratmeilen 910,000 Einwohner. Diese bewohnen in Schweden: 86 Städte und 66,459 Höfe in Dörfern und einzeln; in Norwegen 23 Städte, 30 bis 40 Flecken und 332 Kirchspiele. In sämmtlichen Städten zählt man gegen 322,000 Einwohner. Stockholm, die Hauptstadt des Reichs, hat 73,000, Gothenburg, die wichtigste Handelsstadt in Schweden, 22,000, Christiania, die Hauptstadt von Norwegen, 11,000, Bergen, die wichtigste Handelsstadt in Norwegen, 18,000 Einwohner. Nur wenige Städte noch zählen über 4000, und viele haben kaum 300 Einwohner. Außer Europa besitzt die Krone Schweden (seit 1784) die Antille St. Barthelemy, 2¼ Quadratmeile mit 8000 Einwohnern. — A. Schweden begreift 4 Landschaften: 1. Schweden an sich mit 5 Provinzen, darunter Upland, Südermannland, Dalarne oder Dalekarlien, — ein armes Bergland, in welchem 40,000 Menschen ohne Unterhalt im J. 1819 sich befanden — und 7 Landeshauptmannschaften; 2. Gothaland, der fruchtbarste Theil Schwedens, 1900 Quadratmeilen groß mit 1,505,000 Einwohnern, enthält 13 Landeshauptmannschaften; darunter Schonen mit den Seestädten Helsingborg am Sunde, dem Ueberfahrtsorte nach Dänemark und Ystadt, dem Ueberfahrtsorte nach Stralsund. 3. Norrland mit 7 Landschaften (Herjedalen, Jämtland, Wersterbottn u. s. w.); 4. Lappland, das schwedische, etwa 16 bis 1800 Quadratmeilen groß. Die Zahl aller schwedischen Lappen betrug im J. 1818 nur noch 3580 Personen, unter denen 669 Rennthiere besaßen. Dazu kommen noch etwa 2000 Colonisten. Mehrere dieser Ansiedelungen in Lappland hat Baron Hermelin auf eigene Kosten gegründet. Das Land bringt dem König fast gar nichts ein. Die allgemeine Verwaltung Schwedens erwartet übrigens eine gänzliche Umbildung, womit sich eine vom letzten Reichstage ernannte Commission beschäftigt. B. Norwegen (s. d. A.). Das südliche begreift die Stifter Christiania und Christiansand; das nördliche die Stifter Bergen, Drontheim und

Nordland; zu letzterem gehört Finnmarken, oder das norwegische Lappland. — Die Landmacht besteht 1. in Schweden aus 40,000 Mann regulärer Truppen und 5 Classen der Conscription 85,000 Mann, zusammen 125,000 Mann. Der fünfte Theil dieser Conscription wird alle Jahre erneuert, so daß die Truppenanzahl immer vollständig ist. 2. in Norwegen: aus 12,000 Mann regulärer Truppen, 7000 Mann Landwehr, den bewährten Bürgern der Küstenmilizen und dem Landsturm. Die Seemacht besteht aus 12 Linienschiffen, 14 Fregatten 7 Briggs, 13 kleinen Fahrzeugen, 15 Galeeren, 200 Kanonenböten mit 4700 Kanonen, 7200 Matrosen, einer Reserve von 8000 Mann, und daneben ist die Marineconscription in 5 Classen eingetheilt, welche 25,000 Mann ausmacht. Uebrigens deutet mehreres jetzt in Schweden dahin, daß der König ein wohlgeordnetes Landes- und Volksbewaffnungssystem aufstellen will. Dahin gehört die Anlage eines befestigten Lagers für 100,000 Mann auf und an dem Mälarsee. Vor diesem waren in der schwedischen Armee alle höhere Offizierstellen käuflich. Die jetzige Regierung hat große Aufopferungen gemacht, um diesen Mißbrauch abzuschaffen, so daß jetzt der Weg zur Ehre dem Armen eben so gut wie dem Reichen offen steht. Eben so verhält es sich jetzt auch mit den Aemtern der Gouverneurs der Provinzen, die ehedem auch käuflich waren. — Schweden hat 5 Ritterorden: 1. der Seraphinenorden, wurde der Sage nach gestiftet vom Könige Magnus; historisch war er schon 1336 vorhanden; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17ten April 1748; die Inschrift ist I H S; — 2. der Schwertorden, wurde, der Sage nach, vom König Gustav I. gestiftet, und den 12ten April 1748 vom König Friedrich I. erneuert; — 3. der Ursprung des Nordsternordens wird von einigen aus Odins Zeiten hergeleitet; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17ten April 1748; die Devise ist: Nescit occasum. — 4. der Wasaorden, gestiftet den 26sten Mai 1772. — 5. der Orden Carls XIII., gestiftet von dem Könige den 26sten Mai 1811, wird nur an Freimaurer höhern Grades vertheilt. Außerdem gibt es noch eine goldne Medaille, für das bürgerliche, und eine goldne und eine silberne für das militärische Verdienst. — Die Einkünfte von Schweden und Norwegen belaufen sich gegen 12 Millionen Gulden. Das Norwegische Budget für die J. 1818 — 21 bestimmte die Einnahme (mit Einschluß der außerordentlichen auf 3 Jahre vom Storthing bewilligten Steuer von 540,000 Species) auf 1,495,000 Species. Die Ausgabe des Königreichs Norwegen ward auf 1,475,714 Species gesetzt. Die Staatsschuld an die Bank ist 7 Millionen Thaler. Nach einer officiellen Erklärung soll Schweden keine auswärtigen Schulden mehr haben, da die jetzige Regierung sie alle getilgt habe. — Der Ackerbau und alle Arten Fabriken haben sich seit der Ankunft des jetzt regierenden Königs sehr emporgehoben. In Schweden sind gegen 900 Fabriken in Tuch, Seide, Baumwolle (Kattundruckereien), Wolle, Linnen, Leder, Zucker, Tabak, Glashütten, Spiegel, Uhren, Porzellan, Papier, Marmor, Porphyr, in Metallen, worin die Eisenwerke den wichtigsten Platz behaupten, welche 1,440,000 Centner Stangeneisen jährlich liefern, und an 200,000 Centner in Fabrikaten verarbeiten. Nach dem schwedischen Tabellenwerke wird die jährliche Production Schwedens zu 88 Millionen Bankthaler berechnet, darunter die Holzwaaren ½ Million, Fabriken und Manufacturen über 12 Millionen, Handel und Schifffahrt gegen 14½ Million Bthlr. In

Norwegen liefern die Eisenwerke (die wichtigsten bei Laurvig und bei Moß) jährlich 160,000 Centner Eisen. Auch baut man sowohl in Schweden als in Norwegen viele Schiffe selbst für das Ausland, und verarbeitet viel Holz zu Brettern (vorzüglich am Drammenflusse), Latten, Balken, Masten u. s. w. Die Lage begünstigt den Handel, der besonders mit den Ostseeländern, Großbritannien, Holland, Frankreich, im mittelländischen Meere und mit Nordamerika (mit den vereinigten Staaten schloß Schweden im Jahr 1818 einen vortheilhaften Handelsvertrag) getrieben wird. Eine schwedisch-ostindische Compagnie handelt nach China. Ausfuhrartikel sind: Holz, Bretter, Mastbäume, Balken, Theer, Pech, Pottasche, Eisen, Stahl, Kupfer, Heringe, Thran, Pelzwerk u. s. w. Die Einfuhr besteht vorzüglich in Getraide, Wein, Rosinen, Oel, Salz, Wolle, Flachs, Hanf, Gewürzen. Der Gebrauch des Caffees wurde 1818 verboten. Zum Einkauf von Korn sind der Regierung in Schweden 4 Millionen Bankthaler bewilligt; dies ist aber in Norwegen nicht der Fall, daher ist hier der Getraidemangel fühlbarer, zumal da hohe Einfuhrzölle die freie Zufuhr von Korn sehr erschweren. Schweden hatte im Jahre 1818 gegen 1100 Handelsschiffe mit 9200 Seeleuten, und Norwegen gegen 800 Handelsschiffe mit 6500 Seeleuten. Die Hälfte derselben kann im Kriege zu Kapern ausgerüstet werden. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind in Schweden: Stockholm, Gothenburg, Norköping, Gefle, Karlskrona, Malmö, Landskrona, Ystadt und Udawalla; — in Norwegen: Bergen, Christiania, Drontheim, Christiansand, Stavanger, Drammen und Fredrickshald. Zur Beförderung des Verkehrs wurden im Jahr 1818 vier neue Landstraßen durch Dalekarlien und Helsingland, wovon 2 nach Norwegen führen, vollendet. Auch werden mehrere Canäle angelegt, z. B. der Trollhättacanal, auf welchem man die Wasserfälle in der Götha-Elf, von Wenersburg nach Gothenburg, deren Fall zusammen 130 Fuß beträgt, umschifft; der noch nicht vollendete Göthacanal, der zur Verbindung der Ost- und Westsee angelegt wird. Die ganze Durchfahrt von Gothenburg bis Söderköping an der Ostsee beträgt 51 Meilen, wovon 40 durch die Götha-Elf, den Trollhättacanal und mehrere Landseen gehen, 11 aber zu graben oder zu sprengen sind. — Ein dritter Canal ist der von Sötertelie, 3 Meilen von Stockholm, durch den im Jahr 1819 eine zweite Verbindung des Mälarsees mit dem baltischen Meer zu Stande kam, der 20 Städte im Innern mit dem Meere in Verbindung bringt und die Einfahrt nach Stockholm erleichtert. — Unter Gustav Adolphs, Christinens und Carls XI. Regierung kamen Eisen-, Messing- und Stahlfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, Wollen- und Seiden Manufacturen zuerst in Aufnahme; aber Carls XII. kriegerische Zeit brachte alles wieder in Verfall. Nachher jedoch hob sich die Industrie der Schweden desto mehr, und sie verarbeiten alle Waaren, die sie nicht roh vom Auslande zu theuer einkaufen müssen, so weit es der durch die vielen Kriege herbeigeführte Menschenmangel nur zuläßt, mit glücklichem Erfolge. Dessen ungeachtet ist Schweden im Verhältnisse seiner Erzeugnisse und Einkünfte zu seiner Ausdehnung unstreitig das ärmste Land, aber auch zugleich mit dem reichsten, mit Großbritannien, das freieste unseres Welttheils. — Für die Beförderung der geistigen Cultur ist vorzüglich in Schweden durch gute Anstalten vielfach gesorgt. Die 1476 zu Upsala gestiftete Universität (mit 24 Professoren) besitzt eine große Bib-

liothek, einen botanischen Garten, Münz- und Naturaliencabinette, eine Sternwarte u. s. w. Die 1666 zu Lund gestiftete Universität (mit 23 Professoren) hat ebenfalls eine Bibliothek, ein Museum, einen botanischen Garten und eine Sternwarte. Beide Universitäten, so wie die 12 Gymnasien in Lynköping, Westerås, Gothenburg, Wexiö, Colmar, Wisby, Scara, Strengnäs, Karlstadt, Hernösand u. s. w. stehen unter den 11 Bischöfen und dem Erzbischofe, den Häuptern der Geistlichkeit. In allen Städten des Reichs sind Schulen. Zu Carlsberg ist eine Militärakademie; zu Scara eine Vieharzneischule; in Stockholm eine Akademie der militärischen Wissenschaften. Noch befinden sich in Stockholm eine Akademie der Musik und eine Akademie der Landwirthschaft; letztere wurde vom vorigen König auf den Vorschlag des jetzt regierenden Königs errichtet. Sie hat in allen Hauptstädten der Provinzen Unterabtheilungen, und der jetzige König hat sie mit einem Capital von 160,000 Thalern ausgestattet. Im königlichen Schlosse zu Stockholm befinden sich eine schöne Bibliothek und ein Museum. — In Norwegen wurde vor wenig Jahren die Universität zu Christiania errichtet, welche eine Bibliothek, einen botanischen Garten und verschiedene Sammlungen besitzt; auch ist daselbst eine Militärakademie; zu Kongsberg befindet sich eine Bergwerksschule, und zu Drontheim ein Seminarium für junge Lappen. — Schweden hat kürzlich mehrere ausgezeichnete Männer verloren: seinen ersten Historienmaler, den Professor und Ritter von Breda (st. zu Stockh. im Dec. 1818), den Botaniker Schwarz; die Dichter Graf Oxenstierna und Baron Adlerbeth, den Redner Bischof Wingard und den Archäologen Ackerblad (starb 1818 in Rom). Unter den noch lebenden Dichtern Schwedens müssen der Professor Tegner in Lund (einer von den 18 der schwedischen Akademiker) und von Atterbom, der Herausgeber eines poetischen Almanachs zu Upsala, genannt werden. Jetzt bemerkt man in Schweden sowohl als in Norwegen viel Vorliebe für die deutsche Literatur. Der Messias von Klopstock hat an dem Professor von Bildstein, Probst in Schonen, einen guten Uebersetzer gefunden, und der Abdruck deutscher Classiker in Stockholm ist bis zum 66. Bande fortgeschritten. Ueberhaupt erscheinen jetzt in Schweden 46 Zeitungen, eine Literaturzeitung und mehrere Journale: unter letztern in Stockholm seit 1819 die Swea, eine Zeitschrift für Wissenschaften und Künste, mit Abhandlungen von Wahlenberg, Häffner, Geyer und Schröder. In Norwegen erschienen im Jahr 1819 die officielle norwegische Reichszeitung und das norwegische Nationalblatt; außerdem noch sieben periodische Schriften. Auch sind die Sammlungen der Schriften von zwei literarischen Gesellschaften vorzüglich für die alte nordische Literatur wichtig, die der skandinavischen Literaturgesellschaft (14 B.) und die der königlich norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften im 19ten Jahrhundert. Die Zahl aller im Jahr 1818 in Schweden gedruckten Schriften betrug 362, darunter 91 Uebersetzungen. — Der Zusatzartikel zur Constitution, einige Beschränkungen der Preßfreiheit betreffend, den die schwedischen Reichsstände unter Bedingung der Annahme von den norwegischen Ständen kürzlich beschlossen hatten, ward von den norwegischen Ständen nicht angenommen. — Ueber Schweden vergleiche man außer den bekannten ältern Werken: Molbechs Briefe über Schweden im J. 1812. 3 Thl. 1817 (aus dem Dänischen mit Zusätzen des Verfassers. Altona 1. 1818). Sie sind für den Topographen und Statistiker wich-

tig; auch enthält der dritte Theil eine gute Uebersicht der Epochen der schwedischen Literatur. — Der erste Staatskalender im schwedischen Reiche erschien zu Stockholm 1819. — Einige Angaben dieses Art. z. B. über Ritterorden, Schulden, Kriegsmacht und Cultur sind officiell und aus Lüder's Europa im Jahre 1819 entlehnt — Merkwürdig sind die von Hermelin'schen schwed. Karten. Der Baron Hermelin opferte nämlich ein Vermögen von mehreren Tonnen Goldes auf, um über alle Provinzen des schwedischen Reichs genaue Karten aufnehmen zu lassen, die er in 31 Blättern vollendet herausgegeben hat. Eben so hat er die Kosten des ersten Theils einer sehr schönen Sammlung von Specialkarten und Zeichnungen zu einer Beschreibung Schwedens (Stockholm 1806 Fol.) getragen. Die beste Generalkarte Norwegens ist noch immer die von Pontoppidan zu Copenhagen, nebst einer Geographie Norwegens 1785 u. 1795. Die 7 dänischen Seekarten über Norwegens Küste sind vortrefflich. Sie gründen sich auf die von dem dänischen Contreadmiral Paul de Löwenöre trigonometrisch-hydrographische Ausmessung einer 200 geographische Meilen langen Strecke der norwegischen Küste. Scheels Kriegstheater im Norden, oder geograph. topograph. und historische Beschreibung der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden, enthält eine treffliche Militärkarte vom ganzen Skandinavien.

Schwedenborg, s. Swedenborg.

Schweighäuser, (Johann), einer der gelehrtesten Philologen unserer Zeit, ist 1742 zu Straßburg geboren. Er widmete sich früh den Studien. Von de Guignes nach Paris gezogen, beschäftigte er sich mit den orientalischen Sprachen und besuchte dann zu seiner weitern Ausbildung das Ausland. Nach seiner Rückkehr lehrte er in Straßburg Logik und Philosophie und ward 1778 Professor der griechischen und der morgenländischen Sprachen. Seitdem beschäftigte ihn unausgesetzt die alte Literatur. Die Revolution unterbrach seine Arbeiten; er ward als verdächtig verhaftet und nachher mit seiner Familie auf ein Dorf in Lothringen verwiesen. Als die Umstände sich geändert hatten, erhielt er einen Lehrstuhl an der Centralschule des Departements des Niederrheins. Große Verdienste und ausgebreiteten Ruhm hat er sich durch seine trefflichen Ausgaben des Polybius, Arrian, Simplicius, Epictet u. s. w., vornehmlich aber des Herodot erworben. Er ist jetzt mit einem Lexicon Herodoteum beschäftigt. Seine akademischen Schriften hat er 1807 in 2 Bänden gesammelt herausgegeben (Opuscula acad. philos. et philol.) Im Jahre 1816 ward er auf Verfügung des Königs zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt.

† Schweizerische Eidgenossenschaft. Der Schweizer Eidgenossenbund ist nach den Bestimmungen des Wiener Congresses und nach dem Bundesvertrage der 22 Cantone, Zürich den 7. Aug. 1815, ein Föderativstaat von 22 Republiken, welche in Ansehung ihrer innern Verwaltung ganz unabhängig von einander sind. Diese 22 Schweizer Cantone enthalten dermalen, so wie ihre Gränzen durch die Generalacte des Wiener Congresses (Art. 74—84) bestimmt worden sind, überhaupt ein Areal von 872⅔ Quadratmeilen, mit 1,728,126 Einwohnern, wovon ⅔ Protestanten und ⅓ Katholiken sind, nämlich: Zürich, 45 QM. 182,123 Einw. Bern, 173 QM. 291,000 Einw. Luzern, 36 QM. 86,700 E. Uri, 24 QM. 14,000 E. Schwyz, 22 QM. 28,900 E. Unterwalden, 12½ QM. 21300 E.

Glarus, 21⅗ QM. 26,575 E. Zug, 5½ QM. 14,300 E. Freiburg, 23 QM. 67,814 E. Solothurn, 23 QM. 47,883 E. Basel, 12⅛ QM. 45,900 E. Schafhausen, 8 QM. 30,000 E. Appenzell, 10½ QM. 55,000 E. St. Gallen, 40 QM. 130,300 E. Bündten, 149 QM. 73,200 E. Aargau, 36 QM. 143,960 E. Thurgau, 16½ QM. 78,533 E. Tessin, 53½ QM. 88,793 E. Waadt, 70 QM. 145,245 E. Wallis, 92 QM. 62,809 E. Neufchatel, 15 QM. 49,722 E. Genf, 4½ QM. 44,000 E. Die ewige Neutralität des Bundes wurde von allen Mächten im Pariser Frieden vom 20sten November 1815 förmlich anerkannt, und von Portugal den 2ten Mai 1818. Die deutsche Sprache ist fast dem ganzen Lande gemein, mit Ausnahme des Waadtlandes, Genfs und Neufchatels, nebst einem Theile der Cantone Wallis und Freiburg, wo man französisch redet. Italienisch wird nur in einem Theile von Graubündten und im Tessino gesprochen; romanisch spricht man an den Quellen des Rheins; ladinisch am Inn. Die Schweiz hat 1815 ihre Integrität mit Ausnahme der Stadt Mühlhausen und des Veltlins wieder erhalten. Das Frickthal nebst den Städten Lauffenburg und Rheinfelden, welche Oesterreich gehörten, sind mit dem Canton Aargau vereinigt worden. Gersau (Europa's kleinste, 500 Jahr alte Republik, mit 1294 Einwohnern, meistens Seidenfabrikanten, in 160 Häusern) wurde wiederum nach der Wiener Congreßacte und nach der Entscheidung der Tagsatzung, ein Theil des Cantons Schwyz. Frankreich hat 1815 dem Canton Genf einige Oerter im Lande Gex, und der König von Sardinien die Stadt Carouge und einige Dörfer links am See und an der Rhone abgetreten. Auch ist die Festung Hüningen im Elsaß, Basel gegenüber, geschleift worden. Die Tagsatzung, welche die Gesandten der Cantone bilden, und welche die ihr von den souveränen Cantonen übertragenen Angelegenheiten des Bundes besorgt, z. B. Kriegs- und Friedensschlüsse, Handels- und andere Verträge mit auswärtigen Staaten, das Bundesheerwesen u. s. w. *), wird alle 2 Jahre abwechselnd in Zürich, Bern und Luzern unter dem Vorsitz des Canton-Schultheißen gehalten, welcher dann den Titel eines Landammans der Schweiz annimmt. Jene drei Cantone heißen daher Vororte. Jeder Canton hat auf der Tagsatzung eine Stimme. Die Bundeseinkünfte aus den Beiträgen der einzelnen Cantone betragen ungefähr 4,300,000 Gld. Die Staatsschuld: 3,118,330 Franken. Das Bundesheer wurde den 5. Aug. 1816 auf 67,516 M., wovon die Hälfte Reserve ist, festgesetzt. Jeder Canton regiert sich selbst nach eigenen Gesetzen, entweder durch den großen Rath, welcher die gesetzgebende, und den kleinen Rath, welcher die vollziehende Gewalt hat, oder durch die Landesgemeine und den Landrath. In Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus ist die Verfassung ganz demokratisch, in den übrigen aus Demokratie und Aristokratie gemischt, im Ganzen aber sehr milde. Gleichwohl wandern viele Schweizer nach Nordamerika aus. In Bern hat sich deshalb eine Gesellschaft Actionäre gebildet, und der Canton Freiburg sendet jetzt eine Colonie catholischer Schweizer nach Brasilien. Die Literatur der Schweizer ist ein Zweig der deutschen; die der Genfer, des Waadtlandes und Neuenburgs ein Zweig der französischen. Basel besitzt eine Uni-

*) So unterhandelte 1819 der Hof von Rio Janeiro mit ihr über eine Militärcapitulation, nach welcher einige Regimenter Schweizer in portugiesische Dienste traten, und die blos in Europa und Amerika, doch nie gegen ihr Vaterland dienen, und von welchen die Reformirten freie Religionsübung haben sollen.

versität. Die Akademien zu Bern und Zürich haben wissenschaftliche Sammlungen. Luzern, Winterthur, Zofingen u. a. Städte haben Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen. Durch Thätigkeit zeichnen sich mehrere gelehrte Gesellschaften aus, besonders die naturhistorische. Berühmt sind Pestalozzi's Schulanstalt zu Isserten (s. Pestalozzi und Yverdün); Fellenbergs (s. d. A.) landwirthschaftliche Erziehungsanstalt zu Hofwyl. Ueber die Geschichte der Schweiz ist Johannes von Müllers Werk classisch; Glutz-Blozheim hat es fortgesetzt vom Tode des Bürgermeisters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich (1516). Ueber die alte Geschichte des Landes s. Hallers historische und topographische Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft, 2 Thle. mit Kupf. u. Kart. 2te Aufl. Bern 1818. Ueber das schweizerische Staatsrecht ist Usteri's Handbuch auch in statistischer Hinsicht wichtig. Damit verbindet man den helvetischen Almanach. Reisenden sind vorzüglich zu empfehlen: (Heideggers) Handbuch für Reisende in der Schweiz, 6te Aufl. mit 1 Karte, Zürich 1818, und Ebels Handb. deutsch und franz. (Manuel du Voyageur en Suisse, par J. C. Ebel, Zürich 1818. 3 vol. Der kostbare Weißische Atlas erstreckt sich nicht über die ganze Schweiz. Weilands milit. topogr. Atlas der Schweiz in 24 Sect. (Weimar 1817) kann mit des Erzh. Carl Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz (Wien 1819) verglichen werden. S. die besondern Art. Basel, Bern, Genf, Luzern, Neufchatel, Chaux de Fonds, Waadtland, Zürich u. a. m.

Schwere. In der Anziehung jedes Körpers als Masse zum Mittelpunkte der Erde ist seine Schwere bedingt. Vermöge derselben drückt er auf jede Unterlage, die diese Anziehung stört oder aufheben will und das um so stärker, je größer seine Masse selbst ist. Hält man einen Körper durch einen Faden ab, seiner Schwere nach der Erde hin zu folgen, so spannt sich dieser Faden senkrecht und zeigt die Richtung der Schwere in einer Linie an. Mehrere solcher Linien neben einander, wenn sie alle nach der Mitte der Erde, als Kugel genommen, hie und dort zusammenlaufen, können also eigentlich nicht parallel gehen, obgleich sie es bei einer geringen gegenseitigen Entfernung zu seyn scheinen. Von der Schwere, als wirkender Ursache, ist das absolute Gewicht oder die absolute Schwere wohl zu unterscheiden, wodurch der Druck bezeichnet wird, den jeder bestimmte Körper auf seine Unterlage ausübt, der mit den Quantitäten der Masse ab- und zunimmt, und durch Vergleich mit Gewichten (s. d. Art.) gefunden wird. Specifische Schwere oder Gewicht drückt das Verhältniß des absoluten Gewichts zum Umfange der Masse aus, oder was dasselbe ist, die Dichtigkeit. Denn diese wächst mit der Abnahme der Porosität; es hat demnach jeder weniger poröse Körper eine größere Menge wirklicher Masse in ein kleineres Volumen vereinigt, und da mit diesen Massentheilen das absolute Gewicht wächst, so wächst auch das Verhältniß desselben gegen den Umfang. Es verhalten sich überhaupt die specifischen Gewichte bei gleichen Massen umgekehrt wie die Volumina; bei ungleichen Massen aber ist das Verhältniß der specifischen Schwere zusammengesetzt aus dem geraden der Gewichte (Massen) und dem verkehrten der Räume. Das specifische Gewicht der Körper zu finden, dient das Aräometer. F.

† Schwerin, die Stadt, hat 1,100 Häuser und 10,000 Einwohner.

Schwimmen. Ein Körper, der eigenthümlich leichter als das Wasser ist, wird, wenn man ihn mit Gewalt unter das Wasser taucht, in die Höhe gehoben und genöthigt, auf dem Wasser zu schwimmen; aber dennoch bleibt er, wenn er auch schwimmt, mit einem Theile unter dem Wasser, das sein unterer Theil aus dem Orte vertreibt und das so viel wiegt, als er selbst. Auch eigenthümlich schwere Körper schwimmen im Wasser, wenn sie entweder ausgehöhlt, oder mit andern leichten Körpern verbunden sind. So schwimmen Kähne von Blech, wenn sie nur so gemacht sind, daß sie, wenn man sie bis an den Rand ins Wasser taucht, eine Menge Wasser aus ihrem Orte vertreiben, das schwerer als sie ist. Menschen und Thiere sind nur sehr wenig schwerer als Wasser, öfters etwas leichter, daher kommt es, daß Menschen, wenn sie ertrinken, meistentheils zu Grunde gehen, nach einiger Zeit aber, wenn ihre Theile durch die Fäulniß sehr aufgeblasen und gespannt sind, oben wieder zum Vorschein kommen und schwimmen. Menschen und Thiere, wenn sie sich lebend auf dem Wasser erhalten wollen, drücken durch Schlagen und Stoßen das Wasser unter sich stärker zusammen, damit es sie stärker hebe, als ruhiges Wasser; indessen hat selbst die Natur das Thier geschickter zum Schwimmen als den Menschen gemacht, denn sie hat ihm vier Füße und einen etwas langen zurückgebogenen Hals gegeben, den Kopf aber, im Verhältnisse zu dem übrigen Körper, viel leichter gemacht, als bei dem Menschen. Diejenigen, welche nicht schwimmen können, binden sich einige mit Luft angefüllte Blasen um den Leib, oder ziehen **Schwimmkleider** an, die mit Kork gefüttert sind, ehe sie sich dem Wasser anvertrauen. Hiehin gehört auch der von Franz Keßler erfundene **Schwimmgürtel** oder **Luftgürtel**, ein lederner mit Luft angefüllter Gürtel, der um den Leib gelegt wird. Dergleichen Hülfsmittel sind zwar zureichend, können aber dennoch, wenn man nicht geschickt genug ist, sich selbst zu helfen, nicht verhindern, daß man nicht zuweilen im Wasser umschlage, mit dem Kopf unter dasselbe komme und ertrinke. Daher ist die Kunst zu schwimmen gewiß eine der nützlichsten; denn die meisten Menschen verunglücken im Wasser aus Mangel derselben und aus Bestürzung. Indessen verdient noch angemerkt zu werden, daß man Menschen, die im Begriffe sind zu ertrinken, so lange sie sich im Wasser befinden, mit einer sehr kleinen Kraft in die Höhe ziehen und retten kann. Die Fische haben von Natur, um sich im Wasser zu erheben, eine doppelte mit Luft angefüllte Blase erhalten, die sie ausdehnen und zusammenziehen können. Im ersten Falle ist der Umfang des Fisches vermehrt und er steigt in die Höhe, im zweiten Fall vermindert, wodurch er sich im Wasser niederlassen kann; blos denjenigen Fischen, die stets auf dem Boden der Gewässer leben, fehlt diese Blase.

Schwimmende Batterie, s. Batterie und Elliot.

Schwur, s. Eid.

Sclavenhandel, s. Sklavenhandel.

* **Sclavonien** ist 34 Meilen lang und 6 bis 13 breit, und enthält 308 Quadratmeilen. Seiner Länge nach wird es von einer Kette von Bergen durchschnitten, welche aus Croatien kommen, von Westen gegen Osten durch die Mitte des Landes sich fortziehen, und mehrere Thäler bilden, unter Nukowar die Donau berühren, und von hier am südlichen Ufer des Stromes hinunterlaufen, bis sie sich bei Ruma und Carlowitz in die Ebene verlieren. Der bedeutendste und längste Bergrücken ist die Fruschka Gora (Mons almus), welcher beinahe ganz

Syrmien in gerader Linie durchläuft und die Abdachung des Bodens gegen Servien hin bewirkt. Das übrige Sclavonien besteht theils aus mehr oder weniger fruchtbaren Anhöhen, theils aus schönen, großen Ebenen. Im Ganzen herrscht Wald vor, daher das Clima selbst kühler ist, als man es unter diesem Himmelsstriche erwarten sollte. Der Boden hat seine Abdachung theils gegen Ungarn, theils gegen Servien und Bosnien. In Hinsicht der Fruchtbarkeit des Bodens ist Sclavonien, mit Ausnahme der gebirgigen Gegenden, Ungarn gleich, besonders groß ist sie längs der Save und in Syrmien (so nennt man den östlichsten Theil des Landes, welcher seinen Namen von der römischen Stadt Syrmium hat). Die beiden Flüsse Save und Drave gewähren dem Lande viele Vortheile, verursachen aber auch viele Ueberschwemmungen und stehende Gewässer. Die Producte sind, außer den gewöhnlichen Hausthieren, Geflügel, Wildpret, Fische, Bienen, starke Seidencultur, Getraide (doch ist der Seidenbau noch sehr zurück), Melonen, vieler Taback, Wein in Menge, in guten Jahren an eine Million Eimer, worunter der syrmische rothe und der Schillerwein am berühmtesten sind, doch wird wenig Wein ausgeführt; ferner viel Obst, besonders Zwetschen, davon Branntwein verfertigt wird und viele wälsche Nüsse. Von beiden wird viel ausgeführt, besonders machen die Zwetschen einen Hauptartikel zur Consumtion und zum Handel. Auch hat man ansehnliche Eichenwaldungen mit Knoppern und Kastanienwäldern. Die Gebirge enthalten wahrscheinlich Metallerze, doch fällt es niemanden ein, Bergbau zu treiben. Mineralwasser sind häufig, auch hat man Eisen und Steinkohlen gefunden. Die Einwohner, 528,000 an der Zahl, gehören dem größten Theile nach zum slavischen Völkerstamme, doch gibt es hier auch viele Magyaren, Wallachen, Zigeuner, Deutsche, Griechen, Juden und Armenier. Die römisch-catholische, die griechisch-catholische und die griechisch nicht unirte Kirche sind am meisten verbreitet. Nur wenige Protestanten finden sich. Die Industrie ist unter den Einwohnern fast ganz unbekannt. Die Hauptstadt ist die am rechten Draveufer, in einer schönen und fruchtbaren Ebene liegende Stadt und Festung Essek, mit 800 Häusern und 9300 Einwohnern. Semlin, Belgrad gegenüber, ist als Handelsplatz wichtig und der Mittelpunkt des Handels zwischen der Türkei und den österreichischen Staaten.

Scorbut, s. Scharbock.

* Scott (Walter), einer der ersten jetzt lebenden englischen Dichter, ist der älteste unter den noch lebenden Söhnen eines ausgezeichneten Anwaltes zu Edinburg und 1771 geboren. Seine Mutter war eine Tochter David Rutherfords. Tugend und Talente, insbesondere für die Dichtkunst, zeichneten sie aus, und mehrere ihrer Gedichte wurden noch nach ihrem 1789 erfolgten Tode der öffentlichen Bekanntmachung würdig gefunden. Ein schwacher Körperbau, verbunden mit einer Lähmung, war Ursache, daß Walter Scott fast gänzlich im älterlichen Hause erzogen und unterrichtet ward, und zwar unter der unmittelbaren Leitung seiner trefflichen Mutter. Von seinen frühern Studien ist wenig bekannt, außer daß er für das Landschaftzeichnen nach der Natur Talente verrieth. Nach Erreichung des erforderlichen Alters ward er auf das Gymnasium zu Edinburg geschickt. Auf dieser Schule durchging der junge Scott die verschiedenen herkömmlichen Formen, ohne die in ihm schlummernde Kraft des Genies an den Tag zu legen. Im Gegentheil wurde im Knabenalter sein schnelles Fassungsvermögen bezweifelt. Doch hatte der verstorbene Hugh

Blair Beurtheilungskraft genug, seine künftige Auszeichnung vorherzusagen, als der Schullehrer sich über seinen Stumpfsinn beklagte. Nach Vollendung der classischen Studien bezog Walter Scott die Universität zu Edinburg und schon im 21sten Jahre seines Alters ward er zum Anwalte bei den schottischen Gerichtshöfen aufgenommen. Mit Eifer widmete er sich seinen Amtsgeschäften und verehlichte sich im Jahre 1793 mit Miß Carpentor, die ihm vier Kinder geboren hat. Im Jahre nach seiner Verheirathung ward er zum Sherif der Grafschaft Seltkirch und 1806 zu einem der ersten Protokollführer in den Sitzungen der höchsten gerichtlichen Behörde von Schottland ernannt. Befreit von den lästigen Arbeiten der Advocatur durch den Besitz zweier einträglichen Stellen und eines erheblichen Vermögens, war Scott in den Stand gesetzt, nach Gefallen den Musen zu huldigen. Das Erste, was von ihm im Publikum gedruckt erschien, waren Uebersetzungen aus dem Deutschen, und zwar zu einer Zeit, als die Erscheinung von Bürgers „Lenore" die Aufmerksamkeit der brittischen Lesewelt auf die wildesten Erzeugnisse der Phantasie in der deutschen Literatur aufmerksam gemacht hatte. In dem nämlichen Jahre, als mehrere Uebersetzungen jener schauerlichen Romanze in England herauskamen, schrieb Scott zwei Nachbildungen deutscher Romanzen unter dem Titel: „The Chace" (die Jagd) und: „William and Helen" und drei Jahre nachher eine Uebersetzung von Göthens „Götz von Berlichingen". Zwei Jahre später erschienen von ihm in Mathew Gregory's Sammlung von Wundermährchen zwei Originalballaden: „the Ewe of St. John" und Glenfinlas. 1802 erschien sein erstes größeres Werk: „The Minstrels of the Scottish border" (die Minnesänger an Schottlands Gestaden) in einer prachtvollen Ausgabe. Diese Sammlung erregte sogleich allgemeine Aufmerksamkeit und obgleich die Stücke, woraus sie besteht, von sehr ungleichem Werthe sind, so war doch der hohe Aufschwung des Dichtergenius im ganzen Werke unverkennbar. Sein nächstes Werk war: „Sir Tristram," ein metrischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert (1804). Seitdem war Scotts Dichterruhm in stetem Steigen, insbesondere bei der Erscheinung seines „Lay of the last Minstrel" (Lied des letzten Minnesängers, 1805). Hierauf schrieb er eine Sammlung von Balladen und lyrischen Gedichten (Ballads and lyrical pieces). Auf sein Gedicht: „Marmion, a tale of Floddenfield" (1808), war die öffentliche Aufmerksamkeit um so gespannter, da der Dichter selbst verkündigte: „es enthalte zugleich seine beste und schlechteste Poesie." In dem nämlichen Jahre beschenkte er das Publicum mit einer Ausgabe von Drydens Werken nebst einer neuen Lebensbeschreibung dieses großen Dichters und vielen Anmerkungen. Unmittelbar darauf erschienen in einem Quartbande seine Beschreibungen und Erläuterungen zu seinem Gedichte: „the Lay of the last Minstrel." Von folgenden drei Werken: Lord Somers collection of historical tracts; Sir Ralph Sadlers State papers und Anna Sewards poetical works, erschienen kurz nachher unter seiner Leitung neue Ausgaben. Noch in dem nämlichen Jahre schrieb er seine „Lady of the Lake" (die Dame vom See), das populärste unter allen seinen Werken, wenn gleich nach der Meinung Vieler in mehrerer Hinsicht seinem „Lay of the last Minstrel" nachzusetzen *) Im Jahre 1811 schrieb er „The Vision of Don Rode-

* Von diesem herrlichen Gedichte ist in der Leipziger Ostermesse 1819 bei dem Verleger dieses Lexicons eine meisterhafte poetische freie Uebersetzung von Henriette

rick, 1813, „Rockeby" und 1814 „the Lord of the Isles" (der Inselgebieter); ferner lieferte er ein prosaisches Werk über die Alterthümer an den Küsten Englands (the border antiquities of England) und eine neue Ausgabe von Swifts Werken mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers und Anmerkungen. In einer spätern Periode erschienen seine „Letters to his Kinsfolks" (Briefe an seine Angehörigen) und sein Gedicht: „the battle of Waterloo." Außer diesen öffentlich anerkannten Werken, welche nicht minder umfassende Gelehrsamkeit und Fleiß als Originalität des Dichtergenius an den Tag legen, zählt man zu den schriftstellerischen Erzeugnissen Walter Scotts eine Reihe von Romanen, die eine seltne Popularität erlangt haben. So schreibt man ihm unter andern den allgemein beliebten Roman „Waverley" zu, obgleich er beharrlich das Verdienst der Autorschaft ablehnt. Das nämliche ist der Fall mit „Guy Mannering," „Douglas" und andern unterhaltenden und belehrenden Werken dieser Art. Scott ist dem Vernehmen nach gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines beschreibenden Werkes über Schottlands Alterthümer beschäftigt. Längst schon versprach er dem Publicum eine Geschichte dieses Landes, und sehnlich sieht man der Erfüllung dieses Versprechens entgegen. Er hat in Amerika einen Bruder, dessen Genie dem seinigen verwandt seyn soll, und dem man deshalb einige jener anziehenden Romane hat zuschreiben wollen, deren Ursprung man vergebens zu vergewissern strebte. — Wir führen noch an, daß Sir Walter Scott vielleicht der reichste aller jetzt lebenden Dichter ist.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Scythen, ein unbestimmter Völkername in der alten Geographie. Bald bezeichnete er ein einziges Volk, bald aber alle die nomadischen Völkerschaften, welche im Norden des schwarzen und caspischen Meeres bis tief ins östliche Asien hinein ihren Sitz hatten. Gleich unbestimmt versteht man unter Scythien bald die Sitze des Scythenvolks, bald die Länder, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongolei und Tartarei befassen. Wir unterscheiden asiatische und europäische Scythen. Zu den asiatischen Scythen rechnen die Alten viele nordische Völker von ihnen unbekannter Abkunft, die nicht zu ihrem Stamme gehört haben mögen. Sie herrschten eine Zeit lang in Asien, bis die benachbarten Völker ihr Reich größtentheils zerstörten. Man hält sie für die Stammväter der Türken, Tartaren und Mantschuren; die Alten hielten die Perser, Parther und Bactrier für ihre Abkömmlinge. Die europäischen Scythen wohnten zu Herodots Zeiten von der Donau (Ister) bis an den Ursprung des Tyras (Borysthenes) und in der Nähe des Tanais; südlich bis ans nördliche Ufer des schwarzen Meeres, Taurien mit eingeschlossen. Von diesem Gebiete heißt der Theil vom Ister bis an die Stadt Carcinitis Alt-Scythien; hernach aber nannte man die Halbinsel bis an den Borysthenes Klein-Scythien, welcher Name zu Strabo's Zeit noch über das Land bis an den Ister, das die Thracier sonst besaßen, ausgedehnt ward und also Alt-Scythien mitbegriff.

Seapoys auch Sipoys, (ein indisches Wort), wird in ostindien die aus Landeseingebornen gebildete Infanterie genannt. Die

Schubart erschienen, unter dem Titel: Die Jungfrau vom See (Preis 1 Thlr. 8 gr.). Dieselbe Uebersetzerin hat auch in demselben Verlage eine Auswahl von Scotts Balladen in einer freien Bearbeitung herausgegeben, unter dem Titel: Walter Scotts schottische Lieder und Balladen, (Leipzig 1817 Preis 1 Thlr.), die wir allen Verehrern des großen Dichters empfehlen können.

Franzosen sahen zuerst ein, daß die Transportirung europäischer Truppen in jene Niederlassungen zu kostbar sey, und daß die meisten zur See oder in Ostindien selbst ein Opfer des veränderten Clima's würden; sie nahmen also Hindus in Sold, die Engländer ahmten dies bald nach, und Lord Clive errichtete in Bengalen allein 32 Regimenter. Gegenwärtig unterhält die ostindische Compagnie 69 Regimenter Seapoys, die ungefähr 150,000 Mann ausmachen. Eben so sind auch mehrere Regimenter Cavallerie blos aus Landeseingebornen errichtet worden. Die Seapoys werden gut, und noch besser als die europäischen Truppen, bezahlt; sie bekommen monatlich ungefähr 5 Thaler Sold, im Kriege aber die Hälfte mehr, bestehen aus Grenadier- und Füselierconpagnien, und haben auch Feldstücke, bei denen jedoch europäische Artilleristen sind. Ihre Kleidung ist sehr leicht und bequem, denn sie besteht blos in einer rothen Tuchjacke (deren Aufschläge bei jedem Regiment anders sind), einem Leibchen von weißem Kattun unter derselben, Beinkleidern, die nur die halben Lenden bedecken, und ein Paar Bambuschen oder Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spitzen; Strümpfe haben sie nie, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Ihre Waffen bestehen in einer Flinte und einem Degen, den sie an einem über die Achsel gehängten Riemen tragen. Sie sind zwar nicht so tapfer und geschickt als die europäische Miliz, aber sie werden eben deswegen auch nicht geschont, und zur Avantgarde, zum kleinen Kriege, und überhaupt zu den gefährlichsten Unternehmungen genommen, wobei sie sehr gute Dienste leisten. Auch sind sie duldsam und unermüdet; und das Gesetz der Hindus, welches verbietet, Fleisch und alles, was von Thieren herrührt, zu essen, macht sie sehr mäßig und genügsam.

* Sebastiani (Graf Horatio), als Diplomatiker und französischer General auch in Deutschland aus der Napoleonischen Zeit hinreichend bekannt, ist 1775 in Corsica geboren, und zwar in einer mit der Buonaparteschen verwandten Familie. Er widmete sich dem Waffendienst, durchlief die untern Grade schnell und machte sich insbesondere in den italienischen Feldzügen unter Buonaparte durch Gewandtheit und Bravour bemerkbar. Dieser bewies ihm besonderes Vertrauen, so daß er vorzüglich in diplomatischen Geschäften häufig die wichtigsten Aufträge erhielt. Großes Aufsehen machte in dieser Hinsicht die Sendung Sebastiani's kurz nach dem Frieden von Amiens nach Aegypten, und der darüber im Moniteur mitgetheilte Bericht. Der unruhige, immer über neuen Planen brütende Geist seines Herrn, der ihm diese Sendung aufgetragen hatte, und den Bericht darüber in einer officiellen und genehmigenden Form in Europa verbreitete, leuchtete daraus allerdings auf das klarste hervor; auch benutzte das englische Ministerium bei dem kurz darauf wieder ausbrechenden Kriege diesen Bericht Sebastiani's auf das stärkste, um die Nothwendigkeit, Buonaparte in seinen Entwürfen zuvorzukommen, darzuthun. Im Jahr 1806 schickte Napoleon Sebastiani nach Constantinopel. Er kam hier in einem Augenblicke an, wo er der Pforte sehr nützlich seyn, und den Engländern einen wichtigen Plan vereiteln konnte. Diese hatten mit einer starken Flotte unter Admiral Duckworth die Dardanellen forcirt, und bedrohten Constantinopel mit einem Bombardement. Sebastiani vermochte das türkische Ministerium, den englischen Admiral mit Unterhandlungen hinzuhalten, während deren er die furchtbarsten Vertheidigungsanstalten veranlaßte und mit einer außerordentlichen Thätigkeit selbst leitete und ausführen half. Se-

bald dies geschehen, wurden die Unterhandlungen mit Duckworth abgebrochen, der nun unverrichteter Sache abziehen mußte. Später diente Sebastiani in Spanien, hierauf in Rußland, und in den Feldzügen von 1813 und 1814 mit Auszeichnung. Seine letzte Waffenthat war die Befreiung von Rheims am 13ten März 1814. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba zeigte er sich aufs neue als dessen eifriger Anhänger; er wurde in der Deputirtenkammer und nach der Schlacht von Waterloo zu einem der Commissarien erwählt, die mit den Verbündeten über den Frieden unterhandeln sollten. Nach der zweiten Restauration lebt Sebastiani ohne öffentliche Anstellung in Paris.

Seciren, s. Section.

†Section nennt der Anatom das kunstmäßige Oeffnen thierischer oder menschlicher Leichen, zur Untersuchung der körperlichen Beschaffenheit. Den Kopf zu öffnen, werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, der Knochen entblößt, und dieser rundum durchgesägt, damit sich das obere Stück gleich einem Deckel abheben lasse. Auf der Brust wird die Haut sammt dem Fleische bis auf die Knochen der Brust durchschnitten, diese entblößt und die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt; das losgemachte Brustbein wird vom Anatom abgehoben. Zur Oeffnung des Unterleibes führt der Anatom einen Kreuzschnitt, der den Nabel nicht verletzen darf. Die gerichtliche Untersuchung der Leichen (legale oder gerichtliche Section) erfordert vorzügliche Genauigkeit, weil es oft darauf ankommt, Verletzungen nachzuspüren und ihre Tiefe, so wie die Richtung, mit welcher sie in innere edle Organe eindringen, so anzugeben, daß dem Anatomen nicht der Vorwurf gemacht werden kann, er habe sie erst durch seine Instrumente herbeigeführt oder vergrößert. Auch gibt die Criminalordnung an, daß bei gerichtlichen Leichenöffnungen der gehörigen Deutlichkeit wegen alle drei Höhlen des Körpers geöffnet werden müssen. F.

Secularisation, Seculum, s. Säcularisation, Säculum.

Seehandlungs-Societät in Preußen. Dieses ist eine königl. Handelsgesellschaft, welcher das Monopol des Handels mit Seesalz und Wachsen gegeben wurde, jedoch ist es seit 1794 auf den ersteren Gegenstand allein eingeschränkt. Die Gesellschaft wurde zuerst im Jahr 1772 auf zwanzig Jahre, sodann von neuem auf drei Jahre und endlich im Jahr 1794 bis zum ersten Januar 1808 octroirt, und erfuhr in ihren Privilegien binnen dieser Zeit mancherlei Veränderungen. Eine Erweiterung ihrer Octroi für die folgenden Jahre ist nicht öffentlich bekannt geworden; sie scheint daher in ihren alten Rechten bis jetzt fortzubestehen. Ihr Handelskapital wurde anfänglich außer einem Einschusse aus dem Schatze durch 2400 Actien à 500 Thaler zu Stande gebracht. Den Actionairs wurden jährlich 10 Procent Dividende unter königlicher Garantie zugesichert; im Jahr 1794 aber wurde diese Dividende auf 5 Procent herabgesetzt. Die Actionairs werden als reine Kapitalisten betrachtet, und haben durchaus keinen Antheil an der Verwaltung der Geschäfte der Compagnie, sondern diese wird ausschließlich von einer besondern Direction unter dem Finanzministerio, welche in Berlin ihren Sitz hat, besorgt. Bei der Erneuerung der Octroi im J. 1794 wurde ihre Zahl auf 3000 bestimmt, und ihrer Vermehrung noch Raum gelassen. Gleich bei ihrer ersten Stiftung erhoben sich viele Stimmen gegen den Nutzen dieser Gesellschaft, durften aber unter der Regierung Friedrichs II.

nicht laut werden. Desto stärker wurde sie unter den folgenden Regierungen angegriffen, die es daher auch für rathsam fanden, ihre Privilegien mehr und mehr einzuschränken und den Eingriffen, welche sich die Compagnie in den Privathandel erlaubte, möglichsten Einhalt zu thun. Den stärksten Angriff auf sie hat der verstorbene Professor Kraus gethan, und schwerlich möchte sie sich gegen die von ihm aufgestellten Gründe vertheidigen lassen. Die Gründe, welche sonst das Etablissement einer großen Staatshandelscompagnie anzurathen scheinen, weil nämlich ein noch nicht vorhandener Handel in Gang gebracht werden soll und die Kräfte der Privatleute nicht hinreichen, ihn zu begründen, weil besonders der mächtige Schutz des Staats dazu nöthig ist u. s. w., waren für die Errichtung der preußischen Seehandlungs=Societät durchaus gar nicht vorhanden. Denn der Seesalzhandel in den preußischen Ostseehäfen war schon lange in dem größten Flor. Es fehlte dazu gar nicht an Kapital, ja er wurde selbst mit einem sehr geringen inländischen Kapitale geführt, da Holländer und Engländer das Seesalz mit ihren Capitalien einkauften, es den preußischen Kaufleuten zuführten, und ihnen es sogar auf Credit gaben. Preußen benutzte also bei diesem Handel viele fremde Kapitale, und konnte seine eignen auf andere nützliche Industriezweige verwenden. Die fremden Schiffe fanden in dem Reize, Salz einzubringen, einen Sporn, die preußischen Häfen in Menge zu besuchen, und die fremden Kaufleute kauften gern in Königsberg u. s. w. Producte, weil die Menge der stets vorhandenen Salzschiffe sehr billigen Frachtlohn versprach. Auch die eigne Rhederei blühte durch diesen Handel auf, da in den Königsbergischen Schiffen die preußischen Waaren wohlfeil in die Länder verführt werden konnten, wo sie im Salze sichere Rückfrachten fanden. Der Zug von polnischen und russischen Waaren nach Königsberg wurde dadurch ebenfalls ermuntert und gab den preußischen Kaufleuten große Gewinnste und den Schiffern volle Ladung; das eingeführte Seesalz gab zugleich das Mittel, wodurch die Kaufleute in Königsberg die Polen und Russen bezahlen konnten, u. s. w. Dieser ganze herrliche Handelsstamm wurde durch die Errichtung der Seehandlungs=Societät gänzlich ausgerottet. Die Compagnie mußte den ganzen Salzhandel mit eignem Kapital führen und zog dasselbe aus andern Gewerbzweigen heraus, die, da die Actien besonders von Einwohnern der Mark, Magdeburg u. s. w. gekauft wurden, in jenen Provinzen verkümmerten. — Die neue Handelscompagnie kaufte das Salz in Frankreich und England nun direct, und ließ durch ihre Commissionäre es an Ort und Stelle durch dasige Schiffe anhero führen. Dieser Umstand vertrieb die Holländer, und da diese keine Ostseeproducte in Königsberg mehr zu kaufen kamen, so blieben auch die Producte der Russen und Polen weg. Diese zogen sich nach Riga und Libau. Als man mit der Zeit die begangenen Fehler einsah, suchte man sie zwar wieder gut zu machen, indem man die freie Anfuhr des Seesalzes durch fremde Schiffe wieder zu begünstigen, auch der Königsberger Kaufmannschaft wieder einigen Antheil an dem Salzhandel zuzuwenden suchte. Man drang von Seiten der Regierung selbst auf Erniedrigung der Salzpreise, als welche die Compagnie bis zur Ungebühr erhöht hatte. Aber nie hat der Schade, der durch diese monopolistische Compagnie in dem Nationalreichthum angerichtet wurde, wieder ganz gut gemacht werden können. Und es beweis't die Geschichte dieser Staatshandelscompagnie mehr als irgend einer andern, daß mono-

polistische Handels-Societäten für den Nationalreichthum schädlich, und selbst für den Finanzstand wenig ergiebig sind. Der ganze Vortheil, den die Seehandlungs-Societät dem Staate brachte, bestand nach dem Edicte vom 4. März 1794 jährlich in 44,000 Reichsthalern, wovon 24 000 Reichsthl. an die Invaliden und 20,000 an die Zoll- und Acciscasse gezahlt werden sollten. Dafür gab sie keinen Zoll für den Eingang des Salzes, ihre Schiffe waren gleichfalls frei, und die Generaladministrationskosten mußten auch noch vom Staate bestritten werden. Wenn man nun noch rechnet, was die Kaufleute sonst an Zoll für Einführung von Seesalz und von den Schiffen bezahlten und was sonst noch von ihren Gewinnsten den Staatscassen zufloß; so übertraf dieses gewiß jene Summe weit. Was mag vollends die Regierung an dieser Compagnie im J. 1807 verloren haben, wo ihr, laut Publicandums vom 22sten Decem. 1809, der Feind alle ihre Salzvorräthe weggenommen hatte, und sie sich doch nachher verpflichtet hielt, die Actionäre aus ihrer Tasche zu bezahlen und den ganzen Schaden aus dem Staatsschatze zu vergüten! — Diese Verluste würden gar nicht Statt gefunden haben, wenn der Seesalzhandel ein Privathandel geblieben wäre. — Es würden sich leicht noch mehrere nachtheilige Wirkungen dieses Instituts für den Nationalreichthum und die Privatgewerbe zeigen lassen, wenn hier der Ort dazu wäre. Bei den jetzt herrschenden bessern Einsichten der Administrations- und Finanzbehörden läßt sich hoffen, daß dieses Monopol, sobald es nur irgend ohne allzu empfindliche Opfer geschehen kann, aufgehoben werden wird.

Seekrankheit nennt man die Beschwerden, von welchen Schifffahrer befallen werden, die der schaukelnden Bewegung des Schiffes nicht gewohnt sind. So wie nämlich von manchen das Fahren im Wagen nicht gut vertragen werden kann, sondern manche Beschwerden, z. B. Schwindel, Uebelkeit, Erbrechen ꝛc. veranlaßt, so findet dasselbe, aber in viel höherem Grade und viel allgemeiner, bei den zur See Reisenden Statt. Selten findet man einen, der nicht wenigstens bei den ersten Seereisen von der Seekrankheit litte; viele, die nur kleine Seereisen machen, werden bei einer jeden aufs neue davon befallen. Es bestehen aber die Zufälle selbst in hohem Grade von Uebelbefinden, Uebelkeit, Ekel und Abneigung vor Speisen; mit einiger Erleichterung stellt sich dann Erbrechen ein, welches aber oft wieder kommt und die Leidenden, zumal sonst Schwächliche und Frauen, immer sehr mitnimmt. Alle diese Beschwerden vermehren sich, wenn der Kranke auf ist, er wird daher genöthigt, liegen zu bleiben. Sie sind schlimmer, wenn das Meer unruhig oder von Stürmen bewegt ist. — So lästig auch die Beschwerden sind, so will man doch nie einige Gefahr beobachtet haben; im Gegentheil sieht man, daß sich längstens die Beschwerden sogleich verlieren wenn der Kranke an das Land steigt. — Kehrt der Appetit schon auf den Schiffen wieder, so ist dies ein Zeichen von Besserung. — Um die Beschwerden zu erleichtern, bedient man sich gewöhnlich des Citronensaftes mit Zucker. Aromatische und spirituöse Einreibungen in die Magengegend könnten auch nützlich seyn. B. P.

† Seeland (dänisch), ist 16—17 Meilen lang, 13—14 Meilen breit, und hat 250,000 Einwohner. Zu dem Stifte (Stiftsamte — so viel als Statthalterschaft) Seeland gehören, außer der Insel dieses Namens, noch die Inseln Samsoe, Moen und Bornholm.

† Seeland (holländ.), 82,000 Einwohner.

Seelenlehre, s. Psychologie.

* Seelenverkäufer. Mit dieser berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Classe Menschenmäkler hat es folgende Bewandtniß. Diese Seelen- oder wie sie auch heissen, Zettelverkäufer nehmen dürftige Leute, die als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien gehen wollen, auf, und unterhalten sie so lange, bis die ostindische Compagnie dergleichen verlangt, dann stellen sie ihr dieselben vor. Nimmt die Compagnie sie an, so bekommt der Zettelverkäufer einen Transportzettel oder Schuldbrief auf 150 Gulden, welche, wenn der Verkaufte am Leben bleibt, diesem von seinem Lohne abgezogen, und nach einiger Zeit an den Inhaber des Zettels bezahlt werden. Meistentheils aber verkaufen diese die empfangenen Transportscheine an reichere Leute, die nun davon wieder ihren besondern Gewinn ziehen. Eigentlich also ist diese Einrichtung für arme Leute, die sich zu dem Entschlusse, nach Ostindien zu gehen, genöthigt sehen, eben so wohl, als für die Gesellschaft sehr nützlich; auch ist das Andrängen der Rekruten immer sehr stark; allein öfters wird auch mit jenen Zetteln, besonders den sogenannten Monatszetteln (wo nämlich ein Angeworbener seinen Hinterlassenen in Europa verspricht, sich jährlich ein Paar Monate am Solde abziehen, und das Geld jenen auszahlen zu lassen) der schändlichste Betrug gespielt, dem zu steuern die Gesellschaft bisher nicht sehr geneigt zu seyn schien.

Seeligsprechung, s. Beatification.

Seemannsschaft. Zur Bildung eines Seemanns gehört außer dem Unterricht in der Steuermannskunst (s. den Art. Schiff und Schifffahrtskunde) auch noch der in der Seemannsschaft. Diese begreift alle Kenntnisse und Fertigkeiten in sich, welche zum Commando und zur Regierung (Manoeuvre) des Schiffs gehören, und der vollendete Seemann, welcher als Befehlshaber (Commandeur oder Capitän) ein Schiff über See führen soll, muß mit den Eigenschaften des beladenen oder unbeladenen Schiffs, seiner Stabilität (Dauerhaftigkeit), Bewegung u. s. w., mit seiner Tackelage (Ausrüstung mittelst Taue, Segel, Segelstangen, Anker u. s. w.) mit den zweckmäßigsten Stellungen der Segel, dem Gebrauch der Anker, Taue u. s. w. unter allerlei günstigen oder gefährlichen Umständen, welche auf einer weiten Seereise vorkommen, und überdies mit den vornehmsten Seerechten und Gebräuchen seefahrender Nationen bekannt seyn. Zu dem Unterrichte in der Seemannsschaft, der bisher fast blos der Erfahrung und Uebung überlassen blieb und daher in den Navigationsschulen vernachlässigt wurde, sind Hülfskenntnisse aus der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik erfoderlich. Die genauesten und vollständigsten Seemannstafeln enthält Norie's Epitome of practical navigation, Lond. 1717. Bekannt ist der englische Nautical Almanac, welcher jährlich herauskommt.

* Seeräuberei unterscheidet sich von der Caperei (s. Caper) dadurch, daß jene von dem Freibeuter (Corsaren) unter willkührlicher Flagge aus eigner Macht gegen jedermann ausgeübt, diese hingegen den Unternehmern (Armateurs, Reedner) von einer kriegführenden Macht gegen den feindlichen Staat, den Seegesetzen gemäß, durch ein Patent (Caper- oder Markebrief) erlaubt wird. Letztere ist eine Barbarei des neuern Staats- und Völkerrechts; erstere eine Barbarei unseres gesellschaftlichen Zustandes, die sich aus den Zeiten der ältesten Rohheit alle Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Das einzige Beispiel, daß die Staaten selbst die Caperei als ungerecht anerkannt und unter sich abgeschafft haben, enthält der Handelstractat-Frie-

drichs II., Königs von Preußen, mit den vereinigten Staaten von Nordamerika, vom J. 1785. Art. 23. Gegen die eigentlichen Seeräuber haben die Regierungen zu allen Zeiten bald mehr, bald minder glückliche Anstrengungen gemacht. Inselmeere und buchtenreich Küsten, wie die in der Levante, im persischen und arabischen Golf, in Ost- und Westindien, und im chinesischen Meere, waren von jeher und sind zum Theil noch die Räuberhöhlen dieser Banden. Seekriege befördern oft ihre Ausbreitung auf eine furchtbare Art. So die Flibustier. (S. d. Art.) Am kräftigsten haben die Römer durch Pompeius binnen 40 Tagen die Corsaren im mittelländischen Meere, meistens Cilicier (67 v. Chr.), unterdrückt; in der neuern Zeit die Britten die in den indischen Gewässern. Gegen die nordafrikanischen Seeräuber haben die Nordamerikaner ihre Flagge am wirksamsten zu sichern gewußt. Was der deutsche Bund und die in Hamburg zusammengetretene antipiratische Gesellschaft (nachdem sich der viel verkündigende Verein unter Sidney Smith in Paris aufgelöst hat) dagegen bewirken werden, muß die Zukunft lehren. Auch der Kaiser Alexander hat diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewürdigt; doch ist seine Thätigkeit jetzt noch mit dem religiösen und moralisch-politischen Heil der europäischen Völker zu sehr beschäftigt, als daß er mehr als nur vorbereitende Schritte für jene minder wichtige Angelegenheit hätte thun können. Am schlaffsten und bis zur eignen Demüthigung kraftlos haben sich die meisten italienischen Regierungen, Portugal und Spanien in dieser Sache gezeigt; und nie waren die Küsten der pyrenäischen Halbinsel dem Unfuge der Corsaren so sehr Preis gegeben als eben jetzt. Ueberhaupt verhöhnen gegenwärtig (1819) sechs verschiedene Banden von Seeräubern die Macht und die Weisheit der europäischen Regierungen: 1. die nordafrikanischen (s. Barbaresken); 2. die türkischen, griechischen und italienischen Abenteurer im mittelländischen Meere und im Archipelagus, gegen welche der Kapudan Pascha bisweilen in See geht; 3. die südamerikanischen, die kühnsten unter allen, welche mit der Flagge der Insurgenten selbst in den europäischen Gewässern Unfug treiben, ohne den neuen Freistaaten allemal anzugehören; 4. die persischen und indischen im persischen Meerbusen, die dem indischen Handel vielen Abbruch thun; 5. die malaiischen in Südostasien und die Ladronen in der Südsee, die oft 2—300 Seegel stark auf die Chinafahrer Jagd machen; 6. die westafrikanischen, welche die Aschantees und andre Negerfürsten mit Hülfe der Sklavenhändler ausgerüstet haben. K.

Seeuhren, äußerst genau gehende Uhren (Zeitmesser, Chronometer, s. d. A.) zur Findung der Länge auf der See. S. Länge (geographische).

* See-Wissenschaften. Eigentlich sollte man unter diesem Ausdrucke, außer den Kenntnissen vom Baue der Seeschiffe, ihrer Regierung, von der Tackelasche, und Seetactik, auch noch alles dasjenige begreifen, was der Steuermann zu wissen nöthig hat, um sein Schiff sicher über den Ocean zu leiten; indeß trennt man letztere Kenntniß, unter dem besondern Namen der nautischen Astronomie, Schifffahrtskunde (s. d. A.) oder Steuermannskunst, gewöhnlich davon, und beschränkt also die Seewissenschaften, in der engeren Bedeutung des Worts, auf die oben angegebenen vier Zweige. Ueber die Erbauung eines Schiffes, s. d. Art. Schiff und Schiffbau. Ueber die zur Regierung eines

Schiffs erforderlichen Segel, Tauwerk u. s. w., s. d. A. Takelasche und Anker. Die Seetactik endlich ertheilt Anleitung, wie eine Flotte, bei Lieferung eines Seetreffens, den Umständen nach, geschickt (entweder luft- oder leewärts, d. h. entweder auf der Luftseite, von welcher der Wind herkommt, oder auf der Leeseite, nach welcher er hinweht) zu rangiren sey, und verbreitet sich zugleich über die zu diesem Behufe erfundenen Signale (Zeichen, welche vom Admiralschiffe als eben soviel Mittheilungen für die übrigen Schiffe gemacht werden). S. d. A. Signalkunst. Insbesondere lehrt noch die Seetactik: wie ein Schiff, das auf ein andres Jagd macht, und wie das gejagte segeln soll; wie Schiffe in Häfen angegriffen und vertheidigt werden; wie man durch Kriegsschiffe Landungen oder Einschiffungen deckt, u. s. w. Mit ihr ist die See-Fortification verbunden, d. i. die Kunst Festungswerke zur Vertheidigung von Häfen und Küsten anzuordnen. Als ein ausführliches und doch populäres Werk ist besonders Müller's Seewissenschaft, Berlin 1794, sehr zu empfehlen. Die mathematische Theorie des Schiffbaues ist vortrefflich abgehandelt von Euler: Théorie complète de la construction et de la manoeuvre des vaisseaux. Paris, Jambert 1776.

Segnersches Wasserrad, eine nach ihrem Erfinder benannte, sinnreich eingerichtete Maschine, welche durch Rückwirkung des einströmenden Wassers bewegt wird. Ein senkrechter, oben offener, um seine verticale Achse leicht beweglicher Cylinder hat im Boden horizontale, vorn verschlossene, aber alle nach der nemlichen Seite durchbohrte Röhren. Das einströmende Wasser würde gegen beide Seiten dieser Röhren gleich stark wirken; da es aber an der Einen Seite frei ausfließt, so bleibt nur der Druck gegen die andere Seite übrig, in deren Richtung der Cylinder daher umgedrehet wird.

Seguier, eine sehr angesehene Familie Frankreichs, die ihrem Vaterlande viele tüchtige Männer gegeben hat, welche sich in der höhern Verwaltung, in dem Parlament und als Advocaten in der gerichtlichen Beredsamkeit ausgezeichnet haben. Wir führen hier folgende zwei auf: 1) Pierre Seguier, geb. 1588, gest. 1672. Ludwig XIII. schenkte ihm das größte Vertrauen und ernannte ihn zum Großsiegelbewahrer und zum Kanzler von Frankreich. Man kann ihn mit Richelieu als den Stifter der franz. Akademie betrachten. Auch die Akademien der Bildhauer- und Malerkunst wurden von ihm außerordentlich begünstigt. Sein Name glänzt in der Geschichte der franz. Regierungs-Verwaltung mit unverwelklichem Ruhme. 2) Antoine Louis Seguier, geb. 1726 u. gest. 1792, wird für einen der größten gerichtlichen Redner gehalten, welche Frankreich je in den Tribunalen gekannt hat. Er war zugleich Mitglied der franz. Akademie. Sein Sohn, des Vaters ganz würdig, ist Pair von Frankreich und Präsident des Appellations-Gerichts in Paris.

Seguin (Armand), ein französischer Chemiker, ist durch mancherlei Anwendungen der Chemie auf Künste und Gewerbe, insbesondere auf Gerberei berühmt geworden. Als im J. 1793 alle technischen Künste aufgeboten und gesteigert wurden, um die Kriegsbedürfnisse der Republik bei ihrem Kampfe mit dem gegen sie coalisirten Europa herbeizuschaffen und eine Million Franzosen zu bewaffnen, zeigte auch Seguin dem National-Convent an, daß er Mittel erfunden habe, Häute in Zeit von drei Wochen zu gerben und vollständig zum Gebrauch zuzubereiten.

Das Prinzip dieser Bereitung war eigentlich nicht unbekannt, allein es war zeither aus Besorgniß, daß es die Güte des Leders mindere, nicht angewendet worden. Seguin übernahm große Lieferungen für die französischen Armeen und erwarb sich dabei ein ungeheures Vermögen. Er erfand auch aus Stroh Papier zu fabriciren. Diese Erfindung ist jedoch ohne Erfolg geblieben. Napoleon, dem zu große Reichthümer bei einem Privatmann immer unangenehm waren, machte ihm allerley Händel und erpreßte dadurch große Summen von ihm, bis Seguin es endlich vorzog, sich ins Gefängniß setzen zu lassen, als unaufhörlich zu zahlen. Er lebt jetzt ruhig in Paris. Man hat viele Schriften von ihm.

Sehe-Achse, die gerade Linie aus dem Mittelpunkte des Auges nach dem betrachteten Punkte.

Sehe-Winkel. Wir urtheilen über die scheinbare Größe eines Gegenstandes nach dem Winkel, den die von den Gränzen dieses Gegenstandes auf unser Auge fallenden Lichtstrahlen einschließen; dieser Winkel heißt daher sehr passend der Sehe- (optische) Winkel.

Sehungs-Bogen. Die Fixsterne und Planeten werden uns bekanntlich nach Sonnenuntergange nicht mit Einem Mal, sondern, nach Maßgabe ihres verschiedenen Glanzes, nur allmählig sichtbar. Der Bogen nun, um welchen die Sonne unter den Horizont sinken muß, ehe ein gewisses Gestirn solchergestalt sichtbar wird, heißt der Sehungs-Bogen dieses Gestirns.

Seife. Jede Verbindung eines vegetabilischen Oels oder thierischen Fetts mit einem Alcali, welche sich in reinem Wasser zertheilt und auflöst, damit schäumt, und fettige, so wie mehrere andere Unreinigkeiten aus Zeugen hinwegnimmt, heißt Seife. Es würde unnütz seyn, über den weltbekannten Gegenstand mehr zu sagen. Wer sich über das Handwerksmäßige der Seifenzubereitung belehren will, findet eine instructive Anleitung dazu in Beckmanns Technologie, im Abschnitt Seifensiederei. — Der ebenfalls sehr bekannte Seifenspiritus ist weiter nichts, als eine Auflösung von Seife in Weingeist.

Seigern, s. Saigern.

Sejanus, ein berüchtigter Günstling des Kaisers Tiberius, der Sohn eines römischen Ritters, und ein Mann, der seine Herrschsucht und seinen Stolz schlau gegen den Gebieter zu verhüllen wußte, übrigens kein Mittel scheute, seine Leidenschaft zu befriedigen. Er hatte des argwöhnischen Tiberius Zutrauen dermaßen gewonnen, daß er ihn ganz beherrschte, und der sclavisch unterwürfige Senat, zum Theil seine Geschöpfe, bezeigte ihm die größte Ehrfurcht. Auch die prätorianischen Cohorten wußte er sich geneigt zu machen, und so stand ihm nichts mehr im Wege zur Erreichung seines Ziels — die oberste Gewalt allein und für immer in den Händen zu haben — als Drusus, der Sohn des Tiberius, und die Söhne des Germanicus, die der Kaiser zu Erben eingesetzt hatte. Den erstern räumte er durch Gift aus dem Wege, die letztern wurden sammt der Mutter verbannt und eingekerkert, was bald ihren Tod herbeiführte. Mehrere vornehme Römer, Freunde des Germanicus, wurden auf seinen Antrieb hingerichtet, und als endlich Tiberius sich für immer aus Rom entfernte und ganz von der Regierung zurückzog, herrschte Sejan mit unbeschränkter Gewalt, und der Senat verordnete, daß die ihm zu Rom errichteten Bildsäulen öffentlich verehrt werden sollten. Aber eben jetzt, wo er den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens erreicht hatte, schöpfte Tiberius, den man warnte, Argwohn, und nahm seine Maßregeln so klug,

daß Sejan wirklich nichts merkte, bis er im Senat öffentlich durch den Kaiser angeklagt, eingekerkert und zum Tode verurtheilt wurde, welche Strafe noch an demselben Tage vollzogen wurde. Von dem erbitterten Pöbel wurde er aufs ärgste verhöhnt und nach dem Tode noch gräßlich gemißhandelt. Seine Ehrensäulen wurden umgestürzt und viele seiner Freunde und Begünstigten hingerichtet. S.

Selbstentzündungen. Wer hätte nicht von den zahllosen Unglücksfällen schon gehört, die namentlich durch Zusammenhäufung und daraus erfolgte Selbstentzündung des feuchten Heu's entstanden sind! Auch andere vegetabilische und thierische Substanzen, Getreide, Waid, Dünger, Wolle u. s. w. sind unter gleichen Umständen dieser Selbstentzündung unterworfen. Diese Materien erhitzen sich durch bloßes Festzusammenliegen und ohne Mitwirkung aller äußern Veranlassung bis zu einem solchen Grade der Temperatur, daß schon auf den Zutritt eines schwachen Luftzuges, oft auch sogar ohne denselben, die hellen Flammen ausbrechen. In Petersburg sind mehreremal Hanfmagazine von Feuersbrünsten zerstört worden, welche durch solche Selbstentzündungen, besonders des mit Oel begossenen Hanfs, entstanden sind. Gehler führt einen Fall an, da die Niederlage eines Strumpfverlegers durch Selbstentzündung der sogenannten Kämmlingswolle abbrannte. Diese und zahllose andere Fälle nöthigen daher zur größten Vorsicht bei Verwahrung der angegebenen und verwandter Substanzen. Man sorge besonders, daß sie nicht zu fest auf einander gehäuft werden, und daß sie gleich eine solche kühle und luftige Lage erhalten, um von Anfange an der übermäßigen Aufhäufung von Wärmestoff vorzubeugen. Denn nach des Verfassers Theorie entspringen die angegebenen Selbstentzündungen aus der innigen Vereinigung der Feuchtigkeiten mit den festen Substanzen (welche das feste Zusammenliegen begünstigt), und der daher entstehenden Solidification des Flüssigen, wobei, nach bekannten physischen Gesetzen, eine ungeheure Menge von Wärmestoff frei wird. Es ist in diesem Processe viel Analoges mit der bei Löschung des Kalkes erfolgenden Erhöhung der Temperatur des Gemenges. Merkwürdig ist noch, was neuere Physiker von der Selbstentzündung des lebendigen menschlichen Körpers erzählen. Man will, namentlich in Italien, Personen von sehr trockner Leibesbeschaffenheit in Folge solcher Selbstentzündung plötzlich in Aschenhaufen verwandelt gefunden haben. In sich selbst erscheint die Sache zwar nicht unglaublich, indeß wird es doch noch mehrerer Thatsachen zu ihrer Beglaubigung bedürfen. Die menschenfreundliche Rücksicht auf die zahllosen aus Selbstentzündungen entstehenden Unglücksfälle mag die Ausführlichkeit des Artikels entschuldigen.

Seleucia. So hießen mehrere Städte in Asien. Eine der größten und berühmtesten ist die, welche Seleucus Nicanor in Babylonien anlegte, und welche an des alten Babylon Stelle Hauptstadt wurde. Der Tigris und Euphrat strömten nahe an ihren Mauern vorbei, und diese günstige Lage erhob sie zu einer der reichsten und bevölkertsten Handelsstädte der alten Welt, die Rom, wie es in seinen blühendsten Zeiten war, wenig nachgab. Die Zahl der Einwohner soll an 600,000 betragen haben, und der vornehmere und mächtigere Theil bestand aus Griechen, die lange Zeit in einer eignen freien Verfassung lebten. Zur Zeit des römischen Kaisers Verus wurde Seuleucia gänzlich verwüstet und zerstört, und nur einzelne Trümmer finden sich noch. Von Babylon lag sie ungefähr $7\frac{1}{2}$ geogr. Meilen entfernt, vom jetzigen Bagdad 4 bis 5 solcher Meilen.

Semnonen (vielleicht richtiger Senones), ein vorgeblich deutsches Volk, dessen Wohnsitz nach Ptolemäus das heutige Brandenburgische war. Strabo nennt sie den mächtigsten Stamm der Sueven. Ihre Geschichte ist sehr dunkel. Marbod unterwarf sie sich, aber sie fielen wieder von ihm ab und traten auf Hermanns Seite, der für die Freiheit focht. Im dritten Jahrhundert kommen häufig Semnonen vor.

* **Semonville** (Marquis von), Pair von Frankreich und Großreferendar der Pairskammer, hat in der französischen Revolution eine sehr merkwürdige Rolle gespielt. Gegen 1760 geboren, war er beim Anfang der Revolution Parlamentsrath. Er umfaßte die Grundsätze derselben mit demselben Feuer wie seine Freunde Lafayette, Larochefaucauld, Beauveau und A., von denen die meisten späterhin ihre Opfer wurden. Indessen wurde er kein Mitglied der constituirenden Versammlung, sondern trat in die diplomatische Laufbahn, die er mit einer Sendung nach Brüssel, um die damaligen Unruhen in Belgien zu beobachten, eröffnete. Hierauf wurde er nach Genua und Turin gesandt und erhielt dann anstatt Choiseul Gouffiers die Ernennung zu der wichtigen Ambassade nach Constantinopel. Der 10. August verhinderte seine wirkliche Abreise und er erhielt jetzt einen Auftrag nach Corsika, wo er die Familie Buonaparte genau kennen lernte. Nach seiner Zurückkunft 1793 wurde Semonville von den damaligen Häuptern der gemäßigten Partei im Convent mit Maret, nachmaligem Herzog von Bassano, zu einer geheimen Sendung nach Florenz und Neapel ausersehen, die zur Absicht hatte, sich mit dem Marquis Manfredini in Florenz über die Mittel zu berathen, wie der Rest der im Tempel befindlichen königlichen Familie gerettet werden könne. Bei ihrer Reise durch Graubündten wurden sie aber auf neutralem Gebiet von österreichischen Truppen aufgehoben, und beinahe 3 Jahre lang in Mantua und Kufstein gefangen gehalten, bis sie beide 1795 gegen die Herzogin von Angouleme ausgewechselt wurden. Nach der Revolution vom 18. Brumaire wurde Semonville als Ambassadeur nach dem Haag gesandt, und 1805 in den Senat gerufen, wo er bei mehreren Gelegenheiten für die damalige Zeit große Freimüthigkeit zeigte. Nicht geringere Festigkeit und Würde behauptete er bei der ersten Restauration. Alexander hatte noch vor der Rückkehr des Königs die Rehabilitirung des Andenkens Moreau's verlangt. Es sollte darüber Bericht erstattet und das Schreiben des Kaisers vorgelesen werden. Semonville erhob sich auf das heftigste dagegen und rief: „On ne lira point, de mon vivant, la lettre d'un souverain étranger dans cette enceinte sans l'ordre exprès du roi! je demande l'ordre du jour." Nach Napoleons Rückkehr von Elba wurde er von diesem exilirt, nach der zweiten Restauration aber in seine Würde wieder eingesetzt.

Senkblei, das bekannte, zur Erforschung des lothrechten Standes der Gegenstände dienende Instrument, dessen Hauptbestandtheil ein an einem frei hängenden Faden befestigtes Blei ist; woher der Name.

Senkenberg (Johann Christian), ein geschickter und edeldenkender Arzt zu Frankfurt am Main. Da er kinderlos war, so errichtete er 1763 zu Frankfurt ein wohlthätiges Institut (Senkenbergische Stiftung) für rechtliche und verarmte Bürger. Er vermachte dazu sein schönes Haus, nebst einem botanischen Garten, Laboratorium und anatomischen Theater, überdieß ein baares Capital von 100,000 Gulden. In dieses Spital werden arme, kranke Bürger von allen

christlichen Confessionen aufgenommen. Andre edeldenkende Frankfurter haben diese Stiftung in der Folge vermehrt.

Senkwage, s. Aräometer.

Senkzeit, die nicht für alle Gewächse gleiche Zeit, in welcher sie durch Senken am besten fortgepflanzt werden.

Sennaar, ein Negerreich in Afrika, welches nach den gewöhnlichen Landkarten zu Nubien gerechnet wird, liegt zwischen den Flüssen Nil und Takazze, vom 49sten bis 57sten Grad der Länge und vom 14ten bis 17ten Grade der Nordbreite. Gegen Norden gränzt es an Nubien, gegen Osten an Gebirge, welche es von der Küste des rothen Meeres trennen, gegen Süden an Habessinien und gegen Westen an Nigritien oder Soudan. Die Größe desselben wird auf 6000 Quadratmeilen geschätzt. Der Boden ist großen Theils eben, in vielen Gegenden wüste, aber an den Ufern des Nils und des Takazze fruchtbar und gut angebaut. Außer Kameelen, Rindvieh, Schafen, Schweinen, Geflügel, den afrikanischen wilden Thieren, gibt es hier Teff, Reiß, Getreide, Melonen, Tabak, Zucker, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Palmen. Das Clima ist sehr warm, ja im Sommer oft unerträglich heiß, worauf dann Regen folgen, welche die Luft verderben und eine große Sterblichkeit verursachen. Die heutigen Einwohner, deren Zahl man zu 2 Millionen angibt, sind Neger, welche den Namen Schilluk führen, und 1504 den Arabern dieses Land abgenommen haben. Diese Schilluk haben die Mohammedanische Religion angenommen und sind ziemlich roh und unwissend. Sie stehen unter einem despotisch regierenden Könige, der jedoch nur unter der Bedingung den Thron besteigt, daß er hingerichtet werde, sobald seine Minister entschieden haben, das Wohl des Vaterlandes erfordere seinen Tod. Auch sollen nach dem Tode eines Königes alle männliche Seitenverwandte desselben ermordet werden, vermuthlich, um innere Streitigkeit wegen des Thrones zu vermeiden. Der König ist verbunden, ein Mal während seiner Regierung einen Acker in eigner Person zu pflügen und zu besäen. Außer den Schilluks, als herrschendem Volke, gibt es auch nomadisirende Araber oder Beduinen, welche tributpflichtig sind, und Daheras, heidnische Nubier, welche theils als Sclaven gekauft, theils aus den benachbarten Ländern geraubt werden. Diese Daheras bilden die Hauptstärke der Kriegesmacht von Sennaar, indem 14,000 mit Schild und Speeren bewaffnete Daheras besonders zu Beschützung der Hauptstadt dienen. Dazu kommen noch 1800 Schilluks zu Pferde. Die Industrie von Sennaar ist ganz unbedeutend, eigentliche Fabriken fehlen gänzlich; etwas wichtiger ist der Handel, der durch Karawanen besonders nach Suakem, Dschidda, Mecca, Habessinien, Nigritien und Aegypten unterhalten wird. Ueberhaupt kommen nur selten Europäer hieher, daher auch das Land nur wenig bekannt ist. Die Hauptstadt des ganzen Reichs heißt gleichfalls Sennaar, und liegt auf einer Anhöhe am westlichen Ufer des Nils. Sie soll 1½ Meilen im Umfange und 100,000 Einwohner haben. Die Häuser sind schlecht gebaut, meistens einstöckig mit flachen Dächern; ja in den Vorstädten sind bloß elende Rohrhütten. Der königliche Pallast ist aus Lehm gebaut, nimmt einen sehr beträchtlichen Raum ein, und ist mit einer hohen aus Backsteinen zusammengesetzten Mauer umgeben. Die Gegend um diese Stadt ist zwar sehr ergiebig, aber höchst ungesund.

Senefelder (Aloys), dem wir die wichtige Erfindung der Steindruckerei verdanken, ist 1771 zu Prag geboren. Schon in frü-

her Jugend kam er nach München, wo sein Vater als talentvoller Schauspieler in Ansehn stand. Er sollte gegen seinen Willen die Rechte studiren, widmete sich aber nach des Vaters Tode (1791) dem Theater. Hier trafen ihn so viel Noth und Ungemach, daß er nach zwei Jahren beschloß, als Schriftsteller zu leben; ein kleines Schauspiel, die Mädchenkenner, hatte ihm funfzig Gulden eingetragen. Da der Gewinn eines zweiten durch die Verzögerung des Drucks verloren ging, zur Errichtung einer eignen Druckerei ihm aber das Geld fehlte, machte er allerlei Versuche, ob man nicht leichter und wohlfeiler, als auf die bisherige Weise, drucken könne. Unter andern bestrich er eine zum Farbereiben bestimmte Kellheimer Kalkschieferplatte mit einer Wachstinte, trug auf diesen Grund die Schrift verkehrt auf, ätzte sie dann mit Scheidewasser, und druckte sie ab. Dies gelang, nur mußte noch ein besseres Polirmittel oder eine leichter abzuwischende Farbe erfunden werden. Eine Mischung aus Vitriol und Wasser ätzte den Stein hinlänglich glatt, um mit einem Lappen polirt zu werden, und leichter Oelfirniß, mit frankfurter Schwärze und etwas Weinstein angerieben, ließ sich durch eine schwache Auflösung von Pottasche und Kochsalz in Brunnenwasser leicht von der Oberfläche der Steinplatte wegwischen. So war die vertiefte Manier des Steindrucks erfunden. Ihr folgte die Erfindung der erhöhten Manier. Senefelder schrieb mit seiner Fett-Tinte auf den abgeschliffenen Stein, ätzte ihn mit Scheidewasser, welches allenthalben, wo die Tinte nicht schützte, den Stein um die Dicke eines Kartenblattes vertiefte, und druckte die erhabene mit Buchdruckerfarbe eingeschwärzte Schrift ab, was ihm vollkommen gelang. Geldmangel aber hinderte ihn, seine Erfindung zu verfolgen, und er ging nach Ingolstadt mit dem Entschluß, als Stellvertreter eines Artilleristen, der ihm 200 Gulden bot, in baierische Dienste zu treten. Als Ausländer ward er nicht angenommen, und kehrte nach München zurück. Jetzt kam Senefelder auf den Gedanken, seine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden. Der Hofmusikus Gleißner, dem er deßhalb Vorschläge machte, ging darauf ein, und gab das erforderliche Geld und zwölf Lieder mit Clavierbegleitung her. Senefelder schrieb die letzten auf Stein und machte hundertzwanzig Abdrücke, die einen reinen Gewinn von 70 Gulden gaben. Der Churfürst, dem ein Abdruck überreicht wurde, sandte hundert Gulden und versprach ein Privilegium. Duetten für zwei Flöten von Gleißner trugen in kurzem wieder 40 Gulden ein. Die Unternehmer lebten in den schönsten Hoffnungen (1796), obgleich die Aufmunterung, welche die münchner Akademie den Erfindern angedeihen ließ, sich auf 12 Gulden beschränkte. Nachfolgende Versuche aber mislangen aus Mangel an einer zweckmäßigen Presse; die Unternehmer geriethen in großen Verlust, die Erfindung in Mißkredit. Jetzt nahm sich der Musikhändler Falter der Sache an; er ließ eine gute Presse fertigen, mit der die Zauberflöte, von Danzy in Quartette gebracht, gedruckt wurde, fand aber den Aufwand, der durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter über die Gebühr erhöht wurde, so beträchtlich, daß er dem Kupferstich den Vorzug gab. Indeß hatte auch der damalige Professor an der Militärakademie Schmidt (jetzt Dechant in Miesbach) angefangen in Stein zu ätzen; durch ihn ward Senefelder mit dem Schulrath Steiner bekannt, welcher durch eine kleine Vignette in Steindruck veranlaßt wurde, einige kleine Bilder für einen Catechismus auf Stein zeichnen zu lassen. So mittelmäßig sie auch ausfielen, so bewiesen sie doch, daß

man die Erfindung auf Zeichnungen aller Art anwenden könne, und Steiner verschaffte dem Erfinder Gelegenheit, sich in der Anwendung seiner Kunst auf allerlei Gegenstände zu üben. Eine Hauptschwierigkeit machte das Verkehrtschreiben auf den Stein. Dem auszuweichen, erfand Senefelder eine Tinte aus Leinöl, Seife und Kienruß, mit welcher er Schrift und Noten von einem geschickten Schreiber auf Notenpapier bringen ließ. Von diesem Papier druckte er sie dann auf den Stein über und erhielt so eine genaue verkehrte Vorzeichnung. Aber diese verkehrten Buchstaben mußten immer erst mit der Steintinte überfahren werden, um zum Abdrucken tauglich zu seyn. Bei dem Ueberdrucken von Papier auf Stein, nahm der Erfinder wahr, daß Nässe, z. B. die Gummi-Auflösung, sich dem Anheften der fetten Tinte widersetzte. Ein Blatt von einem alten Buche wurde durch verdünntes Gummiwasser gezogen, dann auf einen Stein gelegt, und mit einem in dünne Oelfarbe getauchten Schwamm allenthalben berührt. Die gedruckten Buchstaben nahmen die Farbe an, das Papier selbst blieb weiß. Nun ward ein anderes weißes Papier darauf gelegt, und beide durch die Presse gezogen. So erhielt man einen guten, aber verkehrten Abdruck des gedruckten Blattes, welches man wieder wie das Original behandelte, um von demselben gerade Abdrücke zu machen. So war die chemische Druckerei oder die Kunst, Schriften vom Papier auf Papier überzudrucken, erfunden. Eine Tinte aus Colophonium, feingeriebner Silberglätte, Kienruß, Oelfirniß und Pottasche, mit Wasser vermischt, zeigte sich für diesen Zweck besonders brauchbar. Diese Erfindung führte auf Versuche, ob sich nicht auch die Steinplatte so herrichten lasse, daß sie nur an den mit fetter Tinte bezeichneten Stellen Farbe annähme, und an den nassen ihr widerstünde. Auch dies gelang, wenn man den glatten Stein zuerst mit Seifenwasser fein anstrich, gut abtrocknete, mit Wachstinte darauf schrieb oder aufgelös'te Druckschrift oder fette Handschrift vom Papier darauf abdruckte, dann den Stein mit schwachem Scheidewasser ätzte und ihn durch Aufgießen von Gummiwasser vollends zum vielfältigen Abdrucke herrichtete. Somit war die chemische Steindruckerei zu Stande gebracht. Jetzt zog Senefelder auch seine beiden Brüder Theobald und Georg in sein Geschäft, dem er in Gemeinschaft mit Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er ein Privilegium auf 15 Jahre (1799). Um dieselbe Zeit erkaufte der Musikverleger André aus Offenbach die Mittheilung des gesammten Verfahrens um eine bedeutende Summe. Der Erfinder nebst der Familie Gleißner zog nach Offenbach, wo man in der André'schen Officin den Steindruck im Großen zu treiben begann. Man beschloß, sich in Paris, London, Berlin und Wien ausschließende Privilegien auszuwirken, und Senefelder reis'te deßhalb selbst nach London. Erst nach sieben Monaten erreichte er seinen Zweck. Nachdem er einen Bruder André's, der ihn begleitete, in den Handgriffen des Steindrucks unterrichtet hatte, kehrte er nach Offenbach zurück. Hier erfuhr er, daß inzwischen die Frau Gleißner nach Wien gesandt worden, um dort das ausschließende Privilegium zu erwirken, und daß sie einen Proceß mit seiner Mutter führe, die sich ebenfalls in Wien befinde, und das Privilegium für ihre Söhne nachsuche. Senefelder entzweite sich darüber mit André, gegen den er mißtrauisch gemacht wurde, trennte sich von ihm und reis'te im August 1800 mit seinen Brüdern selbst nach Wien. Hier versprach ihm der kaiserl. Hofagent von Hartl allen Beistand, er-

klärte aber zugleich, daß das Privilegium nur auf des Erfinders Namen erhalten werden könne. Dies bewog Senefelders Brüder, nach München zurückzukehren, um dort unter der Verpflichtung, den dritten Theil des Gewinns an Aloys zu zahlen, den Steindruck zu betreiben. Hartl aber schloß mit Letzterm einen förmlichen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn, vermöge dessen er die nöthigen Gelder, Senefelder seine Kenntnisse hergeben solle. Es wurden Proben auf Papier und Cattun gemacht, welche den Beifall einer eigens zur Prüfung der Sache ernannten Commission von Sachkennern erhielt. Inzwischen war auch die Gleißnerische Familie in Wien angekommen, und man fing jetzt an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Aber der Ertrag deckte anfangs die Kosten nicht und versprach auch, als er sich hob, Senefeldern noch auf eine Reihe von Jahren keinen Vortheil, da Hartl's beträchtliche Vorschüsse zu tilgen waren. So in seinen Erwartungen getäuscht, überließ Senefelder das ihm in der Zwischenzeit ertheilte Privilegium an Steiner in Wien und setzte seine letzte Hoffnung auf die Kattundruckerei. Wirklich schloß er mit den Gebrüdern Faber, die in St. Pölten eine Kattunfabrik besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab. Allein ganz unvermuthet erfuhr er, daß es seinen Brüdern in München sehr wohl gehe. Frau Gleißner, welche sogleich dahin reis'te, fand die Nachricht gegründet, errichtete selbst eine kleine Druckerei, und ließ für den Abt Vogler und den Freiherrn v. Aretin arbeiten. Auf des Letztern Wunsch nahm Senefelder im Oct. 1806 Urlaub und kam nebst Gleißner nach München. Aretins Vorschüsse und Empfehlungen und Senefelders Thätigkeit brachten jetzt die Druckanstalt bald in Flor. Es wurden mehrere Pressen für Musik, für Regierungsarbeiten und für das Kunstfach in Gang gesetzt; die Herausgabe von Albrecht Dürers Gebetbuch gewann verdienten Beifall. Vier Jahre dauerte die Verbindung zwischen Aretin und Senefelder, während welcher außer vielen Arbeiten auch viele Proben in verschiedenen Kunstmanieren gemacht wurden. Inzwischen war unter der Direction des Herrn v. Utzschneider eine Steindruckerei zum Landchartendrucke bei der königl. Commission des Steuer-Catasters eingerichtet worden. Senefelder erbot sich, die Aufsicht über dieselbe zu übernehmen, wogegen er einen lebenslänglichen Jahrgehalt von funfzehnhundert Gulden für sich und von tausend Gulden für seinen Freund, Gleißner, ferner den Rang eines königl. Inspectors der Lithographie, und die Erlaubniß, außer der königl. Druckerei auch seine eigne, in Verbindung mit Aretin, besorgen zu dürfen, foderte. Dieses Gesuch ward im Oct. 1809 bewilligt. Jetzt, in eine sorgenfreiere Lage versetzt, strebte der thätige Mann, den Steindruck durch allerley Kunstmanieren zu vervollkommnen. Er begann zugleich die Ausarbeitung seines lithographischen Lehrbuchs, welches nach vielen Unterbrechungen erst 1819 zu Stande kam, dafür aber auch einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, der jedem Freunde und Kenner der Kunst Bewunderung abnöthigt. (Vergl. den Art. Steindruckerei.)

Sequestration nennt man die Jemanden anvertraute Aufbewahrung eines zwischen zwei oder mehreren Parteien streitigen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streit dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt Sequestration, und der Aufbewahrende Sequester. Die Sequestration kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden oder auch durch bloße richterliche Gewalt verfügt werden. Im

erstern Falle heißt sie willkürliche Sequestration (S. voluntaria), im letztern nothwendige (S. necessaria). Ein Gericht darf aber nur dann eine Sequestration anordnen, wenn während des Prozesses für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand auch auf den Fall des Sieges entweder gar nicht, oder doch auf unersetzliche Weise beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefodert werden. Nicht blos Sachen, sondern auch Personen können unter Sequestration gesetzt werden, z. B. Frauenzimmer, die sich mehrfach zu gleicher Zeit gültig verlobt haben; und Kinder, wenn die streitenden Parteien sich gegenseitig das Recht der mütterlichen oder väterlichen Gewalt ausschließlich anmaßen wollen, und dieses Recht zweifelhaft ist.

Serica. So heißt bei den Alten das äußerste asiatische Land, das sie, wenigstens dem Namen nach, kannten. Es umfaßte ungefähr die jetzige Mongolei, einen Theil von China und die Gegenden nördlich bis gen Sibirien. Als Hauptstadt wird Sera genannt und die Einwohner heißen Serer (Seres). Uebrigens findet man erst bei Ptolemäus, im 2ten Jahrhundert nach Chr., bestimmte Nachrichten über dieses Land, das durch manche Handelsartikel, die man von dorther brachte, den Römern merkwürdig und bekannter wurde, unter andern durch die Seide. Aber immer blieb diese Gegend im Ganzen den Alten ein unbekanntes Land, von dem manches Fabelhafte erzählt wird.

Serra de Estrella (mons Herminius), ist ein rauhes Granitgebirge, das größte und höchste in Portugal (eine Fortsetzung des in Spanien befindlichen Guadarramagebirges), welches sich in der portugiesischen Landschaft Beira, zwischen dem Ursprunge der Flüsse Mondego und Cecere ausdehnt, dessen höchste Höhe, der Cantaro Delgado, sich 8000 Fuß über das Meer erhebt, und vom October bis in den Junius mit Schnee bedeckt ist. Dieses Gebirge bildet eine wahre Alpenlandschaft, die man in diesem warmen Lande nicht suchen würde. Merkwürdig sind auf demselben mehrere Seen, die zum Theil lauwarm sind, Blasen werfen und dabei krystallhelles Wasser haben. Der unterste und kleinste derselben heißt der runde See und ist von hohen Felsen eingefaßt; von diesem kommt man zu dem höhern langen See, und endlich zu dem höchsten, dem finstern See. Beide letzteren Seen ergießen sich durch Gebirgsströme in den Rio de Alva. Die Bergbäche Condieiro und Unhaes bilden durch ihren Sturz über die Felsen herab schöne Wasserfälle. Um das Gebirge her liegen viele Dörfer, die ihre Nahrung größtentheils von den Producten der niedrigeren Theile, Abhänge, Vorberge und Thäler desselben ziehen, welche nicht nur sehr schön und romantisch und von vielen Bächen bewässert sind, sondern auch vortreffliches Obst liefern und fette Triften haben, auf welchen im Sommer zahllose Heerden weiden, die sich im Winter in das milde Klima von Alemtejo flüchten. Man macht hier auch sehr geschätzte Schafkäse, die weit umher verschickt werden.

Serre (Hercule de) gegenwärtig (1819) in Folge des wichtigen Ministerwechsels zu Ende 1818 (wodurch Richelieu als Principal-Minister, Lainé, Pasquier und Molé abtraten), Großsiegelbewahrer und Justizminister in Frankreich. Man hält ihn für eine der Hauptstützen der Partei der Liberalen. Beim Ausbruch der Revolution war er noch jung; er emigrirte, nahm Dienste beim Condéischen Corps, kehrte zurück, und wurde nun in Metz Advocat, wo er sich bald außerordentlich auszeichnete. Als Napoleon in den hanseatischen Departements die fran-

zösische Gerichtsverfassung einführte, wurde de Serre zum Präsidenten des kaiserlichen Hofgerichts (cour impériale) in Hamburg ernannt. 1815 war er Mitglied der ultraroyalistischen Deputirtenkammer und hier hatte er besonders Gelegenheit, sich durch die Sprache der Mäßigung und der echten Vaterlandsliebe bemerkbar zu machen. Auch bei den Verhandlungen über die Zurückberufung der verbannten Régicides, machte er sich durch den Ausruf: jamais! jamais! höchst bemerkbar.

Servius Tullius, einer der merkwürdigsten römischen Könige, und zwar in der Reihe der 6te, vom J. Roms 173 — 217. Er zeichnete sich durch Verstand und Tapferkeit aus. Einen hellen Schein, den man einst um den schlafenden Knaben gesehen haben wollte, deutete man auf den Glanz der Herrscherwürde und der Tapferkeit, der ihn späterhin umgab. Er machte sich um Rom durch mehrere nützliche Einrichtungen verdient, indem er unter andern die Stadt und das Land in mehrere Districte (tribus) und die sämmtlichen Bürger selbst in 6 Classen, und diese wieder in Centurien theilte und den Census einführte. Er soll das erste Geld haben prägen lassen. Die Macht Roms befestigte er durch ein Bündniß mit den Lateinern und Sabinern. Dieser für Roms Macht und Größe so wohlthätige Fürst fand zuletzt ein trauriges Ende, indem er von seinem eignen Schwiegersohn, Tarquinius Superbus, für einen unrechtmäßigen Regenten erklärt und von ihm ermordet wurde.

Sessa (Carl Borromäus Alexander), der lange Zeit unbekannte Verfasser der dramatischen Posse Unser Verkehr, welche als eine Persiflage auf die Juden trotz ihrer Unbedeutenheit mehr Aufsehen erregt und Beifall erhalten hat, als selten ein vorzügliches Werk der Art. Er war 1786 zu Breslau geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, machte auf der Leopoldinischen Universität den s. g. philosophischen Cursus mit solcher Auszeichnung, daß er schon 1804 die Magisterwürde erhielt, widmete sich dann zu Halle, hauptsächlich unter Reil und Steffens, der Medicin, und ging 1806 nach Wien, wo er ein Jahr lang unter dem berühmten Beer besonders die Augenkrankheiten studirte. Im J. 1808 ging er nach Frankfurt an der Oder, wo er durch Vertheidigung seiner Abhandlung de ophthalmia syphilitica die medicinische Doctorwürde erwarb. Nachdem er 1810 noch einmal Wien und dann Berlin besucht hatte, ohne seine Absicht, ein akademisches Lehramt zu erhalten, zu erreichen, ging er nach Breslau zurück trat hier mit dem glücklichsten Erfolg als practischer Arzt auf, ward aber noch vor dem Schluß des verhängnißvollen Jahres 1813 ein Opfer der Typhusepidemie. Einzelne treffliche Abhandlungen von ihm über die Augenkrankheiten und Bruchstücke eines größern Werks über die Geschichte der Sinne enthält das Archiv der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Von seinen poetischen Arbeiten ist außer einigen Gedichten nichts im Druck erschienen, als das erste Heft der scherzhaften Zeitung für Narren und ihre Freunde, die er selbst vorahnend Makulatur überschrieben hatte, und erst nach seinem Tode die Posse Unser Verkehr, in welcher sämmtliche handelnde Personen Juden von verschiedenen Ständen und Bildungsgraden sind, eine Idee, die reichen Stoff zu einem wahrhaft drastischen Lustspiel darbot, deren Ausführung aber höchst dürftig, schwach und einförmig ausgefallen ist. Lob dagegen verdient die Sprache, welche aus der ganz eigenthümlichen Gesprächsweise der Juden, mit großer Charakteristik in der Bezeichnung ihrer verschiedenen Lebensbildung, recht eigentlich abgeschrieben ist.

Sessi, ein durch die Annalen des neuern Kunstgesangs sehr bekannter Name, welchen mehrere aus ursprünglich italienischem Geschlecht stammende Sängerinnen berühmt gemacht haben. Vorzüglich gehören hieher fünf Schwestern, deren Vater früher in Rom bei dem Monte della pietà angestellt war, späterhin aber sich mit seiner Familie 1794 nach Wien begab. Die älteste, Marianna Sessi (Sessi-Natorp, weil sie 1795 einen Kaufmann Natorp heirathete), ist noch jetzt als eine der ersten Bravoursängerinnen in Deutschland bekannt, obgleich ihre Stimme, die ehedem ganz vorzüglich voll und kräftig gewesen seyn muß, jetzt an Höhe, Fülle und Energie bedeutend verloren hat. Sie war bei der Opera seria in Wien seit 1793 engagirt, ging ohngefähr 1804 nach Italien, wo sie zwei Jahre in Neapel am Theater S. Carlo sang, dann auf lange Zeit nach London. Im J. 1817 und 1818 reiste sie im nördlichen Deutschland und trat besonders in Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg mit dem größten Beifall auf, von da ging sie über Copenhagen nach Stockholm, wo sie noch jetzt sich zu befinden scheint. Ueberall hat man die Rundung und Sicherheit in ihren Passagen, und den mit großer Fertigkeit verbundenen kräftigen Ausdruck bewundert. Die zweite dieser Schwestern, Imperatrice Sessi, hat aber den größten Namen als Sängerin erlangt, der sich auch lange noch nach ihrem Tode fortbehauptet. Sie bildete sich in Wien zuerst, und trat 1804 zum ersten Male öffentlich auf, ging aber gleich darauf nach Venedig, wo sie während des Carnevals 1805 durch ihren Gesang das Publikum so bezauberte, daß sie bei ihrem letzten Auftreten daselbst, wo Sonetten von allen Farben und Formen zu ihrer Ehre gedichtet auf die Bühne flogen, wo ihr in Kupfer gestochenes Bildniß unter die Zuschauer geworfen wurde, wo man sie in einem Abende dreimal herausrief, und das eine Mal mit Ueberreichung eines Blumenstraußes in einem reich verzierten silbernen Becken, das andre Mal mit einer Lorbeerkrone beehrte, — den höchsten Triumph einer Künstlerin feierte. Sie ging darauf nach Florenz. Hier sang sie, betrauert von allen Gesangfreunden, ihren Schwanensang; denn sie starb hier 1808 im October, in dem Hause ihrer Aeltern, im 25sten Jahre an einer Auszehrung. Nach Gerber war sie an ihren Schwager, d. K.K. Major von Natorp verheirathet. Im Ausdruck und der Declamation soll sie das Höchste errichtet haben, was man in neuerer Zeit gehört hat, dabei aber eine jugendlich volle und ins Herz dringende Stimme, und einen vortrefflichen Vortrag besessen haben. An ihrem oft zu Thränen rührenden Gesang entwickelte sich vorzüglich das Talent ihrer jüngern Schwester, Anna Maria Sessi, welche als eine der ausdruckvollsten und gediegensten italienischen Sängerinnen in Deutschland bekannt ist. Sie ist in Rom 1793 geboren, kam im ersten Jahre ihres Lebens nach Wien, und entwickelte sich durch Hören und Unterricht so schnell, daß sie schon im 12ten Jahre mit ihren Schwestern öffentlich auftrat, zuerst in Wien, und dann in Bologna. In Florenz widmete sie sich noch gründlicher dem Studium des Gesangs und erwarb sich durch sorgfältige Uebung die Festigkeit und Gewalt über ihre Stimme, welche die Grundlage des ächten italienischen Gesangs ist. Zwei Jahre lebte sie dann bei ihrer älteren Schwester in Neapel, unter deren Leitung sie nun ihre Bildung vollendete. Im J. 1811 ging sie nach Wien, wo sie in mehreren Vorstellungen in der italienischen, und als diese einging, in der deutschen Oper mit Anerkennung auftrat. Im J. 1813 verheirathete sie sich in Wien (woher sie den Na-

men Neumann-Sessi führt), sang dann 1814 auf dem Theater in Pesth, trat während des Congresses wieder in mehreren Gastrollen in der deutschen Oper in Wien auf, und reis'te 1815 über München nach Carlsruhe, Frankfurt, Hannover, Hamburg und über Leipzig nach Wien zurück. An vorletzterem Orte machte sie sich dem Publikum durch ein Conzert so vortheilhaft bekannt, daß sie zuerst für die Winterconzerte in Leipzig 1816 und 17, und dann bei dem neuerrichteten Stadttheater daselbst engagirt wurde, wo sie, einige kleine Kunstreisen abgerechnet, sich bis diesen Augenblick ununterbrochen aufgehalten, und den ausgezeichnetsten Beifall, so wie die größte Achtung des Publikums gesichert hat. Sie beherrscht ihre durchdringende Stimme, die in dem Uebergange in die Kopftöne etwas scharf, darüber hinaus aber sehr voll und hellklingend ist, mit seltner Gewalt und Artikulation, und eignet sich durch ihren festen und kräftigen nie überladenen Vortrag besonders für den großen leidenschaftlichen Gesang; daher die Parthie der Vestalin Julie und der Amenaide zu ihren Hauptleistungen gehört; wiewohl sie im Ganzen mehr Conzertsängerin als Theatersängerin ist. Im Recitativ ist sie selbst von den meisten Italienern unerreicht. Die vierte und fünfte dieser Schwestern, Vittoria und Carolina, wovon die erstere in Wien, die zweite in Neapel verheirathet lebt, sind weniger bekannt. Noch gibt es aber eine Dem. Maria Theresia Sessi, welche eine Cousine der genannten Schwestern ist, und sich zuerst in Wien, dann in Italien als Sängerin gebildet hat, seit einiger Zeit aber im südlichen Deutschland mit vorzüglichem Lobe ihrer bedeutenden Fertigkeit und Sicherheit, und einer wohlklingenden, umfassenden Stimme an mehrern Orten aufgetreten ist.

Sesterz (sestertius) eine bekannte, sehr gewöhnliche Silbermünze der Römer, an Werth 2½ As (daher der Name sesquitertius, drittehalb). Der Werth, nach unserm Gelde berechnet, betrug ungefähr 1 Gr. 3 Pf. oder 4 Kr., und war nicht zu allen Zeiten ganz derselbe. Wohl zu unterscheiden ist die neutrale Form: Sestertium, welche gewöhnlich in der Mehrzahl vorkommt und keine wirkliche Münze, sondern eine Summe von 1000 Sesterzen, also ungefähr von 50 Thlr. bezeichnet. Besonders zu bemerken ist hierbei noch, daß, wenn ein Zahlwort als Adverbium zu sestertium gesetzt wird, dann soviel 100,000 Sesterzen zu verstehen sind. Z. B. quadragies sestertium sind 4 Millionen Sesterzen, und decies sestertium, 1 Million, wo das Wort sestertium auch öfters ganz weggelassen wird. Die gewöhnliche Bezeichnung ist H. S. d. h. L. L. S., nämlich 1 Pfd. (libra) 2 mal und ½ Pf. (semis). Sehr gewöhnlich sagte man auch statt sestertius, im gemeinen Leben, numus. Als Gewicht betrug ein Sesterz ungefähr 15¾ Gran französ., oder 0,228 Quentchen berliner Gewicht.

Sestetto, s. Septett.

Sestini (Dominico), ein gelehrter Antiquar und einer der ersten Numismatiker unsrer Zeit, Mitglied der Akademie der Inschriften, der Crusca, der münchner Akademie u. s. w., ist gegen 1750 zu Florenz geboren. Er trat früh in den geistlichen Stand, widmete sich aber ganz dem Studium des classischen Alterthums und der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik. Um seine Kenntnisse zu erweitern und aus Begierde zu reisen, verließ er schon jung das älterliche Haus. Er verließ 1774 Florenz, sah Rom und Neapel und ging nach Sicilien, um die reichen Sammlungen des Fürsten Biscari zu

untersuchen. Er blieb drei Jahre bei demselben als sein Bibliothekar und Antiquar und erwarb sich einen Schatz von archäologischen Kenntnissen. Da aber die Luft seiner Gesundheit nicht zusagte, gab er 1777 diesen Posten auf, und ging über Malta und Smyrna nach Constantinopel, wo er 1778 ankam. Um der Pest auszuweichen, folgte er dem neapolitanischen Gesandten, dem Grafen Ludolf, auf dessen anmuthigen Landsitz an den Ufern des Bosphorus, von wo aus er mehrere Excursionen machte, unter andern auch nach dem Olymp in Bithynien, dessen für unzugänglich gehaltnen Gipfel er erstieg. Bei seiner Rückkehr nach Constantinopel war er besonders dem englischen Gesandten Ainslie behülflich, eine der reichsten Sammlungen griechischer Münzen anzulegen. Nachdem er lange in der Wallachei verweilt und 1781 über Wien wieder nach Constantinopel gekommen war, war er entschlossen, Georgien zu besuchen, als der Resident der englischen Compagnie bei dem Nabob von Golconda ihm vorschlug, wenigstens bis Golconda mit ihm zu reisen. Er würde diese Reise bis Indien fortgesetzt haben, wenn nicht der Krieg ihn daran verhindert hätte. Er besuchte auf dem Rückweg Cypern und Aegypten und war 1782 wieder in Constantinopel. Er beschäftigte sich jetzt eifrig mit der Abfassung seiner verschiednen Werke. Sein Plan war, die reichsten Münzsammlungen von Europa zu besuchen und alle noch unbeschriebnen Stücke in einem Werke zusammenzufassen. Nach einem langen Aufenthalt in Berlin, ging er 1810 nach Paris und von da nach Florenz, wo er 1812 als Antiquar, nach der Rückkehr des Großherzogs aber als Professor ordinarius an der Universität Pisa angestellt wurde. Er hat sich seitdem lange in Ungarn aufgehalten, um die reiche Münzsammlung des Grafen Wiczay zu Hedervar zu ordnen und zu beschreiben. Die zahlreichen Werke Sestini's beziehen sich, außer seinen Reisebeschreibungen, meistens auf die Münzkunde und sind für diese Wissenschaft classisch.

† Sevilla hat einen Umfang von 3½ geographischen Meilen, eine Kathedralkirche, 29 Pfarrkirchen, 84 Klöster, 13,500 Häuser und 96,000 Einwohner.

Sexagesimal-Eintheilung. Daß die Theilung der Zeit eine Sexagesimal- (sechzigtheilige) Eintheilung, nemlich der Stunde in 60 Minuten, der Minute in 60 Secunden, und der Secunde letztlich in 60 Tertien sey, ist hinreichend bekannt. Ehedem wurde auch der Kreis ausschließlich nur auf diese Weise, nemlich jeder seiner 360 Grade in 60 Minuten und dann weiter wie oben getheilt. Die neuesten französischen Geometer fanden aber (wie dem auch wirklich so ist) die Decimal- oder eigentlich Centesimal-Eintheilung bequemer, und gaben dem zufolge dem Kreise 400 Centesimal-Grade (jedem Quadranten 100), jedem dieser Grade 100 Centesimal-Minuten und jeder derselben wieder 100 Centesimal-Secunden, so daß diese Unterabtheilungen also nicht mehr wie Sexagesimal-, sondern wie Centesimal-Brüche der ihnen voraufstehenden Einheiten erscheinen. Man übersieht mit einem Blicke die Rechnungsvortheile, welche die letztere Eintheilung vor der erstern gewährt; und es ist darum so nothwendig auf dieselbe aufmerksam zu machen, weil in den neuesten französischen astronomischen Schriften fast immer sie gemeint ist. La Place gebraucht nur sie; Biot setzt zu mehrerer Bequemlichkeit häufig die Resultate beider Theilungen neben einander. Um ein Beispiel außerordentlicher Verschiedenheit beider Ausdrücke zu geben, bemerke man, daß die Sonnen-Parallaxe nach Sexagesimal-Theilung 8″, 8.., nach Centesimal-Theilung aber 27″, 1.. beträgt.

Sforza, ein berühmtes italienisches Haus, das im 15ten und 16ten Jahrhundert in Italien eine große Rolle spielte, dem Herzogthume Mailand 6 Regenten gab, und mit den meisten europäischen Fürstenhäusern in Verbindung trat. Der Stifter desselben war ein Bauer von Cotignola in Romagna, Sforza Attendolo, der sich durch Verstand und Muth, als Staatsmann und zugleich als Feldherr, zu einem der mächtigsten Condottiere in Italien aufgeschwungen hatte. Als er eines Tages, auf seinem Felde arbeitend, von Miethsoldaten, die das ganze Land erfüllten, zur Theilnahme an ihrem lustigen Handwerke ermuntert ward, warf er seine Hacke auf einen Baum: „Bauer wolle er bleiben, fiele sie herab; bliebe sie oben, so betrachte er dieß als eine Vorbedeutung künftiger Größe und seines Rufes zu den Waffen." Er diente hierauf der Königin Johanna II. von Neapel, die ihn als die Stütze ihres Thrones ansah. Seinem eben so tapfern Sohne Franz Sforza hinterließ er zugleich mit den ihm ganz ergebenen Schaaren die Macht, sich allen Staaten furchtbar oder werth zu machen. So geschah es, daß Franz Sforza der Eidam der Herzogs Philipp Maria Visconti von Mailand wurde und den Oberbefehl in dem Kriege Mailands gegen Venedig erhielt. Allein nach seines Schwiegervaters Tode (1447) entstand Mißtrauen zwischen ihm und den Vorstehern von Mailand; er schien mit der Macht auch den Willen zur Erwerbung eines Thrones zu haben, auf dem seine Gemahlin Blanca geboren war. Also schloß er mit den Venetianern Friede, zog vor Mailand, und nöthigte die Bürger durch Hunger zur Uebergabe der Stadt. Sie wählten ihn 1448 zum Herzoge. So ward Franz Sforza, ein ruhmvoller und glücklicher Fürst, der Stammvater eines ihm an Geschick und Glück unähnlichen Geschlechts. Er starb 1466. Sein Sohn, Galeazzo Maria, ein Barbar und Wollüstling, ward 1476 von einigen Verschwornen ermordet. Dessen unmündiger Sohn, Johann Galeazzo, ward von des Vaters Bruder, Ludwig Moro (d. i. mit der Maulbeere), verdrängt. Dieser verband sich mit König Carl VIII. von Frankreich, und öffnete ihm den Weg durch Italien nach Neapel 1494, damit Galeazzo's Schwiegervater, König Alfons von Neapel, seinem Eidam nicht Hülfe leisten konnte. In der Folge trat er zu dem Bunde gegen Frankreich, und wurde deßhalb von dem Könige von Frankreich Ludwig XII. 1449 des Herzogthums entsetzt. Zwar vertrieb er die Franzosen noch in demselben Jahre mit Hülfe der Schweizer; allein König Ludwig zog abermals gegen ihn zu Felde und gewann die Schweizer des Herzogs, so daß diese nicht wider ihre für Frankreich dienenden Landsleute fechten wollten. Einer von ihnen verrieth den Herzog, der alsdann (1500) nach Frankreich abgeführt wurde, wo er 1510 zu Loches im Gefängnisse starb. Sein Sohn, Maximilian Sforza, vertrieb 1512 mit Beistand der Schweizer die Franzosen nochmals aus Mailand, mußte aber dem König Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 sein Land, gegen ein Jahrgeld, abtreten. Als aber Franz I. vom Kaiser Carl V. aus Italien verdrängt worden war, belehnte der Kaiser den Bruder Maximilians, Franz Sforza, mit Mailand 1529. Dieser starb 1536, und Carl V. gab 1440 Mailand seinem Sohne, dem König Philipp II. von Spanien. Von einer Seitenlinie stammt das noch jetzt in Italien blühende, mit der fürstlichen Würde des römischen Stuhls und des h. römischen Reichs beliehene, Haus Sforza im Kirchenstaate ab. Der gegenwärtige Fürst, Sixtus

Sforza (geboren 1730) folgte 1816 seinem Neffen Franz Joseph Philipp Sforza; er ist Herzog von Cesarini di Bobadilla San Fiore, Graf von Celano, Baron von Piscini, und hat keine männlichen Erben.

Shakers, s. Schütterer.

* Shakspeare (William), der größte dramatische Dichter, nicht nur von England, sondern aller Völker germanischen Stammes, war zu Stratford am Avon, einem Marktflecken in Warwickshire, der zwei Straßen und zweitausend Einwohner hat, im J. 1564 geboren. Es erregt billig Verwunderung, daß man den Tag, wo dieses Licht in der Welt aufgegangen, nicht mit Bestimmtheit weiß, da man die Geburtstage so viel unbedeutenderer Geister sorgfältig zur Kunde der Nachwelt zu bringen gewußt hat. Man muß glauben, ungeachtet diesem Dichter auch schon bei seinem Leben Auszeichnungen widerfahren sind, daß das niederschlagende Gegengewicht mit Schuld daran trage, welches gewöhnlich die Zeitgenossenschaft, besonders was unter dieser Geist, aber auch nur für den eigenen Geist Sinn hat, dem Gewicht vorzüglich Begabter anzuhängen beflissen ist. Als es zu spät war, hat man nachgeforscht, und sey es, daß man das Rechte gefunden, oder aus Vermuthungen geschlossen hat, die gegenwärtigen Biographen Shakspeare's nehmen den 23. April als den Tag seiner Geburt an, und dieß wahrscheinlich um so lieber, weil man bei merkwürdigen Menschen gern in Allem etwas Bedeutendes findet, und derselbe Tag nach einer über ein halbes Jahrhundert ruhmvoll ausgedehnten Lebensbahn sein Todestag werden sollte. Sein Vater, John Shakspeare, ein begüterter Mann, der einen beträchtlichen Wollhandel führte, genoß daneben die Auszeichnung eines officer of the corporation, und bekleidete die ehrenvolle Stelle eines Friedensrichters; die Gattin desselben war die Tochter und Erbin Robert's Arden von Wellington, in der Grafschaft Warwick. Nach Einigen hatte dieses achtbare Ehepaar fünf Söhne und sechs Töchter, nach Andern nur zehn Kinder, William war der älteste Sohn. Auch über die geistige Erziehung und den ersten Unterricht herrscht Ungewißheit, und ist nachmals viel Streit darüber geführt worden, ob und wie gelehrt er gewesen sey. Annehmen läßt sich inzwischen, daß er in der Freischule seines Ortes die Kenntniß im Lateinischen erworben habe, die aus seinen Schriften hervorleuchtet; das Französische und Italienische, das er hin und wieder in Worten und Phrasen anbringt, kann er auch später für sich gelernt haben. Kaum 15 bis 16 Jahre alt, mußte er sich schon dem Mitbetreiben des Handels unterziehen, und, kaum im 18ten Jahre, heirathete er die 25jährige Anna Hathaway aus Shottery, die ihm im J. 1583 sein Lieblingskind, Susanna, und 1584 die Zwillinge Judith und Samuel gebar. Williams Geist war zu gewaltig, um sich vom kümmerlichen Treiben eines Alltagsleben erdrücken zu lassen; dennoch ist es als ein Glück anzusehen, wenn es wahr ist, daß der sonst so offene, redliche und treuherzige Jüngling in genialem Frohmuth mit einer lustigen Gesellschaft in den nahliegenden Thiergarten des Sir Thomas Lucy zu Charlecote ging, und mit denselben einiges Wild abzufangen bemüht war. Ein vernünftiger Herr würde auf die zum Wildfang so geneigte Persönlichkeit einer frisch ins Leben greifenden Jugend, die sich nun einmal nicht von vornherein in die Bande der Philisterschaft schlagen läßt, Rücksicht genommen, und die Abschweifung nach allenfalsigem Verweis gütig verziehen haben; Sir Thomas aber war ein Pedant, der Lärm schlug, und auch unsern William förmlich anklagte. Es ist

eine Härte, wenn man dieses Umstandes wegen wohl noch jetzt den damals 22jährigen Jüngling zum Wilddieb stempeln hört, doch bewog ihn die Sache zu ihrer Zeit zur Flucht nach London, wo er dem Unwillen thörichter Unterdrückung in einer leider nicht vorhandenen satirisch-komischen Ballade wider seinen Verfolger Luft machte. Eigen ist es, daß Shakspeare, welcher das unveräußerliche Recht aller Dichter, neben der Begeisterung auch den Stoff kunstvoller Gestaltung am uralten Sagenborn zu schöpfen, wie keiner, genutzt hat, durch das Dunkel, das über seinem Jugendtreiben waltet, fast selbst wieder zu einer Sagenfigur werden mußte, und man trägt sich über seinen ersten Aufenthalt in der großen Königsstadt, die auch damals schon eine kleine Welt war, mit allerlei wunderlichen Geschichtchen. Bald soll er stracks ins Theater gelaufen seyn und sich zum Soufleurgehülfen haben anwerben lassen, der das Zeichen ertheilt, so oft eine Theaterperson aus den Coulissen treten muß; bald soll er die anmuthige Beschäftigung übernommen haben, den Besuchern des Schauspiels während dessen Dauer draußen vor der Thüre die Reitpferde für ein beliebiges Trinkgeld zu halten. Es gab nach derselben Zeit Jungen zu London, die sich Shakspeares-jungen nannten, das legen Andre, die mehr auf das vornehme Ansehen des Flüchtlings bedacht sind, dahin aus, daß er selbst sein Reitpferd sehr oft auf jene Weise zu halten gegeben, und dadurch Einen vor Anderen so berühmt gemacht habe, daß bald jeder Fremde von vielen jugendlichen Bewerbern mit dem Ausrufe: „ich bin Shakspeare's Junge, Sir!„ angefallen worden sey." Bei der Bühne zu London befand sich ein beliebter Künstler, welcher ein Landsmann von Shakspeare war, und Thomas Green hieß; durch diesen wurde Shakspeare, wie geschrieben wird, ums Jahr 1589 zum Mitglied der londoner Schauspielergesellschaft befördert. Man sagt weiter, daß dazumal eine überaus vornehme und pomphafte, möglichst eintönige Emphase die beliebte Manier im recitirenden Schauspiel gewesen, Shakspeare dagegen mit einer gefälligen natürlichen Art aufgetreten sey, so daß man ihm nur in der pathetischen Rolle des Geistes in seinem eignen Hamlet einigen Beifall habe zollen können. Seine Schauspiele inzwischen, wenn sie auch nicht das Glück hatten, den damaligen Hauptgelehrten und Kritikern zu behagen, ergriffen das Volk und hoben es über die Engherzigkeit der Pedanten hinaus, so daß er nun wieder von der Volksgunst zur Kenntniß manches hohen Freundes, selbst zum Fuß des Thrones getragen wurde, auf welchem die Königin herrschte, die sich ohnehin durch die Macht verwandter Größen angezogen fühlen mußte. Sein besonderer Gönner ward ein Freund des Essex, der Graf von Southampton, auch hat ihm der König Jacob Stuart eigenhändig einen huldreichen Brief geschrieben, zum Dank dafür, wie es heißt, daß er ihm, der sein Geschlecht von Banquo ableitete, im Trauerspiel Macbeth durch glorreiche Prophezeihungen seine Ehrfurcht bezeigt hatte. Bei so bewandten Umständen erwarb unser Dichter auch die Freundschaft von Ben Jonson, der gleichfalls Schauspiele schrieb, die jedoch eben niemand mehr kennt, so wie mancher andern Gelehrten und Schriftsteller, wobei es sich von selbst versteht, daß die meisten dieser Herrn sich ihm nicht nur gleich achteten, sondern auch mit größter Vornehmheit auf ihn herabblickten, vielleicht nicht ohne geheimen Verdruß, daß seine Stücke bei Hofe etwas galten, und auch daselbst aufgeführt wurden. Im J. 1610 ging der König Jacob der Erste sogar so weit, demselben nebst zwei Genossen, Henning und Condell, denen

man die erste Ausgabe des Shakspeare (in Folio) verdankt, die Errichtung einer neuen Bühne zu erlauben, und ihm so große Begünstigungen zu ertheilen, daß er seinen bereits blühenden Wohlstand durch drei bis vier Jahre noch beträchtlich steigern konnte. Nach diesen zog er sich in seine beinah ländliche Heimath zurück, und verlebte von seiner Gattin und seinen verheiratheten Töchtern umgeben, einige glückliche Jahre goldener Ruhe. Doch der vielkräftige Mann, der alle Stürme und Kämpfe des Lebens siegreich bestanden hatte, unterlag in dieser Friedensstille nur zu bald, er starb, da er kaum sein 53stes Jahr angetreten, an einem Donnerstage, den 23. April 1616, geliebt und beweint von Allen, die ihm nahe waren, noch jetzt durch die Ferne der Zeiten wegen eines so frühen Dahinscheidens aufs Innigste betrauert. In der großen Kirche zu Stratford, an der Nordseite der Kanzel steht ein schlichtes steinernes Denkmal in der Mauer; da sitzt Shakspeare nachdenkend unter einem Schwibbogen, ein Kissen ligt vor ihm, seine Rechte hält eine Feder, seine Linke ruht auf einer Papierrolle. Am Deckel steht:

Judicio Pylium, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.

Ein betrübter Beleg mehr, zu welchen Unpäßlichkeiten die einst herrschende Thorheit, alles dem gelehrten Alterthum ab- und anzuzwingen, führen mußte, indem Shakspeare weder was einen Nestor, noch einen Sokrates, noch einen Virgil ausmachte, und doch, was das literarische Leben betrifft, ohne alle Frage größer als alle drei war, daneben aber wahrscheinlich mehr Sehnsucht nach dem Himmel, als nach dem Olymp empfand, den er selbst mehr als eine Art poetischer Spiegelfechterei handhabte. Unter dem Distichon befinden sich sechs englische Reime, die zwar von Herzen gut gemeint, sonst aber nur durch die seltsame Behauptung ausgezeichnet sind, daß mit dem gefeierten Todten auch sofort die Natur gestorben sey. Bei großen Männern pflegt auch das geringste auf ihr Daseyn sich Beziehende großer Theilnahme gewiß zu seyn, und da man in Betreff Shakspeare's bedauernswürdiger Weise so lange nachlässig gewesen, so ist das emsige, sehr mühsame Nachforschen der späteren Zeit, dem es unter andern auch gelungen ist, sein Testament aufzufinden, als ein sehr erfreuliches und bedeutsames Zeichen anzuerkennen. Die Engländer, die gern rechnen und Geldsummen wenigstens im Munde führen mögen, haben sich beeifert herauszubringen, was wohl ihr großer Genius jährlich zu verzehren gehabt habe, und indeß Gildon (Letters and Essays) die Einkünfte seiner letzten Jahre auf 300 Pfund anschlägt, was in unsern Tagen so viel als 1000 Pfund seyn soll, will Malone das bezweifeln, und ihm nicht viel über 200 Pfund durchgehen lassen, welche Summe er etwa auch während der Blüthenzeit seiner theatralischen Laufbahn bezogen haben soll. Uns dürfte die Geschichte seines Wohn- und Sterbehauses zu Stratford schon anziehender dünken, das der Nachgeborne eines altedeln Geschlechts, Sir Hugh Clopton, Sheriff von London unter Richard III., und Lord-Mayor unter Heinrich VII. gebaut, und seinem Erben unter dem Namen des großen Hauses in Stratford verlassen hatte. So ging dies Gebäude mit den dazu gehörigen Ländereien von Hand zu Hand, bis es Shakspeare kaufte, und nachdem er es nach seinem Sinn verbessert und anders eingerichtet hatte New Place benannte. Die Cloptons kauften es nachmals von den Shakspeare'schen Nachkommen zurück, und hier bewirthete im J. 1742 ein anderer Sir Hugh Clopton den

Künstler, den man wohl den ausübenden Shakspeare hat nennen dürfen, Garrick, nebst seinen Reisegefährten unter einem Maulbeerbaume, der, wie fast kein Zweifel ist, von Shakspeare gepflanzt war. Etwa zehn Jahre hiernach kam die Besitzung, die der Staat als eine große Volksstiftung hätte erkaufen sollen, in die Hände eines Reverend Master Gastrell, der ein grämlicher Filz war, und nicht nur den Shakspearesbaum abhauen ließ, weil ihn die Wallfahrten dahin störten, sondern auch das Haus gänzlich niederriß, und, die Materialien verkaufend, dem Boden gleich machte, weil er meinte, der feindselige Magistrat habe es zu stark in die Armencasse versteuert, und es solle nun nie wieder eine Taxe bezahlen. Noch ansprechender würde uns ein recht lebendiges Bild von Shakspeares ganzer Persönlichkeit seyn, doch nur Einer der ältern Schriftsteller, Aubrey, hat es der Mühe werth gehalten, davon zu reden; nach diesem war Shakspeare ein hübscher, wohlgebildeter Mann, sehr guter Gesellschafter, und von einem allzeit fertigen, gefälligen und glatten (oder, wenn man will, unherben) Witz. Daher liebte man ihn auch in London wegen seiner heitern und aufmunternden Laune, und suchten, als er wieder zu Stratford wohnte, die vornehmsten Herren der Umgegend seine Bekanntschaft und Freundschaft sehr fleißig auf. Vor Kurzem will man ein altes und ächtes Bildniß von ihm gefunden haben, welches man wohl durch den Grabstichel vervielfältiget sehen möchte, doch schon in der Zeit, als hauptsächlich durch Garrick's unübertroffene Darstellungen und sonstige Veranstaltungen der Enthusiasmus für Shakspeare aufs Höchste gekommen war, glaubte jeder gute Engländer eine Büste oder einen Kupferstich von ihm besitzen zu müssen. Shakspeare's Sohn war im zwölften Jahre gestorben, seine Wittwe überlebte ihn um sieben Jahre. Susanna, an den Doctor und Arzt John Hall verheirathet, starb 66, Judith, verehlichte Guiney, 77 Jahre alt. Die Kinder dieser Frauen sind alle kinderlos gestorben, doch ist noch in diesem Jahre 1819 in englischen Blättern von einer Anverwandten des Shakspeare'schen Hauses die Rede gewesen. — Der wahre Dichter legt einen Theil seines Lebens in jede seiner Dichtungen nieder, die Menschen wissen das aber nicht, und lassen ihm so lange herzbrechende Anfeindungen angedeihen, um die er sich nicht kümmern würde, wenn er nicht eben als Dichter in seinem Gefühlsleben reizbarer wäre, bis sein letzter Lebens- und Sangeshauch verklungen ist. Dann kommen sie in Bedauern und Reue auf sich selbst zurück, und erheben den Unwiederbringlichen in die Wolken und Gestirne. Doch Shakspeare hatte noch mehr nach seinem Tode die Sandbänke der Engbrüstigkeit, der Albernheit, der Bosheit und des Neides in seinem meerumflossenen Eiland zu befahren; die laute Anerkennung ward ihm erst, nachdem er länger als ein Jahrhundert nicht mehr war, und auch hierbei wenn man bedenkt, welche Wunderlichkeiten der Kritik in England noch immer gleich Orakelsprüchen im Umlauf sind, fühlt man sich zu der wehmüthigen Bemerkung gedrungen, daß die Vielheit vielleicht mehr von Stolz, als von einer wahren, herzinnigen Liebe dazu gebracht worden sey. Erst im J. 1741 dachte man daran, diesem Heros der Dramatik ein prachtvolles Nationaldenkmal in der von den Schatten der Fürsten und Helden aller Art umschwebten Westminsterabtei aufzurichten. Die eröffnete Subscription hatte den allerschnellsten Erfolg, der Ertrag einer einzigen Aufführung des Julius Cäsar entsprach schon den kühnsten Erwartungen. Jetzt schimmert in der geweihten Halle die Marmorbildsäule des Dichters,

in der Tracht seiner Zeit, zur Seiten ein dreieckiger, allegorisch verzierter Sturz, worauf ein Buch liegt, und er sich mit dem rechten Ellenbogen stützt; die Inschrift ist aus Shakspeare selbst:

The cloud-capp'd towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself,
Yea, all which it inherit, shall dissolve,
And, like this insubstantial pageant faded,
Leave not a rack behind.

Tempest. Act. IV, Sc. 1.

(So einst umwölkte Thürm', und Prachtpaläst',
Und Feiertempel, ja der Erdball selbst,
Und was darin wohnt: alles wird zergehn,
Und, wie dies leere Schaugepräng' entschwindend,
Auch kein Gedünst nachlassen.)

Diese melancholische Betrachtung Prospero's ist zwar hier in ihrer Anwendung, der Gewalt eines großen Leides, um ein dem Todesloose verfallenes Hohes nicht unangemessen, doch darf nur der erste, stechende Schmerz so sprechen, nach einer so geraumen Zeit hätten die Gedichte des hohen Todten manchen paßlichern Ausdruck einer in Religion verklärten Wehmuth darbieten mögen. In gewisser Hinsicht würden gleich die zunächst folgenden Worte vorzuziehen gewesen seyn:

We are such stuff
As dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep.

(Wir sind Stoff,
Gleich dem der Träum', und dies so kurze Leben
Umgränzt ein Schlaf rings.) „Das Leben ist Traum!"]

Acht und zwanzig Jahre später, im J. 1769, veranstaltete Garrick dem Dichter, dem er seinen Glanz und seinen Ruhm zu verdanken hatte, an dessen Geburtsorte selbst eine pracht- und sinnvolle Jubelfeier; es war ein festlicher Aufzug von Siegeswagen, auf denen König Lear, Richard III., Macbeth, Romeo und Julia, triumphirend, von Trompeten- und Hörnerschall und anderer Musik, und einem zahllos jauchzenden Volke umgeben, sich zu einem strahlenden Ehrentempel bewegten, allwo Reden, Oratorien und Oden in ruhmvollem Wechsel wetteiferten; am Abend war Stratford beleuchtet, Feuerwerke brannten, ein Larvenball erhob die rauschende Lust der Gegenwärtigen, ein Wettrennen setzte dem Ganzen den Kranz auf. Jahrs darauf ward die Hauptvorstellung auf Drurylane zu London gebracht und mußte hundertmal wiederholt werden; nun wuchs die Begeisterung zu einer berauschenden Höhe, Lieder und Feste wechselten in allen Ständen; Straßen, Tavernen, Kaffeehäuser und öffentliche Gärten mußten den Namen des Volkslieblings annehmen. So schlug die durch die Puritanerei, durch das matte Wesen unter Carl II., durch so manche Störung und Hemmung so lang verhaltene Liebesflamme nun um so glühender empor, und man kennt den Aufwand, den Kunst und Wissenschaft mehr proteisch als prometheisch an den wunderbaren Meister gewandt hat. In der trübseligsten Gestalt hat sich dieser Aufwand unstreitig gezeigt, wenn er bemüht gewesen ist, dem Shakspeare eine Eigenschaft zu geben oder zu retten, auf welche man, so oft der Verfall der Dichtkunst eintritt, einen leidigen Werth legt, an der man sich als wahrhaften Strohhalm festhält, wenn die Blume ins Meer gesunken ist — wir meinen die Correctheit. Jene

höhere Correctheit des Künstlers, in der Composition, in der harmonischen Unterordnung aller Theile unter ein sie zusammenfassendes und beseelendes Ganzes, unter die Hauptidee, in der Zeichnung, Haltung und Färbung, in der vollständigen Beherrschung aller Mittel der Ausführung, sie hüte man sich ja dem Shakspeare abzusprechen; man gewöhne sich vielmehr, sie vorauszusetzen, und lerne sie, wenn man sie nach ernster Durchschauung klar und herrlich vor sich stehen sieht, bewundern. Doch sollte man auch mit den Vorwürfen hinsichtlich der grammatikalischen Correctheit vorsichtig seyn, ehe man die beschwerliche Kenntniß erlangt hat, wie die Sprache überhaupt zu Shakspeare's Zeit beschaffen war, und wollte man es wagen, die Werke des gediegenen Künstlers nicht nur als einen Sittenspiegel, sondern auch als einen Sprachspiegel seiner Zeit zu betrachten, so dürften unstreitig nicht die Ausgaben seiner Schriften vorzuziehen seyn, deren Vorworte sich mit einer Säuberung von dem, was sie gross blunders nennen, und durch frühere Abschreiber und Editoren hineingebracht glauben, brüsten, sondern eben die ältesten, der Quelle am nächsten stehenden Editionen, da Shakspeare eine solche leider nicht selbst besorgt hat, und die erste einigermaßen vollständige erst sieben Jahre nach seinem Tode veranstaltet worden ist. Es hält schwer, zu glauben, daß jemand geflissentlich die sogenannten groben Schnitzer eingestreut habe; was auf Rechnung wirklicher Nachlässigkeit kommen kann, wird der Sinnige leicht selbst finden, der Unverständige aber keinen Schaden davon verspüren, da ihm ja auch die Schönheiten und Richtigkeiten keinen Vortheil bringen. Die Bemühungen der englischen Forscher und Commentatoren der letzten funfzig Jahre, an sich nicht genug zu loben, weil sie eine redliche Bestrebung anzeigen, dürften dem Resultat nach eines Preises nur da würdig seyn, wo sie das geschichtliche Dunkel aus dem Licht der Quellen aufzuklären suchen; wo sie aber die Fackel der Kritik hinhalten, da sieht man nichts als den irdischen Stoff der Kerze in ihren Händen, ein Licht ist nicht da. Wohl Jedem, der mit eigenem frischen und gesunden Gemüth in die heiligen Tiefen der Poesie einzugehen vermag, und sich dieselben nicht durch einen scholiastischen Wust verkümmern zu lassen braucht, an den die hohen Schöpfer bei weitem nicht gedacht haben konnten. Was von jenen besagten kritischen Arbeiten Bibliotheken füllen könnte, wird in unsrer Zeit, wo so viel andre Bücher wieder in Anspruch nehmen, ohnehin sicher seyn, aber auch die widerwärtigen kleinen Bemerkungen von Johnson, womit noch heut zu Tage die englischen Ausgaben ordentlich prunken, möchte jede durch tiefe Beschauung gewonnene Liebe eines durchaus reifen Dichterwaltens als mehrentheils scandalöse Zuthaten aufs angelegentlichste wegwünschen. Wenn die in dicke Bände breit ausgegossene Fluth der Armuth und Schulfüchserei doch wenigstens eine gewisse körnige und gründliche Ehrlichkeit mit sich führt, die uns zu jener Achtung nöthigt, welche wir einem jeden eifrigen und anhaltenden Bemühen nicht versagen können, so erinnert dagegen die schlaftrunkene Miniaturkritik zu Ende jedes Riesenwerks einer geistigen Schöpfergewalt an die kleinliche, oft hämische Erbärmlichkeit, womit wir in unserm über die Maßen aufgeklärten Jahrhundert die Literatur mancher Tagblätter auf eine Weise besorgt sehen, die sich eines vorherigen Lesens der zu beurtheilenden Gegenstände bequemerweise überhebt, und meist nur eine Unterlage nach den Umständen zärtlicher oder gehässiger Persönlichkeit bei sich führt. Man höre nur die Rich-

tigkeit hinter Julius Cäsar, der uns jezt noch so oft in ewigfrischer Fülle zur Bewunderung zwingt: „Manche einzelne Stellen dieses Trauerspiels verdienen Beachtung, und der Streit und die Aussöhnung des Brutus und Cassius ist allgemein berühmt, doch ich bin nie beim Durchlesen desselben stark angegriffen worden, und denke, es ist etwas kalt und unwirksam, in Vergleich mit einigen andern von Shakspeare's Schauspielen: seine Treue gegen die wahre Geschichte und die römischen Sitten scheint die natürliche Kraft seines Geistes gehemmt zu haben." Oder lese man, was dem herrlichen Cymbelin angehängt ist. „Dies Stück hat manche richtige sentiments, einige natürliche Dialogen und einige gefällige Scenen, aber man erhält sie auf Kosten mancher Incongruität. Die Tollheit der Fiction, die Abgeschmacktheit des Ganzes, die Verwirrung der Namen und Sitten verschiedener Zeiten, und die Unmöglichkeit der Begebenheiten in irgend einem Lebenssystem anzeigen, hieße die Kritik an unwiderstrebende Dummheit verschwenden, an Fehler, zu augenscheinlich, um enthüllt, und zu plump, um übertrieben zu werden." Dies über ein Stück, das nach der gewöhnlich angenommenen Reihefolge das fünf und zwanzigste, lange nach Hamlet, in Shakspeare's reifester Zeit gedichtet wäre! — Vor Lästerlichkeiten dieser Art ist der große Shakspeare in Deutschland glücklicher Weise auf ewig gerettet, seit Lessing mit ihm das Alexandrinertheater niedergeschmettert, seit Göthe, Schiller, Herder, alle wahrhaft großen Geister der Deutschen, ihre gewichtigen Segensworte über ihn gesprochen, seit A. W. von Schlegel eine der gehaltreichsten seiner dramaturgischen Vorlesungen ihm gewidmet hat. In dieser leztern führt der geistreichste und gewandteste Kritiker unsrer Tage, mit der unnachahmlichen Grazie sinnreicher Ironie und poetischen Ernstes die winzigen Feindesheerden über den Haufen werfend, den Helden noch einmal in den Siegestempel ein, aus welchem ihn wohl niemand wieder treiben wird. Er zeigt, wie eben, was dürftige Seelen Formlosigkeit, Wildheit, Unwissenheit nennen, im Wesen der allverschmelzenden Mahlerin Romantik gegründet liegt, welcher nur Ein Ziel heilig ist, die Poesie; wie die Kunst eine Meisterin, die sich in ihrem ewigen Reiche der Wissenschaft auf keine Weise unterwerfen, sondern nur zu ihren Zwecken als einer Gesellin bedienen kann, wie es ihr um ein Stolziren mit allerlei aufgeborgtem und doch wieder lügenhaft verkehrtem Flitter von Schulwissen durchaus nicht zu thun sey, und deßhalb auf einen Elementarunterricht in Zeitrechnung, Geschichte und Erdbeschreibung, auch manchen andern an sich und in ihrem Gebiete höchst nutzbaren und empfehlenswerthen Kenntnissen gar nicht ankomme, vielmehr sich um eine Vermengung derselben, wo sie Höheres bezweckt, mitnichten zu ängstigen brauche; wie Shakspeare gar nicht als ein wildes, regelloses Genie einhergelaufen sey, sondern seinen Werken, denen deßhalb nur Wenige gewachsen sind, weil sie eben eine Welt umfassen, den Stempel der tiefsten Bedachtsamkeit, jener künstlerischen Vollendung, worin sich bei durchgeführtem Styl die Freiheit und besonnene Wahl des Urhebers offenbart, aufgedrückt habe; wie man Shakspeare ohne alles Bedenken sogar eine mannichfaltige Belesenheit und wenigstens aus Uebersetzungen der Classiker geschöpfte Kenntniß des Alterthums zugestehen dürfe, ungeachtet er mit der Mythologie nur mährchenhaft symbolisch spielte, nicht wie die vielen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts eine schale und süßliche Abgötterei trieb; wie es also nur das Anzeichen einer launenhaften Ueberbildung sey,

wenn so viel Aesthetiker seiner Nation ihn mit vornehmer Herablassung nur für ein Naturkind gelten lassen wollen, wenn der englische dramatische Censor ihn so nennt, Denham sich in dieser Weise äußert, Ben Jonson, der im Englischen auf römisch dichten wollte, meint, er habe nicht genug an seinen Naturproducten gefeilt, wenn Milton vom Wirbeln seiner angebornen wilden Waldnoten spricht, Dryden schön genug sagt, er habe der Brille der Bücher nicht bedurft, um die Natur zu lesen, Colman ihn als reif und erwachsen aus der Hand der Natur hervorgegangen mit Pallas vergleicht, auch der überaus correcte Pope manches in den Tag hineinspricht; wohingegen die Lobsprüche der Zeitgenossen Shakspeare's, Drayton und Digges, ehrlicher gemeint seyn mögen, wenn es z. B. heißt, er habe die Natur zum Leitstern und zur Helferin genommen, denn das hat ja dieser das Naturleben beherrschende Proteus wohl vor keinem ächten Künstler voraus. Schlegel stellt ferner ein lebendiges Bild der gesundkräftigen, ritterlich ruhmbegierigen Zeit der Elisabeth auf, der Adelspracht, der dem dramatischen Leben höchst günstigen scharfen Umrisse der Standesverschiedenheit, der Neigung zu raschen Wendungen, Einfällen, Repliken, Witzen und Wortspielen im Gespräch, alle Elemente, die wesentlich auf einen seine Gegenwart in sämmtlichen Beziehungen, auch Um- und Abwegen, gestaltenden Dichter einwirken mußten. Selbst der zum Unanständigen und Zweideutigen sich versteigende Muthwille muß dem damaligen Ton zugeschrieben werden, denn so wie wir Shakspeare nun kennen, ist er ein Spiegel, aus dem man das Bild seiner Zeit construiren könnte, wenn alle historischen Züge uns untergegangen wären. Doch verkenne man auch nicht, daß, wenn Shakspeare eine Freiheit übt, deren sich seine, selbst schriftstellerischen Zeitgenossen bis zur Zügellosigkeit bedienten, sie bei ihm, wie bei den grossen Alten, in einer gewissen reinen Kraft des Unschuldlebens, oder mit durchaus unverführerischer Groteske dasteht, und deßhalb ja nicht mit dem sündhaften, schleicheden Gift zu vermengen ist, das die verdammliche Schlüpfrigkeit so vieler französischer und französirender Schriftsteller der Lüsternheit verdorbener Naturen darbietet. Ein Beweis indessen, wie sehr neuere Dichter irre gehen, wenn sie glauben, ein groſſes Muster auch in der Ungebühr abcopeien zu müssen, ist der wichtige Umstand, daß anietzo Frauen nicht nur öffentlich ins Schauspiel gehen, sondern sogar die Frauenrollen im Stück selbst übernommen haben, während sie zu Shakspeare's Zeit das Theater nur verlarvt besuchten und ihre Rollen auf der Bühne von Knaben gespielt wurden. Wer Shakspeare studirt (denn das ist ja eben der Verderb unsers Zeitalters, daß man ein flüchtiges Ueberlaufen des Hohen schon für genug hält, um sofort darüber zu stehn,) der wird es erfahren, wie der Dichter in seinen kleinen abgeschlossenen Welten die Erscheinungen der Natur, die Eigenheiten seines Landes und der Fremde, Gebräuche, Vorstellungen und Sagen des Volkes, ja die Gewohnheiten, die eigenthümliche Sprache der Handwerke und Gewerbe nicht zurückgespiegelt haben könnte, wenn er sie nicht zuvor in sich aufgenommen hätte. Alsdann wird es klar, daß er zwar mit dem jetzt so ängstlich einzwängenden äußerlichen Costüm, das ja ohnehin die damalige Bühnensitte wenig genug hochschätzte, um Römer und Griechen mit spanischem Mantel und Degen auftreten zu lassen, kühn und frei umgebe, jedoch das geistige Costüm der Zeiten und Völker wohl zu wahren wisse. Noch mehr aber wird man es inne werden, wie tief er die Verhältnisse der Welt, die mensch-

lichen Schicksale, das gesellige Leben ergriffen habe, wie vor allem er den Menschen und sein Herz in all seinen geheimsten Windungen und Falten kennen mußte, um einen Gipfel der Wahrheit und Charakteristik zu erreichen, auf den Keiner nach ihm wieder gelangt ist. Jede seiner Gestalten ist nur ein organisch lebendiges Individuum, das nach allgemeinen Naturgesetzen gar nicht anders seyn und handeln kann, nach Göthe's nie genug zu wiederholendem Ausdruck: „eine Uhr mit krystallenem Zifferblatt und Gehäuse, welche die Stunden richtig weis't, und zugleich das innere Getriebe wahrnehmen läßt, wodurch dies bewerkstelligt wird," ohne daß sein frisches Daseyn durch eine ins Kleinliche splitternde Motivennoth verkümmert würde. Zeitalter und Nationen, Römer, Franzosen und Engländer, Nordländer und Italiener, Stände, Geschlechter und Alter, König und Bettler, Held und Gauner, Weiser und Narr, ein Jedes geht rein gebildet einher „und nicht blos Menschen," sagt Schlegel, „bildet dieser Prometheus, er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster heraufsteigen, Hexen ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen oder Sylphen, und diese nur in der Einbildungskraft lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch mißgeborne Ungeheuer wie Caliban, er uns dennoch die beistimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Mit Einem Worte, so wie er die fruchtbarste, kühnste Phantasie in das Reich der Natur hineinträgt, so trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenseits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantasie hinüber. Wir erstaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten." Auch die poetische Pracht des „Musicalischen und Imaginativen, die melodischen Klagen oder Jubelstimmen, der betrachtende Nachruf über das Vorgefallene, alles was in einem ernsten Drama ohne Chor nicht fehlen darf, wenn es nicht prosaisch werden soll," ist in der Shakspeareswelt nicht vergessen. Aber auch „jeder Seelenzustand, jede Stimmung von Gleichgültigkeit und vertraulichem Scherz bis zur wildesten Wuth und Verzweiflung, die Geschichte der Gemüther, die ganze Reihe vorhergegangener Zustände in einem einzigen Worte, die allmählige Steigerung der Leidenschaft vom ersten Entstehen an, ihre sinnreiche und bildliche Energie in Sprache und Ausdruck, der Witz des Aergers, das Lachen der Verzweiflung," alles ist in dieser reichen Welt erschöpft; und wenn auch alles „das unverkennbare Gepräge seines originalen Genius trägt, so ist doch niemand weiter entfernt davon als er, eine durch Angewöhnung und persönliche Einseitigkeit entstandene Manier zu haben." Wenn wir zu seinen mit aller Kraft des irdischen Lebens ausgrüsteten Kriegern und Helden hinanstaunen, wie unaussprechlich rühren uns dagegen die wie aus den zartesten Blüthen des Lenzes gewobenen Jungfraugestalten, und in diesen und jenen zeigt sich recht die innerste, ernsteste Bestrebung der tugendhaften Seele, das Allerheiligste ihres Dichtens und Wollens. Betrachten wir die reine, weise Heiterkeit mancher Personen, besonders der Alten des Shakspeare, und dagegen die furchtbar schöne Wahrheit des Wahnwitzes verirrter oder gebrochener Herzen, so haben wir zwei neue Pole, von denen uns das Licht eines Gestirnes entgegenstrahlt, das noch so viel andre hier unbeschreibbare Gegensätze darbeut, in deren Zusammenstellung und gegenseitiger Einwirkung sich wieder seine allgestaltende Größe recht verkündet. Völlig angemessen war es seiner riesenkräftigen Natur,

daß er die Schrecknisse des Lebens und die Furchtbarkeit der Katastrophen lieber in die Handlung selbst treten ließ, als sie durch die rhetorischen Paradestücke emphatischer Erzählungen in einen schwächenden Hintergrund zu stellen; es war ihm ja eben alles am augenblicklichen Eindruck des Lebendigen selbst gelegen, er wollte entsetzen, erschüttern, vernichten, um den nie zu erstickenden innersten Funken der Liebe, der Reue, der Versöhnung sich desto kraftvoller aus der Asche und den Trümmern winden und zur läuternden Flamme emporschlagen zu lassen. Darum übertüncht er auch nicht Grausamkeit, Wildheit, Blutgier und Bosheit mit Firniß und falschem Schimmer, er zeigt ihr ganzes grauenvolles Daseyn. „Und dieser tragische Titane," sagt Schlegel so unvergleichlich, „der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeschylus, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie, er tändelt kindlich mit der Liebe, und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. Er verknüpft alles Hohe und Tiefe in seinem Daseyn, und die fremdartigsten, ja scheinbar unvereinbarsten Eigenschaften bestehen in ihm friedlich neben einander. Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit, und ist anspruchlos und unbefangen wie ein Kind." — In der Welt, und im menschlichen Leben und Herzen gränzen Ernst und Scherz, Trauer und Freude so wunderbar, oft so augenblicklich aneinander, daß sogar Eins zum Andern, Schmerz zur Lust, und Lust zum Leide werden kann. Dies also, das Bewußtseyn, wie Licht und Schatten sich in dem, was ein Gemälde seyn will, gegenseitig aufhöhen müssen, nicht Spiel und Wurf regelloser Laune ist der Grund, auf welchen die romantische Poesie beides nebeneinander baut, und dann die vereinende Himmelsdecke der Kunst und Liebe darüber wölbt. Da begreift es sich erst, wie durch das Komische das Tragische theils zwar weniger abspannend, theils aber auch durch die Gewalt des Gegensatzes, der unendlich schmerzlichen Ironie, ja der verborgenen Parodie noch tragischer, erschütternder, geheimnißvoll entsetzlicher wird. Jedes Schauspiel des Shakspeare ist dazu ein Beleg; doch hat es der Dichter verstanden, auch eine weise Sparsamkeit bei diesem so reiz- als machtvollen Hebel zu beobachten. Es wäre überall ein traurig undankbares Geschäft, über die unsägliche Kraft Shakspeare's, sowohl im Tragisch-Pathetischen, als in der Komik viel Worte zu machen, da wohl unter uns keine fühlende Seele lebt, die nicht von jenem einmal ergriffen, in den bunten Jubel dieser einmal hineingezogen worden wäre. In dieser Komik hat gewiß Jeder einmal die namenlose Süßigkeit und Zartheit freudig empfunden, die auch hier in lebensfrischer Heiterkeit ausgegossen ist, oder sich in recht herzlichem Lachen an den ausnehmend klugen Narrentheidungen der Clowns ergötzt, auch wohl gar dabei gewünscht, daß die ja auch den Ursprüngen unsrer deutschen Bühne angehörigen Narren wenigstens auf die Bretter zurückkommen möchten, um die Wahrheit zu sagen, die den gescheuten Leuten so höchst selten auszusprechen erlaubt wird. Verlassen wir überhaupt den überreichen Stoff, um die Form seiner Gedichte, die Gestaltung im engern Sinne nicht zu vergessen. „Die Sprache Shak-

speare's," sagt Schlegel, „ist unmittelbar aus dem Leben gegriffen, und meisterlich mit dem höchsten poetischen Schwunge verschmolzen, ein noch unübertroffenes Vorbild im Starken und Erhabenen, im Gefälligen und Zarten. Er hat in seiner Sphäre alle Mittel der Sprache erschöpft; Allem ist das Gepräge seines mächtigen Geistes aufgedrückt. Seine Bilder und Figuren haben in ihrer ungesuchten, ja unwillkührlichen Seltsamkeit eine ganz eigenthümliche Anmuth. Zuweilen wird er dunkel aus allzugroßer Liebe zur gedrängtesten Kürze, aber es verlohnt schon der Mühe, über Shakspeare's Zeilen zu grübeln," und dies letzte ist bei jedem großen Dichter der Fall. Die feine Unterscheidung im Gebrauch der Verse und der Prosa, nach Stand, Charakter und Gemüthsstimmung der redenden Personen, nach ihren außerordentlichen oder ganz gewöhnlichen Lagen, der leicht verwobene Uebergang vom Einen zum Andern, so wie zu den Reimen, die bald die Abschnitte stärker bezeichnen und runden müssen, bald zu Einführung eines besondern Blüthenschmucks oder Pathos dienen, all' diese Geheimnisse der Technik können keinem künstlerisch anschauenden und reflectirenden Gemüthe entgehen. Die Mannichfaltigkeit bald durchaus harmonischer und vollklingender bald nach den Umständen mit Willen so öder und zerrissener, selbst abreißender Behandlung des Jambus, sollte von allen unsern Dramatikern, die ihn vielleicht nicht mit Unrecht für das unsrer Bühnensprache angemessenste Metrum halten, mit Bedacht und Emsigkeit studirt werden, denn noch scheint unser deutscher Jambus an einem zu einförmigen, fast, wenn es nicht zu hart klingt, leiermäßigen Gesang zu leiden. Auch in dieser die allgemeinen Andeutungen abschließenden Hinsicht wäre also eine höhere Correctheit des Dichters dargelegt, als sich viele seiner Scholiasten träumen ließen. Es gibt aber eine höchste Correctheit, deren Urquell über den Sternen thront und deren Ziel hienieden nicht erreichbar ist. Daß die Werke des Shakspeare in diesem Gesichtspunkt noch Fehler haben, ist ein Unvermeidliches; denn kein menschliches Werk kann in sich vollkommen vollendet seyn, kaum steht das Hohe geschaffen vor dem Künstler, so muß er halb wehmüthig, halb hoffnungsvoll hinaufsehn, wo das Ideal doch noch höher geblieben. Thut bei unserm Dichter, wie Schlegel bemerkt, ein Uebermaß der Ironie oft weh, das aus einem unerfreulichen Wühlen in den Tiefen des irdischen Menschen hervorgeht, so möchte man dagegen nicht selten ein unbedingteres Hingeben in Liebe und Gefühl wünschenswerth finden, von allem aber, obwohl eine in Gott feste und starke Seele öfters hervorleuchtet, scheint er von dem Vorwurfe nicht frei, den irdischen Angelegenheiten gleichsam eine alles erfüllende, verschlingende Wichtigkeit beizulegen; er baut und gründet die Erde nicht in den Himmel, und das verklärende Licht, das andre Dichter, vor allen Calderon, hierdurch über ihre höchsten Dichtungen haben ausstrahlen lassen, müssen wir fast schmerzlich vermissen. Der directe und unmittelbare Verkehr mit Gott ist der Kunst als solcher nicht wesentlich, aber das mittelbare Hinblicken, das eine Dichtung unscheinbar und doch herrlich durchschimmernde Etwas, dessen letzter Grund nur in der Religion zu finden ist, das ist um so wohlthätiger und um so schwerer zu verschmerzen, je größer die schaffende Kraft eines Dichters, je hervorstechender seine Eigenschaften, je eindrucksvoller und wirkungsreicher seine Gebilde sind. Shakspearen hätten wir für eine reiche Fülle in dieser Hinsicht gern noch etwas Geschraubtheit mehr in Sprache,

Ton und Pathos, wie sie sich dann und wann wohl finden mag, vielleicht gar noch Zusätze zu den Witzeleien und Wortspielen, und zu den oft doch gar zu fleißig ausgeführten und zu tüchtig aufgemalten spaßigen Anstößigkeiten durchgehen lassen. — Der dramatischen Dichtungen, und durch diese schwerste aller Dichtungsarten steht sein Ruhm hauptsächlich fest, sind dem Shakspeare drei und vierzig vorzugsweise zugeschrieben, davon jedoch acht von den englischen Commentatoren für unächt erklärt, von deutschen Kritikern hingegen dem Shakspeare wieder gerettet worden. Die 35 nicht mehr angefochtenen Stücke, die von 1591 bis 1614, also in drei und zwanzig Jahren, geschrieben seyn sollen, hat Malone in folgende chronologische Ordnung zu bringen gesucht: 1. Verlorne Liebesmüh. 2. 3. 4. K. Heinrich VI. 3. Theile. 5. Die beiden Edelleute von Verona. 6. Das Wintermährchen. 7. Ein Sommernachtstraum. 8. Romeo und Julia. 9. Das Lustspiel der Irrungen. 10. Hamlet. 11. K. Johann. 12. K. Richard II. 13. Richard III. 14. Heinrich IV. 1r Theil. 15. Kaufmann von Venedig. 16. Ende gut, alles gut. 17. Heinrich IV. 2r. Theil. 18. Heinrich V. 19. Viel Lärmen um nichts. 20. Wie es euch gefällt. 21. Die lustigen Weiber von Windsor. 22. Heinrich VIII. 23. Troilus und Cressida. 24. Gleiches mit Gleichem. 25. Cymbelin. 26. Lear. 27. Macbeth. 28. Die gezähmte böse Sieben. 29. Julius Cäsar. 30. Antonius und Cleopatra. 31. Coriolan. 32. Timon von Athen. 33. Othello. 34. Der Sturm. 35. Was ihr wollt. Doch hat diese Ordnung so viel innere und äußere Widersprüche gegen sich, daß man, in so fern überhaupt eine Abtheilung nach dem Inhalt bei einem weltumfassenden Dichter nicht lieber unterbleiben, und man in dieser Hinsicht fast der spanischen Gewohnheit beifallen möchte, die alle Dramen mit dem Namen Comedias benennt, doch bei einem Ueberblick eher der einmal angenommenen Classification in Lust- und Trauerspiele zu folgen, und, da die historischen Schauspiele einen ganz eigenthümlichen Charakter haben, solche als abgesonderte dritte Rubrik zu betrachten, geneigt bleiben muß. „Der Inhalt der Lustspiele," um hierbei Schlegel's Anleitung zu folgen, "ist großentheils aus Novellen entlehnt: es sind romantische Liebesgeschichten; keines davon spielt ganz in bürgerlichen oder häuslichen Verhältnissen; alle haben dichterischen Schmuck, einige gehen ins Wunderbare oder ins Pathetische über. Die beiden Edelleute von Verona (vergleiche Montemayor's Diana, Buch 2.) mit ihrem leichten Wankelmuth in Liebe und Freundschaft; das Lustspiel der Irrungen (vergl. des Plautus Menächmen, s. auch Hans Sachs Ein Comedi Plauti, heißt Monechmo), das einzige Beispiel einer Entlehnung aus den Alten bei Shakspeare, ein Stück, worin auch jetzt wohl nur mit Masken gespielt werden sollte; die gezähmte böse Sieben (vergl. Goular Thrésor d'histoire admirable de nostre temps, engl. v. Edw. Grimestone 1607. Percy rel. of anc. poetry V. 1. p. 238. dann Geo. Gascoigne Suppons, translation from Ariosto's Suppositi, s. auch Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen. Vormals von einem ital. Cavalier practicirt rc. Rappersdorf. 12.), gleichsam die Donna Diana der englischen Bühne, mit dem italienischen Anstrich, und dem Vorspiel des unvollendeten Kesselflickers, eines auch von Holberg dramatisirten Volksschwankes, ferner die muthwillige Gaukelei Verlorne Liebesmüh, deren Quelle vermuthlich eine verloren gegangene alte Rittergeschichte ist, zeigen durch die innere Behandlung, auch üppigen Ueberfluß der Ausführung, den

jugendlichen Dichter an. Ende gut, alles gut, die Shakspeare'sche Griseldis (Boccaccio Decamerone, giorn. 3. novella 9. Painter Palace of pleasure; Gilette of Narbon, s. auch das alte Buch: Scherz mit der Wahrheit, Blatt 35.) mit dem durch Fallstaff verdunkelten scherzhaften Parolles: Viel Lärmen um Nichts (Belleforest Timbrée de Cardonne etc. Bandello novelle, Venez. 1566. Vol. 1. fol. 73. zu deutsch; Phoenicia. Eine liebliche und Gedechtniswirdige Historp 2c. Magdeburgk, b. Joh. Franken 1601. Ariosto englisch durch Harrington 1791. diese Geschichte besonders erzählt durch Geo. Tuberville), dessen Hauptverwickelung an Ariodant und Ginevra erinnert, auf unsern Bühnen als „Quälgeister" zerarbeitet; Gleiches mit Gleichem oder Maß für Maß (Geo. Whetstone Proncos and Cassandra 1578. Giraldo Cinthio Hecatomithi, overo cento Novelle, Venez. 1393. Deca 8. Nov. 5. übersetzt in Painter's Palace of pleasure), das eigentlich der Triumph der Gnade über die strafende Gerechtigkeit heißen sollte, mit der herrlichen Gestalt Isabella; der Kaufmann von Venedig (Percy reliques, I. p. 206. Giovanni Fiorentino il Pecorone, nel quale si contengono 48 novelle antiche belle d'invenzione e di Stilo, geschrieben schon 1378, gedruckt Milano 1554 und Trevigi 1601. Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis, deutsche Ausgabe: Augsburg 1489 und Straßb. 1538. Boccaccio giorn. 10 nov. 1. The Jew, ein altenglisch Schauspiel, s. auch der Carneval von Venedig, ein altdeutsches Schauspiel), ein Wunder sinnreicher Kunst und Charakteristik, eins von Shakspeare's vollendetsten Werken, wie ein Sinnbild der allgemeinen Geschichte des unglücklichen jüdischen Volkes dessen Abgott der Buchstabe des Gesetzes ist, das die Stimme der Gnade, nicht hören will, ein Drama, dessen fünften Act man als ein zu musikalischer Auflösung der Dissonanzen dienendes Nachspiel betrachten muß; — diese vier Stücke sind sich durch die Kunst verwandt, womit Shakspeare alle Klein- und Peinlichkeit bürgerlicher Lebensverhältnisse durch aufheiternde Beimischungen frei dichterischen Spiels zu entfernen oder in die poetische Region hinaufzuretten gewußt. Wie es euch gefällt (Chaucer the Coke's Tale of Gamelyn. Thomas Lodge Rosalynd or Euphue's golden legacy 1590, 4. ein alter Schäferroman) dies reizende Spiel mit seiner willkührlichen bunten Genialität, von frischer Waldluft durchzogen, eine Wiedereroberung der angebornen Freiheit der Natur und des menschlichen Geistes mit Abwerfung des angekünstelten Zwanges, ist ganz entgegengesetzter Art; reich wieder an Sinn und Komik das Intriguenstück: Was ihr wollt, oder der heil. Dreikönigsabend (Bandello T. II. nov. 20.) in den Farbenzauber einer ätherischen Poesie getaucht, recht bedeutsam dafür, daß in Shakspeare's Sprache dasselbe Wort (fancy) zugleich Phantasie und Liebe bedeutete. „Wenn dies in der That sein letztes Werk war, so hat er bis zuletzt einer gleichen Jugend des Geistes genossen, und die ganze Fülle seiner Talente mit sich ins Grab genommen." Die lustigen Weiber von Windsor (The lovers of pisse in Tarleton's Newes out of Purgatorie. Il Pecorone giorn. 1. nov. 2. in The fortunate, the deceived and the infortunate lovers. Piacevoli nottisdi Straparola, Venez. 1767. 8. L. 1. notte 4. favola 4.), die Shakspeare vermöge einer Aufforderung der Königin Elisabeth geschrieben haben soll, weil sie den Fallstaff gern verliebt sehen wollen, die aber gewiß vor ihr aufgeführt worden sind, vielleicht eben zu Wind-

for bei einem Ordensfeste des dichterisch darin verherrlichten Hosenbandes, enthalten, auf eine viel wahrscheinlichere Weise eingeleitet, bereits den in Moliere's Frauenschule bewunderten Umstand, daß ein Eifersüchtiger zum beständigen Vertrauten der Fortschritte seines Nebenbuhlers gemacht wird, und nähern sich am meisten der Gattung des reinen Lustspiels, poetisch und sinnreich am Schluß durch eine wunderbare Einmischung gehoben. Ein Sommmernachtstraum (vergl. Bettie Titania and Theseus. Plutarch Theseus. Michael Drayton Nimphidia or the court of faeries. Chaucer the knight's tale in dessen Werken Lond. 1721 p. 6. Boccaccio Teseise. Legende von Thisbe aus Babylon) und der Sturm (unbekannte Quelle; bei Lebzeiten des Dichters ohne seine besondere Sorgfalt in 4. einzeln herausgekommen, s. auch Twety of the plays of Shakspeare being the whole number printed in Quarto, by Geo. Steevens, Esq. Lond. 1666, 4. Vol. gr. 8.) gleichen sich in der Verflechtung einer wunderbaren Geisterwelt mit dem Gewirre menschlicher Leidenschaften und possenhaften Abenteuern der Narrheit. Das erstere Stück, zuverlässig sehr früh geschrieben, ist vielleicht das phantastischste und zugleich durchsichtig blühendste Gebilde unsers Dichters, das in Titania's Verliebtheit die Aeußersten des Phantastischen und Gemeinen zusammenknüpft; das zweite, allem Ansehn nach aus Shakspeare's späterer Zeit, ist dagegen an Charakteristik überlegen, und gibt in dem weise überschauenden Prospero (gleichsam Shakespeare's Sarastro) mit der zartglühenden Flamme Fernando's und Miranda's, in dem meisterhaften irdischen Ungeheuer Caliban mit dem himmlisch verklärten Ariel, nicht nur eine Composition der vollendetsten Gegensätze, sondern auch, wie in andern magischen Theilen Shakspeare'scher Stücke, eine Durchschauung des innern Lebens der Natur und ihrer geheimnißvollen Triebfedern, die wenigstens als Ahnung keinem ächten Dichter fremd seyn kann, Shakspearen aber dem Dante an die Seite setzt. Das Wintermährchen (A pleasant history of Dorastus and Fawnia by Rob. Greene. Spenser Fairy Queen B. 6. Canto 9. 13.) ein wahres Gegenbild des Spiels einer Sommernacht, ist recht eine Geschichte, für die Kindheit anziehend und begreiflich, für das erwachsene Alter in die goldene Zeit der Einbildungskraft zurückversetzend, innig wahr in Schilderung der Charaktere und Leidenschaften, mit herablassender Einfalt geschmückt, ganz mit Recht Zeiten vermengend und Länderkunde verschmähend, bunt, wie es in Kinderseelen ist. Den Uebergang zu den Trauerspielen bezeichne Cymbelin (Boccaccio, Giorn. 2. nov. 9. vergl. Hans Sachs die unschuldige Frau Genura. Scherz mit der Wahrheyt. Bl. 9. Wertward for smelts vielleicht nach Sansovino. Holinshed's Chronik. Dion. Cass. hist. rom. L. 60. c. 20. Suetonius in Caligula c. 44. Henry history of Great Britain, Lond. 1771. 4. Vol. I. p. 17), eine von Shakspeare's wunderbarsten Zusammensetzungen, eine Novelle des Boccaz mit altbrittischen Sagen aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser verknüpfend, von den neuesten gesellschaftlichen Sitten bis zu heroischen Thaten, ja bis zu fabelhaften Göttererscheinungen alles durch gelinde Uebergänge verschmelzend, eine der Dichtungen, welche recht eigentlich für Dichter geschrieben scheinen, nur von diesen in einer Herrlichkeit begriffen, von der man nichtdichterischen Gemüthern ewig vergeblich sagen würde. Romeo und Julia (Girolamo dalla Corte, Istoria di Verona. 1594. Vol. 1. p. 589. Historia novellamente ritrovata di due nobili amanti, con la pietosa

morte intervenuta già nella città di Verona, nel tempo del Signor Bartholomeo della Scala, sehr alt. Bandello, L. 2. nov. 1. Boisteau 18 histoires tragiques, mises en langue françoise, 1560. 12. p. 38. The tragical Historie of Romeus and Juliet, Lond. 1562. 8. Painter Palace of pleasure, T. 2. nov. 25. s. auch Lope de Vega Carpio: Castelvines y Monteses, Comedia famosa.) und **Othello** (Giraldi Cinthio, Deca 3. nov. 7. franz. v. Gabriel Chapuys 1584; engl. v. Painter) sind wahre Novellen, und wenn Schlegel den Othello als Gemälde mit schwarzen Schatten einen tragischen Rembrand nennt, so darf Romeo und Julia wohl nach seiner zauberisch sehnsüchtigen, helldunkeln Färbung wohl ein Correggio heißen. So muß es auch seyn, da dieses die Tragödie der Liebe, jenes die Tragödie der Eifersucht ist, bei welchem Anlaß wir mit aller hohen Achtung vor dem großen Calderon doch unmöglich einem geschätzten Kritiker Recht geben können, wenn er den Gutierre hoch über den Othello stellt, indem, menschlich genommen, die Eifersucht glühender, wenn schon mit einer dunkeln Tinte von Sinnlichkeit überbrannter Liebe, interessanter ist, als die Eifersucht, in welcher das zu hoch gesteigerte Princip der Ehre, das immer nur als ein geselliges Princip vor Augen tritt, die Liebe geradezu vernichtet, auch bei Gutierre alles Böse und Schwarze aus dem Boden seiner eigenen Seele sprießt, indeß Othello als Opfer des Höllengeistes Jago ein unaussprechliches Mitleid erweckt. Menschlich ließe sich eher die Mencia über die Desdemona stellen, weil jene wider die Pflicht liebt und sich beherrscht, dürfte nicht eben diese Desdemona als ein reiner über allem Kampf erhabener Engel mit nichts mehr verglichen werden. Die Größe und Tiefe des Gedankentrauerspiels **Hamlet** (Saxonis Grammatici historiae Danicae Libri XVI. ed. Stephanii, Sorae 1644. f. Lib. 3. p. 48. Belleforest avec quelle ruse Amleth, qui depuis fut Roi de Danemarc, vengea la mort de son père Horuendille, occis par Fengon, son frère, et autre occurrence de son histoire, engl. The historie of Hamblet. 4. 1608.) läßt sich aus nichts besser abnehmen, als daraus, daß die größten Meister der Kritik über die Würde und innerste Bedeutung des Hauptcharakters verschiedene Ansichten haben; „er ist eine große Hieroglyphe von unerschöpflichem Tiefsinn;" daß man es aber bei uns noch täglich wagt, in Darstellung eines der tiefberechnetsten Kunstwerke Shakspeare's solche Abänderungen zu treffen, daß sogar durch die Hinwegnahme des Fortinbras die ganze großartige Versöhnung über dem ausgestorbenen Königshause hinwegfallen muß, ist ein trübseliges Zeichen des tiefen Verfalls unsrer dramatischen Ansicht. **Macbeth** (Raph. Holingshed's and Will. Harrison's Chronicles of Great Britain, Scotland and Ireland. Lond. 1577, fortgesetzt von Hooker u. A. 1587. 3 Vol. fol., die Hauptquelle der vaterländisch-historischen Stücke des Shakspeare. (Geo. Buchanani Opp. omn. Edinb. 1715. f. V. 1. p. 3.) das Größte und Furchtbarste, was seit den Eumeniden des Aeschylus gedichtet worden, auch in den nicht ohne Gefahr völliger Verrückung des dichterischen Gesichtspunctes anzutastenden Hexenbildern nach altschottischen Chroniken gehalten, zeigt recht die Gränze, bis an welche nur die Einwirkung der Hölle angehöriger Geister ohne Beleidigung des Himmels schreiten darf. Denn hier sucht diese Einwirkung bei einem im Taumel der Freudigkeit verstrickten Gemüthe den leichten Eingang, und bringt es dahin, sich mit Schuld zu beladen, weil es sich selbst der Sünde zu willig geöffnet, den versuchenden dunkeln Gewalten

nicht widerstanden hat, nicht aber, weil es vom Fluch, oder von verjährter Sünde, oder von der böslichen Weissagung eines andern verwandten oder fremden Geschöpfes unabwendbar abhängig geworden wäre. Dieser Macbeth, die erhabene, aus der Hölle dem Himmel zuweisende Trümmer, wird in ihrem vollen Glanze fortbestehn, wenn die noch zu Inverneß ragenden Ruinen von Macbeth's Schlosse einst lange zu Staub zerfallen sind. Wie im Hamlet der Gang des Stücks durch „die angekränkelte blasse Farbe der Entschließung" aufgehalten wird, so stürzt er hier in der Raserei verderblicher Blindheit zum Ziele, und wie im Macbeth das Schrecken den höchsten Gipfel erreicht, so ist in einem Trauerspiel, in welchem die Hauptpersonen die leidenden sind, die Wissenschaft des Mitleids erschöpft: im König Lear (vergl. Miss. Lenox, Fielding's Schwester, übrigens einer traurigen Kritikasterin, Shakspeare illustrated, or the Novels and histories, on which the plays of Shakspeare are founded, Lond. 1754. 3 Vol. 8. Vol. 3. p. 273. Auszug aus Holinshed. Tyral general history of England, Lond. 1700. f. Vol. 1. p. 11. Percy reliq. I. p. 228. Gottfr. v. Monmouth's, Holinshed's Vorgängers, lateinische Chronik. Sidney's Arcadia p. 142. Edinb. 1590. 4. Spenser's Fairy-Queen, B. 2. Canto 10. Stanza 27 — 33. und das ältere Schauspiel: the true Chronicle History of King Leir, Lond. 1605. 4. deutsch von Ludw. Tieck.) Doch wer kennte nicht diesen colossalen, auf den Eisenfels einer heidnischen Zeit gegründeten Bau, mit seinen wunderbaren, in schaurige Harmonie gebrachten Gegensätzen, mit seinem doch auch hier als die Gewähr einer bessern Zukunft waltenden Engel Cordelia, welche, nachdem sie entschwebt ist, die getrübte Seele des Vaters im Schmerz geläutert nach sich zieht. Diese fünf Trauerspiele sind mit Recht die berühmtesten Werke unsers Dichters, die drei letzten wohl die Trilogie eines fast übermenschlich emporgeschwungenen Genius; doch haben auch unter den streng-historischen Schauspielen einige eine große tragische Vollkommenheit, und alle glänzen durch eigenthümliche Vorzüge. Die drei römischen Stücke verbergen in der anscheinenden Kunstlosigkeit des Enthaltens von allem Fremdartigen und Willkührlichen, Hinzuthun und Voraussetzen, in Darstellung der Geschichte, ganz wie sie sich vorfindet, der Sache, wie sie ist, eine ungemeine Kunst. Die Quelle derselben ist Plutarch, von dem 1579 schon eine Uebersetzung von Thomas North erschienen war. Coriolan zeichnet sich durch die beträchtliche Rolle der vielköpfigen Menge in blinder Bewegung und lustiger Laune aus; in Julius Cäsar bewährt sich durch die zwei letzten Acte, in welchen auf den Trümmern, worunter Cäsar begraben liegt, Brutus als großer Römer steht, daß eigentlich Letzterer der Held des Stückes ist; Antonius und Cleopatra dürfte ein Charaktergemälde heißen, aus welchem sich die beiden historischen Personen und August wahrhafter auffassen lassen, als aus vielen Geschichtsbüchern unserer Zeit. Timon von Athen (Plutarch, Lucian, Palace of pleasure) und Troilus und Cressida (Dictys Cretensis und Dares Phrygius. Guido dalle Colonne, aus Messina, historia de bello trojano, ital. v. Cessi, Venedig 1481. deutsch 1489. in der Abtheil. de sexto et septimo bello. Lydgate de Boke of Troye Lond. 1515. f. ein weitläuftiges Gedicht, modernisirt 16..; Raoul le Fevre recueil de troyennes histoires engl. von Caxton 1471. 1503. Chaucer the Boke of Troiles and Cresside. Boccaccio Filostrato 1498. in Oktaven. Alcp. Barclay's ship of Fooles aus dem Deutschen des

Sebastian Brand, 1579. Chapman Uebersetzung des Homer 1581. 1596.) schließen sich nicht so sehr in der Eigenschaft historischer Stücke an, denn diese Eigenschaft haben sie eigentlich nicht, so wie sie auch weder Lust- noch Trauerspiele sind, sie sind aber durch die Wahl des Stoffes aus dem Alterthum einigermaßen verwandt. Timon hat unter den Werken des Shakspeare am meisten der Charakter der Satire, der lachenden in der Schilderung der Schmeichler und Schmarotzer, der Juvenalischen Satire des Unwillens in der Bitterkeit und den Verwünschungen der nebenher nach dem Ruhm der Einzigkeit strebenden Hauptperson, über den Undank der falschen Welt. Troilus und Cressida ist das einzige Schauspiel, das Shakspeare unaufgeführt hat drucken lassen, eine um theatralische Wirkung unbekümmerte Studie des Witzes und der Neigung zu einer gewissen Hinterlist in der Charakteristik, eine durchgeführte Ironie auf den trojanischen Krieg, nicht in Beziehung auf Homer, sondern auf die aus dem Dares Phrygius hergeflossenen Ritterromane von jenem Kriege. Hier ist auch der Liebeshandel zu Hause, der damals in England eine so volksmäßige Geschichte war, daß die Namen Troilus für treue und betrogene Liebe, Cressida für weibliche Falschheit sprichwörtlich galten, so wie es Pandarus nach Shakspeare's Schauspiel gleichfalls wurde. Der Ausdruck Schlegel's, daß Shakspeare's zehn aus der englischen Geschichte, besonders aus Hall's und Holinshed's Chroniken, geschöpfte Schauspiele nur Ein Werk, ein historisches Heldengedicht in dramatischer Form seyen, wird sich Jedem, der dieselben der Reihe nach liest, in seiner vollen Wahrheit beurkunden. Treue Auffassung, lichtvolle Durchschauung der Ursachen und Triebfedern, die hohen Lehren für die Fürsten über die innere Würde ihres angestammten Berufes, die Gefahren der Usurpation, der Fall der Tyrannei, die Verderblichkeit ihrer Schwächen und Vergehungen für ganze Nationen und auf Menschenalter hinaus, alles das läßt den Kritiker mit Recht diese Schauspiele einen Spiegel der Könige nennen. Acht unter diesen Stücken, von Richard II. bis zu Richard III., umfassen in ununterbrochener Zeitfolge beinahe ein Jahrhundert, an Thaten, Stürmen, und großen Erscheinungen reich, die Begebenheiten unter sich auf das Genaueste verkettet. Chronologisch getrennt ist König Johann, der als Prolog, und Heinrich VIII., der als Epilog betrachtet werden kann, und durch die Prophezeihungen bei Elisabeth's Geburt das große Gedicht über die englische Geschichte des Mittelalters gewissermaßen auf Shakspeare's eigene Zeit herunterführt. Was zwischen diesen Zwischenräumen lag, war für ein dramatisches Interesse zu arm. Ein flüchtiges Durchgehen der einzelnen Stücke dieses großen Ganzen würde an dieser Stelle zu nichts führen, und ein Aufgreifen einzelner Gesichtspunkte aus einer so reichen Mannichfaltigkeit immer das Gefühl, etwas vergessen zu haben, zurücklassen, mithin eine drückende Unbefriedigung hervorbringen, die dem Vorwurf der Oberflächlichkeit nichts entgegenzusetzen wüßte. Man schöpfe die Einsicht in das gewaltige Epos an seiner Quelle, und lerne den Dichter noch mehr kennen in der vollendetsten Darstellung bald schwacher, liebenswürdiger, grausamer, düsterer und ritterlicher Könige, bald des fast überschwellenden Personals ihrer Umgebungen, noch mehr bewundern in den künstlerischen Erfindungen seiner Einbildungskraft. Diese beleben und erhöhen mit Schwierigkeit sich fortbewegende, oder die Veranschaulichung eines Waltens über den Menschenschick-

falen nöthig machende Stoffe auf die sinnreichste Weise, bald durch gleichsam eingewobene Lustspiele, wie der Heros der Taugenichtse, Falstaff, und die Convenienzheirath Heinrichs V., bald durch die Beimischung des Uebersinnlichen, wie die Träume Richard's und Richmond's. Beleidigt uns Deutsche die Gestalt, die Shakspeare unter dem Namen der eigentlich bei uns zuerst verherrlichten Jungfrau von Orleans erscheinen läßt, so müssen wir nicht vergessen, daß er darin nur den Abdruck des englischen Volksglaubens gegeben hat; dahingegen hat dieser so oft barbarisch gescholtene Dichter den Gipfel der Feinheit im Bilde Heinrich's VIII. erreicht, den er den Eindringenden als das, was er war, der eigenen Tochter aber mit täuschendem Schein bekleidet, dahingezeichnet hat. Merkwürdig dürfte es uns seyn, daß der nordische und der südliche Coryphäe des Drama's Heinrich des Achten zum Helden eines Trauerspiels geschaffen haben, bei einer Vergleichung indessen muß man im Auge behalten, daß Calderon, der die Anna Boleyn gleichsam als Personification des bösen Princips in Heinrich's Brust hinstellt, die Kirchentrennung zu seinem Hauptvorwurf machte, und gegen diese als Zelot eifern mußte. Seine Catharina steht aber unserm Gemüth durch die wunderbare Ausführung vielleicht eher näher als ferner. Nicht nur einzelne, von Pope und Andern für Einschiebsel erklärte Stellen, z. B. die Erscheinung der Schatten und Jupiters im Cymbelin, sondern auch ganze unserm Dichter abgesprochene Stücke, dürften als für ihn gerettet, bei uns vornehmlich, zu betrachten seyn. Der Titus Andronicus (Percy reliq. I. p. 222. s. auch: Englische Comedien und Tragedien, gedruckt im Jahr 1624. 8.) steht schon in der Ausgabe seiner vieljährigen Freunde und Genossen, Henning und Condell; sein Zeitgenosse Meres, dem er manches Gedicht vor dem Druck vorgelesen, nennt das Stück in einem Verzeichniß von 1598, doch selbst manche innere Spur verräth, bei aller Ungeübtheit als Künstler, die Größe der Anlage eines noch jugendlichen Dichters, der dies auch eben so gut vor dem gewöhnlich angenommenen Normaljahre 1590 geschrieben haben kann, als den Locrine, den Pericles, schon von Dryden, den Londner verlornen Sohn, von Lessing anerkannt, dagegen Schlegel den Cromwell und den Sir John Oldcastle, 1r Theil, als biographische Schauspiele, wovon das erste sich an Heinrich VIII., das zweite an Heinrich V. anschließt, sodann Ein Trauerspiel in Yorkshire, eine erschütternde Mordgeschichte in einem Aufzuge, unter Shakspeare's reichste und vortrefflichste Werke zählt. Die Puritanerin oder die Wittwe von Wallingstreet ist von Tieck für den scherzhaften Versuch eines Lustspiels in Ben Jonsonscher Manier gehalten worden. Man nennt ferner den lustigen Teufel von Edmonton, die Verklagung des Paris, Merlin's Geburt, Eduard III., die schöne Emma, Mucedorus, Arden von Feversham, zum Theil Werke, die so selten geworden, daß man kaum etwas Weiteres als den Namen kennt. Ludwig Tieck hat sich durch Uebersetzung und Herausgabe eines ältern König Johann, des George Green, Flurschütz von Wakefield, des Perikles, Prinz von Tyrus, des Lokrine, des lustigen Teufels von Edmonton, eines vor dem von 1605 geschriebenen ältern König Lear, ein großes Verdienst erworben. Noch höher wird aber das Verdienst dieses gründlichen, durch vieljähriges Studium mit dem Dichter ver-

trauten Kritikers um denselben zu schätzen seyn, wenn er das vor acht Jahren gegebene Versprechen eines ausführlichen Werks über Shakspeare gelös't, und dadurch eine neue Quelle des Verständnisses in allen Beziehungen, der Würdigung nach dem Charakter der Zeit und dem damaligen Standpunkt der dramatischen Kunst und Art überhaupt, und der Scenerie insbesondere eröffnet haben wird. Seine Vorreden zu dem „Altenglischen Theater" verdienen, wie die Vorlesung, welche eine Hauptquelle dieses Aufsatzes war, studirt zu werden, namentlich enthält die erste jener Vorreden eine der geistvollsten Zusammen- und Gegeneinanderstellungen des Shakspeare und Calderon. Die zwei Vettern, unter Beaumont's und Fletcher's Werken, sollen endlich von Shakspeare und Fletcher zusammen herrühren, und eine gewisse auszeichnende Reinheit, Wahrheit und körnige Gedankenfülle machen die Tradition wahrscheinlich. Außer den dramatischen Arbeiten hat man von Shakspeare einige erzählende Gedichte und 154 Sonnete. Jene sind 1) Venus und Adonis, gedruckt 1593, und von Shakspeare in der Zueignung an den Grafen Southampton der erste Erbe seiner Erfindungskraft genannt, wodurch keinesweges ausgeschlossen wird, daß Shakspeare auch Andres vor 1593 gedichtet habe, wie denn sogar wahrscheinlich ist, daß er Romeo und Julia und Verlorne Liebesmüh vor 1588 in seiner Heimath entworfen und zu London vollendet; 2) der Raub der Lucretia. In diesen Jugendgedichten ist Shakspeare's Gluth und geniale Kraft nicht zu verkennen; die üppigen Bilder, Witzspiele, Weitläufigkeiten und Ungleichheiten sind eben nur Züge der Jugendlichkeit. An die Stelle mythologischer Tradition hat sich Shakspeare auch da nicht gebunden, indem er z. B. die Venus vom Adonis zurückweisen, und diesen als Jagdfreund am Biß eines wilden Ebers sterben läßt. Die 154 Sonette, die man so wenig im Stoff als in der Form mit den Petrarkischen Südblüthen vergleichen wollen muß, bieten in ihrer gedrängten, geistvollen, oft witzigen Gestalt ein vorzügliches Interesse andrer Art dar, und mit Recht macht Schlegel aufmerksam, wie ein künftiger Biograph Shakspeare's hinsichtlich einzelner Begebenheiten und Beziehungen seines Lebens und Treibens aus denselben eine wichtige Ausbeute gewinnen könne. — So wie den Deutschen der Ruhm nicht zu entreißen seyn wird, das Innere des großen Geistes, welcher der Gegenstand dieser Blätter war, am tiefsten erfaßt und am lichtvollsten ausgesprochen zu haben, so gebührt den Engländern das Lob, daß sie für das Aeußere der Erscheinung bei unserm halben Landsmanne keinen Aufwand gespart haben. Die Prachtausgaben und Commentationen folgen sich noch täglich, obgleich die Ausgaben von Johnson und Steevens, von Reed und von Malone bereits des mächtigen Gewichts der Autorität genießen, und der Artikel Boydell in diesem Buche ist geeignet, einen Begriff von der berühmten Shakspeare-Gallery zu geben. Die erste deutsche Uebersetzung war die von Wieland und Eschenburg, die, wenn gleich seitdem die künstlerischen Anfoderungen an ein solches Unternehmen durch das Aufstellen früher nicht vorhanden gewesener Muster mit Recht bedeutend gestiegen sind, doch als zuerst die Liebe der Deutschen zu Shakspeare Bahn brechend, und meist von einer recht echten Begeisterung ausgehend, auch von Bemühungen um Erforschung der Quellen begleitet, stets unsre dankbarste Anerkennung verdienen wird. Zwar hatte Wieland den Sommernachtstraum, und Eschenburg Richard den dritten uns auch in der Form des Origininals wiederzugeben versucht, doch

glaubte man damals, daß man nicht metrisch übersetzen könne, ohne dem Charakter des Originals sehr viel zu entziehen. A. W. v. Schlegel bewies zuerst beim Shakspeare, unter welcher einzigen Darstellungsweise ein fremder Dichter begriffen werden kann, dem die Form in künstlerischer Hinsicht eben so heilig ist, als in dichterischer der Stoff, und wenn J. H. Voß mit seinen Söhnen diese Bahn noch einmal wandelt, so bietet theils die Vergleichung mehrerer Virtuosen in derselben Kunst interessante Berührungspunkte und belehrende Ansichten dar, theils steht, da Schlegel seine Arbeit unterbrochen hat, zu hoffen, daß das rüstige Dreiblatt uns zuerst mit einer vollständigen metrischen Uebersetzung begaben werde. Außer dem schon damals erwähnten Tieck, sind Falk, Dippold, Krause, Keßler, und Wolf Graf Baudissin als Uebersetzer einzelner Werke Shakspeare's zu nennen. Bearbeitungen, auch Umarbeitungen des großen Dichters haben wir häufig kommen und verschwinden sehen, und wenn zu glauben ist, daß jetzt solche nicht mehr aus der sonst wohl vornehm gehegten Meinung von Shakspeare's Unvollkommenheiten, sondern nur aus der Voraussetzung nothwendiger Anpaßlichmachung für die Richtung unsrer Zeit, deßgleichen Bedürfniß und Gestalt unsrer Bühne entstehen können, so muß es jedem wahren Freund einer ernsten und guten Sache noch angelegener seyn, zu hoffen, daß aus einem je mehr und mehr wachsenden Verstehen des Dichterriesen eine immer heiligere Scheu vor dem Antasten seiner Gebilde hervorgehen werde. Unsern Dramatikern möge er als Dichter und Künstler ein hohes Vorbild seyn und bleiben; er weist wie Wenige zu den wahren Quellen einer solchen dramatischen Poesie, die ein Nationaltheater als Volkseigenthum begründen soll, zu der Sage und Geschichte, besonders des eigenen Volkes, hin. Diese geben einen festen und haltbaren Grund, indeß hirngespinnstische Grübeleien und Träumereien noch eher in das leere Nichts ihres Nebelbodens wieder zerfließen, als etwa die Stücke, die zwar auf der Geschichte ruhen wollen, denen aber die Auffassung und Durchdringung eines wahrhaft dichterischen Gemüthes und der ächten reinen Künstlerkraft fehlt. Die Einsicht aber, daß ein Wandeln auf Shakspeare's Bahn nicht etwa in einem Aufwande der Zufälligkeiten, worunter auch Schimpfwörter, Zweideutigkeiten u. s. w. begriffen sind, bestehe, wird durch nichts mehr erleichtert, als durch ein gründliches Studium des Shakspeare selbst, wobei sich die Gestaltung im Geist jeder Zeit und jedes Volkes, in welche und zu welchem der alte Strom der Dichtkunst geleitet werden soll, als eins der tiefsten, aus dem eigensten Leben und Daseyn geschöpften Motive bald darlegen muß. — Als ältere deutsche Quelle ist J. J. Eschenburg über W. Shakspeare, Zürich 1787, nicht zu vergessen. Der Jahrgang 1819 des Unterhaltungsblattes der Gesellschafter, welcher im Bl. 64—67 einen Aufsatz von K. Stein über unsern Dichter enthält, liefert auch eine Uebersetzung der altdänischen Sage von Hamlet, und der alten Sage von Lear, nach dem auch von dem berühmten altnormandischen Dichter Vace benutzten Gottfried Monmouth. Es ist dabei anziehend zu sehen, wie Shakspeare nach höheren Dichterzwecken die alten Geschichten zu verändern kein Bedenken trägt, damit die ewige Wurzel, in frischen Boden gesteckt, gedeihlich ausschlage und fortgrüne. Der Leir des Monmouth, der ein Urenkel des vorrömischen Leir, Königs in Wallis, Sohns von Brutus Grünschild und Zeitgenossen des weisen Salomo gewesen, sich aber zu seiner Tochter Cordelia, Königin in

Gallia, flüchten müssen, worauf er mit ihrer und seines Eidams Aganippus Hülfe die bösen Töchter überwunden, hat hernachmals noch zwei Jahre regiert und gelebt. Der Lear des Shakspeare mußte früher sterben, um so viel länger zu regieren und zu leben. v. d. Mg.

Sheffield, eine vornehmlich wegen ihrer Stahlfabriken berühmte Stadt in der englischen Grafschaft York, an der Sheafmündung in den schiffbaren Don, dessen Wasser eine große Anzahl von Werken zum Schleifen der Schneidewaaren, zum Schmieden, Schneiden und Walzen des Eisens und Stahls in Bewegung setzt. Die Fabriken verbreiten sich mehrere Meilen über Sheffield hinaus. Die Stadt hat Straßen, die an den Seiten mit schönen breiten Steinen gepflastert sind, drei Kirchen, deren Thürme man schon in großer Entfernung von der Stadt aus den aufsteigenden Rauch- und Dampfsäulen hervorragen sieht, 7200 Häuser und 36,000 Einwohner. Der Ueberfluß an Steinkohlen, welchen die Umgegend besitzt, erleichtert sehr die hiesigen Fabriken, indem dadurch wohlfeil Dampfmaschinen unterhalten und so alle schweren Arbeiten vermittelst Mechanismus, mit beträchtlicher Kostenersparung, betrieben werden können. Zu den hiesigen Fabrikarbeiten wird besonders schwedisches Eisen gebraucht. Man verfertigt außer Schneideinstrumenten (Cutlery), wohin alle Arten von Messern (von 2½ Penny bis zu 8 Guineen das Stück), Sägen, Feilen, Scheeren, Lancetten, Sensen, Sicheln gehören, und worin Sheffield den Vorzug vor Birmingham und allen übrigen brittischen Fabriköртern behauptet, Spaten, Schaufeln, allerlei Waaren von gegossenem Eisen, Amboße, Zinnblech, alles was zur Besetzung eines Kamins gehört, ferner plattirte Waaren, die nicht auf Stahl, sondern auf Kupfer plattirt werden, nachdem es zuvor einen Zusatz von Messing erhalten hat, von welchen Waaren ein außerordentlicher starker Absatz statt findet, desgleichen optische Instrumente und Kämme. Insonderheit wird Horn am besten in Sheffield gefärbt. Ferner sind hier zwei Stückgießereien, ein großes Eisenwerk, eine Twistspinnerei und eine Bleiweiß- und und Mennigefabrik.

* Shetland, oder die shetländischen Inseln, eine zu Schottland gehörige Inselgruppe, die von den holländischen, dänischen und andern nordischen Schiffern auch Hitland genannt wird. Sie liegt nördlich zwischen Schottland und Norwegen, zu welchem Lande sie auch ehemals gehörte, und besteht aus 86 Inseln, davon 26 (nach andern 40) von 20,000 Menschen bewohnt werden, die übrigen Holms und Skerries sind, und theils bloß zur Viehzucht gebraucht werden, theils unwirthbare Klippen sind. Der Boden dieser Inseln ist im Ganzen gebirgig, sumpfig und ganz von Bäumen und Sträuchern (Wachholder ausgenommen) entblößt. Nur nach den Küsten zu erscheinen fruchtbare und kultivirte Stellen. Von Getreide wird bloß etwas Gerste und Hafer gezogen. Der Kartoffelbau ist erst in neuern Zeiten eingeführt worden. Das fehlende Holz ersetzen Heidekraut und Torf. Man hat kleines Rindvieh, kleine aber dauerhafte Pferde, kleine Schafe zum Theil mit einer sehr feinen Wolle und ebenfalls eine kleine Art von Schweinen. Die Küsten haben eine Menge von Buchten und Häfen, die alle Bequemlichkeiten darbieten, um den außerordentlichen Segen von Fischen in dieser Gegend vortheilhaft zu benutzen. Besonders treiben hier die Holländer einen sehr wichtigen Heringsfang. Außer der Fischerei nähren sich die Einwohner vom Spinnen und Stricken ihrer inländischen Wolle. Meistens sind die Weiber und Kinder damit beschäftigt. Man strickt sowohl ganz grobe

als auch sehr feine Strümpfe, und es werden große Quantitäten davon ausgeführt. Außer Fischen und Strümpfen führen die Inseln Butter, Thran, Felle von Seehunden und Ottern aus. Der Haupthandel geht nach Leith, London, Hamburg, Spanien und dem mittelländischen Meere. Die Einwohner sind Protestanten und reden Norsisch; wegen des starken Verkehrs mit holländischen Schiffern ist auch die holländische Sprache sehr verbreitet. Der Sommer ist auf diesen Inseln sehr kurz, der Herbst naß und neblicht, selten ein Frühling. Der Winter dauert lange; führt aber wenig Frost und Schnee mit sich, sondern fast beständige Regen und häufige Stürme. Die See wüthet in dieser Jahrszeit so sehr, daß kein fremdes Schiff in irgend einen Hafen kommen kann, und die Insulaner oft in fünf oder sechs Monaten gar nichts von der übrigen Welt erfahren. Die größte Insel, the Mainland, mit der Hauptstadt Lerwick, enthält 12 bis 13,000 Einwohner. Die nördlichste von den shetländischen Inseln heißt Unst, mit großen und bewunderswürdigen Höhlen in den Felsen an der Küste. Der längste Tag auf dieser Insel ist 19 Stunden 15 Minuten und der kürzeste 4 Stunden und 45 Minuten, lang.

* Siam, ein 6000 Quadratmeilen großes Königreich, auf der indischen Halbinsel jenseits des Ganges. Es gränzt gegen Osten an das Kaiserthum Anam und die dazu gehörigen Theile Laos und Cambodscha, gegen Süden an Malakka und an den Meerbusen von Siam, gegen Westen an das birmanische Reich und gegen Norden an dasselbe und China, und liegt zwischen dem 10ten bis 15ten Grade der nördlichen Breite. Es ist ein großes von dem breiten Flusse Menam durchflossenes Thal, welches ringsum von hohen Gebirgen eingeschlossen wird. Der Menam befördert, wie der Nil in Aegypten, durch seine Ueberschwemmungen außerordentlich die Fruchtbarkeit dieses Thales, weßhalb auch mehrere Canäle angelegt sind. Dieses Thal ist der einzige angebaute Strich; die Höhen und Gebirge, die es begränzen, sind eine furchtbare Wildniß von Wäldern, worin viele wilde Thiere, als Elephanten, Rhinozerosse, Tiger, Caracals (indische Luchse) sich aufhalten. Die Produkte Siams bestehen vorzüglich in Mais, Hirse, Reiß, Hülsenfrüchten, Wassermelonen, Zimmet, Kaffee, Baumwolle, Betel, Zuckerrohr, edlen Südfrüchten, Bambus, Tonkibäumen, woraus man Papier bereitet, Färbehölzern, Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Magnetsteinen, Salpeter, Schwefel und Diamanten. Die Einwohner, deren Anzahl man nicht kennt, sind theils Siamesen, theils Malayen. Die herrschende Religion ist die buddhistische. Der Kunstfleiß beschränkt sich auf Weberei von baumwollenen und seidenen Zeugen und auf die Verarbeitung einiger Metalle. Der Handel ist unbeträchtlich, der auswärtige wird meistens von Portugiesen und Britten unterhalten.

Sicard (Abbé R. Ambr.), der würdige Nachfolger des berühmten Abbé de l'Epée, hat wie dieser sein ganzes Leben der Vervollkommnung einer der interessantesten und für die Menschheit nützlichsten Erfindungen gewidmet, des Unterrichts und der Erziehung taubstumm geborner Kinder. Sicard, geb. 1742, machte seine ersten Studien in Toulouse, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde in Bordeaux Canonicus und bald nachher Mitglied der Akademie und des Museums dieser großen Handelsstadt. Er bildete hier ein Institut für Taubstumme und hatte das Glück, sich an Massieu *) einen Zög-

*) Jean Massieu, von Geburt taubstumm, ist einer der ausgezeichnetsten Zöglinge Sicards, und zugleich sein nützlichster Mitlehrer an dessen Institut in

ling zu erziehen, dessen Fähigkeiten immer im Erstaunen gesetzt haben. Sicard befand sich zur Zeit des Todes der Abbé de l'Epee (1789) gerade in Paris anwesend; er wurde an dessen Stelle gewählt, und glücklicher unter ihm als seinem Vorgänger genoß das Taubstummen-Institut von jetzt an einer bedeuten den Unterstützung von der Regierung. Aber auch er blieb vor den Greueln der Revolution nicht gesichert. Nach dem 10. August 1792 wurde er verhaftet und in die Abtei geführt. Bei der allgemeinen Ermordung aller Gefangenen am 2. September, entging er durch eine Art von Wunder diesem traurigen Schicksal, behielt aber Muth genug, sich, kaum gerettet, aufs neue an die Spitze seines Instituts zu stellen. Einige Jahre später drohten ihm gleiche Gefahren. Bei der Proscription des 18. Fructidors (1797) wurde er aus politischem Fanatismus als Redacteur der sogenannten Annales catholiques zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Sicard entzog sich derselben durch die Flucht, mußte 2 Jahr lang sein Institut fremden Händen überlassen, und erst die Regierungsveränderung des 18. Brümaire machte es ihm möglich, sich aufs neue seinen philanthropischen Beschäftigungen widmen zu können. Seit diesem Zeitpunkt hat er nicht aufgehört, den Lehrunterricht für die Taubstummen zu verbessern, und sein Institut erregt fortdauerd in einem seltnen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit, so daß wohl kein Reisender von Bildung und Interesse für die Menschheit Paris verläßt, ohne dasselbe besucht zu haben. — Auch hat Sicard sich viel mit der allgemeinen Sprachlehre beschäftigt und mehrere Schriften herausgegeben. Ueber seine Methode beim Unterricht der Taubstummen sind gleichfalls mehrere Werke und Denkschriften von ihm erschienen, welche die größte Beachtung verdienen.

Sichern, Sicherung, ein hüttenmännischer Kunstausdruck, die Operation bezeichnend, die mit dem gepochten Erze vorgenommen wird, welches man, um es von taubem Gestein zu reinigen, mit Wasser schlemmt.

* Sicilien. Diese merkwürdige Insel, die größte, fruchtbarste und bevölkertste des mittelländischen Meeres, liegt im Süden des festen Landes von Italien, und wird von Calabrien, mit welchem sie höchst wahrscheinlich ehemals zusammengehangen hat, durch die eine halbe Meile breite Meerenge, den Kanal, Straße oder Faro di Messina, getrennt. Hier ist der unter dem Namen Charybdis ehemals so berüchtigte Strudel. Sie hat die Figur eines Dreiecks, daher der alte Name Trinacria, und einen Flächeninhalt von 587 Q. M. mit 1,650.000 Einwohnern. Im J. 1817 wurde die Insel, anstatt

Paris. Er ist 1772 geboren, und zwar von armen Eltern, die das Unglück hatten, 6 taubstumme Kinder zu haben. Als Knabe hütete er das Vieh, und wurde zu den gemeinsten Diensten gebraucht, bis ein glückliches Ungefähr ihn zu Sicard nach Bordeaux führte, der sein Genie bald entdeckte und dessen Liebling er nun wurde. Nachdem Sicard in Paris der Nachfolger des Abbe de l'Epée geworden, wurde auch Maßieu durch ein förmliches Dekret der constituirenden Versammlung diesem Institut als répétiteur beigeordnet. Maßieu hat sich mit seltenem Erfolge dem Studium der höhern Wissenschaften, der allgemeinen Sprachlehre, den Sprachen überhaupt, der Mathematik und der Philosophie gewidmet. Nicht minder ist er durch die glücklichsten Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen berühmt geworden. So nannte er die Dankbarkeit „das Gedächtniß des Herzens.“ Um einen Begriff von dem Gehör zu geben, nannte er es „das Sehen des Ohrs“ (la vue auriculaire), die Hoffnung definirte er: la fleur du bonheur (die Blüthe des Glücks), und die Ewigkeit, „einen Tag ohne gestern und morgen.“ (un jour sans hier ni demain). Gegenwärtig ist er mit der Abfassung einer neuen Sprachlehre beschäftigt, auf die man mit Recht gespannt ist.

der ehemaligen Eintheilung in 3 Provinzen, in 7 Intendanzen eingetheilt, die ihren Namen von den Hauptorten führen. Sie heißen: Palermo, Messina, Catanea, Girgenti, Siracusa, Trapani und Caltanissetta. Zu Sicilien gehören auch einige Inselgruppen an der Küste, wie an der Nordseite die liparischen (ehemals äolischen), vulkanischen Ursprungs; an der Westseite die ägatischen, z. Th. nackte Felsen mit Staatsgefängnissen; an der Südostseite die fruchtbare Insel Pantalaria u. a. m. Das Clima ist sehr warm, aber gesund. Unter den vielen Bergen, welche die Insel enthält, ist der Aetna (s. d. Art.) Monte Gibello von den Einwohnern genannt, der höchste. Er steht ganz insolirt. Seine öftern Ausbrüche, so wie die häufigen Erdbeben, denen Sicilien ausgesetzt ist, haben bisweilen große Verwüstungen verursacht. Das heftigste Erdbeben war 1693. Viele Städte und Dörfer wurden dadurch theils verwüstet, theils ganz von der Erde verschlungen. In neuern Zeiten traf (1783) die Stadt Messina ein ähnliches Schicksal. Auch das Erdbeben von 1818 (20. Febr.) war furchtbar; minder nachtheilig der Ausbruch des Aetna (nach 7jähriger Ruhe) den 27. Mai bis 8 Juni 1819. Sicilien ist außerordentlich fruchtbar an Getreide, besonders an vortrefflichem Waizen, Wein, Oel, Reis, Südfrüchten, Safran, Zucker, Honig und Salz. Die Insel wurde schon ehemals die Kornkammer von Rom genannt, und es wird noch jetzt viel Getreide aus derselben nach Neapel und dem Kirchenstaate ausgeführt. Unter den Weinen ist der Siracuser der berühmteste. Der Seidenbau, welcher im J. 1130 hier eingeführt und dann weiter in Italien verbreitet wurde, ist sehr beträchtlich, und es wird jährlich viel davon versendet. Alles Vieh ist hier von vorzüglicher Güte. Der Fischfang, besonders an Thunfischen und Sardellen, ist sehr ergiebig. An der westlichen Küste werden schöne Korallen gefischt. Das Mineralreich liefert edle und andere Metalle, auch edle Steine, Marmor und Alabaster. Bei all diesem Reichthum der Natur ist die größte Masse der Einwohner doch arm, weil es an Manufakturen und Fabriken fehlt, die sich fast einzig auf die Seidenarbeiten in einigen der vorzüglichsten Städte einschränken. Eine andere Ursache dieser Armuth ist die verhältnißmäßige Menge der Geistlichen, deren Zahl man sonst auf 60,000 angab, und die viele Güter besitzen, und der außerordentlich zahlreiche Adel, der den größten Theil des Grundeigenthums besitzt. Man rechnet gegen 230 adelige Familien unter den verschiedenen Titeln von Fürsten, Herzogen, Marchesen, Grafen und Baronen. Die starken Zölle, welche auf die gewöhnlichen Ausfuhrartikel gelegt sind, erschweren und beschränken den Handel sehr. Der Nationalcharakter der Sicilianer ist äußerst heftig und rachsüchtig; die Sicherheit der Reisenden wird, besonders in den Gegenden um den Aetna, öfters gefährdet. Vor Kurzem noch hielten sich Reisende mit Pässen von einem Räuberhauptmann versehen viel sicherer als unter dem Schutze der Polizei. Desto thätiger war die geheime Polizei gegen die sogenannten Carbonari. Die Sicilianer sind nicht ohne Talente, besonders für die Dichtkunst. Sicilien ist ein Land, um dessen Besitz schon viel gekämpft worden ist. Die ersten Bewohner erhielt es wahrscheinlich von dem festen Lande Italiens. Phönizier, Griechen, und Carthager legten hier Colonien an. Die ganze Insel war in verschiedne Freistaaten vertheilt, unter denen Syracusa der reichste und mächtigste war, so wie der berühmteste in der ältern Geschichte wegen seiner Regenten (Gelo, Agathokles, Hiero), seiner Kriege und der

hohen Cultur der Wissenschaften. Nächst Syrakus waren Agrigentum (jetzt Girgenti) und Zancle oder Messana (jetzt Messina) historisch merkwürdig. Beim Anfang des ersten punischen Kriegs ward Agrigent von den Karthagern zum Waffenplatze gemacht, aber schon 262 von den Römern eingenommen, worauf ganz Sicilien unter römische Herrschaft kam. Es blieb unter derselben bis gegen die Hälfte des 5. Jahrhunderts, da es der König der Vandalen, Genserich, von Afrika aus, mit den übrigen Inseln des Mittelmeeres eroberte. Justinians Feldherr, Belisar, vertrieb (535) die Vandalen aus der Insel, die nun unter die Herrschaft der griechischen Kaiser kam, denen sie vom J. 827 an von den Saracenen entrissen wurde. Die Normänner, welche bereits in Neapel herrschten, bemächtigten sich (1072) auch Siciliens, welches die Päpste ihnen als ein Lehn überließen. Roger, ein mächtiger normannischer Fürst, nahm (1102) den Titel eines Königs von Sicilien an, und vereinigte diese Insel mit Neapel unter dem Namen des Königreichs beider Sicilien. (S. d. folg. Art.)

* Sicilien (das Königreich beider) liegt in Unteritalien, theils diesseits der Meerenge (Pharus), Neapel, theils jenseits derselben, die Insel Sicilien s. d. vor. Art.). In den ältesten Zeiten Roms (vergl. d. Art. Italien) war Unteritalien von den wilden Ausonern bewohnt, zu denen die Bergvölker Lucaniens und Bruttiums (Abruzzo) u. a. die Samniter, gehörten. Das Land an der Ostküste hieß Apulien (Apuglia) und die kleinere östliche Landzunge Calabrien. Die Griechen colonisirten in Unteritalien vorzüglich die Küsten; daher sein Name: Groß-Griechenland (s. d. Art.). Roms Herrschaft über Unteritalien begann mit der Unterjochung Tarents, seit 273 v. Chr. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs (476 n. Chr.) wurde Unter-Italien von den Ostgothen beherrscht. Um die Mitte des 6. Jahrh. kamen Neapel und Sicilien unter die Botmäßigkeit der griechischen Kaiser. Beide Länder standen unter einem Statthalter, dem Exarchen zu Ravenna, der sie durch Herzoge verwalten ließ. Während des Kampfes der Exarchen mit den Longobarden entstanden im 9ten Jahrh. nach und nach mehrere unabhängige Herzogthümer, wie Salerno, Capua und Tarent. Das mächtigste war das lombardische Benevent (s. d. A.) Als Republiken behaupteten sich Neapel, Amalfi und Gaeta. Um dieselbe Zeit fielen die Araber oder Sarazenen von Sicilien her in Calabrien ein. Sie eroberten Bari und kämpften mit den Griechen um den Besitz von Unteritalien, bis Kaiser Otto I. (967) Benevent dem deutschen Reiche unterwarf. Jetzt kämpften Deutsche, Griechen und Araber um den Besitz dieses schönen Landes. (Vergl. Italien.) Dieß bewog im 11ten Jahrh. kriegerische Abenteurer, einige Normänner aus Frankreich, den bedrängten Fürsten in Unteritalien ihren tapfern Arm zu vermiethen. Sie standen dem griechischen Herzog Sergius wider den Fürsten Pandolf von Capua bei, und erhielten dafür einen Landstrich geschenkt, wo sie die Stadt Aversa bauten, in welcher Rainulf (1020) als der erste normannische Graf eingesetzt ward. Bald folgten mehrere Schaaren tapferer und beutelustiger Normannen; an ihrer Spitze um das J. 1047, die zwölf Söhne des Grafen Tancred von Hauteville in der Unternormandie. Unter ihnen war der kühnste und schlauste Robert Guiscard (Schlaukopf). Er zog die Bauern des Landes an sich, und bildete aus ihnen die versuchtesten Soldaten seiner Bande. Staats-

klug nahm er das eroberte Apulien selbst vom überwundenen Papste zu Lehn (1053), und versprach auch das, was die Normänner in Calabrien und Sicilien noch erobern würden, als päpstliches Lehn sich geben zu lassen. Darauf nahm er 1060 den Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien an (vergl. Italien.) Sein jüngster Bruder Graf Roger eroberte Sicilien 1072. Dieser vereinigte, nachdem Herzog Robert und dessen Söhne gestorben waren, die ganze Macht des Hauses Hauteville und erhielt 1098 durch eine merkwürdige Bulle des Pabstes Urban II. für sich und seine Nachfolger die höchste geistliche Macht in seinem Reiche jenseits des Pharus in Sicilien. Sein Sohn und Nachfolger Roger II. vollendete seit 1101 die Eroberung von ganz Unteritalien, indem er Capua, Amalfi und Neapel, damals berühmte Handels- und Freistaaten, seiner Herrschaft unterwarf. Darauf nahm er 1130, vom Papste Anaclet II., der ihn feierlich belehnte, den Titel eines Königs von Apulien, Calabrien und Sicilien an. Er vereinigte in demselben Jahre alle Länder diesseits und jenseits des Pharus unter dem (seit 1816 wieder hergestellten) Namen: Königreich beider Sicilien. Diese Vereinigung von Neapel und Sicilien bestand 150 Jahre. Die Residenz war Palermo. Jedes Land behielt sein bisheriges Recht; doch kam in Neapel neben dem alten lombardischen Recht auch das französische Lehnrecht in Gebrauch. Dem Papste wurde als Oberlehnsherrn von Neapel ein Zelter und ein Beutel mit Ducaten entrichtet. Mit Roger's II. Enkel, Wilhelm dem Gütigen (st. 1589) erlosch der Stamm Tancreds. Nun behauptete der deutsche Kaiser Heinrich VI. aus dem Hause Hohenstaufen das Erbrecht seiner Gemahlin, der Tochter Rogers II., Constantia, auf Neapel und Sicilien. Die Sicilianer aber verabscheuten deutsche Herrschaft; sie wählten Tancred, einen natürlichen Sohn Rogers, und da dieser früh starb, Wilhem III., seinen unmündigen Sohn. Da zog Heinrich VI. zum andern Male in das Reich, glücklicher als da der tapfere Tancred lebte. Er ließ dem jungen Könige und vielen Großen, seinen Anhängern, die Augen ausstechen, andere lebendig verbrennen, seine Mutter und Schwester steckte er ins Kloster. Einen neuen Kronprätendenten peinigte er auf einem glühenden Stuhle von Eisen, und ließ ihm eine gleiche Krone auf den Kopf nageln; die angesehensten Männer wurden von wilden Pferden zu Tode geschleift. Heinrichs VI. Andenken ward allen Sicilianern ein Gräuel; allein sie gehorchten seinem dreijährigen Sohne Friedrich II. (1197). Unter diesem ruhmvollen Kaiser wurde Neapel die Residenz. Die Nachbarschaft des mächtigen Kaiserhauses war dem päpstlichen Interesse zuwider; daher schenkte Papst Urban VI., nach des Kaisers Konrad IV. Tode (1254), das Königreich beider Sicilien dem Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, Karln von Anjou, welcher den rechtmäßigen Conradin von Schwaben (s. d. Art.) 1269 enthaupten ließ. Sicilien befreite sich jedoch schon 1282 von den Bedrückungen der Franzosen (s. d. Art. Sicilianische Vesper) mit Hülfe des von Conradin zu seinem Erben ernannten Königs Peter III. von Aragonien, dessen Gemahlin Constantia die Tochter Manfreds (natürlichen Sohnes des Hohenstaufischen Kaisers Friedrichs II.) war. Seitdem blieb Sicilien 160 Jahre lang von Neapel getrennt. Es erkannte Peter III. von Aragonien als seinen Beherrscher an, der dieses Königreich seinem jüngern Sohne Jakob überließ. Die aragonischen Könige entzogen die Insel der päpstlichen Lehensherrlichkeit, und Sicilien gehörte in der Folge

zur spanischen Monarchie bis zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges. In Neapel behauptete sich das Haus Anjou; und Karl von Anjou, der erste Erwerber, verpflichtete sich dem Papste zu einem jährlichen Census von 8000 Unzen Goldes und alle 3 Jahre zur Absendung eines weißen Zelters nach Rom. Sein Urenkel Karl Robert, König von Neapel, ward von den ungarischen Ständen 1307 zum König von Ungarn gewählt. Aber in Neapel entstand nach König Roberts Tode 1343, unter der Regierung der Königin Johanna I., große Verwirrung; denn Papst Urban VI. krönte Karln von Durazzo, aus dem Hause Anjou-Neapel in Ungarn, zum König von Neapel. Dieser ließ die Königin Johanna 1382 ersticken, und vereinigte die Reiche Ungarn und Neapel. Sein Sohn Ladislaus kämpfte glücklich um Neapel mit Johanna's Adoptivsohne, Ludwig von Anjou. Er bemächtigte sich Roms, und gedachte schon ganz Italien zu Einem Reiche zu vereinigen, als ihn der Tod (1414) übereilte. Darauf adoptirte 1410 seine Schwester, die Königin Johanna II., den König Alfons V. von Aragon und Sicilien, der seinen Nebenbuhler, den franzöf. Prinzen, Ludwig III. von Anjou, 1458 aus Neapel verjagte. So ward die Eifersucht zwischen Frankreich und Spanien entzündet, die gegen das Ende des 14. Jahrh. ganz Italien in Flammen setzte. Alfons V. folgte in Neapel sein natürlicher Sohn Ferdinand I., dessen Enkel, Ferdinand II. von Karl VIII. von Frankreich, der die Ansprüche des Hauses Anjou verfocht, angegriffen, und dessen zweiter Sohn, König Friedrich III., von seinem Vetter, dem König Ferdinand dem Katholischen von Spanien und Sicilien, im Bunde mit Ludwig XII. von Frankreich, seines Throns 1501 beraubt wurde. Allein die Eroberer entzweiten sich über die Theilung von Neapel, und der schlauere Ferdinand der Katholische (s. Ferdinand V. von Aragonien und Gonsalva) wußte sich 1504 durch List und Gewalt in dem alleinigen Besitze von ganz Neapel zu erhalten. Während dieses Jahrhunderte lang fast ununterbrochenen Länder- und Kronenstreites hatte sich die Municipalitätsverfassung der Städte ausgebildet, und die Könige aus dem Hause Anjou fingen an Städte-Deputirte zum Reichstage zu berufen, was schon früher in Sicilien geschehen war. Allein die Feudalverhältnisse dauerten fort, und die Barone gewannen immer neue Vorrechte, selbst das Recht über das Leben ihrer Guts-Unterthanen, wofür die Könige ihren Beistand im Kriege zu erkaufen hofften. Dadurch versank das Volk in tiefes Elend, und zu keiner Zeit hat der Neapolitaner fremden Waffen widerstanden. Die Aristokratie blieb ja doch nur unter jedem Herrscher dieselbe! Zugleich verderbte das üppige Leben am Hofe und das Beispiel wollüstiger Fürstinnen, wie die beiden Johanna waren, die öffentlichen Sitten. Indeß gab es damals wenigstens Feudalstände, welche die Macht des Königs beschränkten. Allein in den zwei Jahrhunderten, während welcher (seit dem Frieden mit Frankreich von 1505) das Königreich beider Sicilien ein Theil der spanischen Monarchie blieb, hörten die Reichstage in Neapel ganz auf, und die Vicekönige unterhandelten bloß mit einem ständischen Ausschusse, bei welchem die Stadt Neapel den ganzen dritten Stand vertrat. Also wuchs die königliche Macht; mit ihr die Last vermehrter Abgaben, und der durch Willkür in Erhebung der Steuern 1647 veranlaßte Aufstand in Neapel (s. d. Art. Masaniello) hätte unter klügerer Leitung zur Unabhängigkeit führen können. Noch mehr verfiel der Wohlstand des Landes unter dem Drucke des Adels und unter der Macht des Clerus. Kein Gesetz

steuerte dem Wachsthum der Besitzungen der Kirche, und sowohl in Neapel als in Sicilien gehörten nach und nach wohl ⅔ des ganzen Grundeigenthums der todten Hand. Bei dem Aussterben des österreich-spanischen Mannsstammes (1700) wurden Neapel und Sicilien wie ein Erbschaftsstück behandelt, über das Karl II. von Spanien, ohne die Stände zu fragen, in seinem Testamente eben so willkürlich verordnete, als nachher England und Frankreich im utrechter Frieden 1713 und zur Zeit der Quadruple-Allianz 1718 es thaten. Im utrechter Frieden wurden nach dem Plane der Engländer, die das Entstehen einer großen Handelsmacht hier zu fürchten schienen, Neapel und Sicilien getrennt; ersteres fiel an Oesterreich, letzteres an Sardinien. Als aber Spanien auf Alberoni's Antrieb im J. 1717 Sardinien und Sicilien angegriffen hatte, tauschte Oesterreich in Folge der Quadruple-Allianz (vergl. Sardinische Monarchie) Sicilien von Savoyen für Sardinien ein; so daß jetzt (1720) das Königreich beider Sicilien ein Theil der österreichischen Monarchie wurde. Allein in dem Kriege, welcher 1733 nach dem Tode Augusts II., Königs von Polen, entstand, eroberte Spanien beide Sicilien und behauptete sie im wiener Frieden (1735) für den spanischen Infanten Don Carlos. Als dieser in der Folge nach dem Tode seines Halbbruders 1759, unter dem Namen Karl III., den spanischen Thron bestieg, übergab er das Königreich beider Sicilien seinem dritten Sohne Ferdinand, und bestimmte dabei, daß es nie mit der spanischen Monarchie vereinigt werden sollte. Ferdinand regierte seitdem in beiden Sicilien unter dem Namen Ferdinands IV. Die Geschichte seiner durch vielfache Reformen ausgezeichneten, durch politische Leidenschaften, revolutionäre Stürme und französische Waffen aber mehr als einmal mit dem gänzlichen Untergange bedrohten Regierung s. unter dem Art. Ferdinand I.; denn so nannte sich Ferdinand IV., nachdem er den 12. Dec. 1816 seine sämmtlichen Staaten diesseits und jenseits der Meerenge zu einem Königreiche beider Sicilien vereinigt hatte. Vergl. d. Art. Acton, Buonaparte (Napoleon), Buonaparte (Joseph) und Murat. — Das gegenwärtige Königreich beider Sicilien hat einen Umfang von 2,034 QM. mit 6,616,000 Einw. also 3,253 auf 1 QM. Davon enthält Sicilien diesseits der Meerenge, oder das Königr. Neapel, 1,447 QM. mit 4,993,500 Einw. Ueber Sicilien jenseits der Meerenge s. d. vor. Art. Das im Norden an den Kirchenstaat gränzende, östlich vom adriatischen, südlich und westlich vom mittelländischen Meere umgebene Neapel hat einen größtentheils vulkanischen Boden, den die üppigste Vegetation bedeckt. Fruchtbare Thäler senken sich zu beiden Seiten des Apennins (s. d. Art.) nach dem Meere hin. Isolirt liegt der 3,659 F. hohe Vesuv (s. d. Art.) Das Land hat nur Küstenflüsse von mäßigem Umfang z. B. den Garigliano, Volturno u. a. Der vulkanische Boden wird oft von Erdbeben zerrissen. So entstand im J. 1538 binnen zweimal 24 Stunden der Monte nuovo bei Puzzuoli, der eine Höhe von 400 Klftrn. erreichte. Durch die Posilippo-Grotte gelangt man auf einer Lavastraße zu den Phlegräischen Feldern (Feuerfluren), wo die alte Fabel die Bilder zu dem Gigantenkriege und der Unterwelt sammelte. Hier gräbt man die Puzzolanerde (s. d. Art.) An diese chaotische Wüste, wie an den niedergebrannten Crater der Solfatara und an den Averno-See (s. d. Art.) gränzen blühende Rebenhaine mit Fruchtbäumen; hier erblickt man die prachtvollsten Trümmer des Alterthums am Mare Morto unweit der

elysäischen Felder. In der reizenden Umgegend der Hauptstadt liegt der See Agnano, ein eingestürzter Vulkan, und in dessen Nähe die berühmte Hundsgrotte. — Das Klima ist warm. Nur in Abruzzo kennt man den strengen Winter. Frühlingsluft bringt schon im Januar die Erdbeere zur Reife; der Sommer ist heiß, und aus Südost weht oft der abspannende Sirocco. — Haupterzeugnisse dieses noch immer nicht sorgfältig genug angebauten, schönen Landes sind: vortrefflicher Waizen, Mais, edle Südfrüchte, Oel, Hanf und Flachs, Baumwolle, die nuces Avellanae des Plinius, Weine (Lacrymae Christi), Kapern, Safran u. s. w. Berühmt sind die neapolitanischen Pferde, die Schweinezucht in Abruzzo, der Seidenbau, Wolle, Büffelzucht, Maulthiere, Wachtelfang, Geflügel u. s. w. Doch gibt es auch Wölfe, Taranteln und Scorpionen. Wichtig ist der Gewinn an Puzzulan-Erde, See- und Steinsalz, Eisen, Marmor, Schwefel, Jaspis, Lava, Alabaster, Alaun, Salpeter u. s. w. Dagegen fehlt es an Holz, so daß man hier und da Büffelmist brennen muß. Indeß gedeihen in diesem warmen Lande die Dattelpalme, das spanische Rohr, die Aloe und die indische Feige. — Der Neapolitaner ist lebhaft, geistvoll, gutmüthig; aber das durch den Feudaldruck und Justizgebrechen verarmte und erbitterte Volk überließ sich bisher oft großen Ausschweifungen; daher kühne Räuber und Banditen noch immer nicht ganz ausgerottet sind. Die Mundart der Neapolitaner weicht stark ab von der italiänischen Sprache. Südlich nach Otranto gibt es noch Dorfschaften von Arnauten und Griechen (etwa 40,000) bewohnt. — Die Industrie ist blühender in Neapel als in Sicilien; doch bedarf auch jenes Land vieler Kunsterzeugnisse des Auslandes. Neapel besitzt Seiden-, Wollen- und Baumwollenfabriken; man webt Leinwand, verfertigt Metallwaaren und Kunstsachen aus Marmor und edlen Steinarten. Der Bergbau ist vernachlässigt. Der Seehandel besteht fast nur in der Einfuhr der Naturerzeugnisse. Der inländische Handel wird durch den Mangel an guten Straßen, Canälen und schiffbaren Flüssen erschwert. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Neapel, Palermo und Messina. Allein die Vollendung der Landstraße zwischen Messina und Palermo ward erst im J. 1818 begonnen! Auch in der wissenschaftlichen Cultur ist die Nation zurück; das Volk ist höchst unwissend, vielleicht lernt es durch die Lancastersche Lehrart, welche man einführen will, wenigstens lesen und schreiben. Unter den Gebildeten aber gibt es die ausgezeichnetsten Talente, vorzüglich unter den Neapolitanern. Am lebhaftesten wird die Alterthumskunde betrieben. Der Kunstsinn ist am meisten rege für Musik. Cicero, Horaz, Ovid, Juvenal, Statius, Tasso, Thomas Aquinas, Filangieri, Galiani und mehrere im Fache der Wissenschaft oder der Kunst ausgezeichnete Männer gehören, der Geburt nach, Neapel an. Sicilien ist das Vaterland der bukolischen Dicht- und der Redekunst. Jetzt gibt es Universitäten zu Neapel, Salerno, Palermo und Catania; Akademien zu Neapel und Palermo; Musikschulen zu Neapel; Kunsthandlungen zu Neapel (Museum Bourbon, Museo Borbonico, mit einem eigenen Saale für die Gemälde der neapolitanischen Schule); das herkulanische Museum zu Portici; ein Münzcabinet und eine Sternwarte zu Palermo; in Neapel zählt man 4 öffentliche Bibliotheken und 45 Buchdruckereien. Unter den übrigen Anstalten daselbst kennt man das Taubstummen-Institut; auch das Hospital für Wahnsinnige bei Aversa ist vorzüglich gut eingerichtet. — Das Königreich diesseits der Meerenge (Neapel) enthält 144 Städte und 2067 Flecken

und Dörfer. (In Sicilien: 45 kön. Städte und 352 St. Flecken u. s. w). Es wurde im J. 1817 in 15 Provinzen eingetheilt: Neapel mit den vulkanischen Inseln Capri, Procida und Ischia; Abruzzo ulteriore I. und II. mit Aquila, Sulmona ꝛc.; Abruzzo citeriore; Terra di Lavoro mit Caserta, Gaëta, Arpino und der vulkanischen Insel Ponza; Principato citeriore mit Salerno, Amalfi und Pästum; Principato ulteriore; Capitanata; Molise; Terra di Bari; Terra di Otranto mit Lecce; Basilicata; Calabria citeriore und ulteriore I. und II. mit Reggio, Sciglio (wo die gefahrvolle befestigte Klippe, der Alten Scylla, in die Meerenge hineintritt) und Pizzo, wo Murat fiel, und die der König wegen ihrer Treue die allergetreueste Stadt genannt und für abgabenfrei erklärt hat. — Das vereinigte Königreich beider Sicilien bildet nach dem Grundgesetz vom 12. Decbr. 1816 eine constitutionelle in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie. Der König besitzt die höchste vollziehende Gewalt. Das Volk wird vertreten durch das Parlament von Neapel (100 Mitglieder auf 5 Bänken: Geistlichkeit, Adel, Grundbesitzer, Gelehrte und Kaufleute); und durch das Parlament von Sicilien (2 Kammern: Pairs und Abgeordnete der Städte). Die Parlamente berathschlagen über die von dem Könige vorgeschlagenen Gesetze; aber der König hat das Vorrecht die Gesetze zu bekräftigen und bekannt zu machen. Der Staatsrath in Neapel muß aus ½ Neapolitanern und ½ Sicilianern bestehen. Ein ähnliches Verhältniß soll bei Besetzung aller übrigen Staats- und Hofämter beobachtet werden. Ist der König nicht persönlich in Sicilien, so residirt daselbst ein Statthalter (Luogotenente generale) als Vicekönig zu Palermo: gegenwärtig ist es der Kronprinz. Alle öffentliche Aemter auf der Insel sollen bloß durch Eingeborne besetzt werden. Das Feudalwesen ist in Neapel früher und jetzt auch in Sicilien ganz abgeschafft. Seit 30 Jahren hat König Ferdinand die feierliche Uebergabe des Zelters an den Papst unterlassen; die 8000 Unzen Goldes aber (11,548 Scudi à 1½ Thlr.) hat er als ein Almosen entrichten wollen. Durch das mit dem Papste im J. 1818 abgeschlossene Concordat ward das Lehensband völlig gelös't, und überhaupt die päpstliche Gewalt beschränkt. Indeß wurden die Jesuiten wieder hergestellt. Dagegen sind die von Neapel enclavirten Fürstenthümer Pontecorvo und Benevento wiederum eine Delegation des Kirchenstaats geworden. Der Clerus in beiden Sicilien (21 Erz- und 107 Bischöfe; in Neapel allein 47,200 Weltpriester und 52,000 Mönche und Nonnen) besitzt fast ⅓ des Landes. Die Inquisition ward auch in Sicilien schon 1782 aufgehoben *). In keinem Lande gibt es so viele Fürsten (120), Herzoge (150), Marchesen (170), Grafen und Barone als in Neapel. Indeß hob 1818 der König (was schon früher in Neapel geschehen war) auch in Sicilien die Fideicommisse auf, welche alles Grundeigenthum in wenige Hände zu vereinigen drohten und ein mächtiges Hinderniß der Cultur waren. Die großen Mißbräuche in der Reichsverwaltung und in dem Zustande der Gefängnisse (am ärgsten in Sicilien) werden jetzt allmählig abgestellt. In Folge der neuen Organisation der Gerichte vom 29. Mai 1818, sind alle gutsherrlichen und Gemeinde-Gerichtsbarkeiten aufgehoben, die Tribunäle und die königl. Gerichtshöfe aber ungefähr so wie in Frankreich gebildet worden. Diese Gerichtsverfas-

*) Dieß that der Marchese Caraccioło, Vicekönig von Sicilien. Er starb wahrscheinlich an Gift, weil er die Macht des Clerus und das Feudalwesen angegriffen hatte.

sung wurde durch das Decret vom 22. Dec. 1818 auch auf das Gebiet jenseits des Pharus (Sicilien) ausgedehnt, und daselbst ein oberster Gerichtshof errichtet. Auch erschien für diese Insel eine neue Gerichtsordnung und im Jahre 1819 ein neuer Civilcodex. — Die Staatseinkünfte betrugen 1816 siebzehn Millionen Ducaten (à 1 Thlr. 4 Gr.) Der Antheil Siciliens an den permanenten Staatsausgaben wird jedes Jahr vom König bestimmt und vertheilt, kann aber jährlich die Summe von 1,847,687 Unzen und 20 Tari (5,600,000 Thlr., wie sie als actives Einkommen von Sicilien im Jahre 1813 vom Parlamente festgesetzt wurde) nicht übersteigen. Ein größerer Beitrag kann ohne Bewilligung des sicil. Parlaments nicht auferlegt werden. Die Staatsschuld beträgt über 86 Mill. Thaler. Seit dem J. 1816 hat die Armee, zu deren Generalcapitain der österreichische General Graf Nugent ernannt wurde, so wie die Marine eine neue Organisation erhalten. Die Linientruppen bestehen aus 10, und die leichten Corps aus 4 Regim.; zum activen Dienste sind 32,044 Mann, und 8,650 M. zur Reserve bestimmt. In Sicilien soll die stehende Landmacht höchstens 8000 M. betragen. Die Seemacht besteht gegenwärtig nur noch aus 1 Linienschiff und 5 Fregatten; daher hat England Neapel gegen die Barbaresken schützen müssen. Als Ritterorden besteht noch: 1) der des heil. Januarius, gestift. 1738, aufgehoben 1806, erneuert 1814; 2) der Constantinsorden; 3) der d. heil. Ferdinand und des Verdienstes, gestift. 1800, erneuert 1814; 4) der vom K. Joseph Bonaparte gestift. Orden des Königreichs beider Sicilien, welchen König Ferdinand IV. 1815 bestätigt hatte, wurde im J. 1819 aufgehoben, und dafür den 9. Jan. 1819 der bloß militärische Ritterorden di S. Georgio della Riunione mit 7 Graden gestiftet. Außerdem hat der jetzige König noch 3 Ehrenzeichen eingeführt. Unter den neuesten Schriften über diesen Staat sind zu bemerken: des Grafen Orlow, russischen Senators, Mémoires historiques, politiques et littér. sur le royaume de Naples, avec des notes par M. Amacery Duval. Par. 1819. und die Costituzione del Regno di Sicilia, stabilita dal Parlamento dell' a. 1812, VII. ediz. Palermo 1783. 2 vol. K.

Sicyon (Sikyon), eine der ältesten, berühmtesten und schönsten Städte des alten Griechenlands, nicht weit von Korinth, nahe am Meer, mit einem Hafen. Vorzüglich berühmt war sie durch ihre Künstler: Maler und Bildhauer. Eine eigene Malerschule gab es hier, die einen großen Ruf hatte. Der kunstreiche Dädalus wird ein Sicyonier genannt. Auch wurden viele künstliche Arbeiten hier verfertigt, und damit ein starker Handel getrieben. Schon in den ältesten Zeiten bildete Sicyon mit seinen Umgebungen einen eignen kleinen Staat, und es werden mehrere Könige oder Fürsten genannt, die damals dort geherrscht haben sollen. Bei dem Einfall der Herakliden ward es ein Theil des Argivischen Reiches. Späterhin wurde die Demokratie eingeführt, während welcher sich von Zeit zu Zeit Tyrannen der Obergewalt bemächtigten. Es behauptete zu den Zeiten der Perserkriege und später seine Unabhängigkeit, litt aber sehr durch die bürgerlichen Kämpfe der Griechen, in denen es bald für, bald gegen Athen Partei nahm. Es erhoben sich einzelne Gewaltherrscher, die das Volk unterdrückten; aber Aratos, gleich groß als Krieger und als Mensch, befreite seine Vaterstadt, und bewog sie, zu dem Achäischen Bunde zu treten, in welchem Sicyon eine Zeitlang eine bedeutende und glänzende Rolle spielte. Es theilte späterhin das Schicksal jenes Bundes, und kam unter die Herrschaft der Römer; doch war es noch unter den Kaisern Hadrian und Caracalla eine schöne Stadt.

Siddons (Mistreß), eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, lebt gegenwärtig von der Bühne zurückgezogen. Sie ist die Schwester der beiden Kemble, denen wir im 5ten Bande einen Artikel gewidmet haben, und 1749 geboren. Sie debütirte zuerst als Sängerin, widmete sich aber bald blos der höhern Tragödie. Nachdem sie eine Zeitlang auf den Provinzial-Theatern mit Glück gespielt hatte, fand sie beim Theater Drurylane in London Engagement, und bald galt sie für die erste tragische Schauspielerin, welche England je besessen. Die beiden Haupttheater Londons buhlten daher stets um ihren Besitz; sie selbst ward mit Ehren und Gunstbezeugungen überhäuft. Mistreß Siddons hat einen majestätischen Wuchs, die edelste Haltung und das wohlklingendste und volltönendste Organ. Vielleicht hat nie eine andere Schauspielerin sie in der Kunst der Stimmenübergänge und des wechselnden Ausdrucks übertroffen. Die Beweglichkeit ihrer Physiognomie, der Ausdruck ihrer Augen, die Grazie ihrer Bewegungen ist nach dem Urtheil aller englischen Kunstrichter nie übertroffen worden. Zugleich ist Mistreß Siddons als Dilettantin Bildhauerin und hat namentlich eine Büste von Adams verfertigt, die allgemeinen Beifall erhalten hat.

Sidmouth (Viscount), s. Addington.

Sidney Smith, s. Smith.

Siebenbürgen, hat einen Flächeninhalt von 1,120 Quadratmeilen, mit 1,800,000 Einwohnern. Der Name Siebenbürgen kommt nicht von sieben Burgen her, sondern die im J. 1143 aus den Rheingegenden, wo (im ehemaligen Stifte Cöln) ein Siebengebirge ist, (s. den folgenden Art.) gekommenen deutschen Colonisten, brachten diesen Namen auf. Die lateinische Benennung Transsilvanien bezeichnet ein Land, das jenseits der carpathischen Gebirgswaldungen liegt, und der ungarische Name Erdely eine waldigte und bergigte Gegend. Siebenbürgen war ehemals ein Theil von Dacien. Bei den Römern, deren Herrschaft es Trajan unterwarf, hieß es das innere Dacien (Dacia mediterranea). Vom 5ten Jahrhunderte an wurde es von mehreren fremden Völkern eingenommen, von denen immer eins das andre daraus vertrieb. König Stephan I. von Ungarn eroberte Siebenbürgen (1004), und machte es zu einer ungarischen Provinz, die durch Statthalter (Woiwoden) regiert wurde. Der Woiwode Johann Zapolya erhielt nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungarische Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag (1535) Siebenbürgen als ein souveraines Fürstenthum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, welche von dieser Zeit an sich oft in die Angelegenheiten Siebenbürgens mischten, und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Batori gegen die ungarischen Regenten aus dem österreichischen Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlem Gabor und Georg Rakotzy gefährliche Feinde für das Haus Oesterreich. Leopold I. unterwarf sich endlich (1689) Siebenbürgen völlig, und die Pforte gestand im Frieden zu Carlowitz (1699) dem Hause Oesterreich die Oberherrschaft über dieses Land zu, das jedoch immer noch seine eignen Fürsten behielt. Nachdem das fürstliche Haus (1713) völlig ausgestorben war, wurde Siebenbürgen ganz mit Ungarn vereinigt. Maria Theresia erhob es 1765 zu einem Großfürstenthum.

* Siebengebirge, Gebirge auf dem rechten Rheinufer, in der Gegend der Stadt Königswinter in dem cölner Regierungsbezirk der preußischen Rheinprovinz Jülich-Cleve-Berg, besteht theils aus Ba-

salt, theils aus Granitporphyr und Sandstein, und erhebt sich in sonderbaren Formen. Es hat seinen Namen von den sieben hohen Kuppen, die aus der ganzen Bergreihe weit hervorragen. Zunächst am Rhein liegt der Drachenfels, der steilste Berg des Siebengebirges, und wo man die schönste Aussicht hat. Neben den Trümmern der daselbst vormals befindlichen Burg hat der Landsturm des Siebengebirges seinem vor dem Feinde gefallenen Anführer Genger eine Denksäule errichtet, und diese 1814, am Tage der leipziger Schlacht, feierlich eingeweiht. Der Drachenfels ist durch einen Bergrücken mit der Wolkenburg verbunden, worauf sonst auch eine Burg stand. Jetzt ist auf demselben ein bedeutender Steinbruch, dessen Steine in dem nahen Königswinter bearbeitet werden, deswegen Königswintersteine heißen, und meistens nach Bonn, Cöln, Düsseldorf und noch weiter abwärts versendet werden. Rechts vom Drachenfels zeigt sich, und kehrt seine Fronte dem Rheine zu, der Peters- oder Stromberg, dessen obere hundert Morgen große Fläche eine von Wallfahrern stark besuchte Kapelle des heiligen Peters trägt. Hinter diesen drei Bergen und etwas weiter vom Rheine ab liegen die übrigen vier, nämlich der Löwenberg (1896 Fuß hoch, und die höchste Spitze des ganzen Gebirges), der Nieder- oder Nonnenstromberg, der Oelberg und der Hemmerich. Auf allen bemerkt man noch Trümmer alter Schlösser. Wer das Siebengebirge besteigen will, der thut es am besten von Königswinter aus. Die reichste und interessanteste Umsicht gewährt der Drachenfels, auf dessen Kuppe (dem sogenannten Platze) Lusthäuschen und Sitze angebracht sind.

Sieben freie Künste, s. Künste.

Sieben Wunder der Welt, s. Wunder.

† Sierra Morena (monetes Mariani), beginnt in der Gegend von Alcaraz, auf den östlichen Gränzen von Mancha, läuft zwischen dieser Provinz, Estremadura und Alentejo, das sie nördlich läßt, und den Königreichen Jaën, Cordova, Sevilla und Algarvien durch, und senkt sich endlich im Kap St. Vincent ins Meer. Die höchste Höhe dieses Gebirges beträgt nur 2640 Fuß. Bei seinem Laufe durch Cordova erhält es den Namen Sierra de Cordova. Auf den südlichen Gränzen von Estremadura und den nördlichen von Sevilla bildet es die Berge von Guadalcanal, dreht sich dann südwestlich, und bildet unter der Benennung der Sierras von Caldeiraon und der Sierras von Monchique die Nordgränze von Algarvien. Erst gegen das Kap St. Vincent hin wird die Gebirgskette niedriger, und endet sich vor demselben gewißermassen in eine Ebene.

Siesta, ein spanisches Wort, die Mittagszeit, Mittagshitze. Weil in den warmen Ländern sich Jedermann um diese Tageszeit, so viel möglich, ruhig verhält, so bedeutet Siesta auch so viel als Mittagschlaf.

Sigeum, Sigeische Inschrift. Jenes ist ein altberühmtes Vorgebirge der asiatischen Küste unweit Troja, in dessen Nähe sich das griechische Lager im trojanischen Kriege befand. Dort hatte Achilles seine Flotte ans Ufer gezogen, und dort wurde er auch nebst seinen Freunden, Patroklus und Antilochus begraben. Noch erblickt man dort alte große Grabhügel, die man für die ihrigen gehalten hat. Vorzüglich merkwürdig ist die alte Inschrift, welche sich dort auf einem Marmorsitze fand, und welche man zum Theil, so viel davon in äolischer Mundart ist, für älter als den

Dichter Simonides hält. Die Umwohner betrachteten dieß uralte Denkmal als eine Art von Palladium gegen Krankheiten, und die Kranken setzten oder legten sich darauf, wodurch die Schrift viel gelitten hat. Doch ist sie längst vollständig copirt, und auch durch Lord Elgin neuerlich selbst nach England gebracht worden.

Signatur, heißt eine Art der Bezeichnung der Druckbogen, welche schon 1470 von Ulrich Gering angewandt worden und welche dazu dienen soll, dem Buchbinder anzuzeigen, wie die Bogen auf einander folgen und wie sie gefalzt werden müssen. Die ältere auch jetzt noch häufig angewandte Bezeichnung ist mit den drei und zwanzig Buchstaben des Alphabets, wobei V und W wegfallen. Sie werden bei den ersten 23 Bogen einfach, bei den zweiten doppelt gebraucht u. s. w. Daher gibt man auch die Stärke eines Buchs nach den Alphabeten an, ein Buch von einem, zwei, drei Alphabeten. Jetzt wird die Signatur gewöhnlicher durch Zahlen ausgedrückt.

Silvestre de Sacy (Baron Antoine Isaac), s. Sacy.

Silvestriner, so genannt nach ihrem Stifter Silvester Gozzolin, der diesen Orden 1231 auf Monte Fano in der Mark Ankona errichtete, sind Mönche, die der Regel des h. Benedicts folgen, schwarze Kleidung tragen und im 18ten Jahrhundert nur noch 14 Klöster im Kirchenstaate und ein Kloster der Silvestrinerinnen in Perugia hatten. Im Jahre 1662 wurde dieser unbedeutende Orden mit dem von Vallombrosa vereinigt, 1681 aber schon wieder gesondert und einem eignen General untergeben. E.

Simois, s. Skamander.

* Simplon, (ital. Sempione), ein 10,327 Fuß hoher Berg in dem helvetischen Canton Wallis, an der Gränze gegen das lombardisch-venetianische Königreich, in dem hohen Alpenkamme, welcher vom Montblanc nach dem Gotthard läuft, und die Schweiz von Italien trennt. Da auf demselben ein Thal liegt, das die Gebirgskette durchschneidet und doch die Schneelinie nicht erreicht, so ist von Napoleon 1801 eine der merkwürdigsten Straßen angelegt und 1806 vollendet worden. Diese Straße, die einzige, auf welcher man aus der Schweiz über die Alpen fahren kann, ist 14 Stunden lang, überall fünf und zwanzig Fuß breit, nirgends stark aufsteigend, und daher für die schwersten Lastwagen fahrbar. Sie gehört zu den größten, erstaunenswürdigsten Unternehmungen, indem die Straße über jähe Abgründe, in deren Tiefen herabstürzende Wasser brausen, und durch Gallerien, d. i. durch Felsen geht, die mehrere hundert Schritte lang durchbrochen sind, und wo durch Oeffnungen der Weg beleuchtet wird. Aus denselben tritt man in liebliche Thalgründe mit Sennhütten, und sieht über schwarzen Tannenwäldern Gletscher und hoher Schneeberge im Blau des Himmels. Kühne Brücken führen über gräßliche Abgründe, von einem Berge zum andern. Die italienische Seite bietet ein schöneres Schauspiel als die helvetische dar, weil dort die Felsen schroffer sind. An derselben ist die längste Gallerie, 683 Fuß lang durch einen Granitfelsen gehauen, die Gallerie von Frissinone genannt, von dem Bache, welcher dabei einen prächtigen Fall bildet. Die Straße beginnt eine Viertelstunde westlich von Brieg, und geht über die Saltinabrücke; oberhalb des Dörfchens Ried gelangt man durch einen schönen Lerchenwald zur ersten Gallerie und dann über die 80 Schritte lange Kanterbrücke nach Persal. Hier beginnen Abgründe und der Lawinen wegen gefährliche Stellen, weswegen die Straße viele Krümmungen macht. Jenseits des dritten Felsenganges erreicht

man die höchste Stelle der Straße, die 6174 Fuß über dem Meer erhaben ist. Von dieser kommt man in einer halben Stunde zum Chausseehause; rechts in der Tiefe liegt das alte Spital, und an der Straße das neue. Anderthalb Stunden weiter liegt das Dorf Simpelen, 4548 Fuß über dem Meere. An der Veriola, einem Flusse, läuft die Straße fort bis in die Nähe von Domo d'Ossola. Zu Gunt ist ein Wirthshaus, eine Viertelstunde weiter hört bei einer Kapelle das Wallisergebiet auf; das erste italienische Dorf heißt St. Marco. Im Jahre 1799 fochten auf diesem Berge die Franzosen und Oesterreicher mit einander. Im Jahre 1814 drang ein italienisches Corps über den Simplon, den die Oesterreicher nur schwach besetzt hatten, es wurde aber vom walliser Landvolk überfallen und zerstreut.

Sine-Cure heißt in England eigentlich eine geistliche Pfründe, von der man die Einkünfte bezieht, ohne die Amtsgeschäfte besorgen zu dürfen. (Von Cure, lat. Cura, eine geistliche Stelle.) Man hat aber nachher diese Bedeutung auf jede andre Stelle übertragen, von der man Einkünfte bezieht, ohne Mühwaltung dafür zu haben.

Singchöre, s. Singschulen.

Sinus. Wenn man von dem Endpunkte eines Bogens einen Perpendikel auf den nach dem andern Endpunkte dieses Bogens gehenden Radius fällt, so heißt dieser Perpendikel der Sinus des Bogens, oder des Winkels, den dieser Bogen mißt. Die Trigonometrie nämlich (s. d. Art.) lehrt, daß, bei ebenen Dreiecken, die Seiten sich wie die Sinus der ihnen gegenüberstehenden Winkel; bei sphärischen aber, die Sinus der Seiten sich wie die Sinus der diesen Seiten gegenüberstehenden Winkel verhalten. Die bloße Anführung dieser beiden Sätze reicht für nachdenkende Leser hin, um zu zeigen, von welchem Nutzen die Sinus sind, wenn zu den gegebenen Stücken eines Triangels die übrigen durch Rechnung gefunden werden sollen. Um diese Rechnung noch mehr zu erleichtern, hat man Tafeln, in welchen nicht die Sinus unmittelbar, sondern ihre Logarithmen (s. d. Art.) vorfindlich sind. Weitere Anweisung, die hier nicht gewährt werden kann, gibt jedes Elementarbuch der Geometrie. — Unter Cosinus versteht man den Sinus der Ergänzung eines Bogens zu 90°. Sinus versus heißt, was der Cosinus vom Radius übrig läßt. Von den übrigen trigonometrischen Linien, Sekante, Tangente u. s. w. wird an ihren Orten gehandelt.

Sippschaftszahl, diejenige Rechnung, welche zur Ausmittlung des Grades einer Verwandtschaft angewendet wird.

Sirach (Jesus), ein paläſtinensischer Jude übersetzte um das J. 140 vor Christo nach seiner Ankunft in Aegypten für die alexandrinischen Juden die Sittensprüche ins Griechische, welche sein Großvater gleiches Namens in Palästina hebräisch abgefaßt hatte. Diese Uebersetzung ist das unter die apocryphischen Schriften des alten Testaments aufgenommene Buch Jesus Sirach d. h. des Siraciden. Wäre das Original noch vorhanden, so würde sein gediegener religiöser Gehalt und großer Reichthum an vortrefflichen Regeln der Tugend und Lebensweisheit ihm eine vorzügliche Stelle in der hebräischen Literatur anweisen. Auch christliche Religionslehrer benutzten dieses ungemein faßlich geschriebene Buch als die ergiebigste Quelle biblischer Beweise für einzelne Pflichtenlehren, besonders beim Unterrichte der Jugend. E.

Situation (Lage, Stellung, und daher überhaupt das Verhältniß nach außen, in welcher eine Person erscheint). Sie ist in

schönen Künsten, welche den Menschen darstellen, von großer Wichtigkeit, denn so wie in den darstellenden Künsten, welche zu dem äußern Sinne sprechen, die Lage, Stellung und Umgebung, in welcher sich die Menschenfigur befindet, den innern Charakter, Zustand oder Handlung der dargestellten Person zu erklären vermag, wenn sie derselben angemessen erfunden ist (s. d. Art. Attitude), also sind in der erzählenden und dramatischen Poesie die Situation der Personen (Verhältnisse, Zustände, Umgebungen) das, woran sich die poetischen Charaktere entwickeln, wie der wirkliche Mensch selbst sich an gegebnen Verhältnissen entwickelt; nur daß die Situationen und ihre Schilderung in der Erzählung mehr Ansprüche machen darf, als im Drama, wo die Charaktere sich aus sich selbst entwickeln sollen. Hier sollen sie, und vorzüglich in der Tragödie, mehr durch die Handlungen der Personen selbst herbeigeführt seyn, da sie dort mehr vom Zufalle abhängig seyn können. Daß sie auf eine unerwartete Weise eintreten, ist an sich kein Fehler, nur muß die Situation auf eine geschickte Weise verbreitet und in das Gewebe der Handlung eingeflochten werden. (S. d. Art. Theater). Dadurch kann es oft geschehen, daß wir über den Ausgang einer Handlung und das Schicksal eines Menschen eine Zeitlang in Zweifel schweben, wodurch selbst unser Interesse an der Person gesteigert wird, während in der Situation selbst nur Veranlassung zur weitern Entwicklung ihres Charakters liegt. Aber an sich kann ein unglückliches Verhältniß eine Person nicht tragisch, wohl aber ein lächerliches Verhältniß eine Person komisch machen. Uebrigens können im Lustspiel eben sowohl ernste, als im Trauerspiel komische Situationen vorkommen; die poetische Auflösung unglücklicher und ernster Situationen aber in glückliche bezeichnet das rührende Schauspiel oder Rührspiel (s. Schauspiel). Wo im Drama die Schilderung der Situationen die Charakteristik überwiegt, da tritt das Situationsstück ein, welches sich mehr dem Epischen und Lyrischen zuwendet, entgegengesetzt dem Charakterstück; sind diese Situationen verwickelt, wie besonders im Lustspiel, wo Scherz und Witz den Knoten knüpfen und lösen, da redet man vom Intriguenstück insbesondre. Opern sind daher an sich mehr Situationsstücke, weil bei ihnen die Ausmalung der Situation durch lyrische Kunst Hauptsache ist. Unter den kleinen Dichtungsarten haben das Idyll, Romanze und Ballade größtentheils nur die Darstellung einer poetischen Situation zum Gegenstand. T.

Skamander (Skamandros), ein an sich unbedeutender Fluß in der kleinasiatischen Landschaft Troas unweit Troia; aber berühmt durch Homer, der ihn in der Ilias oft erwähnt, so wie den kleinen Fluß Simois, der sich mit dem Skamander vereinigte. Der letzte führte noch einen andern, ältern Namen Xanthos, wie ihn, nach Homer, die Götter nannten. Als einen Gott läßt ihn der Dichter mit Achilles kämpfen. Merkwürdig ist die Homerische Angabe, daß die eine der Hauptquellen dieses Flusses warm, die andre kalt sei, was neuere Reisende bestätigt haben. Jetzt nennen ihn die Türken den Fluß der 40 Quellen.

* Slaven (von Slava d. i. Ruhm), die zweite europäische Völkerfamilie, welche ihren Stammcharakter sich erhalten hat. Später als die Germanen wanderten die Sarmaten (s. d. Art.) aus Asien nach Europa: von ihnen stammten, nach Ptolemäus, die Wenden ab, ein mächtiges Volk, das im 4ten Jahrhundert nördlich von Dacien (Siebenbürgen) in dem großen Binnenlande der Wechselebene sich

ausbreitete, und mit den Gothen um seine Gränzen kämpfte. Jordanes, ein Schriftsteller des 6ten Jahrhunderts, sagt, daß dieses Stammvolk der Wenden sich in mehrere Aeste verzweigt habe, deren allgemeinste Benennungen Slavini und Antes gewesen seyen. Er unterscheidet daher drei Völker Eines Stammes durch die Namen: Veneti, Antes und Slavi. Der Hauptstamm-Name Wenden ist den Nationen eigen geblieben, die später in Deutschlands nordöstlichen Ländern einrücken; die Slaven wohnten um die südliche Weichsel bis an den Dniester; die Anten zwischen dem Dniester und Dnepr. Der Hunnen Einbruch in Europa befreite sie von dem gothischen, und Attila's Tod von dem hunnischen Joche. Darauf theilte sich ihnen die Bewegung mit, welche die germanischen Völker nach Süden und Westen trieb, indem zugleich fast ununterbrochen scythische oder mongolisch tatarische Horden-Schwärme, von der Wolga und dem Caucasus her, sie von den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres weg, theils nach Westen, theils nach Norden hin drängten. Also rückten im 6ten Jahrhundert die eigentlichen Wenden (nachmals die nördlichen Slaven) in die von den Gothen und Sueven verlassenen Wohnsitze an der Elbe ein, und die eigentlichen Slaven (oder die östlichen), in die Donauländer, bis zu den norischen und julischen Alpen hin; doch vermischten sie beide, und es entstanden zwei große wendisch-slavische Völkerbündnisse: das in Großchrobatien (Ostböhmen, Schlesien und Lodomirien), und das in Großserblien (Meißen, Westböhmen und Mähren). Zum Theil von den Franken, zum Theil von den Avaren unterjocht, zersplitterten sie in verschiedene Massen, die zuerst der Franke Samo um d. J. 623 zu einem mächtigen Reiche verband, das aber nach seinem Tode in viele Woywodschaften zerfiel, woraus vor dem Ende des 6ten Jahrhunderts, neue Völkernamen entstanden. Doch ist nur alles Sage. In Böhmen regierten Libussa, die Gründerin Prags um 722, und Przemisl, erster Herzog der Böhmen, späterhin Czechen genannt. Der Stamm der Liachen (wahrscheinlich ein Antenzweig) zog von der östlichen Donau an die Weichsel zurück, und breitete sich unter dem Namen Poljanen in dem heutigen Polen (s. d. Art.) aus, zwei Aeste dieses Stammes, die Pommern und Lutitzer, rückten in das nordöstliche Deutschland (Pommern, Nieder-Lausitz) vor. Als wendische Volkszweige breiteten sich die Wilzen von der Oder durch die Mark bis jenseits der Elbe aus, und die Sorben bauten seit 640 das von den Hermunduren verlassene Land an der Oberelbe (das heutige Meißen bis zur Saale) und das Havelland an; im heutigen Mecklenburg erhob sich später die Macht der Obotriten. Westwärts kämpften die Wenden in Deutschland um Land und Freiheit mit Thüringern und Franken; Carl der Große suchte das Bündniß der Einen und besiegte die Andern. Im Kampfe mit den Avaren unterjochte er die südlichen slavischen Länder, Kärnthen, Steyermark und Krain, in welchen er und spätere Kaiser deutsche Markgrafschaften gründeten (s. Oesterreich). Darauf wurden die norddeutschen Wenden von Deutschlands Königen aus dem sächsischen Stamme bis über die Elbe gedrängt, und im 10ten Jahrhunderte die Markgrafschaften Meißen, Lausitz und Brandenburg errichtet. Um dieselbe Zeit wurden die an dem Ausflusse der Donau zurückgebliebenen Anten von den einbrechenden Avaren, Bulgaren, Magyaren (Ungarn) u. A. theils vertilgt, theils in ferne Länder gedrängt. Der Name Anten verschwand. Wahrscheinlich waren es antische Stämme, die an den Dnepr und

an die Wolchow zogen; dort bauten sie Kiew, hier Nowgorod, die beiden slavischen Grundpfeiler des russischen Staats (s. Rußland). Die eigentlichen Slaven, von den Griechen um 527 Slavini genannt, behaupteten sich an dem nördlichen Ufer der Donau, fielen aber oft verwüstend in die römischen Provinzen ein, kämpften mit Bulgaren und Avaren um ihre Selbstständigkeit, nahmen Ausgewanderte aus Großserblien und Großcroatien auf, und stifteten mit ihnen vereinigt die slavischen Niederlassungen in Dalmatien (s. Illyrien), Servien, Croatien und Slavonien. Nach dem Untergange des großen mährischen Reichs, welches am Ende des 9ten Jahrhunderts der deutsche König Arnulf und die Ungarn zerstörten, worauf Mähren selbst an Böhmen fiel, erhob sich das der Obotriten, (in Lauenburg, Mecklenburg u. s. w.) unter König Gottschalk (ermordet 1066), und König Heinrich (st. 1126), bis es im 12ten Jahrhundert theils von den sächsischen Herzogen (s. Heinrich der Löwe), theils von den dänischen Königen erobert wurde. Böhmen behielt seinen slavischen Fürstenstamm, der aber die Hoheit der deutschen Kaiser anerkannte, bis 1306 (s. Böhmen). Langsam entwickelten sich Polen und Rußland (s. diese) zu selbstständigen Staaten; dagegen waren die an der Donau wohnenden Slaven, Slavonier, Bosnier und Croaten nie mächtig, und gehorchten fast immer benachbarten Nationen, den Griechen, Ungarn, Venetianern und Türken. Unterdessen hatten Jahrhunderte von Wanderungen und Kriegen die wendischen (slavischen) Völker von einer demokratischen Verfassung zu einer beschränkten monarchischen Regierung geführt. Ihre ersten Regenten waren ihre Stammältesten; später waren es tapfre und kluge Heerführer, genannt Gospodin oder Hospodar, Knees, Wojewode, Ban, Kral u. s. w. Ueber die Regenten hatten die heidnischen Priester eine große Gewalt, und der Oberpriester zu Arkon auf der Rügen gebot allen wendischen Nationen. Der vornehmste Gott der Slaven hieß Bog und seine Frau Siwa. Außerdem verehrten sie gute Götter (Belbog) und böse (Czernebog). Fast jeder Gau hatte eine Gottheit. Auf Rügen wurde Schwantewit, von den Obotriten Radegast, von den Havlern Herowit verehrt. — Als die Könige der Slaven erblich und die Großen gewissermaßen Mitregenten wurden, versanken die Gemeinen (das Volk) durch allmäligen Druck in völlige Leibeigenschaft. Dasselbe traf sie nach einem schrecklichen Vertilgungskriege unter ihren deutschen Besiegern und Herren, welche ihnen im 10ten und 11ten Jahrhundert das Christenthum aufdrangen. Nach Heinrichs des Löwen Sturz (im J. 1180) gelang es jedoch einigen wendischen Fürsten, sich in ihren Ländern als unmittelbare Reichsvasallen zu behaupten. Pribislaw, der Sohn des letzten Wenden-Königs der Obotriten, Niklot, nahm nach der alten Hauptstadt seines Landes den Titel Fürst von Mecklenburg an, und seine Nachkommen regieren noch in Schwerin und Strelitz. Also ist das Geschlecht Niklots in Mecklenburg das einzige, in Europa jetzt übrig gebliebene, slavische (wendische), über 1000 Jahr alte Fürstenhaus. Bogeslaw und Casimir behaupteten sich als deutsche Reichsfürsten in den Herzogthümmern Pommern, von der Oder bis zur Weichsel, deren wendisch-polnische Bewohner Pommern und Cassuben hießen. Jaromar, Fürst der Rügen, der Erbauer Stralsunds (um 1178), regierte in Rügen und Vorpommern. Sein Geschlecht erlosch 1325; das Land huldigte darauf den Herzogen von Pommern. Pomerellen oder das Herzogthum Pommern an der Weichsel (jetzt West-

preußen) fiel im 14ten Jahrhundert an den deutschen Orden und im 15ten an Polen. Im eigentlichen Pommern aber erlosch das wendische Fürstenhaus, nach vielen Theilungen, erst im J. 1637 *). In den wendischen durch den Krieg entvölkerten Ländern selbst ließen sich deutsche Colonisten nieder, wodurch großentheils Sprache und Sitten (zum Theil schon im 15ten Jahrhundert, wie auf Rügen), nur nicht die Leibeigenschaft verdrängt wurde. Gleichwohl hat sich der alte Wendenstamm noch in mehrern Ländern des östlichen Deutschlands, z. B. im Altenburgischen, erhalten. Indeß ist seit dem Untergange der wendischen Königreiche der Name Slaven der allgemeinere worden. Noch sind die Bewohner Polens, Galiziens, Rußlands, Böhmens, Mährens, Slavoniens, Serbiens, Bosniens, Croatiens, Illyriens und Dalmatiens größtentheils Slaven. Ihre Zahl wird überhaupt auf 50 Mill. geschätzt; davon gehören 5 Mill. zu den südlichen Slaven, deren Mundart die illyrische oder serbische heißt. Im Allgemeinen ist der Slave beherzt, lebhaft und gastfrei. Er liebt die Nationalsitten und den Volksruhm, aber auch den Trunk; er ist fleißig, klug und anstellig. Unter allen Beschäftigungen liebt er am meisten den Krieg und den Ackerbau. In der Cultur ist er, mit Ausnahme des Böhmen und des Ragusaners im Mittelalter, hinter den deutschen zurückgeblieben; theils wegen seiner weitausgedehnten, vom Völkerverkehr entfernt liegenden Wohnsitze, um deren Gränzen die einzelnen slavischen Völker unaufhörlich kämpfen mußten, theils wegen der innern Verfassung der Staaten. In keinem slavischen Lande zügelte das Lehnsband die kleinen Herren des Bodens; in keinem konnte das Eigenthumsrecht den leibeigenen Bewohnern des Landes Fleiß und Wohlstand geben; in keinem wuchs der dritte Stand durch gesetzmäßige Ordnung zur Freiheit empor; in keinem faßte das römische Recht tiefe Wurzel, so wenig als die Cultur des Abendlandes; denn auf dieser Seite war überall der von allen Slaven tödtlich gehaßte Deutsche sein feindlicher Nachbar, oder sein Beherrscher und oft sein Unterdrücker. Zwar gab es einige Städte slavischen Ursprungs, die durch Handel aufblühten, wie Nowgorod, Kiew, Pleskow in Rußland (Danzig in Pomerellen war dänischen Ursprungs, und das Daseyn der alten mächtigen Handelsstadt der Wenden, Julin oder Wineta, welche in Pommern am Divenowstrom bei Wollin gelegen haben soll, muß nach Gebhardi Geschichte der wendisch-slavischen Staaten sehr bezweifelt werden); aber keine hatte sich einer langen Dauer zu erfreuen. Die einzige slavonische Republik Ragusa erhielt sich aber tausend Jahre, von 656 bis 1806. Sie war zugleich die erste Pflegerin der slavischen Literatur. K.

* Slavische Sprachen. Die slavische Sprache, welche in ihren Wurzeln sowohl als in ihren ausgebildeten Wörtern viel Aehnlichkeit mit der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache zeigt, wird von mehr als 60 Völkern, von den östlichen Ländern am adriatischen Meere bis zu den Ufern des nördlichen Eismeers und von der schwarzen Elster (auf dem rechten Elbufer) bis zu den Inseln des russischen Nordar-

*) Vergl. die Geschichte der Wenden in Deutschland in Pölitz's Geschichte der Staaten des deutschen Bundes, 1r Bd. 1. Abthl. Gesch. des österreichischen Kaiserthums. Leipzig 1817, und 2. Abthl. Gesch. der preußischen Monarchie. Leipzig 1818; ein Werk, das die genaueste und lichtvollste Darstellung dieses dunkeln Theiles des Mittelalters im wendischen Elb-, oder Weichsel- und Donaulande enthält. Ueber den letzten blutigen Unterjochungs- und Bekehrungskampf, den der Sachsen-Herzog, Heinrich der Löwe, mit den Obotriten kämpfte, s. C. W. Böttiger's Biographie Heinrichs des Löwen. Hannover 1819. Vergl. a. d. Art Mecklenburg und Wenden.

archipels an der Westküste von Amerika gesprochen. Nach Dombrowsky ist sie eine Tochter der nicht zu uns gelangten slavonischen Ursprache. Dieses Urslavonische artete in zwei Hauptmundarten aus: die antische und slavische. Jene war die Sprache der östlichen Slaven, der Anten; diese die der westlichen Slaven. Zu dem antischen Sprachstamm zählt Dombrowsky drei Aeste: die russische, die serbische und die croatische Sprache; eben so viel zu dem slavischen Sprachstamm: die böhmische, die sorbische und die polnische Sprache. Im Allgemeinen ist sie weniger ausgebildet, als die der europäischen Literatur-Völker; doch waren die Slaven unter allen europäischen Völkern die ersten, bei welchen die Bibel in ihre Muttersprache übersetzt wurde. — Die russische und die polnische Sprache haben eine nicht unbedeutende Literatur. Die serbische, oder illyrische Sprache fängt seit Kurzem an mehr ausgebildet zu werden. Schon im J. 1814 gab Wuk Stephanowitsch in Wien eine serbische Grammatik, und einen Band serbischer Nationalgesänge heraus, und im J. 1819 erschien in Wien sein Wörterbuch der serbischen Sprache mit deutscher und lateinischer Erklärung, das über 30,000 wirklich übliche Worte enthält. Die slavische Mundart in Bosnien und in der Bulgarei weicht von der serbischen sehr wenig ab. Von der croatischen Sprache unterscheidet sich die krainische oder windische Mundart, welche so wie die slawakische in Mähren, der böhmischen Sprache nahe verwandt ist. Das Wendische in der Lausitz ist eine aus dem Polnischen und Böhmischen gemischte Mundart; doch weicht das Wendische in der Niederlausitz von jener, oder der sorbischen Sprache sehr ab. Einen hohen Grad von Ausbildung und dadurch von Allgemeinheit hat die böhmische Sprache erlangt. Prag ist der Mittelpunkt der böhmischen Literatur. S. Dombrowsky's Gesch. d. böhmischen Sprache und Literatur Prag 1792. Uebrigens verhält sich das Böhmische, Russische, Croatische und Illyrische gegen die polnische Sprache eben so, wie das Plattdeutsche gegen das Hochdeutsche. K.

Slavonien, s. Sclavonien.

Smalte, s. Schmalte.

Smerdes oder Smerdis, ein Magier und Nachfolger des Kambyses auf dem persischen Thron, für dessen getödteten Bruder gleiches Namens er sich ausgab, und deshalb Pseudosmerdes, der falsche Smerdes, heißt. Er vermählte sich überdieß mit der Atossa, des Kambyses Witwe, der Tochter des Cyrus. Endlich wurde der Betrug entdeckt, und der Magier ermordet.

† Smolensk. Smolensk, eine der ältesten Städte des russischen Reichs, ehemals zu Polen gehörig, der Schlüssel vom Innern Rußlands und das Thor der Straße nach Moskau, liegt am linken Ufer des Dnepr, und hat etwa 1500 Häuser und 12,000 Einwohner.

Snyders, oder Sneyders, auch Snyers (Franz), einer der berühmtesten Thiermaler, geb. zu Antwerpen 1579, gest. 1657. Zuerst widmete er sich der Fruchtmalerei und war ein Schüler Heinrichs von Bahlen. Er arbeitete viel in Verbindung mit Rubens, der sein Verdienst zu schätzen wußte. Man hat viele Gemälde von ihm mit Figuren von Rubens, Jordans, Hondhorst, Niculant, Miereveld, und es ist schwer eine Verschiedenheit des Pinsels wahrzunehmen. Philipp III., der eine Hirschjagd von ihm gesehen, bestellte mehrere Jagd- und Schlachtstücke bei ihm; auch ward Snyders erster Maler des Erzherzogs Albert, welcher Gouverneur der Niederlande war. Er stellte die Thiere in seinen großen und reichen Bildern in

ihrer lebendigsten Eigenthümlichkeit im Kampfe dar, und wußte die Zustände der thierischen Seele, als Muth und Furcht, den bis zur Wuth gereizten Zorn, List und Grausamkeit mit der höchsten Mannichfaltigkeit und kühner Kraft in einem glänzenden Bilde zu vereinigen. Seine Bären-, Wolfs- und Eberkämpfe zieren die größten Gallerien von Wien, München und Dresden. Doch stellte er auch die Thiere in ruhigen Zuständen mit Leben und Wahrheit dar.

Soda. Diesen Namen führt auch dasjenige Alkali, von welchem, unter seinem zweiten Namen Natrum, im Art. Alkalien gehandelt worden ist.

Sogdiana, eine Landschaft im nördlichen Persien, die jetzige Nordbucharei und einen Theil vom Lande Pelur und Klein-Tibet umfassend.

† Sokrates. Bald nach seinem Tode erkannten die Athenienser seine Unschuld an, und betrachteten die Unglücksfälle des Staats als eine Strafe für die an ihm begangene Ungerechtigkeit. Sie widerriefen das Dekret, das ihn zum Tode verurtheilt hatte, ließen den Melitus hinrichten, verbannten seine übrigen Ankläger, und ließen ihm durch Lysippus eine eherne Statue errichten. Sein Aeußeres war von Natur nicht günstig, ja fast häßlich; aber innere Anmuth verschönte ihn und zog alle edeln Menschen zu ihm hin. Kl.

Soldaten in taktischer Hinsicht, besonders der neufranzösischen. Das Heer ist Maschine und besteht aus Söldlingen und Fremden, oder aus Nationalkriegern; es sey begeistert von dem Durst nach Beute und Ruhm, oder von einer großen Idee. Darum ist die Zusammensetzung dieser furchtbaren Maschine nicht gleichgültig. Ihre Form ist ein Ergebniß des Verstandes, der die todte Kraft der Materie belebt. Mit der intensiven und extensiven Ausdehnung dieser mathematischen Herrschaft des Verstandes über die Körperwelt erweitert und vervollkommnet sich auch die Organisation der Soldatenmaschine und die Kunst ihres Gebrauchs. Beide bestimmen sich gegenseitig. In der Geschichte derselben kann man fünf Hauptperioden annehmen: die der römischen Legionen; die der germanischen Feudalheere; die der Erfindung des Schießpulvers; die der taktischen Feldherrnschule unter Ludwig XIV.; und die der strategisch-taktischen Schule der französischen Revolution. I. Die Römer kannten nur sehr unvollkommen den Stellungskrieg, der Monate lang vor der Schlacht um die Palme des Siegs mit Hin- und Herzügen kämpft. Sie brauchten weder Magazine noch Zeughäuser, noch künstlich gedeckte Operationslinien. Cäsar machte in Gallien Märsche von 16 Stunden Weges in 24 Stunden. In den Schlachten entschied die Richtung und die Kraft des Linienkampfs den Sieg. Bis zu den Zeiten des Scipio Africanus, der zuerst fremde Miethstruppen als Hülfsreiterei (Numidier, Spanier u. A.) brauchte, bestand das Heer aus römischen Bürgern und Bundestruppen (Sociis). Auf dem Campus Martius wurden die Legionen aus Verheiratheten und Unverheiratheten von 17 bis 46 und 50 Jahren, gebildet; keiner war befreit, außer wer zwanzig Feldzüge gethan hatte. Vor jedem Kriege wurden die geworbenen Legionen (denn stehende gab es erst unter Augustus) von den Kriegstribunen nach ihrer physischen und moralischen Beschaffenheit geordnet; die jüngern und ärmern nahm man zu den Velites, eine Art leichter Truppen. (Die Bogenschützen und Schleuderer waren Fremde.) Dann wählte man die Hastati aus, welche den Compagnien im Centrum unsrer Linien-Regimenter entsprechen; dann

folgten die Principes, dann die Triarii; endlich die Equites. Die Stärke und die Zusammensetzung der Truppengattung der Legionen waren sehr verschieden (s. d. Art. Legion). Jede stellte ein kleines Heer von 4—6000 Mann dar; sie hatte verhältnißmäßig alle Waffengattungen, Werkleute und Heerbedürfnisse bei sich; die Reuterei war nur der zwanzigste Theil der Legion, etwa 2 bis 300 Pferde; doch fochten die Reiter auch zu Fuß. Die Stärke des Heers beruhte auf dem Fußvolk. Ein Consularheer zählte nie mehr als 18,600 Mann, worunter 1800 M. Reiterei. In gefahrvoller Zeit vereinigte man mehrere Heere; das römische Heer bei Cannä war vierfach, denn es zählte gegen 80,000 Mann. Eine Cohorte war 4 bis 600 Mann. Schutz- und Angriffwaffen waren verschieden nach der Truppengattung. Ein römischer Soldat auf dem Marsche trug an Waffen, Heergeräth (z. B. Lagerpfähle) und Mundvorrath auf 19 bis 20 Tage eine Last von wenigstens 90 Pfd., also das Doppelte von dem, was ein Soldat jetzt trägt; daher vergleicht Vegetius ein mit tausend Pallisaden belastetes Heer einer wandernden Festung. Des Soldaten Körperkraft ward unaufhörlich geübt. Im Lager arbeitete er am Straßen- und Brückenbau, an Aquäducten u. s. w. Er war der beste Wallarbeiter, den man kennt. Das Treffen fingen die Veliten an; hatten sie sich auf die Flügel jeder Legion oder in die Zwischenräume zurückgezogen, so warfen die Hastaten ihre Wurfspieße, 12—15 Schritt weit auf den Feind, dann stürzten sie sich mit dem Schwert auf die feindlichen Glieder. Wurden sie geworfen, so rückten die Principes vor, und jene ordneten sich wieder im Hintertreffen. Wankten die Principes, so zog die dichte Schaar der Triarier, bis dahin auf die Kniee gestützt und mit ihren Schilden gedeckt, herbei. Wich nun der Feind, so trieben ihn vollends die Veliten und die Reiterei in die Flucht. Diese dreifache Linie der Schlachtordnung, und der dreifache Kampf gaben der römischen Heerstellung den Vorzug vor der macedonischen Phalanx (s. d.). Uebrigens stand der römische Soldat immer im Lager, selbst in Friedenszeiten (castra stativa); dabei war er stets beschäftigt und strenger Mannszucht unterworfen. Dies erhielt ihn kräftig, und es gab auf Märschen weniger Kranke als bei uns. Ein römisches Heer auf dem Marsche konnte sich binnen sieben Minuten in Schlachtordnung stellen; bei uns brauchen 6000 Mann Infantrie mit ihrem Geschütz eine Stunde Zeit dazu. In den letzten Zeiten der Republick wuchs die Stärke der Heere ansehnlich durch Fremde und Sklaven; aber die innere Kraft nahm ab. Augustus stand als Imperator an der Spitze von 49 Legionen und 19,000 Pferden; dazu kamen noch 10,000 Prätorianer und Provinzialtruppen. Mit der Kriegszucht zerfiel die Kriegskunst. — II. Unter Honorius und Valentinian konnten die Legionen nicht länger der Wuth regelloser Angriffe der Hunnen, Gothen, Vandalen, Burgunder und Franken widerstehen, deren Kriegskunst in ihrer Masse, Körperkraft und stürmischen Entschlossenheit bestand. Erst Carl der Große gab seinen Heeren eine der Tapferkeit des Feindes überlegene Organisation; allein die Chroniken enthalten darüber nichts Näheres. Im 11ten und 12ten Jahrhundert bestanden die Heere aus Lehnsschaaren, die jeder Vasall auf 3 Monate oder 40 Tage zu dem Banner des Lehnsherren führte. Auf so lange nahm jeder seine Bedürfnisse mit sich; war die Zeit vorbei, so ging man nach Hause, der Krieg mochte geendigt seyn oder nicht. Die gepanzerte und mit Lanzen bewaffnete Reiterschaar, Gensdarmes, waren der Kern des französischen Heers; der übrige Haufe bestand aus

schlechtbewaffnetem und ungeübten Fußvolk, meistens Leibeigenen. Als die Künste in Italien wieder auflebten, wurde auch das Kriegswesen verbessert; der Krieg aber mit käuflichen Banden, die von sogenannten Condottieri geworben und befehligt waren, geführt. Die Schonung, mit der diese nur nach Sold und Beute gierigen Schaaren sich gegenseitig bekämpften, war Ursache, daß man auf Kriegslisten und künstliche Bewegungen sann, dadurch aber die Elemente der Taktik aufs neue erfand. Stellungen und Märsche, künstlicher Angriff fester Plätze, Ueberfälle und Vermeidung nachtheiliger Gefechte, bezeichnen die Kriegskunst des berühmten Duguesclin unter Carl V., König von Frankreich (1364—1380). Seine Cammeradschaften, 30,000 Mann, bestanden aus geordneten Haufen in großen Compagnien, die aber dem Lande nach dem Kriege durch ihre Raublust sehr zur Last fielen. Darauf kämpften die Schweizer für ihre Freiheit. Ihre Stärke waren ihr Fußvolk und ihre Gebirge. Um den geschlossenen Gliedern wohlgepanzerter und bewaffneter Ritter zu widerstehen, gaben sie dem Fußvolke Helm und Brustharnisch, Hellebarde und Schwert. Die Siege dieser Pikenmänner erregten die Aufmerksamkeit aller kriegerischen Nationen. Ludwig XI. von Frankreich miethete 6000 derselben, und in den italienischen Kriegen Carls VIII. war das Schweizer-Fußvolk (20,000 Mann) der Schrecken des Feindes; allein es trotzte auch seinem königlichen Soldherrn mit Abfall und Uebergang zu dem Feinde, wenn der Sold nicht gleich gezahlt wurde. Bereits früher hatte man ähnliche Schaaren solcher Lanzenmänner (Lanzenknechte) in Deutschland, Spanien und Frankreich errichtet; insbesondere hatte Carl VII. von Frankreich 15 Ordonnanz-Compagnien (1444) — das erste stehende Heer — und Freischützen (Francs archers 1449) errichtet; 16,000 Mann zu Fuß und 9000 Reiter. Die Schlachtreihen wurden nach den verschiedenen Waffen geordnet. Ludwig XI. brachte das Heer auf 29,000 Mann zu Fuß, und 19,000 Mann Reuterei. Dieß machte in der Folge eine neue Organisation nöthig. Franz. I. theilte die Infanterie in sieben Legionen, jede zu 6000 Mann, doch bald traten Regimenter von 2 bis 3000 Mann an ihre Stelle; diese theilte man später, um die schwere Masse leichter zu bewegen, in Bataillons von 6—700 Mann. Die Schützen waren leichte Truppen, und fochten wie die Velites der Römer; hinter ihnen zogen die geschlossenen Glieder der Lanzen in die Schlacht. — III. Seit dem 16ten Jahrhundert machte der Gebrauch des Schießgewehrs, Büchsen, Musketen und Kanonen, Epoche in der Umbildung der Schlachtordnung. Der berühmte spanische Feldherr Pescara siegte bei Pavia (1525) durch die von ihm klug angewandte Waffe des Feuerrohrs über die französische Reiterei. Allein es dauerte noch lange, ehe man den Gebrauch des schweren Geschützes mit dem der Lanze kunstmäßig verbinden lernte. Dieß versuchte zuerst Puységür im Anfange der Regierung Ludwigs XIV. Jetzt war die Ueberlegenheit der Artillerie über jede andre Waffe entschieden; doch erhielt sich der Gebrauch der Lanzen noch bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts. Erst um diese Zeit vertauschte die leichte Cavallerie die Lanze mit dem Carabiner; allein die Schutzwaffen, Helm, Küraß u. s. w., wurden zu früh abgeschafft. Seit man statt der Luntenschlösser Hahn und Feuerstein brauchte, ward auch die Musketerie in die erste Schlachtlinie gestellt, und die 6—8 Mann tiefe Schlachtordnung nach und nach vermindert. — IV. Dies geschah vorzüglich seit der Einführung des schon um 1670 in Bayonne erfundenen Bayonnets. Die-

les Gewehr ist Pike und Feuerwaffe zugleich, da es aber, um nicht am Schusse zu hindern, mit einem Knie versehen ist, so kann die Wirkung des Stoßes nicht dieselbe seyn wie bei der Pike. Uebrigens hörte bei der nunmehr gleichen Bewaffnung der Unterschied zwischen leichter und schwerer Infanterie ganz auf, wodurch wichtige Vortheile beim Angriff entbehrt wurden. Die Heere belasteten sich mit einem großen Geschützpark und vielem Gepäck, was die Märsche sehr erschwerte. Endlich konnte man sich noch immer nicht von den Nachtheilen der tiefen Schlachtordnung überzeugen. Uebrigens stellte man schon jetzt die Infanterie in die Mitte, und die Cavallerie auf die Flügel und in die Reserve. (Marsin und Tallard wurden bei Höchstädt (s. Blenheim) geschlagen, weil sie die Reiterei in die Mitte gestellt hatten). Das wichtigste, was die Periode der Kriegskunst unter Ludwig XIV. auszeichnet, ist die Verbesserung jeder Art von Feuergewehr, die Vervollkommnung der Taktik und vorzüglich die Ausbildung der Befestigungs- und Belagerungskunst durch Vauban. Aber in die schwerfälligen Massen des Fußvolks brachte zuerst Friedrich II. durch Einfachheit, Ordnung und Leichtigkeit des Manövers mehr Beweglichkeit. Man feuerte schneller, und auf dem Schlachtfelde erfolgte jede Entwickelung und Schwenkung der verschiedenen Heerabtheilungen mit größerer Bestimmtheit. Zu den größten Generalen jeder Zeit gehörte der Marschall von Sachsen, der schon damals mehr als andre die Kunst des Krieges nach dem Geiste des französischen Soldaten zu berechnen verstand. Seit dem siebenjährigen Kriege galt das preußische Heer für das erste in Europa. Militärs aus allen Ländern eilten zu den Revüen nach Potsdam, um in Friedrichs Schule zu studiren. Aber reich an Theorie, arm an Erfahrung, bildeten sie sich ein, daß der Nationalcharakter des Soldaten und des Heers nicht unter die Kategorie der militärischen Berechnung gehöre. Vielmehr wurde der Soldat durchaus als Maschine behandelt, und der Dienst mit Kleinigkeiten überhäuft. Der französische Soldat, welcher weniger zur bloßen Maschine taugt, als irgend einer, vernachlässigte aus Verdruß darüber wesentliche Theile des Kriegsdienstes. Nur die französische Artillerie behauptete ihren alten Ruhm, weil sie, statt nachzuahmen, selbst Muster war. Die Waffenbereitung insbesondre erreichte die höchste Vollkommenheit unter Ludwig XIV. Dagegen erlitt die französische Kriegszucht, deren Basis die Ehre ist, den empfindlichsten Stoß durch den Kriegsminister Grafen von St. Germain, als er den Stock und die flache Klinge nach deutscher Art einführen wollte. Uebrigens ward in der Taktik viel gekünstelt, immer verändert, und mit Systemen gespielt; doch am meisten schadete dem Geiste des Soldaten die Art der freiwilligen Werbung. Man stellte Landstreicher und Taugenichtse unter die Fahnen; oft trieben die Werber wahren Menschenraub. Darum nahm das Ausreißen überhand. — V. Alles gewann eine andre Gestalt durch und in der Revolution; zuerst in Frankreich. Das Vaterland, die Freiheit, der Stolz, der neue Schimmer des Ruhms, endlich die Aussicht auf Reichthümer, alles erhob das Kraftgefühl und den Nationalmuth des französischen republikanischen Soldaten zur höchsten Begeisterung *). Indeß war der Anfang des Krieges unglücklich. Die

*) Während der Belagerung von Mahon war der Wein wohlfeil; die Soldaten berauschten sich; ihr Dienst litt, und die strengsten Strafen halfen nichts. Endlich gab der Herzog von Richelieu den Befehl, daß, wer sich betrinke, nie die Ehre haben sollte, Sturm zu laufen. Seitdem ward im Lager kein Trunkener mehr gesehn. — Bei Marengo hatte ein Dragonerregiment sehr gelitten, und

adelichen Offiziere waren zahlreich ausgewandert; andre, zum Theil unbekannte, traten an ihre Stelle; die alten Linientruppen hatten die Kriegszucht verlernt. Jetzt lös'ten sich alle Bande der Subordination auf. Frankreich war ohne Vertheidiger. Da vernahm das Volk den Ruf des Alterthums, daß jeder Bürger selbst das Vaterland schützen müsse, und auf die erste Requisition, die der Unverheiratheten von 18 bis 25 Jahren trat eine Million unter die Waffen. Ihre Schule war das Schlachtfeld; ihre Mannszucht die Begeisterung; ihre Kriegskunst der Ungestüm des ersten Angriffs. Mit gefälltem Bajonnet, Siegeslieder singend, erstürmten sie die feindlichen Batterien. Solcher Muth machte grobes Geschützfeuer unnütz. Als aber die Begeisterung allmählig abnahm, da trat das Schrecken und die Guillotine **) an ihre Stelle; da brauchten die französischen Feldherren wieder Artillerie, und bald entschied den Sieg nur die größere Menge des Geschützes. Wenn Ludwigs XIV. Heer auf 90,000 Mann nicht mehr als 40 Kanonen hatte, und im siebenjährigen Kriege eine eben so starke Armee 190 bis 200 Kanonen; so waren bei Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram, Dresden, Leipzig wohl an 1200 Kanonen im Feuer. Die Vermischung der alten Linientruppen mit den Bürgersoldaten machte die neuen Heerabtheilungen in Divisionen, Brigaden, halbe Brigaden (2400 M. oder 3 Bataillone) nöthig. Aber die neuen Verwaltungs- und Wirthschafts-Conseils verursachten viel zu viel Schreibereien und Tabellenwerk. Im Gefolge des Heeres befanden sich eine Menge Commissäre und Agenten, verderblich dem Lande und oft dem Heere selbst. Am wichtigsten war das in Nordamerika's Freiheitskriege ausgebildete Tirailleursystem, das jetzt bei den Franzosen in Anwendung kam; daher wurden die leichten Truppen nicht nur vermehrt, sondern auch neu organisirt. Die Linien-Infanterie lernte zugleich den Dienst der leichten, und bald waren die französischen Scharfschützen eben so furchtbar als die Tyroler und Croaten. Um schnell zu marschiren und jede Bewegung leicht auszuführen, schaffte man die Packwagen bei den Bataillons ab; sie erhielten Packpferde. Das leichtere Geschütz wurde bataillonsweise, 2 Vier- höchstens Sechspfünder, unter die Divisionen vertheilt. Der schwere Artilleriepark blieb zurück, und unnützes Gepäck hatte man nicht. Am furchtbarsten unter allen Waffen wurde die schon von Friedrich II. erfundene leichte Artillerie bei den neufranzösischen Heeren ausgebildet; sie manövrirte mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelle. In der Schlacht bei Dresden (26 u. 27. Aug. 1813) brachten 60 Batterien reitender Artillerie von etwa 240 Stück das feindliche Feuer in Zeit von drei Stunden zum Schweigen. Nur beging man den Fehler, diese Truppen, welche überall vertheilt und überall zusammengezogen werden müssen, in Regimenter zu ordnen. Napoleon führte daher zuletzt eine Regiments-Artillerie bei jedem Corps Linientruppen ein. Auffallend ist es, daß man nicht früher als seit 1793 auf den Gedanken kam, dem Heer-Fuhrwesen eine mi-

Buonaparte versprach den Tapfern, bei der Musterung nach der Schlacht, gute Standquartiere. „Nein, riefen die Soldaten, morgen werde uns die Ehre des ersten Angriffs!" Mit solchen Soldaten konnten geschickte Feldherrn Wunder thun.

**) Als es nach dem Verluste der Weissenburger Linien (13. Okt. 1793) an Feldherren fehlte, foderten die Convents-Commissäre St. Just und Lebas jeden Soldaten, der sich dazu fähig fühle, auf, sich an die Spitze des Heers zu stellen, aber bedrohten ihn mit dem ganzen Zorne des Volks, wenn er sich durch Eigenliebe täuschte, und ein Opfer seiner Vermessenheit würde. Nur elf Offiziere boten sich dar, mit der Verpflichtung zu siegen oder zu sterben; unter ihnen waren Kleber, Pichegrü, Dessaix und Hoche.

litärische Einrichtung zu geben. Diese wichtige Verbesserung wurde bald allgemein nachgeahmt; am vollkommensten wohl in Rußland. Bei der beträchtlichen Größe der Armeen war der Gebrauch von Zelten und Barracken nicht möglich; so kam das verderbliche Bivouackiren auf, ein Gebrauch, der den Franzosen ein entschiedenes Uebergewicht über den Feind gab, aber in Kurzem die Armee durch Krankheiten schwächte. Die großentheils zweckmäßigen Veränderungen in der Bekleidung, Bewaffnung und Verpflegung der Truppen übergehen wir; es ist bekannt, welche Heere sich durch Vermeidung alles dessen, was bloßer Putz und kostbare Spielerei oder wohl gar der Gesundheit nachtheilig ist, auszeichnen. Eben so wenig können wir hier die Grundsätze der neuern Strategie berühren, die ebenfalls Einfluß auf die Anordnung der Märsche, um den Feind auf seiner Streitlinie zu umgehen, oder seine Flügel zurückzuwerfen, auf die Ausbildung des Generalstabs und auf die Organisation der Heerabtheilungen gehabt haben.

Solidarisch, in solidum, s. Alle für Einen.

Solingen, eine durch ihre große Gewerbsamkeit berühmte Stadt in dem Regierungsbezirke Düsseldorf der preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg, ist offen und liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße die Wipper fließt. Sie hat jetzt, ohne das dazu gehörige große Kirchspiel, 3000 Einwohner, mit demselben aber gegen 9000, welche außer Seiden-, Band- und Siamoisenfabriken, vorzüglich wichtige Stahl- und Eisenfabriken unterhalten. Alle nur erdenkliche Sorten von Klingen, Griffen, Bajonneten, Ladestöcken und eine Menge anderer Dinge zu Waffen- und Kriegsgeräth werden hier verfertigt, ferner Messer, Gabeln, Scheeren, Rappiere, Korkzieher, Stiefelhaken, Feuerstahle ꝛc. Man versteht den Klingen eine solche Härte zu geben, daß sie, ohne eine Scharte zu bekommen, Eisen durchhauen können und liefert sie von einem bis zu fünfzig Carolin. Vor der französischen Revolution wurden hier jährlich 206,000 Pfund Eisen zu Degenklingen, 850,000 Pfd. zu Messerklingen, 7 bis 8000 Karren Steinkohlen und 3 bis 400 Karren Holzkohlen verbraucht. Der Handel mit den solinger Eisen- und Stahlwaaren ist durch ganz Europa ausgebreitet, und geht auch stark nach Amerika.

† Solms, eine berühmte altgräfliche und fürstliche Familie in der Wetterau, deren Stammhaus seit dem 14ten Jahrh. Braunfels war. Des Grafen Heinrichs V., genannt Westerburg nach seiner Gemahlin (st. 1312), jüngerer Sohn Bernhard, ist der Stammvater der noch blühenden Linien. Seine Enkel gründeten 1409 die Linie Solms-Braunfels, und die Linie Solms-Lich; jene stammt von Bernhard dem Jüngern, diese von seinem Bruder Johann ab. Solms-Braunfels theilte sich in drei Zweige; von denen nur der Zweig Greifenstein übrig ist, der im Jahr 1693 den Namen Braunfels annahm, und 1742 in den Fürstenstand erhoben wurde. Solms-Lich theilte sich in zwei Hauptzweige: 1) Lich und Hohensolms, seit 1792 fürstlich, und 2) Laubach, die gräflich geblieben ist. Beide fürstliche Häuser bekennen sich zur reformirten Kirche. — Die Herrschaft Groß-Leipe liegt in Schlesien; die Herrschaft Sonnewalde und die Herrschaft Baruth liegen im preuß. Herzogthume Sachsen; die Herrschaft Wildenfels liegt im k. sächs. Erzgebirge.

† Solothurn. Die Vollziehung der Gesetze, die Verwaltung und die Einleitung der Geschäfte ist einem kleinen Rathe von 21, und die letzte Entscheidung in Rechtsstreitigkeiten einem Appellationsge-

richte von 13 Mitgliedern anvertraut; beide, so wie das Cantonsgericht (für geringere Vergehen) werden aus dem Mittel des großen Rathes besetzt. Die Staatseinkünfte betragen jährlich ungefähr 150,000 Franken. Zur Bundesarmee stellt der Canton 994 Mann, und der Geldbeitrag ist auf 18,097 Franken festgesetzt. Die Hauptstadt Solothurn, liegt in einer der schönsten Gegenden der Schweiz, wo mehr Wiesen als Felder und mehr Hügel als Ebenen, und viele Obstbäume, große Waldungen und überall hübsche Landhäuser sich befinden. Das nahe Juragebirge giebt der Gegend im Allgemeinen den Alpencharakter. Die Stadt ist auf einem sanften Hügel an der Aar gebaut, welche sie in zwei ungleiche durch zwei hölzerne Brücken wieder verbundene Theile trennt. Man zählt 550 Häuser und 4000 Einwohner. Wälle mit angenehmen Spaziergängen umgeben die Stadt, deren Straßen zwar weder eben noch gerade, aber ziemlich breit, reinlich und durch mehrere ansehnliche Gebäude und viele schöne Brunnen geziert sind. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: die Stiftskirche des heiligen Ursus mit einem 190 Fuß hohen Thurme, einer schönen Vorderseite und einem schönen Choraltare; die Jesuitenkirche; das Zeughaus mit vielen Harnischen und eroberten Fahnen; die ehemalige Residenz des französischen Gesandten (jetzt eine Kaserne) und das Theater. Man findet hier ein Lyceum und Gymnasium, eine Stadtbibliothek von 8000 Bänden, ein Waisenhaus, eine große Kattundruckerei, eine Kattun-, Leder-, Tabak- und Holzsäurefabrik, eine Buchhandlung, zwei Buchdruckereien und verschiedene geschickte Künstler. Die starke Waarendurchfuhr zu Land und Wasser macht die Stadt lebhaft. Zu der eine halbe Stunde entfernten Einsiedelei der heiligen Verona führt ein anmuthiger Weg an der Seite eines Baches, zwischen Felsen hindurch; auf der Anhöhe, westlich vom Eingange, bietet sich beim Denkmale des Schultheißen von Wenge eine schöne Aussicht dar; entfernter liegt gegen Morgen das Landhaus Waldeck mit angenehmen Anlagen. Beliebt sind auch die Spaziergänge in die Bäder Attisholz und Ammanlak.

Solution, Auflösung, s. d. Art.

Somasker heißen die 1528 zu Venedig vereinigten regulirten Kleriker von St. Majol zur Pflege der Armen und Erziehung der Waisen nach ihrem Hauptsitze, dem Städtchen Somaska im Mailändischen. Sie waren von 1546 bis 1555 mit den Theatinern vereinigt und wurden erst 1568 vom Papste als geistlicher Orden nach Augustins Regel anerkannt. Außer Italien, wo sie sich durch Anlegung von Waisenhäusern und Lehranstalten gemeinnützig machten, haben sie sich nie verbreitet und überhaupt nur im Stillen gewirkt. Noch jetzt unterhalten sie Schulen in Rom und Pavia.

Sommerzeichen. Mit diesem Namen belegt man diejenigen Zeichen der Ekliptik (s. d. Art.), durch welche die Sonne auf ihrer scheinbaren Bahn, während des astronomischen Sommers, ehemals fortrückte; ohne die Veränderung zu berücksichtigen, welche darin durch das Vorrücken der Nachtgleichen (s. d. Art.) vorgegangen ist. Man rechnet daher für die nördliche Hemisphäre noch immer den Krebs, Löwen und die Jungfrau; für die südliche aber den Steinbock, Wassermann und die Fische, zu den Sommerzeichen.

*Sonne. Dieser prächtige Himmelskörper, von welchem Wärme und Leben für uns ausströmt, bietet uns den Anblick einer kreisrunden und glänzenden Scheibe dar; aus welcher Erscheinung, mit Berücksich-

tigung der Beobachtungen, zu denen die Sonnenflecke (s. d. A.) Veranlassung gegeben haben, folgt, daß dieses Gestirn eine der Kugelgestalt sehr nahe kommende Form habe, und sich in einer Zeit, die man etwa auf 25½ Tag festsetzen kann, um seine Achse drehe; indem nur eine Kugel dem Auge, unter allen Stellungen, auf die vorangegebene Art erscheinen kann. Den wahren astronomischen Bezug der Sonne, nicht nur zu unsrer Erde, sondern überhaupt zu allen Haupt- und Nebenplaneten unsres Systems, dem zu Folge sie in dem einen Brennpunkte sehr wenig excentrischer Ellipsen liegt, welche die ersteren, in Begleitung der letzteren, um dieselbe beschrieben, kennen wir seit Keppler (s. d. Art.), und es kommt davon noch etwas im Art. Sonnensystem vor. Ihre Entfernung von der Erde, deren Bestimmung den Astronomen durch Beobachtung ihrer Parallaxe endlich mit ziemlicher Genauigkeit geglückt ist, beträgt in runden Zahlen zwischen 20 und 21 Mill. geographische Meilen; sie ist also über 400 Mal weiter als der Mond von uns entfernt; und, um sich eine anschauliche Vorstellung von dieser Entfernung zu machen, eine Kanonenkugel, die 600 Fuß in der Secunde zurücklegt, würde gegen 26 Jahre zubringen, ehe sie dieselbe erreichte. Der scheinbare Sonnendurchmesser ist dem des Mondes ziemlich gleich, nehmlich etwas über ½°, jedoch, nach Maßgabe der verschiedenen Punkte der Bahn, von denen aus wir denselben beobachten, verschieden; eine nothwendige Folge der eben erwähnten Gestalt dieser Bahn. Noch mehr: die Schlüsse, welche wir aus der verschiedenen Größe des Durchmessers auf die verschiedene Entfernung der Sonne von uns machen, treffen mit demjenigen vollkommen zusammen, was wir, aus andern Gründen, darüber wissen; und diese allerseitige Bestätigung erhebt die Darstellung und Behauptungen der heutigen Astronomie über jeden Zweifel. Die Masse der Sonne verhält sich zur Masse der Erde, den neuesten Angaben der Exposition du Système du monde zu Folge, = 337,086 : 1; im Durchmesser ist sie 112, an Oberfläche 12,700, an körperlichem Raume 1,435,000mal größer; die Erde erscheint, wie sich Biot auf diese Veranlassung ausdrückt, als ein Sandkorn gegen die Sonne, welche ihrerseits nur ein Punkt im unermeßlichen Himmelsraume ist. — Ueber die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpes sind die Astronomen von sehr verschiedener Meinung gewesen. Wir wollen die Leser nicht mit Anführung aller dieser verschiedenen Hypothesen ermüden, sondern nur diejenige anführen, welche Herschel aufgestellt hat. Nach seiner Meinung ist die Sonne ein, mit einer ungeheuren, beständig von leuchtenden Wolken erfüllten Atmosphäre umgebener, für sich aber finsterer Körper, auf dessen Oberfläche sich, gleich wie auf unserer Erde, Berge und Thäler befinden. Indem sich seine leuchtenden Wolken an einzelnen Stellen zuweilen zurückziehen und somit den Sonnenkörper theilweise entblößen, entstehen die zu einem eignen Art. beschriebenen Sonnenflecke. — Diese Meinung scheint vor der Ansicht von La Place, der sich die Sonne als einen brennenden Körper vorstellt, den Vorzug zu verdienen, weil sie uns den erhebenden Gedanken der Bewohnbarkeit dieses Gestirns fassen läßt, welcher sich mit der weisen Raumnutzung einer gütigen Allmacht besser verträgt. D. N.

Sonnenbahn, s. Ekliptik.

Sonnencirkel, Sonnencyclus, s. Cyclus.

Sonnenjahr, s. Jahr.

Sonnenparallaxe. Was man unter Parallaxe, und na-

mentlich unter Horizontalparallaxe, im Allgemeinen zu verstehen habe, ist im Art. Parallaxe gezeigt worden. Die Horizontalparallaxe der Sonne insbesondere haben uns erst die, in den Jahren 1761 und 1769 statt gefundenen so berühmt gewordenen Durchgänge der Venus durch die Sonnenscheibe mit größerer Genauigkeit kennen gelehrt. Da die Erdbahn nemlich die Bahn der Venus einschließt, so muß letzterer Planet zuweilen zwischen uns und der Sonne, vor dieser vorbeigehen. Die Zeitdauer eines solchen Durchgangs, für den Mittelpunkt der Erde, läßt sich berechnen; auf der Erdoberfläche beobachtet man sie. Der Unterschied beider Resultate läßt auf Horizontalparallaxe, und somit auf die Entfernung beider Himmelskörper schließen. Auf diese Weise ungefähr hat man die mittlere horizontale Parallaxe der Sonne = 8″, 50 gefunden. Die nächsten Durchgänge werden in den Jahren 1874 und 1882 Statt finden.

Sonnenrauch, s. Höhenrauch.

* Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, ein jeder Fixstern sey eine Sonne, der sich, aus Gründen der Analogie ein System umlaufender Haupt- und Nebenplaneten beilegen lasse. Im engern Sinne versteht man aber unter Sonnensystem unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Cometen. Demnach gehören zum Sonnensysteme, außer einer unbestimmten Anzahl von Cometen, die Planeten Merkur, Venus, Erde mit einem Monde, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter mit 4, Saturn mit 7, und letztlich Uranus mit 6 Monden. Alle diese Planeten, in Begleitung ihrer Monde, laufen sowohl als die Cometen in elliptischen Bahnen um die Sonne, in deren einem Brennpunkte diese thront, und, durch die mächtige Kraft ihrer Anziehung, jene in ihren Bahnen erhält (s. Centralkräfte). Ebenmäßig beschreiben die Monde oder Nebenplaneten, unbeschadet ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, gleichzeitig Ellipsen um die letzteren; wie z. B. eine auf dem Brette umlaufende Kugel mit diesem umhergetragen werden kann, ohne daß dadurch in der ersteren Bewegung etwas geändert wird. Außerdem sind die Planeten einer Umdrehung um ihre eigne Axe (Rotation) unterworfen, welche, verbunden mit der Neigung der letzteren gegen die Ebene der Bahn und dem Verharren in dieser Lage (Parallelismus) auf den erhebenden Gedanken der Bewohnung ihrer aller durch empfindende Wesen führt, zu deren Nutzen jene beiden Einrichtungen angeordnet zu seyn scheinen. Alle Fortschritte der Astronomie, z. B. der kürzlich durch La Place entdeckte Umstand, daß die Jupitersmonde nie alle zugleich verfinstert, und den Nächten des Planeten ihre Erleuchtungen daher nie ganz entzogen werden können, scheinen diese Vermuthung zu bestätigen. Es kann hier nicht der Ort seyn, in das Einzelne aller der Erscheinungen einzugehn, welche unser Sonnensystem darbietet. Uns muß es genügen, nur einiges von dem Merkwürdigsten anzuführen. Dahin gehört z. B. die bewundernswürdige Regelmäßigkeit in der Vertheilung der Planeten durch den Himmelsraum. Schon vor Entdeckung der vier neuen Planeten, Ceres, Vesta, Juno und Pallas, wußte man, daß die Entfernungen der übrigen von der Sonne nach dem Gesetze der Reihe: 4; 4 × 3; 4 × 2. 3; 4 × 4. 3; 4 16. 3; × 4 × 32. 3; 4 × 64 3. wachsen. In dieser Reihe fehlt, wie man sieht, zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern 4 × 4. 3 und 4 × 16. 3, das Zwischenglied 4 × 8. 3, worauf man die Vermuthung gründete, daß sich in dieser Entfernung ein

noch unentdeckter Planet befinden müsse, eine Vermuthung, die durch die Entdeckung jener vier neuen Planeten bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnißmäßige Entfernung haben. Ein anderer merkwürdiger Umstand, welcher ebenfalls auf die Aehnlichkeit zwischen unsrer Erde und den übrigen Planeten hindeutet, ist die starke Abplattung des Jupiters. Es wird in dem Art. Abplattung gezeigt, daß dieselbe von dem ursprünglich weichen Zustande des Erdkörpers und dem Einflusse der Axendrehung darauf abhängig gewesen sey. Da nun Jupiter einer sehr schnellen Axendrehung unterworfen ist, so mußte, unter Voraussetzung eines ursprünglich ebenfalls weichen Zustandes seiner Masse, seine Abplattung sehr bedeutend ausfallen, und dieses hat sich bei der nachherigen Beobachtung auch wirklich so befunden. — Was das Historische dieses Art. betrifft, so begnügen wir uns, auf den Art. Copernicus und Keppler zu verweisen, wo der Antheil, den jeder dieser beiden unsterblichen Männer an Entdeckung der Hauptsätze unsrer heutigen Theorie des Sonnensystems hat, ausführlich dargestellt ist, und schließen mit einer tabellarischen Uebersicht unsers Sonnensystems in den vorzüglichsten Beziehungen.

Durchmesser der Erde, = 1719 geogr. M., Oberfläche = 9,282,060 Q. M. Räumlicher Inhalt = 2,659,310,190 Cubikmeilen.

	Syderische Revolution	Rotation.	Entfernung von der Sonne Geogr. M.	Räumlicher Inhalt. Erde Einheit
Sonne		25 T. 14 St.		1,400,000
Merkur . . .	88 Tage	unbekannt	8,000,000	$\frac{1}{6}$
Venus	$224\frac{3}{4}$ —	23. 22′	15,000,000	1
Erde	1 Jahr —	1 — —	21,000,000	1
Deren Mond . .	— $29\frac{1}{2}$	$29\frac{1}{2}$ — —	v. d. E. 51600	$\frac{1}{5}$
Mars	1 — 322	1 — 39	32,000,000	$\frac{1}{4}$
Vesta	3 — 224	unbekannt	50,000,000	sehr klein
Juno	4 — 131	— —	55,000,000	kl. als Ceres
Ceres	4 — 220	— —	57,700,000	kl. a. Erdmond
Pallas	4 — 221	— —	eben so	„ „ Erdmond
Jupiter m. 4 Mond.	11 — 314	„ 9. 56	108,000000	1474
Saturn mit 7 Monden	29 — 169	„ 10. 16	199,000000	1030
Uranus m. 6 Monden	84 — 9	unbekannt	400,000000	unbekannt.

Sonnentafeln. Obwohl sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den allaugenblicklichen Platz der ersteren in ihrer Bahn beziehen, gegentheils die scheinbare Bewegung der letzteren anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher, statt des wirklichen Ortes der Erden, jedesmal um 6 Zeichen davon verschiedenen, anscheinenden der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Findung dieses Ortes für jede Zeit erfodert werden, sind zum Nutzen der Astronomen in eigenen Werken zusammengestellt, welche, aus den angegebenen Gründen, den Namen „Sonnentafeln" führen, deren Einrichtung aber hier nicht aus einander gesetzt werden kann.

* Sonnenwenden. Wenn man sich den scheinbaren Jahreslauf der Sonne durch die Ecliptik versinnlicht, so findet man, daß sich ihre Abweichung (s. d. Art.) täglich verändern muß, und zwar bis zu ei-

ner gewissen Grenze zu- und dann wieder abnehmend. Die beiden Punkte der Ecliptik nun, in welchen sich die bisherige Zunahme der Abweichung wieder in eine Abnahme zu verwandeln anfängt, heißen eben deßwegen Sonnenwenden oder auch Sonnenstillstands- (Solstitial) Punkte, weil nemlich diese Veränderung in den ersten Tagen kaum zu spüren ist, und die Sonne daher rücksichtlich der Abweichung still zu stehen scheint. Um den 21sten Juni erreicht die Sonne den Punkt der größten nördlichen (Sommersonnenwende), um den 21sten December den Punkt der größten südlichen Abweichung (Wintersonnenwende-Punkt), und macht, in Folge davon, wie bekannt, den längsten und kürzesten Tag.

* Sonnenzeit. Man rufe sich, um einen deutlichen Begriff von dem, was unter Sonnenzeit verstanden wird, zu erlangen, die Erde in der gleichzeitigen doppelten Bewegung, um ihre Axe und in ihrer Bahn um die Sonne, vor die Vorstellung. Während einer Rotation wird etwan 1° in der Bahn zurückgelegt, und um eben so viel muß sich daher die Erde, nach Vollendung der ersteren, noch um ihre Axe umzuwälzen fortfahren, ehe der nemliche Meridian die Sonne wieder erreichen kann. Dieß wird vollkommen klar, wenn man die kreisförmige Bahn der Erde um die Sonne, und, in derselben, die Erdkugel an zwei entsprechenden Punkten verzeichnet. Die Zeit, welche, auf diese Weise, von einer obern Culmination der Sonne bis zur andern verstreicht, heißt allgemein Sonnentag, oder in ihrer auf letzteren bezogenen Eintheilung, Sonnenzeit. Nun sind aber die Räume, um welche die Erde von Tag zu Tag in ihrer Bahn fortrückt, nicht gleich, wozu sich noch ein anderer, von der Neigung ihrer Axe gegen die Ebene der Ecliptik und deren ununterbrochenem Parallelism abhängiger Umstand gesellt, und die wahren Sonnentage können es also auch nicht seyn. Daher unterscheidet man von dieser wahren Sonnenzeit die mittlere, bei welcher letzteren man sich auf eine mit gleichförmiger Geschwindigkeit um die Sonne laufende Erdkugel bezieht, deren Axe zugleich auf der Ebene der Bahn senkrecht steht. Die Sonnenuhren zeigen die vorangegebene wahre, unsre Taschen- und anderen Uhren dagegen, als mechanische Werkzeuge, nur solche mittlere Sonnenzeit; der Unterschied zwischen beiderlei Zeit heißt Zeitgleichung. Zum Nutzen unsrer Leser geben wir hier eine Art von Tabelle derselben, woraus sie ersehen können, was ihre Taschen- oder Penduluhren an jedem ersten Monatstage zeigen sollten, wenn die Sonnenuhr zwölf zeigt:

den 1sten	Januar	— 12	Uhr.	3′	48″
„ 1sten	Februar	— 12	„	13′	58″
„ 1sten	März	— 12	„	12′	46″
„ 1sten	April	— 12	„	4′	8″
„ 1sten	Mai	— 11	„	56′	59″
„ 1sten	Juni	— 11	„	57′	18″
„ 1sten	Juli	— 12	„	3′	14″
„ 1sten	August	— 12	„	5′	58″
„ 1sten	Septbr.	— 11	„	59′	58″
„ 1sten	October	— 11	„	49′	49″
„ 1sten	Novbr.	— 11	„	43′	46″
„ 1sten	Decbr.	— 11	„	49′	9″

D. N.

Soult (Nicolas), Herzog von Dalmatien, geb. 1769 zu St. Amand, trat schon im 16ten Jahr als gemeiner Soldat ins Militär.

Beim Ausbruch des Kriegs im J. 1792 wurde er bei einem Bataillon Freiwilliger vom Oberrhein Unteroffizier. Dies Bataillon kam zur Mosel-Armee und Soult fand Gelegenheit sich auszuzeichnen, so daß er schnell alle unteren Grade durchlief, 1796 zum Brigade- und 1798 zum Divisionsgeneral ernannt wurde. 1799 machte er gegen Suwarow den Feldzug in Italien, wurde mit Massena in Genua gefangen, in Folge der Schlacht von Marengo aber wieder frei. Nach diesen Beweisen von Talent und Muth, die er gegeben, wurden ihm von jetzt an die wichtigsten Aufträge zu Theil, und im J. 1804 wurde er von Napoleon zur Würde eines Reichsmarschalls erhoben. In den Kriegen von 1805 und 1806 diente er mit der größten Auszeichnung und nahm an den Schlachten von Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau und Friedland den ruhmvollsten Antheil. Bei dem Ausbruch des Kriegs mit Spanien erhielt er hier einen Oberbefehl, verfolgte General Moore auf seinem Rückzuge und wandte sich dann nach Portugall, aus welchem er sich aber bald nachher mit Verlust zurückziehen mußte. Soult blieb während der J. 1819—1813 in Spanien und hatte in den wichtigsten Ereignissen, wegen welcher wir auf die Art. Spanien und Wellington verweisen, Antheil. 1813 wurde er von Napoleon aus Spanien abgerufen, um in dem Krieg gegen Rußland und Preußen gebraucht zu werden, allein nach der für die franz. Waffen so nachtheiligen Schlacht von Vittoria wurde er von Dresden aus wieder nach Bayonne geschickt, um den Oberbefehl über die Trümmer der aus Spanien zurückgeschlagenen franz. Armeen zu übernehmen. Er wurde indessen von Wellington in Folge mehrerer nachtheiliger Gefechte bis unter die Mauern von Toulouse zurückgedrängt, wo am 10 April 1814 (also elf Tage nach der Einnahme von Paris und Restauration der Bourbons) zwischen ihm und Wellington noch eine blutige, abermals für ihn nachtheilige Schlacht gefochten wurde. Soult erkannte jetzt die Bourbons an und wurde vom König zum Militärbefelshaber in der Bretagne ernannt. Zu Ende 1814 wurde er Kriegsminister, welchen wichtigen Posten er bis zu Napoleons Rückkunft im März 1815 behielt, wo er denselben wenige Tage vor Napoleons Ankunft in Paris an Clarke abgab. Während der hundert Tage wurde Soult von Napoleon zum Pair und Majorgeneral ernannt, wohnte den Schlachten von Ligny und Waterloo bei und folgte nach der Capitulation von Paris den Resten der franz. Armee hinter die Loire. Er wurde hierauf in die Ordonanz vom 24. Juli einbegriffen und mußte Frankreich verlassen. Von jetzt an hielt er sich mit Erlaubniß der preuß. Regierung in Düsseldorf auf, da seine Gemahlin aus dem Herzogthume Berg zu Hause ist. Im Mai 1819 erhielt er vom Könige die Erlaubniß zur Zurückkehr nach Frankreich.

Southey (Robert), königl. großbrit. Hofpoet, geb. zu Bristol 1774. Er studirte 1792 zu Oxford in der Absicht, sich dem geistlichen Stande zu widmen, allein seine revolutionairen Gesinnungen giengen zu dieser Zeit so weit, daß sie ihn nicht allein von seiner Bestimmung ableiteten, sondern er mit seinen Freunden Lovell und Coleridge sogar auf den tollen Einfall kam, an den Ufern des Susquehannah in Nordamerika eine Republik zu gründen, der indeß, wie sich erwarten ließ, scheiterte, worauf Sir Robert mit seinem Oheim, dem Caplan Hill, auf längere Zeit nach Portugal reisete. Im J. 1796 erschein sein episches Gedicht Jeanne d'Arc, wodurch er in einem hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Im nächsten Jahre gab

er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die ebenfalls gut aufgenommen wurde. Seine 1797 erschienenen Briefe über seine Reisen in Spanien und Portugal wurden nicht minder begierig gelesen. Er erhielt 1801 eine angesehene Stelle in Irland, kehrte jedoch bald nach England zurück, wo er ein bizarres Leben führte. Bis zum J. 1813, wo er zum gekrönten Dichter ernannt wurde, gab er eine beträchtliche Zahl poetischer und historischer Werke heraus, zu deren Verzeichniß es uns hier an Raum fehlt, und von welchen wir nur noch seine als classisch betrachtete Geschichte Brasiliens anführen wollen, von welcher bis jetzt ein Band in Quart erschienen ist. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Geschichte des spanischen Krieges von 1808 — 1814. Er besitzt, wie man sagt, die vollständigste Bibliothek spanischer und portugiesischer Werke in ganz Europa.

* Spaa, Stadt im vormaligen Bisthum Lüttich, jetzt in der zum Königreiche der Niederlande gehörigen Provinz Lüttich, zehn Stunden von Aachen, in einem romantischen Thale, von waldigen Bergen umkränzt, hat 500 Häuser und 3100 Einwohner, welche ihren Unterhalt meist von den Fremden, die den Sommer über, besonders im Julius und August, aus den meisten Gegenden Europa's, hieher reisen. Der größte Theil der Kurgäste bestand ehedem aus Engländern, Franzosen und Holländern. Die Mineralquellen und Bäder liegen in einiger Entfernung von Spaa. Der Hauptquellen sind vier: der Pouhon, Geronstere, Sauveneire und Tonnelet. Alle sind durch schöne Spaziergänge mit einander verbunden und machen mit den dazwischen liegenden und dazu gehörigen Gebäuden ein großes Ganzes aus. Der Pouhonquell ist an Mineralgehalt der stärkste, und sein Wasser allein wird verführt, und zwar in alle Weltgegenden, selbst in die Tropenländer. Geronstere liegt eine halbe Stunde von der Stadt, in einer sehr angenehmen Waldgegend. Diesen Brunnen trank Peter der Große 1717 mit dem besten Erfolge, und sein Arzt fertigte darüber ein Zeugniß aus, welches in Spaa sorgfältig aufbewahrt wird. Tonnelet ist eine Viertelstunde und Sauveniere eine halbe Stunde von Spaa entfernt. Hier sind die kalten Bäder, welche man unter dem Namen Plongeors kennt, wo der Badende sich kopfunter hineinstürzt, und auf der andern Seite wieder herauskömmt. Von den Spaziergängen heißt einer la prairie de quatre heures, die andere la prairie de sept heures, weil man den einen um vier, den andern um sieben Uhr zu besuchen pflegt. Beide Spaziergänge sind täglich um die genannten Stunden sehr besucht. Gewöhnlich ist zu dieser Zeit auch Musik daselbst. Das Hazardspiel wird in Spaa mit einer Leidenschaftlichkeit getrieben, wie wohl an keinem andern Kurorte. Es sind drei Spielsäle in der Stadt und zwei außerhalb derselben. Außer den Mineralquellen hat Spaa noch einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig von Verfertigung der unter dem Namen Spaa-Arbeit (ouvrage de Spaa) bekannten niedlichen, schön lakirten, kleinen Geräthschaften von Holz, als: Toiletten, Arbeitskästchen, Chatoullen, Dosen, Kaffeebrettern rc., wovon der Absatz, zumal die Kurzeit über, bedeutend ist. Unmittelbar über Spaa, auf einer Bergspitze, hat ein Engländer einen Tempel angelegt, aus welchem man auf der einen Seite Spaa zu seinen Füßen, auf der andern Seite aber eine reizende Aussicht in die Umgegend hat. Dem Tempel gegenüber, auf der andern Seite des Thales, ist der schöne Garten des berühmten englischen Mechanikus Coqueril.

Spanheim (Ezechiel), ein berühmter Gelehrter und Staatsmann,

oren zu Genf 1629. Er folgte 1642 seinem Vater nach Leyden, wo ilmasius und Heinsius ihm Wohlwollen und Freundschaft erwiesen. Von 1651 ernannte ihn seine Vaterstadt zum Professor der schönen issenschaften und wählte ihn 1652 in den großen Rath. Sein Ruf be- g den Churfürsten von der Pfalz, ihn zu sich einzuladen und ihm die ziehung seines Sohnes anzuvertrauen. Spanheim benutzte zugleich se Lage, sich mit dem deutschen Staatsrechte gründlich bekannt zu chen. Nachdem er Italien besucht und dort seine Studien des Alter- ms, besonders auch der Münzkunde, mit Eifer fortgesetzt hatte, kam 1665 nach Heidelberg zurück und trat bald darauf mit Bewilligung nes Fürsten in die Dienste des Churfürsten von Brandenburg, als des- außerordentlicher Gesandter er neun Jahre zu Paris verweilte. ach seiner Rückkehr nach Berlin ward er zum Staatsminister ernannt, d wohnte den Friedensverhandlungen zu Ryswick bei. Der neue Kö- von Preußen ernannte ihn zum Freiherrn und schickte ihn als außer- entlichen Gesandten an die Königin Anna, wo er den ehrenvollsten npfang fand. Er starb in England 1710. Spanheim besaß umfassende d gründliche Gelehrsamkeit und hat sich vornehmlich als Antiquar d Kritiker bekannt gemacht. Sein Werk de usu et praestantia mismatum antiquorum (4. 1664 und 2 Bde. Fol. 1717), so wie seine sgabe und seine französische Uebersetzung der Cäsaren des Kaisers lian mit Anmerkungen sind sehr geschätzt. Seine Anmerkungen n Callimachus und andern Schriftstellern, so wie seine Abhandlun- über antiquarische Gegenstände in Grävius Thesaurus sind vortreff- he Bereicherungen der kritischen Literatur. — Sein Bruder, Frie- ich Spanheim, geb. zu Genf 1632, hat sich als gelehrter Theo- berühmt gemacht. Er studirte zu Leyden, lehrte zu Heidelberg und t 1670 zu Leyden und starb 1701. Seine Werke, unter denen be- nders die auf die Kirchengeschichte bezüglichen geschätzt werden, sind 3 Foliobänden erschienen. — Der Vater von beiden, Friedrich panheim, nimmt ebenfalls unter den gelehrten Theologen seiner it einen ehrenvollen Platz ein und hat viele Schriften hinterlassen.

Spanien (Nachtrag zu den Artikeln im 9ten Bande des Conv. ric.: Spanien seit 1808, und Spanien, wie es 1817 ist). panien wird den 7. März 1820 eine constitutionelle onarchie. Ein Wechsel der Dinge, wundervoller als der von acht und Tag, hat die Hülle der Willkühr und der Finsterniß von der nischen Monarchie abgestreift, und — wie durch einen Zauber- lag — ist die Nation hervorgetreten, im Besitze der freiesten Verfas- ng von Europa! Kein Donner hat die Luft, kein Erdbeben hat den oden erschüttert: die Sonne ist aufgegangen, und die Nebel sind ver- wunden. Aus den Kerkern der Inquisition und aus dem Palaste der illkühr hat der allgemeine Wille des edeln hispanischen Volks die onstitution vom 18. März 1812 hervorgerufen in das Leben, ne Rache, ohne Blut. Nicht die Preßfreiheit hat diese Verwandlung die plötzlichste und allgemeinste, welche je die politische Welt erlebte, — rbereitet; auch nicht der Meinungskampf einer berathschlagenden olksversammlung: sondern die Armee. Das kostbarste Werkzeug der illkühr hat die Willkühr selbst vernichtet. Denn mächtiger als das ayonnet ist die Idee der Freiheit und des Vaterlandes in der Brust nes Volks, das den Namen Volk verdient; dagegen ist nichts so ter- chlich als der Thron der Gewalt in einer Zeit, wie die unsrige. Die achwelt wird sie nennen das Jahrhundert der politischen Reforma-

tion. — In Spanien entwickelte sich diese Umwandlung aus der Natur der Dinge selbst: aus einem Gesetze, das Welten erschafft und zerstört, wie es die Throne der Könige stürzt und aufrichtet, aus dem Gesetze der Nothwendigkeit. Als Ferdinand (s. IX. S. 282.) in Valencia war, hörte er nicht sein Volk an, das ihm den Thron bewahrt hatte, sondern eine Kaste, die ruhmlos seiner Person zunächst stand. Auf die Meinung des Herzogs von Infantado und auf den Rath des Generals Elio verwarf er die Constitution der Cortes, statt sie zu beschwören. Hierauf zerriß in Madrid der General Eguia mit Bayonnetten die Urkunde der Nation; und die bedeutendsten Mitglieder der Cortes wurden in Kerker geworfen; ein Argueles schmachtete in Ceuta! Zwar versprach Ferdinand VII. (IX 283.), die Cortes zu berufen und eine liberale Constitution zu gründen; allein er gab dafür der Nation Mönche, Inquisitoren und Jesuiten. In ihrem Gefolge befand sich das ganze Rüstzeug der Verfolgung und Unterdrückung, selbst die Folter. Vergebens warnten freimüthige Männer, wie Empecinado, Ballesteros und Andere den König. Sie wurden verbannt oder eingekerkert. Aber desto tiefer fühlte das Nationalheer die Schande, daß einige aus seiner Mitte das Vaterland — Freiheit und Verfassung — meineidig zu verrathen die Feigheit gehabt hatten. Porlier, Mina, Lacy, Vidal traten, Einer nach dem Andern, an die Spitze der Anhänger des früher von ihnen beschwornen Staatsgrundgesetzes. Sie wurden verrathen und hingerichtet; ihre Freunde zu Hunderten auf die Folter und ins Gefängniß geworfen. Die Inquisition verfolgte alle Liberales als Freimaurer. Elio und Eguio herrschten durch das Schrecken; jener in Valencia, dieser in Granada. Im Cabinet des Königs wechselten fünfundzwanzig Minister; nur der behauptete sich, welcher gegen die so oft erwartete, von zwei Königinnen vergebens erflehte, Amnestie und milde Maaßregeln am entschiedensten sich gesetzt hatte, Lozano de Torres. Und als er endlich dem Herzog von San Fernando weichen mußte, da verübte er (keiner von den Liberales, die dessen beschuldigt wurden) den Streich mit den untergeschobenen Ordres an die Milizen, um das System der Härte, sich und die mit ihm verbundenen Jesuiten in der Höhe zu erhalten. Unterdessen befestigten die Männer von Buenos Ayres, von Chili, von Venezuela und von Neu-Granada ihre Freihet; die Floridas mußten an die vereinigten Staaten abgetreten werden; es verunglückten die Truppen, welche man dem bedrohten Lima zu Hülfe sandte, und die große Armada in Cadiz verschlang den Schatz erzwungener Anleihen, den Credit selbst, und kam nicht zu Stande. Gleichwohl beharrte der König auf dieser Unternehmung. Es schien, man wollte die Armee über das Weltmeer hinverbannen, weil man ihren Geist, ihre Vaterlandsliebe fürchtete. Da bildete sich in dem Heere ein geheimer Bund der Offiziere, die Constitution wieder herzustellen und ganze Regimenter beschlossen, sich der Einschiffung zu widersetzen. An die Spitze stellte sich O'Donnel Graf del Abisbal, der Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee; als er aber seinen Ehrgeiz, als Dictator das Schicksal der Monarchie zu leiten, durch die Civilgewalt gehemmt sah, trat er auf die Seite des Königs zurück, und ließ den 8. Juli die Abtheilung der Truppen, welche schon das Zeichen zum Aufstande gegeben hatte, entwaffnen. Darauf unterbrach das gelbe Fieber die Zurüstungen. Endlich ward der Befehl zur theilweisen Einschiffung der Truppen im December 1818 gegeben, und schon sollte sie im Januar 1820 vor sich gehen, als plötzlich vier Bataillone unter dem Oberstlieutenant D. Raphael

ego, den 1. Januar des Morgens um 8 Uhr, zu St. Juan die von Nation 1812 beschworne Constitution proclamirten, hierauf das uptquartier zu Arcos umzingelten, den (an Abisbals Stelle vom Kö- ernannten) Oberbefehlshaber Calderon, seinen Generalstab und den eminister in Verhaft nahmen, sich der Forts San Fernando und Petri bemächtigten, die Stadt Isla de Leon (40,000 Einwohner) etzten, und die in Folge des 8. Juli eingekerkerten Offiziere befreiten. ter diesen befand sich der von ihnen im Voraus schon zum obersten An- rer bestimmte Ingenieuroberste, Antonio Quiroga. Der An- ff auf Cadiz mißlang. Hier leisteten die Seetruppen Widerstand, d die Insurgenten waren nicht stark genug, die Cortadura, welche die ndenge von Cadiz vertheidigt, zu nehmen; doch eroberten sie la Ca- rca, wo das Seearsenal, ein Linienschiff, mehrere Kanonierschalup- , mehrere Transport- und Lebensmittel in ihre Hände fielen, und sie gegen 1000(?) Staatsgefangene in Freiheit setzten. Bald wuchs das tionalheer — so nannten sich die Insurgenten — durch die königl. Trup- , welche zu ihnen übergingen, bis auf 9000 Mann an. Quiroga erklärte Namen desselben, daß es vom Könige die Annahme der Constitution lange, und für diesen Zweck siegen oder sterben wolle. Zugleich ward e provisorische Regierungsjunta in Isla de Leon errichtet. Unterdes- hatten die Offiziere der königl. Truppen in Sevilla dem General eyre den Oberbefehl übertragen, und der König hatte ihn bestätigt, il er die Liebe der Soldaten besaß. Vergebens suchte Freyre die Insur- nten durch Amnestie und andere Versprechungen zu entwaffnen. Als endlich ein Heer von etwa 12000 Mann am Ende des Januars versam- lt und mit demselben die Isla de Leon bis Chiclana, Conil und nörd- h der Bay von Cadiz umstellt hatte, sah er, daß sein Heer selbst nkte und der Sache der Insurgenten anhing, daß Spanier nicht ge- n Spanier und gegen die Ehre und das Glück des Vaterlandes fech- wollten. Er suchte daher nur Cadiz zu sichern, wo ein von dem Ober- n San Jago geleiteter Aufstand unter den Truppen und Einwohnern um hatte unterdrückt werden können. Indeß beschränkten sich die In- rgenten in ihrem Angriffe blos auf die Cortadura. Um die Verbindung it der Bay von Gibraltar zu erhalten, sandten sie unter dem kühnen iego eine Schaar von 2500 Mann nach Algéziras (den 9. Januar), ihnen das Volk so wenig als an andern Orten Widerstand leistete. ndlich zog Riego, obgleich von Joseph O'Donnel verfolgt, ungehindert Malaga (den 9. Februar) ein, und setzte nach einem Gefecht mit O'Don- ls Truppen seinen Marsch nach Antequera fort, wie ein Säemann, r das Korn der Constitution ausstreut. Das Nationalheer unter Qui- ga aber wandte sich in öffentlicher Rede an den König (den 3. Januar), die Nation, an das königliche Heer, die Seetruppen und an die tadt Cadiz: „Sie wollten nicht den Thron stürzen, noch den König rlassen, nur das Vaterland von dem Untergange retten, durch das m Volke einst beschworne Gesetz." — Die edelste Sprache drückte die- s Gefühl eben so wahr als kräftig in dem Aufrufe an das spanische olk aus. Sie schilderte die Ursache des Verfalls des Staats und der ation; sie zeigte die Gefahren des Throns und des Volks ohne Con- tution und Freiheit. „Sobald Völker das unumschränkte Eigenthum ines Menschen werden, sind sie lebendig todt." — Spanien erwachte, d die Nation hat gewählt zwischen der bisherigen Regierung und den esetze der Freiheit. Schnell reifte in jeder Provinz unter allen Ständen r Entschluß des Nationalwillens; zuerst in den Städten. Voran gin-

gen Corunna und Ferrol. Dort setzten Volk und Truppen den 21. Februar die Constitution in Kraft. Don Pedro Agar, ein altes Mitglied der Regierung der Cortes, übernahm den Vorsitz der Junta von Gallizien, und wie einen electrischen Schlag empfand ganz Spanien den Ruf: La Constitucion! Vive Quiroga! Vive Riego! In Murcia ward den 29. Febr. die Constitution verkündigt; das Volk zerstörte den Palast der Inquisition, und aus dem Kerker des heiligen Gerichts traten Alpuente und Torrijos an die Spitze der Verwaltung. Bald hatte sich die ganze cantabrische Küste, St. Ander (den 28. Febr.), Oviedo und Bilbao für die Verfassung von 1812 erklärt; darauf erhob sich in seiner alten Kraft Aragonien; die Behörden einmüthig mit dem Volke und den Soldaten zu Saragossa, den 5. März. Auch war der gefürchtete Guerilla-Anführer, Francisco Espoz y Mina (s. d. Art.) aus seiner Verbannung von Paris entkommen und hatte den 25. Febr. zu St. Estevan in Navarra die Fahne des constitutionellen Nationalheeres im nördlichen Spanien aufgepflanzt. Sein Aufruf vom 2. März war drohend gegen Ferdinand „den undankbarsten aller Fürsten." Gleichzeitig nahm Pampeluna aus eigenem Antriebe die Constitution an, welche daselbst der Vicekönig Espeleta in Kraft setzte. Madrid selbst gerieth in Bewegung. Von hier war General Abisbal, statt nach Catalonien sich zu begeben, nach Ocanna (10 Leguas von Madrid) gegangen, wo zum Schutze des Königs ein Heer zusammengezogen werden sollte. Er rief daselbst mit seinem Bruder, Carlos O'Donnel, der das Regiment Kaiser Alexander commandirte, den 4. März die Constitution aus. Darauf vereinigten sie sich mit dem Obersten Riego, der bei Antequera den General Joseph O'Donnel gänzlich geschlagen und überall auf seinem Zuge die Constitution der Cortes eingeführt hatte. General Joseph O'Donnel kehrte mit wenigen Truppen zu dem General Freyre zurück, der nun selbst, nachdem mehrere Bataillone, unter andern das Regiment Soria aus Cadiz d. 18. Febr.) zu den Insurgenten übergegangen waren, und sein Heer kaum noch 7000 Man zählte, die Constitution in Sevilla bekannt machte, worauf in ganz Andalusien Waffenruhe eintrat. Dies alles schreckte den König in seinem Palaste aus seiner Sicherheit auf. Schon am 29. Febr. war die Regierung von dem nahen Ausbruche eines allgemeinen Insurrectionsplanes unterrichtet. Ferdinand setzte daher eine Dictorial-Junta nieder, unter dem Infanten Don Carlos. Doch dieser widerrieth alles Nachgaben, während der Infant D. Francisco für die Berufung der Cortes stimmte, sonst werde der König seine Krone verlieren. Dies zog ihm die Ungnade seines Bruders und vierundzwanzigstündigen Arrest zu. Nun rief Ferdinand den nach Valladolid verbannten General Ballesteros zurück; allein dieser lehnte es ab, an Freyre's Stelle den Oberbefehl zu übernehmen. Auch er stimmte für die Berufung der Cortes. Die Hülfe des heiligen Bundes anzurufen, war zu spät. Ein solcher Schritt würde des Königs Krone und Leben in Gefahr gebracht haben. Eben so wenig Beifall fand Elio's Vorschlag, daß der König sich von Madrid entfernen sollte. Endlich trug Ferdinand den 3. März dem ersten Minister, Herzog v. S. Fernando auf, „weil, so hieß es in der königl. Ordonnanz, der Verfall des Staats endlich seine Aufmerksamkeit gefesselt und seine Sorgfalt in Anspruch genommen habe," den alten Staatsrath wieder herzustellen, welcher zweckmäßige Reformen vorschlagen, und dem alle andere Corporationen, die obern Tribunäle, selbst die Universitäten

wie einzelne Patrioten frei und offen ihre Ideen darüber mittheilen sollten. Die bisherigen Rathgeber des Königs verstummten. Alles vereinigte sich, dem geängstigten Monarchen die Berufung der Cortes anzurathen. Ferdinand befahl daher den 6. März ihre Zusammenberufung nach den alten Gesetzen der Monarchie. Allein das Volk rief: Nicht die alten verjährten Cortes wollen wir; wir wollen die Constitution und die Cortes von 1812! — Selbst die Garnison, mit Einschluß der Haustruppen, an welche das Artilleriecorps des Nationalheers, unter Miguel Lopez Danos, und das Geniecorps, unter Felipe Arco Aguero, offne Erkärungen am 4. Febr. erlassen hatte, zeigte sich entschlossen, wenn der König die Constitution nicht annehme, sich mit dem Nationalheer zu vereinigen; doch sollten zwei Bataillone zum Schutze des Königs zurückbleiben. Da bewilligte endlich, — den 7. Abends um 10 Uhr, — obgleich der Infant D. Carlos *) noch widersprach, — auf Zureden des Infanten D. Francisco, des Bischofs von Madrid und des Gen. Ballesteros, — Ferdinand VII., durch die natürliche Folge der Ereignisse dazu gezwungen, dem Drange gebieterischer Umstände, was er so lange der Gerechtigkeit und Weisheit verweigert hatte. Es erschien das berühmte Decret aus seinem Palaste vom 7., in welchem sich der catholische König bereit erklärte, die Cortes von 1812 zu berufen, und nach dem allgemeinen Willen des Volks — siendo la voluntad general del pueblo — die Constitution von 1812 zu beschwören. Dieser Beschluß beruhigte die Hauptstadt. Am 8. stellte General Ballesteros, nach dem Wunsche des Volks, auf Befehl des Königs, die Municipalität (Ayuntamiento) von Madrid wieder her, wie sie 1814 unter den Cortes gewesen war. Sie selbst schloß sofort diejenigen Mitglieder aus ihrer Mitte aus, welche damals der Aufhebung der Constitution beigetreten waren. An demselben Tage ward eine allgemeine Amnestie für die wegen politischer Vergehungen Verhafteten und Verbannten bekannt gemacht, worauf das Volk und Ballesteros auch die gefüllten Kerker der Inquisition öffneten, aus denen der verschwundene Graf Montijo hervorkam. Am 9. errichtete Ferdinand VII., der sich nun den König aller Spanier nennt, eine provisorische Junta von elf Mitgliedern, die bis zur constitutionellen Einsetzung der Cortes alle Regierungssachen mit leitet, und ohne deren Genehmigung die Regierung nichts vollziehen darf. An ihrer Spitze steht der Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Toledo (bisher in Ungnade), der an den König in Valencia die bekannte Anrede hielt (IX. 282); Ballesteros ward Vicepräsident. Unter den übrigen bemerkte man den Grafen Tabvada, den Bischof von Valladolid de Mechoacan (ein aufgeklärter Staatsmann, vom König früher zum Minister ernannt, bald aber fortgeschickt), Don Manuel Lardizabal, und Valdemoro, der sich einst als Präfect von Valencia dem Rathe des Generals Elio, die Constitution zu verwerfen, widersetzt hatte. Vor dieser Junta und in Gegenwart einer Deputation des Ayuntamiento von Madrid beschwor der König an demselben Tage die Constitution, und wiederholte darauf vom Balcon vor dem versammelten Volke seinen Eid. Dann leistete D. Francisco Ballesteros, den Ferdinand zum General der Centralarmee,

*) Don Carlos ist von seinem Bruder den 14. März zum Oberbefehlshaber der Nationalarmee ernannt worden. Er hat dies dem Heere in einer Proclamation bekannt gemacht, in welcher er den König, seinen Bruder, den großmüthigen Gründer der Freiheit der Nation nennt.

die in Castillen gebildet werden soll, ernannt hatte (ein Mann, der einst unter Wellington nicht dienen mochte), und alle Corporationen von Madrid denselben Eid auf die Constitution in die Hände des Ayuntamiento der Hauptstadt; auch die Garnison und die Garden beschworen das Verfassungsgesetz*). Am 10. erließ der König (aus der Nationaldruckerei, ehemals Imprenta real) ein Manifest an die Nation: „Ich habe 1814 geglaubt, die Constitution sey nicht der Wille des Volks, darum habe ich sie damals nicht angenommen. Jetzt habe ich diese Constitution, nach welcher ihr verlangtet, beschworen, und ich werde ihre festeste Stütze seyn. Vereinigt mit euern Repräsentanten werde ich das Glück haben, an dem großen Werke der Nationalwohlfahrt Theil zu nehmen. Aufrichtig wollen wir wandeln auf der Bahn der Verfassung; ich an eurer Spitze!" An demselben Tage verlangte der König von der Junta Vorschläge, um die persönliche Freiheit und die Ausübung der Preßfreiheit zu sichern und zu ordnen. Zugleich erließ Ferdinand mehrere Decrete, sämmtlich mit der Eingangsformel, "nach Anhörung der provisorischen Junta und mit ihrer Zustimmung," in welcher er befahl, überall die constitutionellen Behörden mit erfahrnen Männern, welche die Liebe des Volks besäßen, und die öffentliche Meinung kenneten, zu besetzen. Darum mußten die Minister Mataflorida, der Graf Punon de Rostro, und der Herzog d'Alagon, Commandant der Garden, ein Freund Wellingtons, ihren Abschied nehmen. Sie, so wie die Herren Ramirez, Montenegro, Chamorro (von der Camarilla des Königs) und Andere verließen schleunig Madrid. Auch hob Ferdinand selbst am 10. das Inquisitionstribunal in der ganzen Monarchie auf, als unverträglich mit der Constitution, und gemäß dem Decrete der Cortes vom 22. Febr. 1813, das die Inquisition abgeschafft hatte. Darauf stellte am 11. der zum Minister der Gnade und der Justiz provisorisch ernannte D. José Garcia de la Torre (Mitglied der Centraljunta von 1808) alle Verfügungen von 1814 wieder her, die sich auf die Preßfreiheit, welche die provisorische Junta in ihrer Kundmachung an das Volk vom 10. März die Aegide der bürgerlichen Freiheit nannte, und auf die persönliche Freiheit bezogen. Auch gab die provisorische Junta dem König in dem Pater Marina, Canonicus von San Isidoro, einem aufgeklärten Prälaten, der stets zu freisinnigen Grundsätzen sich bekannt hatte, einen andern Beichtvater. In Paris fertigte der spanische Gesandte bereits Pässe aus zur Rückkehr für die Verbannten, unter andern für den Prinzen Masserano. Unterdessen hatte man in Catalonien schon am 10. die Constitution von 1812 wieder hergestellt. In Barcelona mußte sie der Statthalter Castannos beschwören, und der Bischof weihte die Nationalfahnen; worauf das Volk an Castannos Stelle den Marquis D. José de Castellar zum Statthalter ernannte, und die Acten der Inquisition verbrannte. — So hat Spanien in den ersten Monaten des J. 1820 ernst und nachdrücklich auf die Beschlüsse des Congresses von Carlsbad geantwortet.

*) Man findet dasselbe vollständig aus dem Original übersetzt in der Schrift: Die Constitution der Cortes und die Constitution von Südamerika mit historischen Einleitungen und der berühmten Adresse an den König. Leipzig, bey Brockhaus 1820. 1 Thlr. 12 Gr. Sie ist der französischen von 1791 sehr ähnlich und enthält 384 Art. Die Versammlung der Cortes besteht aus ungefähr 150 Mitgliedern; der König ernennt einen Staatsrath von 400 Mitgliedern, auf den Vorschlag der Cortes. In diesem Staatsrath können aber nur vier Geistliche und vier Granden Sitz und Stimme haben. Die Cortes versammeln sich, auch ohne vom König berufen zu seyn, u. s. w.

Die Verwaltung des alten königlichen Cabinets von Madrid, welche in Pariser und Wiener Blättern Lobredner fand, hat sich selbst gestürzt. Denn welche Früchte erzeugte dieser Starrsinn einer mit Tod und Sklaverei verbündeten Staatskunst? – Verlust der Colonien; schmählicher Tod edler Mitbürger; Valencia's Gärten mit dem Blute seiner Söhne bespritzt; allgemeine Lähmung der Kraft; Tod in den Adern der öffentlichen Wohlfahrt; giftiger Haß der Serviles und Liberales; Ein Geist der Rache durch das ganze Land; eine Hydra von immer erneuerten Verschwörungen, und zuletzt allgemeiner Aufstand. Der Folter müde und der Willkühr, beschloß ein wahrhaft edles und großes Volk, unter dem Gesetze der Freiheit zu leben und unter einem Throne, der auf einer Verfassung ruhte. Ein Aufstand des Heers erlangte endlich, was blinde Willkühr so hartnäckig der Vernunft und der Gerechtigkeit versagt hatte. Spanien besitzt jetzt eine Nationalrepräsentation und eine Freiheit der Personen und der Presse, wie kein anderes Land in diesem Umfange. Kein Oberhaus; Ein gesetzgebender Körper und ein König stellen die höchste Gewalt dar. Der König ist nicht verantwortlich; die Minister sind es. Uebrigens hat die spanische Constitution das große Verdienst, daß sie der Erklärung der Rechte organische Gesetze beigefügt, welche, indem sie zu Grundgesetzen werden, aus der leeren Formel eine lebendige Karte, eine practische Freiheit machen. Aber wehe dem König und dem Lande, wenn das ränkevolle Gegenwirken einer besiegten Partei das spanische Volk, welches bisher mit Mäßigung und Großmuth handelte, zu der Wildheit des Löwen aufreizen sollte! Noch geht es ernst auf dem Wege der Ordnung und des Rechts; noch hört es auf das weise Wort des Friedens, das die Männer aussprechen, die ihm die Freiheit wiedergaben. Sie zeigen warnend hin auf das Beispiel Englands unter Carl I. und auf Frankreich unter Ludwig XVI. Möge kein Dämon der Rache für das Alte dazwischen treten, und die Wuth der Leidenschaften entzünden! Dann wird die Zukunft zu dem Ruhme der spanischen Nation das Zeugniß der Nachwelt hinzufügen: Sie betrat den Pfad der Freiheit, indem sie fortwandelte auf der Bahn der Großmuth, der Mäßigung und des Rechts!

Spanische Sprache. Besonders durch Lorenzo und Balthasar Gracian, der durch sein arte de ingenio einen bedeutenden Einfluß auf die spanische Literatur des 17ten Jahrhunderts ausübte, drang auch in die Prosa der verderbliche Gongorismus ein. Vergebens haben sich als Dramatiker Candamo, Zamora, Cañizares, als Lyriker die zehnte Muse (die mexicanische Nonne Inez de la Cruz) und einige Andre durch das 18te Jahrhundert hin bemüht, den alten eingebornen Geist wieder zu erwecken, die zwei regelrechten Tragödien des Montiano besiegten das vornehme Publikum, das nur dem Volk seine alten Lieblinge nicht zu rauben vermochte. Vielleicht wäre der Gallizismus durch Huerta gefallen, wenn er seine Polemik mit mehr Poesie und Geschick durchgeführt hätte. Yriarte's literarische Fabeln und sein Lehrgedicht über die Musik, Arroyal's Oden, und alle Anakreontik und Horazische Correktheit des vielleicht noch lebenden Professors zu Salamanca, Juan Melendez Valdes, auch Norosta, Cadalso, Moratin und Comella dürften so wenig als die Academien de buenas letras zu Barcelona und Sevilla im Stande seyn, das alte Licht wieder aufschimmern zu lassen. Die schon erfreulich genug Puristen genannte, an der eignen Landesblüthe hangende Partei scheint sich zwar zu verstärken, doch die Ober-

hand hat sie, neueren Erfahrungen zufolge, z. B. in der Hauptstadt Madrid noch nicht, und es muß der Zeit und dem Ausstrahlen irgend eines eminenten Kämpfers überlassen bleiben, ob das Bessere siegen oder fallen soll. Wer weiß, ob Deutschland, das schon die Wiege so manches Guten für ganz Europa war, nicht durch seine jetzige schöne Anerkennung die höheren und glühendern Geister, die in Spanien noch schlummern mögen, erwecken, beschämen und entzünden wird, das Panier der wahren Poesie triumphirend und unerschütterlich aufzupflanzen.

Spannung. Wenn man, um gleich ein Beispiel zu wählen, an Fäden, Darmsaiten, Metalldräthe u. s. w. Gewichte hängt, und dadurch die gegenseitige Lage ihrer Theile verändert, ohne sie gleichwohl zu zerreißen, so heißen sie in diesem Zustande gespannt. Es sind von mehrern Physikern Versuche über den Grad der Spannung angestellt worden, welcher man verschiedene Körper unterwerfen kann, bevor sie zerreißen; und die Resultate haben Nutzen für das gemeine Leben gehabt, indem davon das Vertrauen auf Seile u. d. m. abhängt.

Sparbanken, Sparkassen, sind Bankanstalten, errichtet zum Vortheil kleiner Münzkapitalisten und bestimmt zur Aufbewahrung und nützlichen Verwendung ihrer geringen Münzvorräthe. Während es der reichen und wohlhabendern Klasse der Staatsbürger nur selten an Gelegenheit fehlen kann zur sichern Aufbewahrung und vortheilhaften Benutzung ihrer gesammelten größern Münzvorräthe, geräth die ärmere Klasse, wie z. B. Dienstboten, Tagelöhner ꝛc. in dieser Hinsicht fast immer in Verlegenheit, denn eines Theils gewähren ihnen die beschränkten häuslichen Verhältnisse gewöhnlich nicht den erforderlichen Schutz gegen Beraubung und Diebstahl, andern Theils hält es wegen Geringfügigkeit der ersparten Summen fast immer schwer, einen Dritten zu finden, welcher solche kleine Beträge dem Eigenthümer zu verzinsen geneigt und zugleich dafür vollkommene Sicherheit demselben zu gewähren im Stande ist. Dieser Verlegenheit der ärmern Klasse der Bürger abzuhelfen, ist der Hauptzweck der Sparbanken, ihre unmittelbare Wirkung, und schon in dieser Hinsicht ist ihr Einfluß auf den Nationalwohlstand von höchster Bedeutung; aber nicht minder wichtig sind die Vortheile, welche aus dergleichen Anstalten mittelbar der Nation erwachsen, indem dadurch bei dem ärmern, also größern Theile der Bürger, ein Geist der Sparsamkeit erweckt, und lebendig erhalten wird, welcher das wirksamste Mittel zur Erhöhung des Gewerbfleißes und zugleich die kräftigste Schutzwehr gegen Verarmung ist. In England und Schottland sind vortreffliche, nachahmungswerthe Anstalten der Art errichtet, über deren Entstehung und innere Einrichtung man genaue Nachrichten in dem Supplement to the fourth and fifth Edition of the Encyclopaedia Britannica Vol. II. Part. I. (Edinburgh 1816) antrifft. — K. M.

Specialcharten, s. Landcharten.

Specifisch. Man setzt in der Physik das Specifische, als einen Verhältnißbegriff, dem Absoluten, z. B. das specifische Gewicht eines Körpers dem absoluten Gewichte desselben entgegen. Mittelt man z. B. das Gewicht eines Cubiczolls Quecksilber auf der Wagschale aus, so bestimmt man sein absolutes Gewicht; findet man aber durch Versuche, daß dasselbe vierzehnmal schwerer sey, als ein gleich großes Volumen reinen Wassers, welchen letzteren Körper man bei diesen Vergleichen als Einheit zum Grunde zu legen pflegt, so heißt dieß: das specifische Gewicht des Quecksilbers. — Einem Arzneimittel legt man den Na-

nen eines specifischen bei, wenn es der damit behandelten Krankheit vorzugsweise angemessen ist: z. B. die China bei Wechselfiebern.

Speculation (philosophische) ist die reine Auffassung oder Erforschung der Vernunftwahrheiten. Sie ist von der Reflexion verschieden, deren sie sich nur als Hülfsmittel zur Entwicklung der Ideen bedient.

Spencer (Georg John), Lord, Ritter des Hosenbandordens, geheimer Rath des Königs, Vorsteher des brittischen Museums und des Charter House (einer mit einer Freischule verbundenen Versorgungsanstalt), und Präsident der royal institution, geb. 1758 ist der Besitzer der größten und glänzendsten Privatbibliothek, welche jetzt in Europa zu finden ist. Den Grund zu derselben legte er im Jahr 1789, durch den Ankauf der bekannten Sammlung des Grafen von Rewiczky, welche er für eine jährliche Rente von 500 Pf. St. an sich brachte, und vermehrte sie in der Folge mit wahrhaft fürstlichem Aufwand durch Emissäre, welche auf seine Kosten alle Länder des Continents bereisen. Der größre Theil dieser Bibliothek ist zu Althorp in Northamptonshire, dem Stammsitze des Lords, aufgestellt, und beläuft sich auf 45,000 Bände; ein anderer Theil steht zu London. Was sich nur Seltnes und Kostbares findet, gehört in ihren Plan, vorzüglich aber ist durch Th. F. Dibdin's bibliotheca Spenceriana, or a descripitve catalogue of the books printed in the 15. century and of many valuable first editions (London 1814. IV gr. 8.) ihre Stärke an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und den ersten Ausgaben der Classiker bekannt geworden. Dieser mit der höchsten typographischen Pracht gedruckte Katalog enthält die bis zur Mikrologie genaue, und mit einer Menge der saubersten Kupferstiche, Holzschnitte und Facsimile's erläuterte Beschreibung von 1004 Incunabeln, worunter sich allein 6 xylographische Producte, eine vollständige Folge der vier Werke, welche die ersten Versuche der Kupferstecherkunst enthalten (Monte santo di Dio 1477, Ptolemaeus 1478, Dante 1481, Berlinghieri geographia um 1480) und viele andere bisher noch völlig unbekannte Drucke befinden. Auf den anderweitigen Gehalt der auch durch äußern Glanz sich auszeichnenden Bibliothek kann man aus dem bekannten Katalog der Rewiczkischen Sammlung (Berlin 1794, 8.) schließen. Aus dem Privat- und öffentlichen Leben des Lord Spencer führen wir noch an, daß er bis zum Tode seines Vaters, im J. 1783, unter dem Namen des Lord Althorp bekannt war. Er hat in Cambridge studirt und machte nach Beendigung seiner Studien die gewöhnliche grand tour der englischen Großen. Nach der Zurückkunft von seinen Reisen ward er in das Haus der Gemeinen gewählt, und trat nachher in das Haus der Pairs. Aus einer Whig-Familie herstammend, und in den Grundsätzen seiner Vorfahren erzogen, gehörte Lord Spencer bis zum Zeitpunkt der französischen Revolution zur Oppositionspartei; von dann aber folgte er dem Paniere Pitts und wurde Präsident der Admiralität. Unter seiner Administration schlug Lord St. Vincent die große spanische Flotte, eroberte Duncan die holländische, und vernichtete Nelson die französische zu Abukir. Nach Pitts Zurücktritt im Jahr 1802 gab auch Lord Spencer seine Entlassung. Nach Pitts Tode trat er auf kurze Zeit wieder ins Ministerum als Minister des Innern.

Sperrad ist ein mit sägeförmigen Zähnen versehenes Rad, das mittelst eines Sperrhakens hindert, daß eine nach einer gewissen Richtung bewegte Maschine nicht willkührlich zurückrücken kann.

Spessart, großes Waldgebirge, südwestlich vom Rhöngebirge,

zwischen dem Main und dem Joß- und Sinngrunde, gehörte sonst zum Fürstenthume Aschaffenburg, jetzt zum Untermainkreise des Königreichs Baiern. Die höchste Höhe des Gebirges beträgt nur 2800 Fuß, und befindet sich bei Rohrbrunn, von wo die Abdachung des Spessarts gegen Osten und Westen ist. Im innern Spessart trifft man Granit, Gneis und Glimmerschiefer in Felsen zu Tag ausstehend an. In den Vorbergen ist blos Glimmerschiefer oder Granit. Im hohen Spessart gedeiht nur etwas Sommergetreide, mehr Kartoffeln, Hanf und Flachs; hingegen die mildern Gegenden der Vorberge, welche sich bis an den Main erstrecken, liefern alle Arten von Getreide, Gemüse, Flachs, Klee, Hanf, Obst, Tabak und Hopfen. Der Hauptreichthum jedoch des eigentlichen Spessarts besteht in den großen Waldungen, fast bloß aus Eichen und Buchen. In den Vorbergen hingegen und nach dem Main zu trifft man auch Fichten und Tannen an. Man schätzt die herrschaftlichen Waldungen auf 134,000 Morgen; beinahe eben so viel betragen die Waldungen der Privatpersonen, Grundherren und der Gemeinen. Diese Waldungen liefern eine überaus große Menge Brennholz, welches theils auf der Achse, theils auf mehreren Floßbächen bis an den Main gebracht und von da auf Schiffen weiter, vorzüglich nach Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt und Mainz verführt wird. Fast täglich gehen schwer beladene Holzschiffe, auch große Flöße mit Holz den Main hinab. Auch wird jährlich eine ansehnliche Quantität sogenanntes Holländerholz, desgleichen vieles Bauholz, auch Nutzholz aller Art gemacht. Eine schöne Chaussée führt von Würzburg durch den Spessart nach Aschaffenburg.

Sphäroid. Wenn sich eine halbe Ellipse, oder eine andere, von dieser Form wenig abweichende Curve um ihre Achse drehet, so heißt der auf diese Weise erzeugte Körper ein Sphäroid. Da unsere Erde eine an den Polen abgeplattete Kugelgestalt hat (s. Abplattung), so gehört sie, nach dieser Erklärung, auch zu den Sphäroiden. Die Fernröhre zeigen Aehnliches, vorzüglich am Jupiter und Saturn, und aus theoretischen Gründen sind wir berechtigt, allen Planeten, oder vielmehr allen einer Rotation unterworfenen Himmelskörper eine sphäroidische Gestalt beizulegen.

*Spiegel. Treten wir vor einen lothrecht oder fast lothrecht hängenden Wandspiegel, und nähern uns ihm oder entfernen uns davon, so bemerken wir, daß mit dem Bilde etwas ähnliches vorgeht, und daß dasselbe immer so weit hinter dem Spiegel erscheint, als der Gegenstand vorwärts von demselben entfernt ist. Auf die Erklärung dieser Erscheinung wird sich ziemlich alles beschränken, was wir hier aus der Theorie der Planspiegel vorzutragen haben. Wir müssen, Behufs dieser Erklärung, zuerst an das catoprische Gesetz erinnern, dem zu Folge jeder auf den Spiegel fallende Lichtstrahl unter dem nemlichen Winkel zurückgeworfen wird, und zugleich in der Zurückstrahlungsebene bleibt. Dieß gilt also von allen Lichtstrahlen, die ein leuchtender Punkt auf den Spiegel wirft. Hiernach kann man nun den Spiegel in der Zeichnung durch eine gerade Linie vorstellen, auf welche man, von einem, in einiger Entfernung davon angenommenen Punkte, gerade Linie (Lichtstrahlen) unter verschiedenen Winkeln fallen läßt, und zugleich die zurückgeworfenen Strahlen, sämmtlich unter den nämlichen Winkeln, verzeichnet. Zieht man letztere demnächst hinterwärts zusammen, so wird man sie nicht nur in einem Punkte vereingt, sondern auch rückwärts genau so weit von der den Spiegel vorstellenden gera-

den Linie entfernt finden, als es der erste Punkt vorwärts von derselben ist; und dieser Vereinigungspunkt der reflectirten Strahlen wird in die Verlängerung des vom leuchtenden Punkte auf den Spiegel gezogenen Perpendikels fallen. Bei geringem Nachdenken findet man, daß dem aus geometrischen Gründen nicht anders seyn kann. Was aber hier von einem Punkte gesagt ist, leidet offenbar Anwendung auf alle Punkte eines abgespiegelten Gegenstandes, welcher also, ohne Veränderung seiner scheinbaren Gestalt und Größe, nothwendig so weit hinter dem Spiegel zu stehen scheinen muß, als er vorwärts wirklich davon absteht. Aus dieser Theorie erklären sich nun eine Menge von Erscheinungen, die auf den ersten Anblick viel Ueberraschendes haben. Nachdenkende Leser werden z. B. gleich einsehen, warum eine zu Boden fallende Kugel, in einem Spiegel, der an der Stubendecke befestiget ist, zu steigen scheint u. s. f. — So viel von der Theorie der Planspiegel; jetzt noch einiges Geschichtliche. Die allerältesten Spiegel scheinen metallne gewesen zu seyn. Indeß haben auch die Glasspiegel schon ein sehr hohes Alter; nach Plinius sollen sie auf der Glashütte zu Sidon erfunden worden seyn. Nur bediente man sich noch nicht der heut zu Tage üblichen Belegung, welche Erfindung, Beckmanns Angaben zu Folge, erst im 14ten Jahrhunderte gemacht worden ist. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts erfand ein Franzose, Namens Thevart, die Kunst, das Glas in Tafeln zu gießen, welche allmählig so vervollkommnet worden ist, daß man jetzt zu Paris Spiegel gießt, die 9 Schuh lang, 5 Fuß breit und ½ Zoll dick sind. Noch weit größere werden auf der Spiegelmanufactur zu St. Helens in England und zu St. Ildefonso in Spanien verfertigt; auch Deutschland besitzt zu Braunschweig, Berlin, und an mehreren andern Orten, bedeutende Spiegelmanufacturen. — Der Guß der Spiegel geschieht auf sehr dicken kupfernen Platten, die oft ein Gewicht von mehr als 15,000 Pfd. haben; wonächst die Masse mittelst einer metallenen Walze geebnet, und wenn sie im Kühlofen abgekühlt ist, geschliffen, polirt und dann mit der Folie belegt wird. — Außer den Planspiegeln gibt es bekanntlich krumme Spiegel, von denen der gebräuchlichste der sphärische Hohlspiegel ist (derselbe, dessen man sich beim Rasiren zu bedienen pflegt), und dessen hier noch mit einigen Worten gedacht werden muß. Die auffallende Erscheinung, welche ein solcher Spiegel darbietet, besteht darin, daß bei einer gewissen Entfernung des Gegenstandes, das Bild vergrößert hinter dem Spiegel erscheint, bei einer größeren Entfernung überhaupt aufhört sichtbar zu seyn, und endlich bei einer noch größeren, verkehrt vor denselben tritt und zum freyschwebenden Luftbilde wird. Die Leser können dieß beobachten, wenn sie das Auge fest auf einen Rasirspiegel richten, und nun behutsam rückwärts treten; das Auge wird aus dem Spiegel zu kommen und endlich, vor demselben, frei in der Luft zu schweben scheinen. Der allgemeine Grund dieser Erscheinung ist wieder das oben angegebene Gesetz für die Zurückstrahlung, mit Beziehung auf die Modification, die für den Ort des Bildes des leuchtenden Punkts aus der Kugelgestalt des Spiegels entspringt; ganz deutlich kann dieß nur durch Zeichnung gemacht werden. — In wiefern endlich dergleichen Hohlspiegel Brennspiegel werden, darüber vergl. man den letzteren Art.

Spiegelcabinet. Am gewöhnlichsten besteht ein solches Spiegelcabinet in einem Kasten von der Form eines Vierecks mit gerader

Seitenzahl der inwendig mit Spiegeln getäfelt, oben mit Gaze bedeckt ist und seitwärts eine Öffnung zum Hineinsehen hat. In der Mitte steht ein einzelner Gegenstand, z. B. ein Bäumchen; welches aber dem Zuschauer unendlich vervielfältigt, gleichsam wie ein Wald, erscheint. Die einander gegenüberstehenden Spiegelwände schicken sich nemlich das Bild immer gegenseitig zu; und da die Vervielfältigung beim parallelen Stande am größten ist, so wählt man die oben angegebene Form. Die Leser können den Versuch auf noch kürzerem Wege machen wenn sie sich zwischen zwei einander gegenüber hangende Wandspiegel stellen; sie werden sich unendlich vervielfältigt erblicken.

Spiegelmikroscop s. Mikroscop.

Spiegelsextant Es ist aus der Catoptrik bekannt, daß, wenn ein Lichtstrahl von einer Spiegelfläche zurückgeworfen wird, der einfallende und der zurückgeworfene Strahl mit dem Einfallslothe gleiche Winkel machen; oder daß der Winkel zwischen beiden doppelt so groß ist, als der Winkel eines von beiden mit dem Lothe. Hiervon ist eine scharfsinnige Anwendung in der practischen Geometrie gemacht worden, indem man bei Winkelmaßinstrumenten Spiegel angebracht hat, um somit eine doppelte Gattung der Gradtheilung des Limbus zu bewerkstelligen. Dergleichen nach diesem Gesetze, mit Spiegeln versehene Höhen- oder Winkelmaßinstrumente, deren weitere Einrichtung sich freilich ohne Zeichnung nicht deutlich machen läßt, heißen nun, nach Maßgabe der Gradezahl die der Gradbogen faßt, Spiegelsextanten. So faßt der Gradbogen des von Hadley, zur Ausmessung der Höhen der Himmelskörper über dem Horizonte erfundenen berühmten Schiffsinstrumente (reflectirender Spiegelquadrant) zwar nur 45°; weßwegen dasselbe auch häufig nur der Hadley'sche Octant genannt wird; ist aber gleichwohl in 90° abgetheilt, welche Geltung jene, durch die angebrachten Spiegel, erhalten.

* Spiegeltelescop Reflector. Es ist in dem Art. Spiegel der Fähigkeit der Hohlspiegel Erwähnung gethan worden, die Lichtstrahlen eines Gegenstandes zu einem vor dem Spiegel schwebenden Luftbilde zu vereinigen. Ist dieser Gegenstand so entfernt, daß die von demselben herkommenden Strahlen parallel auf den Spiegel fallen, welcher Fall für die Himmelskörper eintritt, so nimmt das Bild seinen Platz in einer der Hälfte des Radius des Kugelspiegels gleichen Entfernung vor demselben ein, welche, aus den im Art. Brennspiegel entwickelten Gründen, die Brennweite heißt. Diesen Umstand hat man benutzt, um die Hohlspiegel zur Beobachtung der Himmelskörper anzuwenden; und die dazu eingerichteten Instrumente führen den Namen der Spiegeltelescope oder Reflectoren. Die einfachste dießfalsige Vorrichtung wäre unstreitig die, wo man das im Brennraume des Spiegels entstehende Luftbild unmittelbar, und nur Behufs der Vergrößerung, durch ein erhabenes Augenglas betrachtete; und wirklich ist dieß die der Einrichtung zum Grunde liegende Hauptidee. Da sich aber bei dieser practische Schwierigkeiten finden, so haben Newton, und nach ihm Cassegrain mit Gregory Veränderungen angebracht. Newton weist dem Luftbilde, vermittelst einer zweiten Reflexion durch einen geneigten Planspiegel, einen solchen veränderten Platz in der Röhre des Telescops an, daß es, mit mehr Bequemlichkeit von der Seite durch ein plan convexes Augenglas betrachtet werden kann, in dessen Brennpunkt es gebracht worden ist. Gregory durchbohrt den großen Spiegel, stellt demselben einen zweiten,

kleineren Hohlspiegel gegenüber, und betrachtet das auf diese Weise, vermittelst doppelter Reflexion, entstehende Luftbild, durch ein oder mehrere in der Richtung der Oeffnung angebrachte Augengläser. Man begreift, daß die Größe der Spiegel und somit ihre Brennweite auf die Größe des Bildes von Einfluß sind. Deßhalb haben die neueren Astronomen dergleichen Instrumente von ganz außerordentlichen Dimensionen angewendet. Herschels (s. d. Art.) sogenanntes Riesentelescop hat 40 Fuß Länge, und der Spiegel wiegt über 20 Centner. Schröter zu Lilienthal besitzt ebenfalls ein solches, wenn auch nicht ganz so großes, Instrument von besonderer Vortrefflichkeit; so löset es z. B. die ganze Milchstraße in lauter unzählbare Sternchen auf.

† Spinnen, Spinnmaschinen. Das Maschinenwesen hat bei aller seiner Vervollkommnung die Feinheit und Gleichheit der Fäden nicht zu erreichen vermocht, welche die Hindu's für ihre, wahrscheinlich schon seit mehreren tausend Jahren in ihrem jetzigen großen Umfange bestehenden zahlreichen Baumwollenwebereien auf der einfachen Spindel, dem einzigen Spinnwerkzeuge, welches sie je kannten, zu bereiten wissen. Das dringende Bedürfniß der Vervielfältigung der Spinnereien mit Hülfe des Maschinenwesens (m. s. d. Art. Maschinen in Fabriken) ward um das J. 1760 in England, wo die schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts stark betriebenen Baumwollenwebereien aus Mangel an Händen am erfoderlichen Gespinnste Mangel litten, so empfindlich gefühlt, daß man mehrere, wiewohl vergebliche Versuche machte, die Spinnmethode zu verbessern; bis endlich im J. 1767 James Hargreaves eine noch ziemlich rohe Spinnmaschine, unter der Benennung spinning jenny, erfand, die anfangs nur acht Spindeln mittelst eines durch Menschenhand gedrehten horizontalen Rades in Bewegung setzte, in der Folge aber bis auf achtzig Spindeln erweitert ward. Schon damals brachte diese Erfindung wiederholte Aufstände der Spinner hervor; die Maschine ward gewaltsam zertrümmert und Hargreave mußte nach Nottingham flüchten, wo er in großer Armuth starb. Eben damals sann schon Richard Arkwright (s. d. Art.) auf seinen Spinnrahmen (spinning frame), der ihn verewigt hat. Aus Furcht vor dem Schicksale seines Vorgängers zog auch er sich nach Nottingham zurück, und vollendete hier seine bewundernswerthe Erfindung, durch eine mittelst eines Mühlwerks oder durch Dämpfe in Bewegung gesetzte Maschine eine große Menge wollener und baumwollener Fäden auf einmal zu spinnen, und zwar dergestalt, daß sie, ohne alle andere menschliche Hülfe als das Anlegen des Spinnstoffes und die Anknüpfung zufällig zerreißender Fäden, den ganzen Spinnproceß vollendete. Die einzige Verbesserung oder Veränderung, die bis jetzt in Arkwrights Spinnrahmen angebracht ist, findet sich an der vor einigen Jahren in England erfundenen, unter der Benennung: the Throstle (die Droßel) bekannte Spinnmaschine, worin zwar Arkwrights Spinnapparat an und für sich ganz unverändert beibehalten, die Vorrichtung, welche ihn in Bewegung setzt, aber dergestalt vereinfacht ist, daß die Schnelligkeit leichter gesteigert, und die Stärke und Beschaffenheit der Fäden mit minderen Kosten verändert werden kann. Im J. 1775 vollendete Samuel Crompton aus Bolton die Erfindung einer Maschine, die den Namen mule jenny erhielt, und zwar bei weitem nicht gleichzeitig so viel Gespinnst liefert als Arkwrights Spinnrahmen, aber dagegen den Vortheil hat, daß die allerfeinsten Fäden, welche den Ruck der Walzen des Spinnrahmens, wenn

er das Garn auf die Spulen wickelt, nicht aushalten können, unversehrt bleiben. Daher gelang es auch im J. 1792 einem gewissen Jonathan Pollard aus Manchester, auf der mule jenny, aus Baumwolle von der Insel Tabago, einen Faden von 278 Gebinden aufs Pfund zu spinnen, wovon das Pfund zu 20 Guineen an die Muslinfabrikanten zu Glasgow verkauft ward. Die mule jenny war eine Zusammensetzung von Arkwrights Spinnrahmen und Hargreaves spenning jenny, und ward ursprünglich durch des Spinners Hand in Bewegung gesetzt; allein William Kelly aus Glasgow erfand im J. 1792 einen Mechanismus, wodurch ein Frauenzimmer oder ein Kind zwei Maschinen dieser Art, zusammen von 600 bis 800 Spindeln, in Bewegung setzen konnte. In der Folge fand man, daß vor der Vollendung des Gespinnstes eine besondere Mitteloperation, nemlich die des Ausdehnens oder Reckens (Stretching) der Fäden, die Arbeit sehr vervollkommne. Dies geschieht auf einer besonders dazu eingerichteten mule jenny, dergestalt, daß der Faden nur wenig gedreht wird, damit die Ausdehnung möglich bleibe und das Abreißen verhindert werde. Außer diesen Hauptverbesserungen der Spinnmaschinen haben allmählig so große Vervollkommnungen ihrer einzelnen Theile statt gefunden, daß das Product derselben beinahe verdoppelt, und dagegen der Preis des Garns in folgenden erstaunenswerthen Verhältnissen gefallen ist. Es betrug nämlich der currente Preis für die im Handel mit Nr. 100 bezeichnete Sorte: im Jahre 1786 — 38 Schillinge, 1788 — 35 Schil., 1789 — 34 Schil., 1790 — 30 Schil., 1791 — 29 Schil. 9 Pence, 1792 — 16 Schil. 1 Pence, 1799 — 10 Schil. 11 Pence, 1801 — 8 Schil. 9 Pence, 1804 — 7 Schil. 10 Pence, und 1807 — 6 Schil. 9 Pence. Seit dieser Zeit ist er sogar bis auf 4 Schil. 5 Pence, mithin in 33 Jahren beinahe um neun Zehntheile gefallen. Zugleich aber hat die Qualität des Garns so sehr zugenommen, daß die Weber in den nämlichen Arbeitsstunden beinahe eben so viel verdienen können, als vor 25 Jahren, obgleich ihr Lohn seit jener Zeit um ein Viertheil gemindert ist. — In Frankreich ward die erste Spinnmaschine im J. 1787 von Hrn. v. Calonne eingeführt und in den Fabriken zu Rouen, Paris, Lille, St. Quentin, Amiens, Louviers und Montpellier sehr bald mit dem größten Nutzen in Anwendung gebracht. Auch hier zeigte ein Theil der geringeren Volksklassen anfangs feindselige Gesinnungen gegen diese Erfindung, kam aber sehr bald zu besserer Ueberzeugung. Große, durch Wasser oder Dämpfe getriebene Spinnereien gibt es in Frankreich wenig; die meisten werden durch Menschenhände oder durch Pferde in Bewegung gesetzt. Doch sind im J. 1817 vier neue, beträchtliche, durch Dampfmaschinen getriebene Spinnereien in Frankreich angelegt, deren Erfolg noch zu erwarten ist. — In der Schweiz ward die erste Spinnmaschine im J. 1798 zu St. Gallen errichtet und durch ein Wassermühlenwerk getrieben; bis dahin ward alles Gespinnste in diesem Lande auf einfädigen gewöhnlichen Spinnrädern verfertigt, was auch noch jetzt mit einem Zehntel des dortigen Garnproducts der Fall ist. Die feinsten Gattungen über Nr. 80 werden zur Verarbeitung auf den schweizerischen Manufacturen aus England eingeführt. Außer mehreren durch Wasser getriebenen großen Spinnmaschinen, rechnet man in der Schweiz etwa 1200 kleinere von der Gattung der englischen mule jennies, vertheilt in Winterthur und dessen Umgebungen, in der Stadt und dem Canton Zürch, in St. Gallen, Appenzell, Argau, Thurgau, Genf und St. Blasius unweit Basel. Jede dieser durch Menschenhände

Bewegung gesetzten Maschinen enthält im Durchschnitt 216 Spindeln. – In Deutschland zeichnen sich die österreichischen Staaten durch ausgebreitete Spinnereien aus. In den Umgebungen von Wien gibt es viele große, durch Wasser getriebene Spinnmaschinen, die dort gänzlich von den Webereien getrennt gehalten werden. Eine große Anzahl kleinerer Spinnmaschinen und eine noch bedeutendere Volksmasse einzelner Handspinner wird durch die großen Baumwollenmanufacturen in Prag, Kuttenberg, Lettowitz, Grätz, Ketterhof und Ebersdorf, welche zusammengenommen mit den übrigen Fabriken dieser Classe in den österreichischen Staaten 360,000 Menschen beschäftigen, in Bewegung gesetzt. — In Sachsen ward nach manchen ohne Erfolg gebliebenen Versuchen die erste bedeutende Spinnmaschine von den Gebrüdern Bernard zu Chemnitz mit Hülfe eines englischen Mechanikers angelegt. Ihnen folgten bald mehrere; allein das Sinken der Preise in Folge der zunehmenden Concurrenz auf dem Continent und von England her, hinderte ihren Erfolg und es häuften sich bei den Unternehmern große Vorräthe unverkäuflichen Garns, welches sie erst während der Blokade der Elbe im J. 1804 und der Besetzung des Hannöverschen durch französische Truppen absetzen konnten. Napoleons Continentalsystem gab den deutschen Spinnereien neues Leben, bis die Siege der Alliirten im J. 1813 das Land aufs neue der Concurrenz der Ausländer öffneten. Immittelst ward in Deutschland während dieser Periode das Maschinenwesen, namentlich die Spinnereien, sehr verbessert und vervielfältigt, und da in Sachsen der Arbeitslohn durchgängig sehr niedrig ist, so behaupten die dortigen Fabricanten nicht ohne Grund, daß ihre Spinnereien es vollkommen mit den englischen aufnehmen könnten, wenn diese es ihnen nicht an größerem Capitalverlag und an Leichtigkeit der Anschaffung des rohen Stoffes zuvorthäten. Die sächsischen Spinnereien verarbeiten smyrnaische Baumwolle zu Garnsorten von Nr. 16 bis 40; auch mitunter Baumwolle von Neu-Orleans und Fernambuco, gemischt mit smyrnaischer, doch in der Regel nicht feiner, als bis zu Nr. 56. Fast alle feineren Garnsorten werden aus England eingeführt.— Im Preußischen werden die Baumwollenspinnereien von der Regierung sehr befördert. — Die russische Regierung hat auf ihre Kosten eine große Spinnmaschine in Petersburg anlegen lassen; auf der Spindel wird doch gleichfalls hin und wieder Baumwolle versponnen. Doch führt Rußland jährlich noch etwa 3 Mill. Pfund Baumwollengarn aus England ein. Die Spinnereien in den nordamerikanischen Freistaaten Rhode Island, Massachusets, Neu-Jersey und Neuyork erfodern bis jetzt noch einen zu großen Aufwand an Handarbeit und Capital, um mit dem Auslande Preis halten zu können. — Zu beklagen ist es, daß die Maschinenspinnerei für den Flachs bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen, obgleich Napoleon den Preis von einer Million Franken auf die Erfindung einer dazu geeigneten Maschine setzte.

Spiralgefäße der Pflanzen sind feine, in Bündel gesammelte Röhren, die durch einen oder zwei spiralförmig aufgewundene Fäden gebildet werden. In ihnen steigt der Saft, nachdem er von den letzten Wurzelenden aufgenommen ist, in alle Theile der Pflanzen. In späterm Alter der Pflanzen entstehen daraus Treppengänge oder getäfelte Gefäße.

Spirallinie. Die höhere Geometrie betrachtet gewöhnlich zwei Linien dieser Art: die logarithmische und die Archimedische Spirallinie; hier kann nur von der bekannteren letzteren die Rede seyn. Die Archi-

medische Spirale entsteht, wenn der Mittelpunkt eines Kreises dergestalt gleichförmig auf dem, indeß die Peripherie ebenfalls gleichförmig durchlaufenden Radius fortrückt, daß er, nach Vollendung Eines solchen Umlaufs, mit dem entsprechenden Umfangspunkte zusammenfällt. Für den verlängerten Radius kann man sich diese Bewegung festgesetzt denken, und diese Spirale geht demnach aus dem Kreismittelpunkte heraus und entfernt sich von demselben in ununterbrochenen Schraubengängen. Die bekannte Spiralfeder einer Taschenuhr mag einen Begriff davon geben. Den Namen führt diese Linie, die die neueren Geometer viel beschäftiget hat, von dem berühmten Archimedes (s. d. Art.).

Spiralpumpe. Eine Pumpe mit einem schneckenförmigen, inwendig mit einem Spiralgange versehenen Rade. Sie hebt, wie man leicht einsieht, das Wasser höher als die gewöhnlichen Pumpen.

Spiritualen heißen die besondern Aufseher über die Frömmigkeit und Moralität der Zöglinge in den Priester-Seminarien der catholischen Bischöffe, welche die Andachtsübungen in diesen Anstalten leiten. Auch eine Partei unter den Franziskanern nannte sich Spiritualen. S. den Art. Franziscaner.

Spitzbergen, das nördlichste Land auf der nördlichen Erdhälfte, welches man gewöhnlich zu Amerika rechnet, und welches 1553 von dem Britten Willoughby entdeckt wurde. Es liegt vom 25. bis 45. Grade der Länge und vom 77. bis 82 Grade der nördlichen Breite, und besteht aus einer großen Insel und unzähligen kleineren. Man hat dieser Inselgruppe diesen Namen deswegen gegeben, weil sie voller spitziger Berge und Felsen ist, die mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind. Im Winter ist diese Gegend völlig unwirthlich, weil das ganze Land mit Eisfeldern umgeben ist und dem Auge nichts als Schnee und Eis zeigt. Die Kälte des Winters, so wie die Hitze des Sommers ist gleich unerträglich; der längste Tag und die längste Nacht währet hier beinahe fünf Monate. An Vegetation ist nicht zu denken, da die Erde fast zehn Monate von Frost mehrere Ellen tief felsenhart gefroren ist. Man findet hier bloß weiße Eisbären, Füchse, Rennthiere, Schnee- und Eisvögel, Seekühe, Wallrosse, Seehunde, Wallfische, Narwalls, Haifische und einen großen Fischreichthum. Niemand bewohnt diese traurigen Gegenden, und nur eine Zeitlang halten sich Russen, auch wohl Menschen von andern Nationen, des Fischfanges wegen hier auf. Der vornehmste Ankerplatz ist Scheerenburg, fast unter dem 80. Grade der Breite. Alle Jahre kommt ein Schiff von Archangel, welches eine Anzahl Russen hieher bringt, und diejenigen, welche im vorhergehenden Jahre sich dahin begeben hatten, wieder zurückführt.

Spitzen sind zarte Gewebe von verschiedenem Stoff nach allerlei Muster und Breite. Sie werden entweder geklöppelt oder mit der Nadel gefertigt; erstere nennen die Franzosen dentelles, letztere points. Jene werden besonders in Frankreich fabricirt. Von den Points übertreffen die brüßler alle andern an Feinheit, Güte, Schönheit und Dauerhaftigkeit. Sie behaupten diesen Ruf schon seit Jahrhunderten und ihre Verfertigung soll noch jetzt 10,000 Menschen beschäftigen.

Spitzen (electrische). Zugespitzte Enden leitender, unisolirter Körper haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sie die Electricität äußerst leicht auf große Entfernungen und ohne Funken annehmen und mittheilen (eine Menge von Erfahrungen lehren, daß die Ableiter die Gewittermaterie ohne Funken ableiten können: man findet nur die

Spitzen von der Gewalt gebogen). Ueber die Ursache dieser Erscheinung sind die Physiker nicht einerlei Meinung. Will man zu einem Vergleiche seine Zuflucht nehmen, so stelle man sich, ohne jedoch die Analogie zu weit zu treiben, die Gewitterwolke mit ihrem electrischen Wirkungskreise etwa unter dem Bilde eines Luftballons vor, der mit seinem taftnen Ueberzuge eine stumpfe Stange gefahrlos streifen, an einer Spitze aber sich ritzen und seiner Füllung, durch die erhaltene Oeffnung, allmählig entladen würde. Auf diese Weise wird auch das allmählige und somit stille Ueberströmen der Gewittermaterie durch die spitzen, vermittelst ihres Metallfortsatzes mit dem aufnehmenden und vertheilenden Erdkörper in Verbindung stehenden, Ableiter begreiflich.

† Spohr. Nach seiner Zurückkunft aus Italien hat er die Stelle eines Musikdirectors bei dem Theater zu Frankfurt am Main angenommen. Gegenwärtig (im J. 1819) verläßt er diese Stelle wieder, und wird, nachdem er einen Theil von Deutschland wiederum bereist hat, auf mehrere Jahre wie man sagt, nach London gehen. Seine großen Compositionen aus der neuern Zeit, zu welchen die Oper Faust, und Zemire und Azor und mehrere größere Instrumentalstücke gehören, sind noch wenig bekannt, aber mit großem Beifall an einigen Orten gegeben worden. Auch soll der Gesang in jenen Opern viel klarer seyn, als in seinen frühern. T.

* Sprachrohr. Man weiß, daß sich der Schall nach Art der Lichtstrahlen ausbreitet und fortpflanzt. Wenn man also, statt in die freie Luft, in eine Röhre hineinspricht, so muß der Schall verstärkt werden, weil die festen Seitenwände der Röhre diejenigen Schallstrahlen, die sonst entweichen würden, zusammenhalten. Gibt man hiernächst der Oeffnung dieser Röhre noch eine solche Gestalt, daß die Schallstrahlen nach den, gleich den Lichtstrahlen, erlittnen wiederholten Zurückwerfungen parallel oder doch fast parallel herauskommen; so wird ein so vorgerichtetes Instrument, mittelst dessen man sich nun auf große Entfernungen hörbar machen kann, ein Sprachrohr genannt. Dr N.

Sprengel (Curt), Professor an der Universität Halle, einer der ersten Botaniker und gelehrtesten Aerzte unserer Zeit, ist 1766 in Pommern geboren. Sein äußeres Leben bietet, wie das Leben der meisten Gelehrten wenig Merkwürdiges dar, und wir führen daher nur einige seiner wichtigsten Schriften an, die ihm nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa den Ruf eines der gelehrtesten Männer unserer Zeit erworben haben. I. Geschichte der Arzneikunde, 5 Thle. II. Anleitung zur Kenntniß der Gewächse. 3 Thle. III. Historia Rei Herbariae. 2 Vol. IV. Geschichte der Botanik. 2 Thle. V. Institutiones medicae. 6 Vol. VI. Handbuch der Pathologie 2 Thle. Diese Werke sind sämmtlich in mehrern Auflagen erschienen und in verschiedne Sprachen übersetzt. Sprengel ist vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied und zugleich Vorsteher des botanischen Gartens in Halle.

* Sprengen ist ein Ausdruck, den die Steinhauer, Minirer und Ingenieurs gebrauchen, um damit die schnelle Trennung des Gesteins zu bezeichnen. Granit, Syenit, Grünstein, Porphyr und selbst der Flötzkalk lassen sich nicht anders absondern oder zertheilen, als durch die Gewalt des Schießpulvers, welches durch seine Entzündung plötzlich eine kaum zu berechnende Menge elastischer Flüssigkeit erzeugt, die, durch die Hitze noch mehr verdünnt, jene wundervollen Wirkungen hervorbringt. Um nur einigermaßen den Versuch einer Berechnung bei diesen Wirkungen zu machen, hat man zu finden geglaubt,

daß die Geschwindigkeit jener elastischen Flüssigkeit 10.000 Fuß in einer Secunde betrage. Den Druck, oder die Kraft, womit sich diese Flüssigkeit ausdehnt, hat man gleich tausend Atmosphären gesetzt. Welch erstaunliche Wirkungen durch das Sprengen der Felsen hervorgebracht werden können, haben die neuern Arbeiten an der Straße über den Simplon, an dem Trollhättakanal und an dem großen kaledonischen Kanal bewiesen. Um einen Felsen zu sprengen, muß man zuerst die Gebirgsart, ihr Streichen und die verschiedenen Lager derselben kennen. Man bohrt alsdann ein Loch von einem halben bis zu drittehalb Zoll im Durchmesser, und von wenigen Zollen bis zu mehreren Fußen in der Tiefe. Die Richtung des Loches ist nach dem Streichen der Gebirgsart verschieden. Sie kann unter allen Winkeln von der senkrechten bis zur horizontalen Linie gehen. Ist das Loch hinlänglich tief gemacht, so ladet man es mit Schießpulver, dessen Menge verschieden ist, nachdem der Felsen mehr oder weniger Härte hat. Dann setzt man den Ladestock auf, womit das Pulver zusammengedrückt wird, und bringt nun gebrannten Thon oder kleingestoßene Ziegel darauf, drückt dieß auf das Pulver, während der Ladestock noch in der Mitte feststeht. Endlich füllt man die Höhle mit kleingeschlagenen Steinen oder Erde rings um den Ladestock, drückt dieselben fest, zieht dann den Ladestock heraus und füllt die Höhle, die er gelassen, entweder mit Pulver oder mit Waizen- oder Gerstenstroh, zwischen welches man Pulver hineinschüttet. Ist dieß geschehen, so legt man eine Lunte unmittelbar auf das Pulver, welches zu oberst auf dem Stroh liegt, und zündet diese an, worauf sich ein jeder entfernt, weil nach dem ersten Aufblitzen der Flamme in kurzer Zeit die Spaltung des Felsen mit großem Krachen erfolgt. Doch geschieht an mehrern Orten das Anzünden des Pulvers unten im Loche auch durch eine Rakete, die an der Zündnadel befestigt ist. — Vergl. den Artikel Mine.

Springbrunnen. Was bei der einfachsten Art von Springbrunnen vorgeht, läßt sich aus dem bekannten hydrostatischen Gesetze, daß eine Flüssigkeit in zwei communicirenden Röhren gleich hochsteigt, leicht erklären. Denn man nimmt dem gemäß z. B. ein mit Wasser gefülltes Bassin auf einer Höhe, und eine damit communicirende, tiefer stehende Röhre an, so muß sich das Wasser in letzterer eben so hoch heben wollen, und also, wenn sie nicht dazu lang genug ist, mit Gewalt herausspringen. Wenn der Strahl nachher in freier Luft nicht ganz die nehmliche Höhe erreicht, so folgt dieß ganz natürlich daraus, daß er nicht mehr durch die festen Seitenwände der Röhre zusammengehalten wird. Mit dieser, aus dem bloßen Gewichte des Wassers entspringenden Wirkung, läßt sich nun noch die Kraft eigener Druckwerke vereinigen, um auf diese Weise den Wasserstrahl zu ganz erstaunlichen Höhen zu treiben, wie denn hiervon unsre gewöhnlichen Feuersprützen, die in so fern hieher zu zählen sind, einen deutlicheren Begriff geben, als eine Beschreibung im Stande ist. — In einem gewissen Sinne gehören auch die, unter dem Namen Heronsball und Heronsbrunnen bekannten Spielereien hierher; es ist davon in einem eignen Art. gehandelt worden (s. Heronsball).

Spröde (in der Physik). Das Spröde an den Körpern wird dem Biegsamen, Dehnbaren entgegengesetzt. Blei z. B. ist biegsam, dehnbar; Glas, spröde. Ueber die eigentlichen Gründe dieser Verschiedenheit, sofern sie von der Art des Zusammenhangs der kleinsten Theile der Körper abhängig ist, weiß die Naturlehre nichts befriedigendes zu sagen.

Spurstein, der allgemeine Name solcher, in der Natur sehr häufig vorkommenden Steine, in welchen man Spuren vegetabilischer oder animalischer Körper findet. Diese Steine führen zu merkwürdigen Schlüssen über eine, unsere Erde vor vielen Jahrtausenden betroffene große Revolution durch Wasser und Feuer.

Spurzheim (Caspar). Dieser bekannte Begleiter des Dr. Gall auf dessen Reisen durch Europa ist 1776 in der Nähe von Trier geboren. Er machte seine medizinischen Studien in Wien, als er im J. 1800 mit Gall bekannt wurde, für dessen Ansichten über Craniologie und Cranioskopie er sich bald so interessirte, daß er sich ihm persönlich anschloß und seit dieser Zeit nicht aufgehört hat, sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen. Er begleitete Gall auf seiner großen Reise (in den Jahren 1805 – 1807) durch Deutschland, die Schweiz, Holland und Frankreich, wo Ersterer an jedem bedeutenden Orte einen oder mehrere Cursus von Vorlesungen hielt, bei welchen ihm Dr. Spurzheim als Demonstrator zu assistiren pflegte. In Paris gaben sie gemeinschaftlich mehrere Memoiren heraus. Spurzheim reisete später nach England, Schottland und Irland, hielt an jedem größern Orte Vorlesungen und suchte seinem Systeme und seiner Lehre, die jetzt von denen Galls in mehreren Punkten abweichen, durch Denkschriften und größere Werke Eingang zu verschaffen.

* Staat (respublica, civitas, societas civilis, bürgerliche Gesellschaft). Wenn gefragt wird, was ist der Staat, so heißt dieß nicht, was ist dieser oder jener Staat, sondern vielmehr was soll der Staat seiner Bestimmung gemäß seyn. Die Bestimmung des Staats aber fällt mit der Bestimmung des Menschen zusammen. Der Staat ist die äußere vernunftgemäße Form, in welcher die Menschheit lebt und besteht; denn er ist diejenige gesellschaftliche Vereinigung der Menschen, deren Zweck die freie, gesicherte Anwendung ihrer Kräfte selbst ist. An sich liegt schon im Menschen der Trieb, mit andern seiner Gattung in Verbindung zu stehen, welcher auf mannichfaltige Weise von der Natur genährt wird; allein ihm ist entgegengesetzt der selbstische Trieb des Individuums nach seinen Neigungen zu leben, so wie ihn auch die Natur durch die Hindernisse des Zusammenlebens auf der Erdoberfläche auf andre Weise beschränkt. Wenn nun doch die Verbindung der Menschen zu vollkommener Ausbildung ihrer Natur nothwendig ist, so muß sie von der Art seyn, daß die Einzelnen sich unbeschadet ihrer Individualität in ein Ganzes vereinigen, um geschützt gegen die gemeinschaftlichen Hindernisse eines vernunftgemäßen Lebens den Zwecken der Menschheit nachzustreben. Diese von der Vernunft verlangte Verbindung erfodert eine Menschenmasse, die auf irgend einem Theile der Erde räumlich verbunden ist, und in welcher der Wille, in einem solchen Verein zu leben, herrschend wird, so wie eine zur Behauptung dieses allgemeinen Willens nothwendige, jede einzelne Kraft überwiegende Obergewalt, welche durch den Verein der einzelnen Kräfte gebildet wird. Und dieses ist die bürgerliche Gesellschaft oder der Staat, der, wie hieraus leicht zu sehen, den Zweck des Rechts als einen ursprünglich und wesentlichen umfaßt, aber nicht auf denselben eingeschränkt ist, und in welchen zu treten für jeden einzelnen Menschen Pflicht ist. Ferner leuchtet ein, daß alle andere äußre Gesellschaften in dieser enthalten sind; wie alle einzelne Zwecke des Menschen in dem Begriffe der Humanität. Es ist daher auch einseitig, das Recht, oder die Sicherheit und den Wohlstand als den einzigen Zweck des Staats zu be-

stimmen. Diese einseitige Ansicht entspringt besonders daraus, daß man die Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur, auf welcher sie stehen, indem sie zum Staate heran reifen, auffaßt, und den innern Grund des Staats mit den äußern empirischen Veranlassungen desselben verwechselt. So gingen den Staaten meistens Schutz- und Sicherheitsbündnisse der Zusammenlebenden, wodurch man sich gegen Naturgefahren und feindliche Angriffe verband, oder Vergleiche über streitigen Besitz, voran. Aber was hier nächster, durch die Klugheit gebotner Zweck war, und den Verstand zu Maßregeln führte, deren Ausführung dem Staate öfters seinen Ursprung gab, das ist nicht der einzige und Hauptzweck des Staats für alle Culturstufen. — Bisher wurde die Nothwendigkeit des Staats gezeigt; nun fragt man aber weiter im Staatsrechte: wie entsteht ein Staat rechtlich? Und hierüber wollen wir nur folgendes bemerken. Es ist begreiflich, daß nicht die Willkür des Einzelnen den Staat errichten kann, sondern daß es eines damit übereinstimmenden Willens derer bedarf, welche in diese Verbindung treten. Gleichwohl aber hat dieser Wille nicht nothwendig die Form des Vertrags, noch weniger ist es nöthig einen dreifachen Contrakt (Vereinigungs-, Verfassungs- und Unterwerfungsvertrag) anzunehmen, wie die Staatsrechtslehrer der ältern Schule herkömmlich gethan haben, da ohnehin weder alle einzelne Individuen ausdrücklich dazu einwilligen könnten, noch überhaupt der hier gefoderte allgemeine Wille der wirkliche Wille jedes Einzelnen ist. Vielmehr da jene höhere Gewalt, als die mit Zwang verbundene Befugniß, alles das, was zum Zwecke des Staats nothwendig ist, anzuordnen und einzuführen, rechtlich nothwendig ist, wie der Staat selbst, aber keinesweges zur Wirklichkeit kommt, ohne eine (physische oder moralische) Person, welche die Kraft der Einzelnen zum Zwecke des Ganzen vereinigt, und so den allgemeinen Willen geltend macht: so ist, wo eine solche Person die Kraft der Individuen einer Volksmasse zu diesem Zwecke wirklich verbindet und sie dem allgemeinen Willen unterordnet, der Staat auch auf rechtliche Weise entstanden. Denn es ist dieß nicht denkbar ohne den Willen des Volks. Eine solche Person aber, welche die Obergewalt ausübt, heißt Regent. Mithin ist die Entstehung des Staats mit der Entstehung der beschriebenen Obergewalt und des Regenten Eins. Dies gilt natürlich nur von der ersten Gründung des Staats, nicht von Veränderung der Regierung. Die Geschichte stimmt mit dieser Ansicht überein. Was die Rechte des Staats betrifft, so s. darüber den Art. Staatsgewalt. Der Untergang eines Staats ist durch Natur und Freiheit möglich. Aber nur der Gesammtwille des Volks kann einem Staate eine andre Form geben. — Wenn mehrere selbstständige Staaten einer gemeinschaftlichen höhern Regierung unterworfen sind, so findet ein Staatensystem (systema civitatum) statt; wenn sie aber nur zu gewissen gemeinschaftlichen Zwekken, besonders zu gegenseitiger Vertheidigung und Sicherheit für gewisse Zeit, oder für immer verbunden sind, so nennt man sie im erstern Falle conföderirte Staaten, im letztern Föderativsystem oder Staatenverbindung, Staatenbund (corpus foederatarum civitatum) so z. B. das gegenwärtige deutsche Reich. T.

Staatengeschichte. (Vergl. die Art. Geschichte und Geschichtschreiber.) Betrachtet man die Staatengeschichte nach ihrem Verhältnisse zur allgemeinen (oder sogenannten Welt-) Geschichte; so erscheint sie als Specialgeschichte, denn sie hat die Bestimmung,

die Entstehung, Bildung und die Veränderungen des einzelnen Staats so darzustellen, daß derselbe vermittelst der Darstellung als ein organisches Ganzes erscheine. Als ein organisches Ganzes erscheint aber unter der darstellenden Hand des gründlichen Geschichtforschers und des klassisch gebildeten Geschichtschreibers der einzelne Staat, wenn zuerst die Familienstämme und Völkerstämme genau angegeben werden, aus deren Zusammentretung und Vermischung (bisweilen durch Vertrag, nicht selten durch Eroberung und Gewalt) er bei seinem Entstehen und bei seiner allmähligen Vergrößerung sich bildete; wenn darauf die Verfassung des Staates in den Mittelpunkt seiner Begebenheiten und Schicksale gestellt wird, weil nur darauf die Bildung seiner Eigenthümlichkeit, das Verhältniß der zu ihm gehörenden einzelnen Stände der bürgerlichen Gesellschaft gegen einander, die Entwicklung der verschiedenartigen Gestaltungen des Volkslebens, so wie überhaupt das ganze innere politische Leben eines Staates sich erklären läßt; und wenn endlich aus diesem innern politischen Leben das äußere politische Leben, oder die öffentliche Ankündigung des einzelnen Staates in den äußern Verhältnissen zu seinen Nachbarstaaten, so wie seine ganze Stellung in dem Staatensysteme, zu welchem er als Theil gehört, abgeleitet, und, aus der Wechselwirkung des innern und des äußern politischen Lebens auf einander, entweder das Fortschreiten und die Fortbildung, oder das Rückwärtsschreiten, Sinken, und Veralten, (und bei den bereits erloschenen Staaten zugleich der Untergang derselben), aus zureichenden geschichtlichen Gründen erklärt wird. Wenn nun auch die Geschichtschreiber vieler einzelnen Staaten hinter diesen Fodezungen zum Theil zurückbleiben (z. B. Schmidts und Galletti's Abhandlungen der deutschen Geschichte, Heinrichs Bearbeitungen der deutschen, französischen und englischen Geschichte u. a.); so haben sich doch auch wieder andere der Lösung dieser Aufgabe sehr genähert. (So Hume in s. Gesch. Englands; Joh. Müller in s. Schweizergeschichte, Spittler in s. Gesch. Wirtembergs und Hannovers u. A.) — Allein, außer dieser Behandlung der Gesch. einzelner Staaten, versteht man bei den Deutschen gewöhnlich unter Staatengeschichte den akademischen Vortrag und die schriftstellerische Behandlung der sämmtlichen, das gegenwärtige europäische Staatensystem bildenden Staaten und Reiche, seit ihrer Entstehung bis auf unsre Zeit, so daß man diese Staaten und Reiche zwar einzeln (und ihre Geschichte nicht synchronistisch) behandelt, sie aber in der Darstellung auf einander folgen läßt, um am Ende der Darstellung das ganze europäische Staatensystem, nach dessen einzelnen Bestandtheilen, überschauen und politisch würdigen zu können. In diesem Sinne stellte bereits Sam. v. Pufendorf die europäischen Staaten in s. Einleitung in die Historie der vornehmsten Reiche und Staaten dar, wovon die Auflage vom J. 1733 in 4 Theilen 8. noch immer verglichen zu werden verdient. — Breit und geistlos ist die, zu Heilbronn seit 1760 in 14 Octavbänden erschienene, allgemeine Geschichte der bekannten Staaten, von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten. — Unvollkommene Grundrisse dieser Staatengeschichte waren: Geo. Chstn. Gebauers Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europ. Reiche u. Staaten, Lpz. 1733. 4. und J. Paul Reinhards Einleitung zu den weltlichen Geschichten der vornehmsten Staaten, 3te Aufl. Erlang. 1778, 4. — Im bessern Geiste behandelten die Staatengeschichte: Gtfr. Achen-

wall, in s. Gesch. der heutigen vornehmsten europ. Staaten im Grundrisse, 2 Theile, N. A. Götting. 1779, 8. — J. Chstph. Krause in s. Grundriß der Geschichte der jetzigen, besonders der europ. Staaten, Halle 1788, 8 — J. Geo. Meusel (der neue Bearbeiter des Gebauer'schen Werkes), in s. Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie. Dieses akademische Compendium ward, bei manchen Mängeln, doch wegen der Kürze seiner Darstellung, wegen der Reichhaltigkeit der Literatur, und wegen der Vollständigkeit der beiliegenden genealogischen Tabellen der regierenden Dynastieen, bald so beliebt und gebraucht, daß im J. 1816 die fünfte Auflage davon erschien. — Schon von der vierten Auflage an nahm Meusel durchgehends Rücksicht auf das folgende Werk, welches bis jetzt noch unübertroffen geblieben ist: Ludw. Tim. Spittler, Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, 2 Theile, Berl. 1793, 8. Es berücksichtigt nämlich zunächst bei allen dargestellten Staaten und Reichen das Entstehen und die allmählige Ausbildung der Verfassung derselben; es zeichnet die Geschichte der Staaten in kurzen Umrissen, und in einem edlen und kräftigen Style; es deckt unverhohlen die Fehler und Gebrechen der einzelnen Verfassungen und Regierungen auf, und entwickelt den Einfluß derselben auf die politische Geltung der Staaten in den einzelnen Zeiträumen; es enthält endlich bei jedem einzelnen Staate eine ausgewählte Literatur der dahin gehörenden Schriften, gewöhnlich mit kurzer Angabe ihres Werthes. Nach Spittlers Tode ergänzte, in der zweiten Auflage vom J. 1807, Sartorius dieses Werk, dem es meistens gelang, die Kürze und Kraft des Spittler'schen Styls zu treffen. — Eine Lücke in diesen Schriften aber bleibt es, daß man die Geschichte des Vaterlandes davon ausschloß, weil, nach akademischer Sitte, über Deutschland gewöhnlich besondere Vorträge gehalten und gehört wurden, obgleich nicht verkannt werden kann, daß das europäische Staatensystem nie vollständig zu überschauen ist, wenn bei der Darstellung desselben Deutschland, sein politischer Mittelpunkt seit den drei letzten Jahrhunderten, fehlt. — Heerens schätzbare Geschichte des europäischen Staatensystems seit der Entdeckung beider Indien, wovon 1819 die dritte Auflage erschienen ist, gehörte im strengen Sinne nicht hieher, weil in derselben die einzelnen europäischen Staaten nicht nach ihrer Specialgeschichte, sondern blos nach ihrer Stellung innerhalb des europäischen Staatensystems und nach ihrem Verhältnisse zu demselben dargestellt worden sind. — Für die Staaten des Alterthums hat Heeren's Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums, 3te Aufl. Götting. 1817, 8. entschiedenen Werth. Q.

Staatsämter, s. Staatsdienst.

Staatsbank, Nationalbank, ist eine solche Bankanstalt, welche entweder aus dem Vermögen der Staatsbürger überhaupt oder dem gesammten Nationalvermögen gebildet ist, unter der unmittelbaren, alleinigen Leitung des Staats steht und von der Nation, vom Staate, mit dem Nationalvermögen garantirt wird. Dergleichen Institute können, wenn sie gut organisirt und ehrlich verwaltet werden, höchst wohlthätig auf den Nationalreichthum wirken; aber mangelhaft organisirt und unredlich verwaltet drohen sie demselben auch große Gefahr; besonders nachtheilig aber können sie werden, wenn sie, wie leider häufig geschehen, von der Staatsregierung als eine Finanzquelle betrachtet und als Mittel benutzt werden, den öffentlichen Schatz

n Zeiten der Noth aus einer Geldverlegenheit zu retten. Daher genießen in der Regel die Privatbanken (s. d. Art.) eines stärkern öffentlichen Credits als die Staatsbanken. K. M

† Staatsform (s. Art. Staat, 4te Aufl. Bd. 9. S. 357.) — Die Staatsform ist auch verschieden nach der Art der Erwerbung der Obergewalt. Ein Staat ist hiernach Erb- oder Wahlstaat, welche Eintheilung sich jedoch nur auf die Aristokratie und Monarchie bezieht. In einem Erbstaat ist durch Verfassung die Erbfolge als das Mittel, wodurch ein neuer Regent bestimmt werden soll, festgesetzt. Ist diese Erbfolge nun durch Erbfolgeordnung (Successionsgesetz) genauer angeordnet, dann heißt der Staat Familienerbstaat; oder der Regent hat das Recht, seinen Nachfolger auf den Todesfall zu bestimmen, dann heißt der Staat Patrimonialstaat; und zwar im engern Sinne, wenn er hierbei an keine verfassungsmäßige Bedingung gebunden ist, und mithin über den Staat wie über sein Privatvermögen (patrimonium) verfügen kann. Den Patrimonialstaaten setzt man überhaupt die Ususfructuarstaaten entgegen, in welchen letzteres nicht der Fall ist. Reiche von gemischter Succession sind a) solche, wo nur gewisse Personen wahlfähig sind, (z. B. ehemals Polen und die geistliche Fürstenthümer); b) wo die Succession zwar erblich ist, der Nachfolger aber erst durch die Genehmigung der Reichsstände zur Regierung gelangt. Hier ist bei jedem Thronwechsel ein neuer Unterwerfungsvertrag nöthig. In einem Wahlstaat hängt die Succession vom Willen des ganzen Volks ab, wenn nicht vorhandene Grundgesetze das Recht, zu wählen, auf gewisse Personen beschränken, wie vormals zu Venedig und Genua, oder gewissen Personen (Wahlherren) das Wahlrecht ausschließlich übertragen wird. Die Annahme der Wahl hängt auf Seiten des Gewählten von seiner Willkür ab. Während eines Zwischenreichs, wo kein Monarch existirt, hat das Volk die Regierung, dafern sie nicht Reichsverwesern übertragen wird, deren Rechte vom Willen des Volks abhängen, oder durch Staatsgrundgesetze bestimmt sind. Der Reichsverweser ist (interimistischer) Regent, und dem nachfolgenden Monarchen nicht verantwortlich. Das Volk muß das Recht des gesetzlichen Kronprätendenten anerkennen; aber dieser darf seine Ansprüche keinem Andern übertragen. Ist in einem Erbreiche kein Successionsberechtigter, so kann die Regierungsverfassung durch den Willen sämmtlicher Bürger abgeändert, übertragen werden. —

† Staatsgewalt, die rechtliche und mit Zwang verbundene Befugniß des Staats, alles, was zum Besten des Ganzen nothwendig ist, zu bestimmen und auszuführen. Sie beruht daher auf dem Gesammtwillen (volunté generale) der Bürger, welcher eins ist mit dem Zwecke des Staats und geht aus der Gesammtheit ihrer Kräfte hervor. Sie muß daher ferner die höchste im Staate — mithin Obergewalt (summa potestas) seyn, und ist als solche unabhängig, inappellabel, unverantwortlich, unverletzlich und unwiderstehlich. Diese Obergewalt kommt in der Wirklichkeit nur zur Erscheinung durch Uebertragung derselben auf eine physische oder moralische Person, welche das Staatsoberhaupt, oder auch Fürst, Oberherr, Regent genannt wird (princeps, summus imperans, rex). Er ist also Repräsentant des Staats und der Staatsgewalt. Darum geht auch die Würde des Staats auf ihn über, und diese auf ihn übergehende Würde wird Majestät genannt. In Verhältniß zu ihm ist jeder Ein-

zelne im Staate Unterthan (subditus, subjectus). Das Recht des Regenten geht daher so weit, als der Staatszweck und die Bedingungen der Constitution. Die Gewalt des Regenten ist daher nicht, wie Hobbes behauptete, schlechthin unbeschränkt, eben so wenig ist auch der Regent nach Rousseau bloßer Beamter des Volks. Der Regent kann die Regierung nicht willkürlich veräußern, und die Regierung dauert ununterbrochen fort. Die Staatsgewalt aber umfaßt mehrere Rechte, die man daher Gewalten oder Hoheitsrechte nennt. (S. die Art. Hoheit und Regierungsrechte). Wir wollen dieselben hier einzeln durchgehen. Der Staat darf die Ausübung der Rechte seiner Bürger beschränken, 1. wenn ohne diese Einschränkungen die Sicherstellung der Rechte Aller nicht möglich ist — — u. s. w. wie Art. Staat, 4te Aufl. (Band 9. Seite 362.)

Staats- oder Adreßkalender sind gedruckte Namenverzeichnisse von Staatsbeamten, die entweder mehrere Staaten summarisch umfassen und zugleich statistische Nachrichten mit enthalten, (wie Spieß jetzt herrschendes Europa 1725, woraus Krebel's genealogisches Handbuch entstanden ist; und Varrentrapp's und Wenner's Reichs- und Staatshandbuch seit 1742; und das neueste dieser Art; Hassel's allgem. europ. Staats- und Adreßhandbuch für das J. 1816. 1. Bds. 1. Abth., welche die Genealogie und die Staatskunde der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, mit Einschluß von Oesterreich und Preußen enthält, nebst Wappenkupfern; 2 Abth., welche die Adressen enthält; und 2. Bds. 1 Abth., welche die Genealogie und Staatskunde der sämmtlichen europ. Staaten außerhalb Deutschland und eine statistische Uebersicht von 19 der vornehmsten außereuropäischen Staaten enthält. Die 2 Abth. umfaßt die Adressen. Weimar 1816.) — oder die sich auf einen einzelnen Staat beschränken. In letzterer Hinsicht gibt es noch besondere Adreßcalender oder Verzeichnisse von einzelnen Provinzen, Städten (z. B. der Adreßkalender von Berlin seit 1740, der von Leipzig 1764), Aemtern, Collegien, Ständen, (z. B. das kursächsische geistl. Ministerium von 1723; die österreich. Generalkriegstabellen seit 1745; Zustand der preuß. Armee, 1778; Preuß. Stamm- und Rangliste, 1784; Zustand der sächsis. Armee, seit 1783; Kursächs. Bergwerkskalender 1772 u. a. m.), selbst von den Einwohnern eines Orts, ohne Rücksicht auf den Dienst im Staate. Auch gibt es Adels-, Gelehrten-, Künstler- und ähnliche Register. Der Staats- und Adreßkalender im engern Sinne ist gewöhnlich ein amtlich abgefaßter Schematismus des Staats- und Hofhaushalts und aller Verwaltungsbehörden; oft mit mancherlei genealogischen und statistischen Notizen begleitet, wie der ehemalige Almanach Impérial von Testu. In wiefern solche Staatskalender die Darstellung der gegenwärtigen Staats- und Hofbeamten (oft der ganzen Hofdienerschaft) zum Gebrauch im bürgerlichen Leben bezwecken, sind sie eine Erfindung der neuern Zeit. Wahrscheinlich ist der jetzt noch fortwährende Almanach Royal in Frankreich der Urvater dieser zahlreichen Familie. Der Buchhändler Laurent Houry zu Paris bereicherte zuerst 1679 seinen Almanach mit statistischen Zusätzen, und verband damit die Namenliste der höheren Staatsbeamten. Bald fand sich Ludwig XIV. durch diese sinnlich bequeme Darstellung seines titelreichen Hof- und Staatsdienstes so geschmeichelt, daß er das dem Houry 1679 ertheilte Privilegium im J. 1699 erneuerte, und sich den Almanach dediciren ließ, der seitdem den Beinamen Royal behalten hat. Im 18ten Jahrhundert

rschienen ähnliche Namenlisten und nach und nach in allen, selbst den leinsten europäischen Staaten, so wie in den verschiedenen Territorien des deutschen Reichs. Die ersten darunter waren (1700 — 4) das Namenregister für die vereinigten Niederlande; seit 1704 der Preußisch-Brandenburgische Staatskalender; seit 1720 der Regensburgische Comitialkalender; seit 1728 der kursächsische Staatskalender; seit 1730 der englische Royal Calendar, u. s. f. bis in die neuere Zeit. Die Verbreitung dieser Bücherclasse, zunächst eine Folge der Prachtliebe und der Sorgfalt der Fürsten, dann auch der Eitelkeit der Titulirten, hat zwar auf der einen Seite die Zahl der Titel und Aemter, indem ein Hof dem andern nachahmte, und die Titelsucht der Staatsdiener sehr vermehrt; sie hat aber auch auf der andern Seite die Staatenkunde sehr befördert, so wenig ehemals die Regierungen der Publicität geneigt waren. In so fern hat ihre Abfassung wissenschaftliche Bedeutung. Aber nur wenige, wie der Almanach Royal, der brittische Royal Calendar, der East-India Calendar, der Mecklenburg-Schwerin'sche Staatskalender u. a. m. sind in der That das, was jeder Staatskalender seyn sollte, ein mit kurzen Anzeigen des Mechanismus der Landesverwaltung versehenes, systematisch geordnetes Namenverzeichniß von Personen, welche gegen den Staat in besondrer Verpflichtung stehn, unter öffentlicher Aufsicht abgefaßt. Uebrigens gilt allemal, selbst von den planlosesten Werkchen dieser Art, Fontenelle's Bemerkung, daß die Staatskalender unter allen Büchern die meisten Wahrheiten enthalten. — Ueber diesen Zweig der Literatur und insbesondre über den zweckmäßigsten Schematismus, so wie über die historisch-statistische Benutzung eines Staatskalenders s. m. Schwarzkopf's treffliche Schrift über Staats- und Adreßkalender. Berlin 1792. K.

Staatslehre oder Staatswissenschaft umfaßt als allgemeine oder philosophische Wissenschaft, Politik und Staatsrecht. (S. diese Art.) Staatswissenschaften werden aber auch alle die allgemeinen und empirischen Wissenschaften genannt, welche sich auf den Staat überhaupt beziehen, z. B. Polizeiwissenschaft, Finanzwissenschaft und Cammeralwissenschaften, überhaupt Statistik rc. von welchen in besondern Artikeln die Rede ist.

Staatsökonomie, s. Staatswirthschaft.

Staatsschatz öffentlicher Schatz, Cammerschatz. Man versteht darunter bald die Centralcasse des Staats, bald den in dieser Centralcasse aufgesparten, zu künftigen Zwecken bestimmten Vorrath von Metallmünze; in dieser letzten Bedeutung werden jene Ausdrücke hier genommen. — In allen Erdtheilen und fast in allen Jahrhunderten wurden Staatsschätze gesammelt, sowohl von Beherrschern gesitteter als roher Völker; in Bern, Berlin und Constantinopel, in China, im Reiche des Großmoguls, in den ehemaligen Königreichen Peru und Mexiko, so wie in den größern afrikanischen Staaten errichtete man Schatzkammern und füllte sie. Es sammelten Schätze vor Jahrtausenden Israeliten, Perser und Römer, im Mittelalter die Herrscher in Europa, wie die in Asien und Amerika, und in den neuern Zeiten die Schweiz, Hannover, Hessen und Preußen; es sammelten dergleichen der König David, Papst Sixtus V., Georg II. als Churfürst von Hannover, Napoleon Buonaparte und Friedrich der Einzige. — Sehr verschieden waren die Quellen, aus welchen floß, was in den Schatzkammern sich an-

häufte. Raub und Beute von bezwungenen Feinden lieferte den größten Theil in der alten Welt, Subsidien wurden in den neuern Zeiten von kleinen Staaten auf gleiche Art benutzt, aber die Börsen der Unterthanen waren es, welche die Hauptquelle derselben in unsern Tagen und in den größern Staaten ausmachten. Die Sammlung eines Staatsschatzes auf diesem letztern Wege ist zwar hin und wieder selbst von staatswirthschaftlichen Schriftstellern vertheidigt worden, jedoch mit Unrecht; es läßt sich mit diesen Vertheidigern wohl keineswegs behaupten, die in die Schatzkammer fließende Metallmünze würde von den Unterthanen verschwendet worden seyn, hätte sie ihnen der Staat nicht abgenommen und durch die Niederlegung in dem Schatze zu erhalten gesucht. Nach dem natürlichen Gange der Dinge muß die Sparsamkeit immer die Oberhand behalten über die Verschwendung, und die von der Natur in jedes Menschen Brust gelegte Sehnsucht nach bessern Tagen wird das in den Gewerben angelegte Kapital immer so viel wie möglich zu vergrößern suchen. — Sammelt der Staat einen Schatz, so sind drei Fälle denkbar. Erstens, der Fleiß und die Sparsamkeit der Nation können so groß seyn, daß sie mehr schaffen und in Umlauf bringen als der Staat durch sein Schatzsammeln dem Umlaufe entzieht. Es können aber auch zweitens jener Fleiß und jene Sparsamkeit nur hinreichen, die Lücke auszufüllen, welche des Schatzes wegen gemacht wurde; und wieder drittens kann die Nation selbst beim besten Willen nicht im Stande seyn, das zu ersetzen, was von dem Ertrage ihrer Betriebsamkeit in die Schatzkammer fließt. Im ersten Falle wird der Staat einen Schatz bekommen und das Nationaleinkommen sich dennoch vermehren, im zweiten wird der Staat seine Schatzkammer füllen; aber weder das in den Gewerben angelegte Kapital wird wachsen, noch das Nationaleinkommen und der Wohlstand des Volks, im dritten endlich wird zwar die Schatzkammer gefüllt werden, aber mit ihrer Anfüllung wird das Volk immer ärmer werden. Kurz, man betrachte das Schatzsammeln von welcher Seite man will, immer muß dasselbe den Nationalwohlstand gefährden. Wird auch im ersten Fall die Nation, trotz des Schatzsammelns, wohlhabend, so erhält sie doch immer nicht das Vermögen, das sie erhalten haben würde, hätte der Staat den Schatz nicht gesammelt; im zweiten Falle bleibt der Wohlstand nur auf derselben Stufe, wiewohl sich die Betriebsamkeit vermehren muß, um die Abgabe für den Schatz zu erschwingen; im dritten Falle aber wird die Nation mit jedem Jahre unvermögender, die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, und so führt denn das Schatzsammeln selbst den Staat in die Verlegenheiten, welchen er dadurch entgehen will. Kehrt die in die Schatzkammer geflossene Metallmünze zur Zeit außerordentlicher Ausgaben wieder in den Umlauf zurück, so darf dann freilich die Börse der Unterthanen weniger stark angegriffen werden; aber in dieser Börse findet sich nun auch weniger, als sich ohne den Schatz darin gefunden haben würde. In einem Staate, dessen Regierung mittelst Auflagen einen Schatz gesammelt hat, besitzt die Nation nur die Münzmasse im Schatze, aber da, wo kein Schatz gesammelt wurde, hat sie nicht nur diese Münzmasse, sondern außerdem noch dasjenige, was durch deren nützliche Anwendung gewonnen worden. Was aber die Hülfe betrifft, welche man für den Fall eines Kriegs von einem gesammelten Schatze erwartet, so ist dieselbe immer, wie uns Preußens Beispiel bewiesen, höchst schwach und unzuverlässig. Das Na-

tionalcapital ist nirgends besser als in den Händen der Staatsbürger aufgehoben; sind diese reich und wohlhabend, so bedarf es im Fall eines feindlichen Angriffs jenes Nothmittels nicht, um die Regierung in den Stand zu setzen, sich mit Nachdruck zu vertheidigen; gerade der Wohlstand ihrer Unterthanen ist es, was diese an Vaterland und Regierung kettet und sie bereitwillig macht, der Erhaltung derselben jedes von ihnen gefoderte Opfer zu bringen. K. M.

Staatsverfassung. So lange die Menschen einzeln lebten, war keine Gesellschaft und kein Staat vorhanden, und keine Staatsverfassung. Als die Familien sich bildeten, so entstand Familienverfassung und väterliches Hausregiment. Diese patriarchalische Verfassung ist die älteste, und die Familienverfassung ist noch heutiges Tages bei Jägervölkern und Hirten, welche einen großen Raum zu ihrem Jagdbezirke und zu ihren Viehtriften bedürfen, und wo die Familien daher immer entfernt von einander wohnen müssen, wie wir dieses in der Geschichte von Abraham und Loth sehen. Verbinden sich mehrere Familien, die desselben Geschlechts sind, mit einander, so entsteht ein Stamm, der größer oder geringer an Volksmenge nach der Zahl der verbundenen Familien ist. Diese Form der Gesellschaft finden wir noch in Arabien, in Amerika und überhaupt bei allen Völkern, die in kleinen Verbindungen leben, weil keine großen unter ihnen möglich sind. Diese Einrichtung war bei unsern Vorvätern, als die Römer unter Julius Cäsar zuerst Deutschland entdeckten. Die kleinen Völkerschaften führten vielfach Kriege unter sich, wie dieses immer benachbarte Staaten thun, sie mögen klein oder groß seyn. Da immer nur eine Völkerschaft mit der andern kriegte, oder höchstens zwei bis drei mit einander verbunden waren, so ward ihre Staatseinrichtung auch nur auf diese kleinen Kriege berechnet und sie vermochten nicht, den Römerheeren zu widerstehen, weil diese von einem großen Staat ausgingen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet war. Die erste Verbindung der kleinen deutschen Völkerschaften brachte Hermann zu Stande, und mit Hülfe dieser Verbindung schlug und vernichtete er den Varus mit seinen Legionen, als er ihn im Teutoburger Walde unter nachtheiligen Umständen zu einer Schlacht zwang. Als 16 Jahre später Germanicus mit einem frischen Heere nach Deutschland kam, vermochte Hermann nicht, zum zweitenmale einen Bund zu Stande zu bringen, der mächtig genug gewesen, den Römern zu widerstehen. Diese hatten in ihrem Cäsar eine große Einheit gefunden, und August hatte damals alle Macht in seiner Hand vereinigt. Auch führte er diesen Krieg mit aller Anstrengung, da er eines mächtigen Feindes bedurfte, um seiner Regierung Ansehen, seiner Familie Lorbeeren und einigen unruhigen Köpfen einen rühmlichen Untergang zu verschaffen. Hermann wurde geschlagen, da ihm alle Versuche mißlangen, die kleinen Völkerschaften zu einem großen Staate zu vereinigen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet wäre. Er erregte vielmehr die Eifersucht der Kleinen, welche glaubten, daß er so wie der römische Cäsar nach Alleinherrschaft strebe, und der Befreier des Vaterlandes wurde von den Seinigen ermordet, nachdem er sein 36stes Jahr erreicht und das zwölfte seiner Feldherrnschaft. — Man sieht an diesem Beispiele, daß es ungemein schwer ist, eine Anzahl kleiner Völkerschaften auf dem Wege der Ueberredung und der Gründe zu einer größern Gesellschaft, zu einem größern Staate zu vereinigen. Jeder fürchtet, an seiner Freiheit zu verlieren, und eine allgemeine Eifersucht regiert: daß ein Ande-

rer etwas voraus haben möge. Hierzu kommt noch, daß Niemand vorhanden ist, der Kenntniß von der Einrichtung eines großen Staates hat, und der weiß, wie es zu machen, daß die Gleichheit der Rechte geschützt werde und daß die Freiheit des Einzelnen nicht verloren gehe, indem das Ganze stark werde. — Man ist in Deutschland immer auf Bundesstaaten gekommen, zuerst der Bund der Markomannen, den die Sueven gegen die über die Elbe eindringenden Völker stifteten. Darauf der Bund der Allemannen, der wieder von den Sueven ausging. Dann der Völkerverein des Frankenbundes, der im J. 70 nach Christo entstand; endlich der Sachsenbund, bei dem der Stamm der Cherusker das ausschreibende Volk war. Als an der Spitze des Frankenbundes das Haus der Merovinger blühte, dehnte dieser seine Eroberungen nach dem Main und nach Thüringen und der Weser hin aus, und als dieses Haus durch den Major Domus gestürzt worden, als dieser die Krone auf den Degen stellte, fand Deutschland endlich jene Einheit, nach der Hermann 800 Jahre früher vergeblich gestrebt. Carl war der große Germane, der den alten Thron der Cäsaren bestieg und als Kaiser alle Gauen Deutschlands zu einem Reiche vereinigte. Im 33jährigen Kriege hatte er den Sachsenbund zertreten und unterjocht, und so Deutschlands Einheit mit dem Schwerte erzwungen. — Will man von Staatsverfassung reden, so ist es am besten, daß man vorher sieht, wie die Staaten, wie die Menschenvereine entstehen, man erkennt dann am leichtesten, welchen Gesetzen diese Vereine ihrer innern Natur nach folgen müssen. Das Meiste hängt von Größe desselben ab, und wenn ein kleiner Staat andere Einrichtungen hat, wie ein großer, so kann man deßwegen noch nicht sagen, daß diese unvernünftig sind. Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Staatseinrichtungen des Mittelalters beurtheilen, welche für ihre Zwecke sehr gut geordnet waren, und die nur manches Unbequeme hatten, weil sie alle aus einer Menge kleiner bald mehr bald weniger souverainen Staaten zusammengesetzt waren. Die ganze Einrichtung war auf den Krieg berechnet, der von allen alten Völkern als der Naturzustand des Menschen angesehen wurde. Um den Krieg glücklich führen zu können, um Freiheit und Eigenthum zu erhalten, vereinigten sich mehrere Familien zu einem Geschlechte, mehrere Geschlechter zu einem Stamme, mehrere Stämme zu einem Volke. Im Kriege wurde Alles an Alles gesetzt, und das Volk, welches geschlagen wurde, verlor Freiheit und Eigenthum. Die Sieger, die bei diesem Kriegsspiele ebenfalls Alles an Alles gesetzt, theilten die Beute und die Wohnsitze des unterjochten Volkes. Gewöhnlich nahmen sie die Hälfte oder ein Drittel aller Ländereien für sich, und die übrigen überließen sie wieder an die unterjochte Nation gegen Zins. Die Ländereien, welche sie für sich nahmen, gehörten nicht dem Einzelnen, sondern der Gesellschaft, dem Staate, welcher sie an Einzelne zu Lehn überließ. Auf diese Weise entstanden bei den Römern die großen Gemeinäcker von Hunderten und Tausenden von Quadratmeilen (ager publicus), die nachher die Veranlassung zu dem agrarischen Gesetze wurden, welches den Gracchen fallend so großen Ruhm verlieh. (S. den Art. Gracchen.) So nahmen die Franken, als sie Gallien eroberten, den dritten Theil aller Ländereien für sich, welche nun dem Frankenstaate gehörten, und die dieser auf Lehn gab, so daß der, welcher Ländereien vom Staate zu Lehn hatte, gehalten war, auf seine eignen Kosten ins Feld zu rücken, sobald der Lehnsherr ihn rief. Die Franken waren ein Verein von

Völkerschaften, an deren Spitze die Ed[illegible]e und Grafen standen, welche nun fortwährend kleine Staaten bildeten, die alle souverain waren, und die, wenn sie eben keinen auswärtigen Feind hatten, gegen den sie sich vereinigten, mit einander Krieg führten. Als das Haus der Carolinger gefallen und Hugo Capet König wurde, vereinigte er die Domänen, welche er besaß, mit dem königlichen Domän, und bildete so ein neues großes Domän, welches die Domänen der Vasallen durchschnitt, indem es sich von den Mündungen der Somme bis nach Blois erstreckte. Nach und nach vereinigte er und seine Nachfolger immer mehr Domänen mit dem königlichen Domän, nachdem Eudes, Gra von Arpin, mit dieser Vereinigung den Anfang gemacht, indem er seine Grafschaft Berry an den König Philipp I. um d. J. 1100 abtrat. Theils durch Heirath, theils durch Kauf, theils durch Krieg waren zu Carls VII. Zeiten schon alle Domänen der Vasallen mit dem Krondomän verbunden, und bloß das der Herzoge von Burgund war noch übrig. Indem so alle kleinen Staaten in einen großen verschmelzen wurden, mußten natürlich die Unbequemlichkeiten, die aus den kleinen Staaten entstanden waren, wegfallen, wozu besonders gehörte: ihr Recht sich zu bekriegen, ihr Recht zu münzen, ihre besondern Gerichtssprengel u. s. w. Indem die königliche Münze münzte, erhielten alle Münzen gleichen Werth, so ungleich sie früher gewesen. Indem der Königsfriede herrschte, konnten die einzelnen Provinzen sich unter einander nicht mehr bekriegen und bei der Anlegung von Landstraßen und Canälen wurden jetzt bloß allgemeine Verhältnisse berücksichtigt, statt daß bei der frühern Verschiedenheit der Territorien fast nichts Gemeinsames konnte zu Stande kommen. Carl der Große hatte überall Städte angelegt und begünstigt, um die rohe Zeit zu zähmen, und indem der Geldreichthum und die Gewerbe mächtig wurden, hatten die Könige an ihnen immer eine Hülfe gegen ihre mächtigen Vasallen, die sehr schwer an die Unterwerfung unter die Krone gingen, da ihr Domän ursprünglich so frei und so bevorrechtet gewesen, wie das königliche. Ungefähr in fünf Jahrhunderten haben die französischen Könige mit Hülfe der Städte und des dritten Standes es dahin gebracht, daß der Staat die Einheit erhielt, die er jetzt hat, daß die kleinen Staaten, aus denen er früher bestand, verschwanden, und daß sich das Ganze in ein zusammenhängendes und gleichförmiges Königthum verwandelte. Alle diese kleine Staaten hatten ihre Verfassung, die für ihren Zweck wohl geordnet war. Als aber das Geld und die Städte mächtig wurden, als Amerika entdeckt, als der Welthandel eine neue Richtung genommen, als die Buchdruckerei, die Zeitungen, die Posten eine andere Art des gesellschaftlichen Zustandes herbeigeführt, da mußte sich die Gesellschaft, wenn sie fortdauern wollte, nach andern Formen bewegen, und sich eine andere Einrichtung und eine andere Verfassung geben. — Es würde uns hier zu weit führen, von den verschiedenen Verfassungen reden zu wollen, die unter den europäischen Völkern Statt gefunden haben. Wir wollen hier nur von dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft reden und das Wort Verfassung in dem Sinne nehmen, in dem es seit 1789 gebraucht worden. Die kurze historische Einleitung, die wir vorausgesendet, wird uns eine hinlängliche Basis geben. Der Hausvater ist das erste Element des Staates. Er ist das Haupt des kleinen Staates, den man eine Familie nennt, und vertritt diesen in Wort und That. Frauen, Kinder, Gesinde stehen unter der Mundbarschaft des Hausherrn. Wohnen meh-

rere Familien auf einem gemeinschaftlichen Hofe, so entsteht Hofesverfassung (s. Bauerhof.) — Vereinigen sich mehrere Männer zu einer Einheit, so entsteht ein kleiner Staat, der eine kleine Republik ist (so wie Rom eine Republik von Königen), da in jedem Hausvater die priesterliche und königliche Gewalt wohnt, mit der er auf seinem Ackerhofe herrscht. Ist der Adel vorhanden, so entsteht eine Aristokratie. Unter allen europäischen Völkern ist Adel, und diesem verdankt Europa wohl zum großen Theile seine Ueberlegenheit an Sitte und Zucht vor den andern Welttheilen. Nur die Türken haben keinen Adel als ein asiatisches Volk. In seiner Tiefe beruht der Adel darauf, daß der Mensch nicht bloß ein einzelnes Wesen ist, sondern mit andern Wesen, die er seine Familie nennt, zusammenhängt — und daß er hierdurch nicht allein der Gegenwart angehört, sondern auch der Vergangenheit und Zukunft. — Alles aber ist göttliche Natur, das diesen Zusammenhang der Menschen unter sich beurkundet — das zeigt, daß der Mensch nicht bloß ein Einzelwesen ist. — Also ist die Ehe, diese gesetzliche Verbindung zweier Wesen zur Fortpflanzung des Geschlechts, stets göttlicher Natur gewesen; selbst in den heidnischen Gesetzgebungen. In Rom konnten nur die Patricier rechtsgültige Ehen schließen und Geschlechter (gentes) stiften. Sie hatten die Geheimnisse der Gesetze und der Religion: die Plebejer hingegen lebten nur in einer Art von Concubinat, und vermehrten sich, ohne Geschlechter zu stiften. Erst spät, als die Plebejer zahlreich geworden und ihre Macht gefühlt, erkämpfte Cannelejus den Plebejern das Recht, rechtsgültige Ehen (connubia patrum) gleich den Patriciern schließen zu dürfen und Geschlechter zu stiften. Seitdem entwickelte sich unter ihnen jener niedre Adel Roms, der bald mächtiger wurde, als der alte hohe Adel der Patricier, weil er fast alle große Magistraturen des Staates erhielt, und endlich im Senate den Mittelpunkt seiner Stärke hatte. Rom verdankte seine Größe seinen Gesetzen, und seine Gesetze seinem Adel; da gerade dadurch, daß der Adel in Familien (Geschlechter — gentes) fortlebte sich in diesen Familien eine gewisse Verständigkeit entwickelte, politische Staatsmaximen, die vom Vater auf den Sohn erbten, und nun als beständige Größen fortwirkten, da sie nicht in jeder Generation verloren gingen, wie solches immer der Fall ist, wenn die Menschen nicht in Geschlechtern leben. Die Plebejer hatten bessere Kenntniß von der Natur des Adels, als unsere modernen Schriftsteller, die über ihn geschrieben, und sie sahen wohl ein, daß sie zu nichts gelangen könnten, wenn sie keine rechtsgültige Ehe schließen konnten und Geschlechter stiften, in denen sich die politische Maximen eben so fortpflanzten, wie in den Geschlechtern der Patricier. Bei den alten Deutschen, wo jeder Erbe eine rechtsgültige Ehe schloß, und auf seinem Erbe (Ackerhofe) sein Geschlecht fortpflanzte, war jeder Bauer, jeder Wehre adelig, sobald er auf mehrigem Gute saß. Unter ihnen entwickelte sich der Adel in andrer Weise. Da die Vertheidigung des Landes eine Erblast war, die auf der Größe des Heerbanns-Gutes beruhte, so entstand aus den Besitzern der großen Oberhöfe ein Adel, weil diese zu Anführern und Richtern gewählt wurden. Dieses war ein Bauernadel, so wie in den Cantonen Schwyz, Uri und Unterwalden die Herren von Attinghausen, von Reding u. s. w. die seit langen Zeiten zu Landammännern gewählt worden, weil sie zu den Meistbeerbten gehören. — Bei den Franken, die nicht wie die Sachsen auf geschlossenen Höfen wohnten, sondern ihren Boden nach Belieben theilten, beruhte der Adel auf der Kriegsehre und auf adeli-

gem Grundbesitz — auf der Allode. Ein Adel ohne Grundbesitz ist heimathlos und irrend. Ein heimathlicher Boden muß vorhanden seyn, auf dem das Geschlecht wurzelt und fortlebt. Als die Franken Gallien erobert hatten, entstand eine neue Art Adel. Die siegende Nation wird immer für edler und tapferer gehalten, als die besiegte, weil man gerade der größten Tapferkeit den Sieg verdankt, der als ein Gottesurtheil über beide Nationen gerichtet hat. Jeder Franke war im Vergleich mit dem unterworfenen Gallier ein Edelmann. In Hinsicht der Volksmenge mochten die Franken vielleicht nur ein Zehntel von der Volksmenge der Gallier seyn, und sie konnten daher füglich als die Edelleute unter ihnen wohnen. Als beide Nationen mehrere Jahrhunderte vermischt gelebt hatten — als sie dieselbe Sprache redeten — die lingua romana rustica — und vielfach durch einander geheirathet, so wurden einzelne gallische Familien gegen eine Abgabe an den Staat in den Stand der Franken aufgenommen. Diese Ceremonie hieß affranchir und war eine Art Adeln. So wie überhaupt die Territorialhoheit mächtig wurde, und diese im Lande durch ihre Beamte herrschte, so entwickelte sich eine neue Art Adel, der Dienstadel. So ist in vielen Ländern der Geheimerath adelig, so wie auch der Major, wenn gleich beide bürgerlichen Ursprungs sind. Carl der Große hatte den Grund zum Dienstadel gelegt, indem alle seine Kronbedienten als adelig betrachtet wurden, und es auch wohl größtentheils durch ihre Geburt seyn mochten. Sein Graf (comes), sein Sendgraf (missus), sein Markgraf bildeten bald mächtige Vasallen der Krone, und aus diesem Dienstadel entstanden die nachherigen großen Dynastenhäuser Deutschlands. — Den richtigsten Begriff vom Adel erhält man, wenn man sieht, wie er sich in allen europäischen Ländern entwickelt, und wie er sich überall anders gebildet hat und überall der Zeit gemäß. Ist die Regierung in den Händen des Adels, wie z. B. in Venedig, in Genua und in Rom in seiner zweiten Periode, so ist der Staat eine Aristokratie, ein Wort, welches aus dem Griechischen stammt, und das eine Regierung der Besten, der Vornehmsten bezeichnet, zum Unterschiede von Demokratie, wo alle Bürger ohne Unterschied an der Regierung Theil nehmen. — Die Monarchie hingegen ist die Regierungsform, wo alle Gewalt in der Hand eines Einzigen liegt; in der Hand eines Fürsten oder des Königs. Sie ist erblich, wenn ein regierendes Geschlecht vorhanden, aus dem der Monarch nach dem Rechte der Erstgeburt den Thron besteigt, so wie er durch den Tod seines Vorfahren erledigt worden. Die erbliche Monarchie hat den Vorzug mit der Aristokratie gemein, daß der Monarch adelig ist, daß er einem Geschlechte angehört, und daß sich in diesem Geschlechte gewisse Grundsätze und Maximen fortpflanzen, welche, vom Vater auf den Sohn vererbt, aus einem Jahrhundert in das andere hineinwirken, und dem Staate dadurch eine gewisse Richtung geben und eine Dauer, die beim Wechsel der Geschlechter nie kann erreicht werden. So ist z. B. bei dem Geschlechte Zollern, das in Brandenburg herrscht, die Idee eines strengen und wohl geordneten Staatshaushalts eine Regierungsmaxime gewesen, die vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, und die mit am meisten dazu beigetragen, das Geschlecht so mächtig und den Staat so groß zu machen. Die Völker fühlen das Wohlthätige dieser Erbmonarchie vermöge eines inwohnenden Triebes, und daher rührt ihr unaufhaltbarer Drang gegen diese Regierungsform, wie Justus Möser es nennt. — Fragt man nun, welche von diesen dreien Regierungs-

arten die beste ist, ob die, wo das Volk regiert, oder die, wo die adeligen Geschlechter regieren, oder die, wo nur ein Geschlecht regiert, so kann man hierauf antworten: Jede ist gut unter gewissen Umständen, und jede ist schlecht unter andern Umständen und in andern Zeiten. Die Erhaltung der Freiheit und des Eigenthums ist der Zweck jeder Staatsverfassung. Deßwegen begeben sich die Menschen in Gesellschaften. Die Entwickelung der Cultur und der gesellschaftlichen Anlagen und Annehmlichkeiten ist eine Folge der Gesellschaft, aber nicht ihr Zweck. Freiheit und Eigenthum sind die ersten und die einzigen Bedingungen des gesellschaftlichen Vereins. — Bei einer Volksregierung ist nie von einer Regierung des Pöbels die Rede, sondern blos von einer Regierung der Haus- und Familienväter, die etwas sind und etwas haben, und die sich in eine Gesellschaft verbinden zu wechselseitigem Schutz. Unter Menschen, die weiter nichts sind wie Menschen, kann keine Staatsverbindung Statt finden, weil nichts Festes unter ihnen zu finden, was sie zusammenhält, was dem Ganzen das gehörige Gewicht, die gehörige Schwere gibt — das aplomb, was zu jedem Bestehen nothwendig ist. Dieses ist der Besitz, diese mystische Verbindung, die zwischen dem Menschen und den Dingen Statt findet, die er sein Eigenthum nennt. Die Dinge sind so ziemlich den einen Tag wie den andern — besonders das Grundeigenthum oder das unbewegliche Vermögen — und indem dieses den Menschen und der Gesellschaft eine gewisse Festigkeit gibt, kann sich etwas Gesetzmäßiges in ihr entwickeln. Eine Menge Menschen ohne Besitz gleichen einer Sandscholle, auf der nichts wachsen kann, weil der Wind den Sand jeden Tag umlegt, und wenn die Menschen die besten und aufgeklärtesten sind und wenn der Sand der fruchtbarste wäre, man bringt doch darauf nichts in die Höhe, gerade der großen Beweglichkeit wegen, die nichts anschlagen läßt. Vieler leerer Rednerei über Volksregierung entgeht man, wenn man sich vorher über den Begriff des Volks näher erklärt, und unter Volk bloß Hausherren und Familienväter versteht. So ist es auch in allen Volksregierungen, die nirgend aus besitzlosen Menschen zusammengesetzt sind. So hat Hamburg bei einer beträchtlichen Volksmenge von 100,000 Menschen nur 9000 Bürger. Es kann nämlich Niemand das große Bürgerrecht erhalten und durch Abgebung seiner Stimme Antheil an der Regierung des Staates nehmen, der kein Grundeigenthum von 3000 Mark Banko hat, oder der nicht 3000 Mark Banko als Hypothek auf Grundstücken stehen hat. Die andern Bürger, die bloß das Bürgerrecht haben, wohnen als Schutzverwandte unter diesen, und müssen als passive Staatsbürger die Gesetze befolgen, welche jene als aktive Staatsbürger machen und an deren Abfassung diese keinen Theil haben. Eine solche Volksregierung kann aber nur bei einem ganz kleinen Menschenvereine Statt finden, der nahe liegende Zwecke hat, und solche, die jeder Bürger begreift. Ist der Verein größer, so kann er sich nur dann erhalten, wenn regierende Geschlechter, Patricierfamilien, in ihm entstehen, welche den Staat bilden, und wenn in diesen Familien sich bleibende Regierungsmaximen entwickeln. Ist der Staat noch größer, so bedarf er zu seiner Erhaltung eines einzigen Geschlechts, welches ihm Dauer bei seinen Regierungsmaximen gibt und Einheit in allen seinen Bewegungen. Dieses Bedürfniß führt dann zum erblichen Königthume. Wenn man jetzt von Verfassungen redet, so redet man immer in Beziehung auf große Staa-

ten. Frankreich, das durch seine Revolution diese Ideen hervorgerufen, ist ein solcher großer Staat, der unter allen seinen Verfassungsversuchen sich doch am Ende nur bei derjenigen beruhigen konnte, die einem großen Staate angemessen ist, in welchem die Bevölkerung eine solche Dichtigkeit erhalten, daß 3000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen *). Frankreich kann uns als Anhaltpunkt und als Leuchthurm bei unsern Untersuchungen dienen. Das Königthum hatte sich nach und nach unter den Capetingern völlig ausgebildet, und Frankreich war ein königliches Domän von 10,000 Quadratmeilen, in welchem der König unumschränkt herrschte. Eine solche Herrschaft läßt sich nur durch eine große Persönlichkeit des Fürsten führen, so wie die von Carl dem Großen und Friedrich dem Großen. Da es aber nicht im Laufe der Dinge liegt, daß große Fürsten ohne Unterbrechung auf einander folgen, so müssen die Institutionen dasjenige ersetzen, was der Persönlichkeit des Fürsten abgeht. Auch der größte Fürst kann nicht ohne Gesetze regieren, selbst wenn er ein Mark Aurel ist. Sein Wille, seine Einsicht kann nicht überall seyn, und er muß, wenn die Haushaltung des Staates sich regelmäßig bewegen soll, allgemeine Vorschriften geben, nach denen sich Alles bewegen soll — nach denen seine Amtleute verwalten, seine Richter Recht sprechen — da der Fürst doch nicht überall selbst verwalten, nicht überall selbst Recht sprechen kann. Könnte er dieses, so bedürfte es freilich solcher Vorschriften und Gesetze nicht, da der König in allem, was er thut, unfehlbar, weil kein Höherer über ihn gestellt ist, der solches zu beurtheilen und zu richten vermag. Diese Gesetze, die der König gibt, wird er selbst nie übertreten. Wie sollten Andre sie achten, wenn er sie selbst nicht achtete? Auch finden wir, daß große Fürsten stets den Gesetzen eine große Ehrfurcht erweisen. So ehrte Friedrich der Große den Spruch seiner Gerichtshöfe, wenn sie das Recht nicht zu Gunst der Majestät bogen, und gegen ihn sprachen, und als jener Müller ihm sagte: Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre, dann könnten Sie mir wohl die Mühle abnehmen — da mochte er wohl fühlen, daß sein kleiner Staat auf einer starken Grundfeste ruhe, da der Begriff des Rechts und des Gesetzes so stark im Volke geworden. — Die Entwerfung guter Gesetze ist aber ungemein schwierig, weil sie eine große Kenntniß des gesellschaftlichen Zustandes eines Volks voraussetzt und zugleich eine große Kenntniß der Gesetzgebung anderer Völker, um sich an dieser zu belehren, da jede Gesellschaft in ihrer Bewegung doch immer eine große Aehnlichkeit mit andern Gesellschaften hat, die in derselben Zeit leben, die auf derselben Stufe der Cultur stehen und ähnliche Einrichtungen unter sich getroffen. Der Fürst wird daher bei der Entwerfung der Gesetze kenntnißreiche Männer zu Rathe ziehen, die seine Einsichten mit den ihrigen unterstützen. Ist der Fürst so geartet wie Antonin der Fromme oder wie Mark Aurel, so wird er, indem er einsieht, daß von der Vollkommenheit der Gesetze die Vollkommenheit der Regierungsweise zum größten Theil abhängt, eine Anstalt im Staate gründen, wodurch diese Vollkommenheit der Gesetze der Nation für immer gesichert wird, auch wenn das Recht der Erstgeburt einmal einen Fürsten auf den Thron führen sollte, der weniger Talente, auch weniger guten Willen hätte. Er wird eine Institution gründen, wodurch es

*) Nordamerika, wo erst 300 auf einer Quadratmeile wohnen, kann bei allen diesen Untersuchungen nicht eher in Betracht kommen, bis seine Bevölkerung die Dichtigkeit der europäischen Staaten hat, welches ums Jahr 1900 seyn wird.

dem Fürsten unmöglich wird, schlechte Gesetze zu machen, wenn er gleich immer die Macht behält, gute Gesetze nicht zu machen, indem er solchen Gesetzentwürfen die königliche Sanction nicht ertheilt, die nicht seinen Beyfall haben. Bei der Gesetzgebung muß das Streben des Gesetzgebers immer dahin gehen, daß der Gesetze möglichst wenige sind, weil sie ohne dieses dem Volke nicht bekannt und gegenwärtig seyn können und es sie schon übertritt aus Unkenntniß derselben. Es ist daher gut, wenn die Entwerfung der Gesetze durch gewisse Formen erschwert wird. Allein dieses reicht nie hin, um die Gesetze auf der möglichst kleinsten Zahl zu halten, wenn der Mechanismus ihrer Entwerfung nicht zu gleicher Zeit so geordnet ist, daß die Gesetze sehr vollkommen und sehr einfach werden, so daß jedes Gesetz eine große Menge Fälle unter sich begreift. Wenn die Gesetzgebung in der Weise geordnet ist, wie in England und Frankreich, so erhalten die Gesetze diese Einfachheit und Allgemeinheit, wie die Erfahrung, die immer die beste Lehrmeisterin ist, solches gelehrt hat. Der Fürst wird deßwegen die Gesetzgebung in ähnlicher Weise ordnen und festsetzen, daß die Minister, welche mit der Ausführung der Gesetze beauftragt sind, ihm den Entwurf zu einem neuen Gesetze vorlegen, wenn sie finden, daß ein solches nothwendig ist; daß aber dieser Entwurf, ehe er dem Könige vorgelegt wird, der solchen heiligt (sanctionirt) und zu einem Gesetze erhebt, vorher im Staatsrathe entworfen werde, der aus weisen und kundigen Männern besteht, welche der König um sich versammelt; daß wenn er in diesem überlegt und entworfen ist, er in die Kammer der Deputirten des Volks gebracht werde, welche ein zweiter Staatsrath ist, in den das Volk durch Wahl die kundigsten Männer aus seiner Mitte sendet; daß wenn er auch in diesem Staatsrathe gebilligt, er in die Kammer der Pairs gebracht werde, in welcher die Stammhalter der alten Geschlechter sitzen, die durch einen großen Besitz und durch einen erlauchten Namen an die bestehende Ordnung der Gesellschaft geknüpft sind. Und erst wenn in diesen drei Staatsräthen jede Einwendung gegen den Gesetzentwurf gemacht worden, die sich gegen ihn machen läßt, kann er dem Fürsten vorgelegt werden, der nun, nachdem er alle diese Einwendungen gehört, nach eigner Einsicht beurtheilt, ob er ihn zu einem Gesetze heiligen will oder nicht. Diese Einrichtung der Gesetzgebung macht die Grundlage von dem, was man heutiges Tages unter einer Verfassung versteht und von dem viele, die darüber reden und schreiben, nicht die klarsten Begriffe haben. Man sieht, daß eine solche Regierungsart den Vortheil der monarchischen, der aristokratischen und der demokratischen Verfassung in sich vereinigt. Zuerst hat der Staat eine große Einheit in seinem Könige, in welchem die gesetzgebende, die richterliche und die ausübende Gewalt liegt. Er ist es, der das Gesetz heiligt und ihm den Charakter der Macht giebt. Er ernennt seine Minister, Regierungsräthe und Amtleute, die die Verwaltung des Landes zu besorgen haben; er ernennt die Richter, welche in den Gerichtshöfen das Recht sprechen, und alles, was geschieht, geschieht in seinem Namen und überall erscheint dieselbe Einheit und dieselbe Majestät und nirgends eine Zweiheit. — Da die Königswürde erblich, so ist der Thron nie unbesetzt und jeder Prinz des regierenden Hauses besteigt ihn, so wie die Natur ihn heraufführt, ohne Wahl, ohne eignes Zuthun und ohne Zuthun Anderer. Also ist nie ein Zwischenreich mit seinen gewöhnlichen Zerrüttungen, nie eine Wahlcapitulation, in der die Wähler die Rechte der Krone kränken können, und was die Haupt-

sache ist, es ist nie ein Emporkömmling auf dem Throne. Jeder, der nicht von der Natur nach den Rechten der Erbfolge heraufgeführt wird, ist ein Staatsverbrecher (die Fälle ausgenommen, die das Familiengesetz vorgesehen, als Blödsinnigkeit u. dergl.) Der gefeierte Feldherr, der große Minister, der Majordom des Hauses findet den Abstand zwischen sich und dem Throne immer noch unermeßlich und fühlt den Vorrang, den der entfernteste Prinz des Hauses vor ihm hat. Alle Factionen, die sich um die Krone entspinnen können, sind dadurch in ihrer Wurzel durchschnitten, und der König ist, wie ein großer politischer Schriftsteller sich ausdrückt, schon dadurch eine Wohlthat, daß er existirt, daß er die Stelle besetzt hält, nach der der Ehrgeiz großer Generale oder mächtiger Dynasten streben könnte und so das Volk durch Factionen und Bürgerkriege entzweien. Diesem großen Unglücke wird durch nichts so sicher, als durch ein regierendes Geschlecht vorgebeugt, wo alle Prinzen des Hauses die Stufen des Thrones umstehen und verhindern, daß Keiner ihn gegen die Gesetze der Erbfolge einnehme, auch dann nicht, wenn diese einen schwachen Fürsten zur Regierung gerufen. Das zweite Element der Staatsverfassung ist das aristokratische — die Kammer der Pairs. Eine Aristokratie stirbt nicht und indem sie aus einem Jahrhundert ins andre fortdauert, entwickeln sich in ihr gewisse Regierungsmaximen, die sie nie verläßt, und indem sie solche befolgt, gewinnt der Staat eine große Dauer. Eigennützig für sich ist das Symbolum jeder Aristokratie, allein die Macht der Krone ist zu groß, als daß sie Rechte von dieser usurpiren könnte, — und Vergünstigungen zum Nachtheile des Volks an sich zu ziehen, ist ihr völlig unmöglich, da ihr die Kammer der Deputirten gegenüber steht. Das dritte Element ist das demokratische, das des Volks. Es liegt in den Deputirten, welche die Meistbeerbten unter sich wählen und in die Kammer der Deputirten senden. In England haben 150,000 Hausväter das Stimmrecht, in Frankreich 100,000. In diesem Lande hat es Jeder, der 300 Franken Steuern bezahlt und 30 Jahre alt ist. Wählbar ist jeder Hausvater, der 1000 Franken Steuern bezahlt und 40 Jahre alt ist. Dieser Meistbeerbten, aus denen die 243 Deputirten gewählt werden, sind in allen Departements und in allen Städten, Flecken und Dörfern über 17,000 zerstreut. Dieses Element wird stets aus der Gegenwart genommen und bleibt stets bei der Gegenwart, es vereinigt immer alle Fortschritte des Zeitalters und der Gesellschaft in sich und verhindert das Veralten der Institutionen, an dem endlich selbst die besten Einrichtungen zu Grunde gehen, wenn sie nicht mit der Gesellschaft fortschreiten. Aber gerade weil dieses Element aus der Gegenwart genommen ist, ist es auch in der Gegenwart stark, und weil es stark ist, kann es geneigt werden, Mißbrauch von dieser Stärke zu machen. Der gewöhnlichste aber ist der, daß es, durch den Widerstand gereizt, den es in dem aristokratischen und königlichen Elemente findet, die ganze Macht an sich nehmen und den Staat aus einem Königthum in eine reine Republick verwandeln will. Diesen Irthum beging das demokratische Element im Jahr 1791 in Frankreich und stürzte den Thron. Nachdem es diesen gestürzt, ging es selbst in der Anarchie unter, und die Anarchie wurde dann wie gewöhnlich ein furchtbarer Boden für die Despotie. Meist sind alle gute Köpfe im 20. Jahre Republikaner, und ein Gemeinwesen, das auf die Basis einer vollkommenen Gleichheit geordnet ist, scheint ihnen das beste. Im 30.

Jahre, nachdem sie Machiavelli, Montesquieu, Möser studirt, finden sie, daß die Gesellschaft sich auf eine andere Weise bewegt, als sie es sich vor zehn Jahren vorgestellt haben. Im 40. sind sie der Meinung, daß die erbliche Monarchie die vollkommenste Verfassung für einen großen Staat ist und daß die Völker nicht ohne Ursache immer nach dieser gestrebt. Man gewinnt also schon dadurch ungemein, wenn man, wie in Frankreich, bestimmt, daß die welche gewählt werden, 40 Jahre alt seyn müssen, und die welche wählen, 30. Ferner dadurch, daß nur Meistbeerbte können gewählt werden, denen mit bürgerlichen Unruhen und mit einem Déplacement des fortunes nicht sonderlich gedient ist, und die daher in sich gehen, wenn die Minister ernsthaft mit ihnen reden und ihnen die Gefahr zeigen, in welche sie den Staat bringen — und nicht blos das Ministerium. Endlich regelt man die Deputirtenkammer durch das aristokratische Element der Pairskammer, das jeden Beschluß der Deputirtenkammer lähmen kann, indem es nicht denselben Beschluß faßt und hierdurch keine Zustimmung gibt. Hierzu kommt, daß es zu den Vorrechten der Krone gehört, daß sie in jedem Augenblicke die Deputirtenkammer vertagen kann, oder aber auflösen und dann von den Meistbeerbten eine neue kann wählen lassen. In dieser Einrichtung liegt eigentlich das Geheimniß der Erhaltung, denn wie auch eine Deputirtenkammer beschaffen seyn mag, die Krone kann sie zum Stillstande bringen, weil sie die Maschine auflösen und in ihre Bestandtheile zerlegen kann, wo dann alle Deputirten sich gleich wieder unter das Volk verlieren, und ihr Urtheil von den Meistbeerbten empfangen, indem sie vor den Richterstuhl der Wahlen gestellt werden. Tacitus sagt (33, 878): „Denn alle Nationen und Städte werden entweder vom Volke oder den Vornehmsten oder von einem Einzigen regiert. Ein Staat, wo das Beste von jeder dieser drei Regierungsformen vereinigt erscheint, ist leichter anzupreisen als hervorzubringen und kann, wenn er auch einmal zur Wirklichkeit kommt von keiner Dauer seyn.“ Das Urtheil eines Mannes, der so viel über Staatsverfassung nachgedacht und so sehr in der großen Welt gelebt, ist von einem großen Gewichte. Aber Tacitus kannte die neuen Formen der Gesellschaft nicht, welche diese angenommen, seit durch die Erfindung der Druckerei, der Zeitungen und der Posten eine öffentliche Meinung andrer Art entstanden ist, welche über die ganze Fläche des Staates zerstreut ist und nicht blos in der Hauptstadt concentrirt, wie in den Staaten der Alten. Das flache Land und die Städte in den Provinzen reden ebenfalls mit, und da sie die Mehrheit der Stimmen haben, da ⅘ aller Einwohner immer auf dem Lande wohnen, so kann keine Faction in der Hauptstadt gegen sie aufkommen. In diesem Verständigtseyn über das allgemeine Interesse des Staates liegt die Möglichkeit der Erhaltung der Staatseinrichtung und dieses ist jetzt durch den leichten Verkehr, in welchem alle gebildete Männer mit einander durch Bücher und Zeitungen stehen, leichter möglich, als zu den Zeiten der Römer. Soll die öffentliche Meinung gut unterrichtet seyn, so muß über das Oeffentliche auch öffentlich geredet werden. Dieses geschiehet in der Kammer der Gemeinen, in welcher die Minister mit den Verständigsten des Landes die Angelegenheiten desselben verhandeln, und indem diese Verhandlungen in den Zeitungen gedruckt werden, verbreitet sich eine große Verständigkeit über die Landesangelegenheiten, da jeder hört, wie die Männer darüber reden, die am besten unterrichtet sind, und dies sind

ch unstreitig die Minister. Noch ein Umstand darf nicht unerwähnt eiben, der ungemein zur Erhaltung dieser Verfassung beiträgt, ann sie einmal im Staate vorhanden ist. Der Fürst lernt alle alente kennen, die in der Nation vorhanden, da diese durch den türlichen Mechanismus der Dinge in die Höhe getragen werden, lbst wenn sie auch bloß als Advocat oder Zeitungsschreiber ihre potische Laufbahn anfangen. Unter diesen Talenten wählt er seine inister. Er hat keine Ursache, daß er den beschränkten Köpfen den orzug geben sollte, und am Ende hält sich auch einer Kammer genüber immer nur ein talentvolles Ministerium. — enn sobald größere Talente in der Kammer sind, muß entweder s Ministerium fallen oder es muß sie an sich ziehen und in sich fnehmen. Hierdurch kommt es dann, daß stets die größten Talente Ministerio sind, wie man auch jetzt solches in Frankreich sieht, von Allem, was in der Kammer gesprochen wird, stets das beste, s klarste, das stärkste von der Seite der Regierung und der Mister kommt. Eine Regierung, die stark ist und aus großen Talen besteht, ist zugleich eine kühne, und eine solche geht nicht zu Grunde. erzu kommt noch, daß bei dieser Staatseinrichtung das Ministerium mer aus gleichartigen Elementen besteht — indem es sich durch e Coalition bildet — und daß es immer einig ist, weil es sich mer vertheidigen muß. Ein Fürst von großem Geiste wird eine che Verfassung als die würdigste erkennen und zugleich als die, in lcher es ihm am leichtesten ist, das ganze Leben des Staates zu ersehen und seine Pflicht als Fürst zu erfüllen. Er soll nämlich den taat erhalten, indem er die Ordnung der Gesellschaft erhält, in der sich bewegt. Die Bewegung sebst überläßt er aber der esellschaft, so wie der Natur die Folge der Jahreszein. Denn jeder Staat ist ein Gemeinwesen, jedes Gemeinwesen ist nach setzen geordnet und die Einrichtung sey nun so oder anders gemacht, r Staat ist immer ein Gemeinwesen; und so lange man den Begriff es Gemeinwesens nicht verläßt, wird man jedem Gliede immer seirichtige Stelle anweisen können, dem Könige, dem Adel, den Minisrn, dem Volke. An diesen Begriff des Gemeinwesens hat auch wohl iedrich der Große gedacht, als er sagte; der König wäre der ste Beamte des Staates. Nun ist zwar jede Gesellschaft, so e die Ehe, göttlicher Natur, und indem das Königthum der Gipfel r Gesellschaft ist und der Mittelpunkt aller Institutionen, ist in ihm es Göttliche in höherem Grade vorhanden, als in jedem andern Theider Gesellschaft; allein irriger Weise hat sich aus der Lehre des Papstims ein Wahnbegriff von der göttlichen Sendung der Könige entwilt, und aus diesem jene Lehre des blinden Gehorsams, zu dem die lker verpflichtet wären, weil ihnen Gott die Könige als seine Stattlter gesendet. Diese Leser hat England lange bewegt, und die Stuts, welche sie behaupteten, um einen der schönsten Throne von Europa racht*). Bei den Germanen konnte jeder Hausherr (Wehre), der in

*) Das gratia Dei, welches die Könige in ihren Titeln haben, ist andern Ursprungs. Bei den Germanen konnte kein Mann den andern strafen, da alle in ihrer Wehre mit priesterlicher und königlicher Gewalt verrichten. Nur der Priester der Manni war beim Zuge der Generalgewaltiger und er konnte strafen, allein nicht auf Befehl eines Menschen, sondern als auf den Befehl Gottes, „gratia Dei." Hierdurch blieb die Würde des Mannes ungekränkt. Die gesalbten Könige nahmen dieses gratia Dei mit in ihren Titel als Zeichen, daß die priesterliche und königliche Würde in ihnen vereinigt sey.

eine Mannie getreten, sich von dieser trennen und in den Naturzustand des Krieges zurücktreten, vermöge der souverainen Gewalt, die in jedem Hausvater wohnte, der auf seinem Ackerhofe und dessen Umwallung als Priester und König herrschte. Indem nun die Gesellschaft sich gegen ihn bewaffnete, strafte sie ihn, wenn er unterlag, nicht jure imperii, sondern jure belli. Und so es ist auch noch, und alle Rednerei, die man über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs geführt, ist leer, wenn man von diesem Gesichtspunkte ausgeht (s. d. Art. Aufruhr). Es leidet keinen Zweifel, daß jeder Hausherr sich von dem Staatsvereine, in den er getreten, wieder lossagen kann, vermöge der priesterlichen und königlichen Gewalt, die in jedem Hausherrn wohnt. Er tritt dann in den Naturzustand des Krieges zurück, in welchem er seine Gefahr auf seine eigne Hand bestehen mag; da er nicht mehr im schützenden Vereine der Gesellschaft lebt, wenn er in diesem Kriege unterliegt und Gut und Leben verliert, so verliert er dieses jure belli und nicht jure imperii. Anders ist es mit den Schutzverwandten, welche zwischen den Staatsbürgern wohnen. Diese werden als Aufrührer gestraft, die sich gegen die Gesellschaft auflehnen, in deren Schutz sie sich begeben *). Eine Monarchie ist das vollendete Königthum, dessen Grundlage das regierende Haus, im Laufe der Jahrhunderte mit dem Volke zu einem Ganzen verwachsen ist. Ihre Stärke liegt in der Einheit, die der regierende König gibt und in der Vollkommenheit der Gesetzgebung, da der ganze Staat sich nach Gesetzen bewegt. In jedem Staate, in der Autokratie, wie in der Synkratie, muß eine verfassungsmäßige (oder herkömmliche) Theilung der Geschäfte statt finden, wenn die Staatsgewalt gesetzmäßig ausgeübt werden soll. Die, welche Recht sprechen, haben keinen Theil an der Verwaltung, und die, welche Einfluß auf die Entwerfung der Gesetze haben (die Volksdeputirten), haben keinen auf die Ausführung derselben; sie sprechen kein Recht nach diesen Gesetzen und sie haben keinen Antheil an der Verwendung der Steuern, die sie bewilligen. Durch diese Theilung der Geschäfte hält eine Institution immer die andere in den Schranken der Verfassung und ver-

*) Uebrigens hat bisher in der Charakteristik der verschiedenen Staatsformen viel Unbestimmtheit der Begriffe geherrscht. Man hat nicht gehörig die innere Staatsform von der äußern unterschieden. Jene sollte man die Regierungsform (Kratie), d. i. diejenige Einrichtung eines Staates nennen, welche die Art der Ausübung der höchsten oder Staatsgewalt betrifft; diese — die äußere — sollte die Herrschaftsform (Archie) heißen, welche die Darstellungsart der höchsten Gewalt bezeichnet. Hierauf beruht der wesentliche Unterschied zwischen Autokratie und Synkratie, zwischen Monarchie und Polyarchie. Die alte Aristotelische Unterscheidung von Monarchie, Aristokratie, und Demokratie (oder Politie, wie Aristoteles sagte) reicht bei weitem nicht aus, weil sie die äußere und die innere Staatsform, die Darstellungs- und die Ausübungsart der höchsten Gewalt unter einander mischt. Die Monarchie sowohl als die Polyarchie — wenn Einer oder Mehrere die höchste Gewalt darstellen — kann bald eine Autokratie — wie Rußland und die ehemalige Republik Venedig — bald eine Synkratie — wie Großbritannien und mehrere Schweizer-Kantons — seyn. Was wir jetzt repräsentative oder stellvertretende Verfassung nennen, ist nichts anders als Synkratie, d. h. diejenige Staatsform, vermöge der der Monarch oder auch die Polyarchen, als Darsteller der höchsten Gewalt, diese Gewalt nur unter Mitwirkung des Volkes durch dessen Stellvertreter ausüben, im Gegensatze der Autokratie, d. h. derjenigen Staatsform, vermöge welcher der Monarch oder auch die Polyarchen, als Darsteller der höchsten Gewalt, diese ohne alle Mitwirkung des Volks ausüben. Uebrigens stehe die Autokratie (die unbeschränkte Monarchie oder Polyarchie) unter dem Gesetz, das sie selbst gegeben. Nur die beiden Staatsungeheuer, welche jede Form ausschließen, weil sie keine haben, die Despotie und die Anarchie in welchem es jeden Tag anders ist, bewegen sich nicht nach Gesetzen, so wie der Tolle, der jeden Tag eine andere fixe Idee hat, nicht nach Gesetzen denkt. D. Red.

hindert sie, ihre Gränze zu überschreiten. Die Institution der Minister hält die Institution der Deputirten in ihren Schranken und diese wieder jene. Das Wesentliche dieser Staatseinrichtung beruht darauf, daß jeder Act der Verwaltung und der Rechtspflege sich auf ein Gesetz beziehen muß, so daß immer den Gesetzen gehorcht wird und nicht bloß den Staatsdienern. Nun können aber die Minister dem Könige keinen Gesetzentwurf vorlegen, der nicht früher die Zustimmung der Kammern gehabt. Das Volk gehorcht also immer solchen Gesetzen, zu deren Entwurf es seine Zustimmung gegeben. Unter diesen Gesetzen ist das wichtigste das der Steuererhebung. Doch kann der Fürst von dieser Steuerbewilligung in Hinsicht der Unterhaltung seines Hofes unabhängig seyn, weil für diesen die Krondomainen vorhanden sind. Da für die neu hinzugekommenen Ausgaben neue Steuerausschreibungen erfoderlich sind, muß auch der Finanzplan immer aufs neue vorgelegt werden, weil die neuen Bewilligungen gewöhnlich nur auf ein Jahr gemacht werden. Da die Minister ohne das Steuergesetz die Verwaltung nicht fortsetzen können, sind sie genöthigt, sich so zu betragen, daß sie in den Kammern immer die Mehrheit auf ihrer Seite haben. Ein unredlicher, ein verschwenderischer, ein talentloser Minister wird sich aber nie in der Mehrheit erhalten können, und so wird denn diese Regierungsart zuletzt immer die Aristokratie der rechtlichsten und talentvollsten Männer, die in der Gesellschaft vorhanden. Für gewisse Arten von Vergehen können die Kammern die Minister vor Gericht stellen. Nämlich, wenn sie der Verrätherei oder der Verschwendung oder Veruntreuung des Staatsvermögens sich schuldig gemacht haben. In diesem Falle tritt die Kammer der Gemeinen als Kläger bei der Kammer der Pairs auf, welche sich dann in den hohen Gerichtshof des Reichs umbildet und die in den Anklagestand gestellten Minister vorfodert. Dieses ist ein Fall, der indeß fast gar nicht eintritt, denn das Ministerium ist immer das Ministerium der Mehrheit in den Kammern, und sobald er schlecht wird, fällt es, indem es die Mehrheit verliert. Denn bei der großen Durchsichtigkeit des ganzen Staatshaushaltes und bei den Kenntnissen, die die Opposition vom Regierungswesen hat, können die Fehltritte der Minister kaum auf eine Woche lang der Kammer verborgen bleiben. Die Oeffentlichkeit und die Freiheit der Presse sind nothwendige Bedingungen dieser Regierung. Vergl. d. Art. Preßfreiheit und Preßgesetze*). Bg.

Staatsverwaltung (administratio civilatis), wird von der Staatsverfassung unterschieden, und ist die wirkliche Ausübung der Staatsgewalt, oder die Regierung, besonders insofern sie gewissen

*) Aus dem Gesagten folgt, daß ein Staat auch ohne Verfassungsgesetz sehr gute Verwaltungsformen haben kann; aber er kränkelt stets an einem ungewissen Zustande: denn wer bürgt dafür, daß der Monarch oder die Polyarchen sich nicht an die Stelle des Gesetzes, das die Verwaltung bestimmt und leitet, setzen, woraus nothwendig Despotie oder Anarchie — meistens in einzelnen Fällen — entstehen muß. Und wo gibt es Schuz gegen diese einzelnen Anfälle von Despotenlaune oder planloser Willkür, wenn man sich nicht auf ein Verfassungsgesez berufen darf, das, wie der aragonische Justizia, der stumme Richter zwischen dem Herrscher und dem Beherrschten ist? Ein Monarch, der nie der Staat selbst ist, sondern nur der Schlußstein des Staatsgebäudes, wird selbst seine Macht gesicherter und freier ausüben, wenn er, der Schlußstein, durch ein festes Gewölbe getragen wird, durch eine gute Verfassung, welche selbst den Autokraten dem Gesez und der Ordnung der Verwaltung unterwirft. Worauf beruht endlich der Staatscredit? Zulezt doch nur überhaupt auf einer Verfassung, welche das National- und das Staatsvermögen, so wie die Verwaltung des leztern, einem Geseze anvertraut, das von zufälliger Persönlichkeit unabhängig ist. D. Red.

Aemtern übertragen ist; hier unterscheidet man in neuerer Zeit die collegialische und die bureaukratische Verwaltung (Bureaukratie). Letztere ist die Verwaltungsart, wo die Geschäfte der Staatsverwaltung oder eines Verwaltungszweiges einem einzigen Vorsitzenden (Präsident, Director) übertragen ist, welchem andere Geschäftskundige (Räthe) nur mit berathender Stimme zur Seite stehen, und bearbeiten, was ihnen jener aufgibt — so herrschte z. B. sonst in Frankreich das Ansehen der Präsidenten über das der bloß consultirten Räthe. Collegialisch ist dagegen die Verwaltung, wo jene Geschäfte gewissen Collegien übertragen sind, in denen die Stimmenmehrheit entscheidet. Sie ist volksthümlicher als die Bureaukratie, welche besonders da statt findet, wo Ministerialgewalt herrscht. Betrifft jedoch die Verwaltung solche Gegenstände, bei welchen es auf schnellen Entschluß und pünktliche Vollziehung ankommt, (z. B. Steuer-, Domainen- und Staatskassenverwaltung) so ist die bureaukratische Verwaltung sehr nützlich und zweckmäßig, wenn nur die Directoren wirklich und fortdauernd verantwortlich gemacht sind. Hingegen muß bei allen Gegenständen der Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege die collegialische Behandlung eintreten, bei welcher die Beschlüsse nach vorgängiger gemeinschaftlicher Berathung durch Stimmenmehrheit gebildet werden. Zu bemerken ist jedoch noch, daß man unter Bureaukratie auch den ausgearteten Zustand der Staatsverwaltung versteht, wo die öffentlichen Behörden sich der Regierung bemächtigt haben und sie nach Willkür ausüben, indem der Regent selbst nur ein Schattenbild ist und sonst kein Gegengewicht in der Verfassung den Mißbrauch ihres Ansehens verhütet.

Staatswissenschaft, s. Staatslehre.

Staberrad wird jedes unterschlächtige Wasserrad mit zwei Kränzen, zwischen welchen die Stäbe festsitzen, genannt. Gemeiniglich beträgt die Höhe eines solchen Rades 12 bis 18 Fuß, die Breite 4 Fuß und das Gefälle 2 Fuß.

† Stadion (Philipp Graf von), aus einer Familie in Oberschwaben herstammend, welche dem Hause Oesterreich stets eifrig ergeben gewesen und demselben große Dienste geleistet hat, wurde 1793 in Mainz geboren. Gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder Friedrich besuchte er die Universität Göttingen, und trat nach Beendigung seiner Studien unter Kaunitz in die diplomatische Laufbahn. Noch nicht 24 Jahre alt, wurde er als bevollmächtigter Minister nach Stockholm geschickt. Dies geschah in dem wichtigen und kritischen Augenblick, wo Gustav III. zu Gunsten der Osmanischen Pforte einen Angriff auf Rußland machte, der diesem sehr gefährlich hätte werden können, wenn es nicht dem Grafen Rasumovski gelungen wäre, in der schwedischen Armee einen Aufstand zu erregen, der die Plane des ehrgeizigen Königs lähmte. Stadion benahm sich bei diesen delicaten Verhältnissen mit großer Klugheit. Nach der Krönung Leopolds II. wurde er als Ambassadeur an das Cabinet von St. James gesandt. Da aber Thugut die wichtigsten Geschäfte durch den Grafen von Mercy d'Argentau verhandeln ließ, fand es Stadion angemessen, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Er blieb während der ganzen Dauer des Thugutschen Ministeriums ohne Anstellung. Im J. 1801 erhielt Graf Trautmannsdorf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und Stadion wurde jetzt als Minister erst an den berliner, dann 1805 an den petersburger Hof gesandt, wo er die

neue Coalition gegen Frankreich negocirte, während Metternich dasselbe Geschäft zu Berlin hatte. Der unglückliche Erfolg dieser Coalition ist in jedermanns Gedächtniß. — Er zog sich nach dem wiener Frieden von allen Geschäften zurück, übergab dem Grafen Metternich das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und ging auf seine Güter in Böhmen. Im Jahr 1813 wurde Stadion wieder zur Theilnahme an den großen Entwürfen dieser Zeit aufgefodert. Nach der unglücklichen Schlacht von Lützen (2 May) wurde er ins Hauptquartier des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen gesandt, wo er während des Waffenstillstandes vom 4. Juni den Beitritt seines Hofes zur großen Coalition unterhandelte. Später nahm er an den Verhandlungen zu Frankfurt, zu Chatillon und endlich an denen zu Paris den thätigsten Antheil. Nach dem pariser Frieden kehrte er nach Oesterreich zurück und erhielt das Finanzministerium. Ueber seine Leistungen auf diesem wichtigen Posten sehe man d. Art. Oesterreichische Staatspapiere.

Stael-Holstein (Anne Germaine von), geborne Necker, eine hochbegabte Frau, die man die größte Schriftstellerin aller Zeiten und Länder genannt hat, und ohne Uebertreibung wenigstens die geistreichste Frau unsers Zeitalters nennen kann. Seit Voltaire und Rousseau schrieb niemand mit gleicher Kraft in der französischen Sprache. Eine seltene Begünstigung äußerer Umstände trug viel bei, die Geistesanlagen zu entwickeln und eigenthümlich auszubilden, die sie der Natur verdankte. Ihr Vater, Jacob Necker (s. d. Art.) wohnte seit 1750, als Mitglied eines großen Handelshauses und später als Resident der Republik Genf, seiner Heimath, in Paris, wo Frau von Stael 1768 geboren wurde. Kaum war sie neun Jahre alt, als ihr Vater durch seine Erhebung zum Finanzminister (1777) den glänzenden Kreisen der Hauptstadt noch näher gerückt ward. Ihre Mutter, die Tochter eines Geistlichen in der französischen Schweiz, frommsinnig strengsittlich, lernfleißig und verständig, aber zu metaphysischem Grübeln geneigt, und in ihrem Benehmen gezwungen, übernahm die erste Erziehung ihrer Tochter, und früh lernte das lebhafte Kind mit angestrengtem Fleiße, und hörte viele Unterredungen an, die über die Fassungskraft seines Alters gingen. Das Neckersche Haus ward von den ausgezeichnetsten Männern der Hauptstadt besucht, und wie andere Frauen jener Zeit, die auf literarische Bildung Anspruch machten, sammelte sich Frau Necker berühmte Gelehrte um sich, unter andern Raynal, Marmontel, Thomas. Die Aufmunterung zum Reden, die das junge Mädchen in diesen Gesellschaften erhielt, und die vielen Anregungen ihres Geistes hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung ihrer innern Thätigkeit; sie bildeten die seltene Unterhaltungsgabe, wodurch Frau von Stael sich auszeichnete, und weckten früh ihre Neigung zu geistigen Kampfspielen, aber, da man in jenen Gesellschaften mehr auf glänzende und spitzfindige, als gründliche Erörterung der Gegenstände sich verstehen mochte, auch wohl den Hang zu auffallenden Meinungen, der sich besonders in ihren ältern Werken sichtbar macht. Das muntere Mädchen schloß sich jedoch seit früher Jugend weniger an die engsinnige Mutter, bei welcher sie einen peinlichen Zwang fühlte, und hing mehr an ihrem Vater, dessen Geistesstimmung der ihrigen verwandter war, und der es besser als Frau Necker verstand, den Geist seiner Tochter nach seiner Eigenthümlichkeit zu erregen. So bildete sich die gegenseitige Anhänglichkeit, die von seiner Seite als innige

Zärtlichkeit, mit welcher ein gerechter väterlicher Stolz sich vereinte, von ihrer Seite als schwärmerische Liebe, als eine fast an Anbetung gränzende Verehrung erschien. Mit so lebhaftem Entzücken aber Necker die Auszeichnung seiner Tochter und ihre herrlich erblühenden Geisteskräfte bemerkte, so wenig ermunterte er sie zu schriftstellerischen Arbeiten. Er, von Natur den Schriftstellerinnen abhold, hatte selbst seiner Frau solche Beschäftigungen untersagt, besorgt, daß der Gedanke, sie beim Eintritte in ihr Zimmer zu stören, ihm das Gefühl eines lästigen Zwanges geben werde. Um sich nicht einem ähnlichen Verbote auszusetzen, hatte seine Tochter sich seit ihrer zartesten Jugend in der Gewohnheit befestigt, Unterbrechungen ohne Unmuth zu ertragen, und gleichsam im Fluge zu schreiben, so daß es ihm, wenn er sie immer stehend, oder auf die Ecke eines Kaminsimses gestützt fand, nicht einfallen konnte, sie in einer ernsthaften Beschäftigung zu stören. Von ihrer zartesten Jugend an beschäftigte sie sich mit schriftlichen Arbeiten. Als im Jahre 1781 ihres Vaters berühmter Bericht über den Staatshaushalt (compte rendu) erschien, schrieb sie ohne ihren Namen einen Brief, welcher Neckers Aufmerksamkeit auf sich zog, der sogleich ihre Darstellungsweise darin erkannte. Bald nachher, in ihrem elften Jahre, machte sie Auszüge aus Montesquieu's Werke über die Gesetze, mit eigenen Bemerkungen begleitet, und selbst Raynal wollte um diese Zeit sie veranlassen, für seine Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien, einen Aufsatz über den Widerruf der Verordnung von Nantes zu schreiben. Ihre ältesten Schriften, die durch den Druck bekannt wurden, sind drei Erzählungen, die sie aber erst 1785 herausgab, worauf ein Lustspiel (Sophie 1786) und zwei Trauerspiele (Johanna Grey und Montmorency 1787) folgten. Das erste Aufsehen aber erregte die junge Schriftstellerin durch ihre Briefe über Rousseau's Schriften und Charakter (Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau), die im Jahre 1788 nur in wenigen Abdrücken bekannt gemacht wurden, im folgenden Jahre aber in einer vermehrten Auflage erschienen. Nicht lange vorher hatte Fräulein Necker das Band der Ehe, aber nicht aus freier Wahl, geknüpft. Ihr Herz scheint einem edlen Manne, dem Vicomte Matthieu de Montmorency, gehört zu haben, mit welchem sie während ihres ganzen Lebens durch innige Freundschaft verbunden war; aber der schwedische Gesandte in Paris, der Freiherr von Stael-Holstein, ein Mann von wackerer Gesinnung und edlem Benehmen, nur weit älter als sie, war desto glücklicher in seinen Bewerbungen, da Frau Necker, eine eifrige Protestantin, darauf bestand, daß die Wahl auf einen Mann ihres Glaubens fallen sollte, und sein König, dessen Liebling er war, ihm auf mehrere Jahre die Gesandtenstelle zusicherte, um Fräulein Necker gegen die Besorgniß zu sichern, Frankreich verlassen zu müssen.

Die Revolution, welche ungefähr gleichzeitig mit ihrer Verheiratung ausbrach, hatte auf ihre Geistesrichtung und ihr Schicksal einen entscheidend wichtigen Einfluß. Theilnahme am öffentlichen Leben mußte in ihrem Geiste früh und kräftig erwachen. Ihre Jugend fiel in die Zeit großer Ereignisse, welche, obgleich sie anfangs nur auf einen fernen Welttheil beschränkt zu seyn schienen, doch die leise vorbereitete neue Gestaltung Europa's beschleunigten; das erste Ministerium ihres Vaters (1777—81) brachte den häuslichen Kreis, worin sie aufwuchs, der großen Welt und dem Staatsleben noch näher, und

Verhandlungen über Staatssachen waren schon zu jener Zeit, selbst in den Gesellschaftssälen gebildeter Frauen, Hauptgegenstände der Unterhaltung. Mit den politischen Ansichten ihres Vaters vertraut und mit den freisinnigen Gedanken genährt, wodurch mehrere ausgezeichnete franz. Schriftsteller ihren Zeitgenossen eine neue Richtung gaben, mußte sie seit ihrer frühesten Jugend von Freiheitsliebe entflammt werden, und schon in ihrer Schrift über Rousseau ward diese Gesinnung kräftig ausgesprochen. „Weder ihrer Gemüthsart — sagt Frau Necker de Saussure — nach ihrem Schicksale konnte die allgemeine Bewegung gleichgültig seyn, da sie dem Mittelpunkte der gewaltigen Wirkung nahe war, durch ihren Geist sich zu allen aufgestellten Grundsätzen erhob, und durch alle Begebnisse in ihren Gefühlen berührt wurde. Wo alle Köpfe erhitzt waren, konnte ihr Kopf nicht gleichgültig bleiben. Sie bewunderte Englands Verfassung eben so sehr, als sie Frankreich liebte, der Gedanke, die Franzosen so frei zu sehen, als die Engländer, sie auf gleicher Linie zu erblicken in Beziehung auf alles, was die Rechte der Menschheit sichert und die Würde derselben aufrichtet, mußte ihre feurigsten Wünsche befriedigen, und wenn man erwägt, daß mit dieser Aussicht sich die Hoffnung verband, ihr Vater werde zu einer solchen Wohlthat beitragen und Dank dafür ernten, so wird man über ihre Begeisterung nicht erstaunen.“ Sie hat in ihrem nachgelassenen Werke umständlich erzählt, wie die großen Ereignisse sie ergriffen haben und welchen Antheil sie an der bewegten Zeit genommen. Ihres Vaters Verbannung (1787) machte einen eben so erschütternden Eindruck auf sie, als seine bald nachher (1788) erfolgte Berufung ins Ministerium und die hohe Volksgunst, die ihn umgab, das Herz der bewundernden Tochter erhoben. Als der Sturm der Revolution, der ihm bald zu mächtig ward, im September 1790 ihn zwang, für immer vom Schauplatze des öffentlichen Lebens abzutreten, und Zuflucht in seiner Heimath zu suchen, mußte seine Tochter mit den Ihrigen in Paris bleiben. Sie sah bald nach so feurigen Hoffnungen mit tiefem Schmerz ihre Erwartungen betrogen. „Bei einem Mitgefühle, welches selbst gegen gleichgültige Menschen so lebhaft war, daß es eigener Schmerz wurde, bei einem Abscheu gegen Willkühr, der alle Kräfte ihrer Seele erregte, ward sie bei dem Anblicke der Herrschaft des Schreckens mehr als irgend jemand mit Entsetzen erfüllt. Unter denjenigen, welche nicht die theuersten Gegenstände ihrer Zuneigung beweinten, konnte niemand mehr als sie leiden. Mit der innigsten Theilnahme an fremdem Schmerze, mit schrecklichen Besorgnissen für ihre Freunde, verband sich der Gedanke, daß der Name der Freiheit für immer geschmäht, und ihres Vaters Name gleiches Schicksal erfahren werde. Was sie auf Erden vergötterte, die Freiheit und ihres Vaters Ruhm, schien ein Streich niederzuwerfen.“ Während Robespierre's Herrschaft wirkte sie edelmüthig, selbst eigene Gefahr nicht scheuend, dem Tode Opfer zu entreißen, und hatte den hohen Muth, eine kräftige und beredte Vertheidigung der gefangenen Königin, die ihr noch immer abhold gewesen war, bekannt zu machen. Nach dem Aufstande vom 10. August verschob sie ihre Abreise von Tage zu Tage, da sie nicht allein sich retten wollte, während so viele Freunde in Gefahr schwebten. Am 2. September, als die Sturmglocke zu Aufruhr und Mord rief, wollte sie Paris verlassen, aber vom empörten Pöbel aufgehalten, entging sie nur durch eine wunderbare Vereinigung rettender Umstände seiner Wuth und kam glücklich

auf dem Landgute ihres Vaters an, das nun die sichere Zuflucht aller Unglücklichen ward, welche der Tyrannei in Frankreich entronnen waren. Als Schweden die französische Republik anerkannt hatte, ging ihr Mann wieder als Gesandter nach Paris, und auch sie kam 1798 dahin zurück. Die ruhigere Verwaltung, die mit der Herrschaft des Directoriums anhob, erlaubte ihr, Verbindungen anzuknüpfen, die sie benutzte, die Zurückberufung mehrerer Ausgewanderten zu bewirken. Barras ward ihr Beschützer, als die übrigen Directoren Verfolgungen gegen sie verhängen wollten, und sie gewann selbst so viel Einfluß, daß Talleyrand (s. d. Art.), der im Jahre 1799 aus seiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre nachdrückliche Empfehlung durch Barras zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Während dieser ruhigen Zeit wandte sie sich auch wieder zu den schriftstellerischen Arbeiten. Dahin gehören zwei politische Schriften: Ueber den Frieden mit dem Auslande — und über den innern Frieden, worin sie ihre Ansichten über Frankreichs Lage im Jahre 1795 mittheilte, und die merkwürdige Aeusserung niederlegte, daß Frankreich nur durch willkührliche Kriegerherrschaft zur gesetzmäßigen Monarchie gelangen werde. Ein Jahr später erschien eine Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker (De l'influence des passions sur le bonheur des individues et des nations. Lausanne et Paris 1796. 3te Aufl. 1797), ein Werk, das bei einem großen Reichthume tiefer und lichtvoller Gedanken doch keine vollständige Ausführung des vorgelegten Gegenstandes ist, und eine so verfehlte Anlage des Planes hat, daß es nicht als harmonisches Ganzes vollendet werden konnte. — Ihre häuslichen Verhältnisse nahmen ungefähr um diese Zeit eine unglückliche Wendung. Die Verbindung mit ihrem Manne, der in seinen Neigungen ihr wenig ähnlich war, und in Hinsicht auf Geistesbildung weit unter ihr stand, war vom Anfange an ziemlich kalt gewesen, wie es bei einem so ungleichen Verhältnisse nicht anders seyn konnte, zumal da sie bei aller schonenden Achtung, die sie ihm, wie man versichert, bewiesen hat, doch ihre Eigenthümlichkeit wie es scheint, ihm zu scharf entgegenstellte. Endlich als sie das Vermögen ihrer Kinder gegen den Einfluß seiner unbedachtsamen Freigebigkeit sichern zu müssen glaubte, wie uns Frau Necker de Saussure erzählt, kam es zu einer Trennung, die jedoch nicht lange dauerte; denn als er, von Altersschwäche und Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen brauchte, näherte sich Frau von Stael ihm wieder, und reis'te im Jahre 1798 mit ihm nach der Schweiz, aber er starb, ehe sie das Landgut ihres Vaters erreichte.

Den Mann, der auf das Schicksal ihres spätern Lebens einen so feindselig störenden Einfluß hatte, Buonaparte, hatte sie kurz vorher zum erstenmale gesehen, als er nach dem Frieden von Campo Formio (1797) nach Paris zurückkehrte. Der Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, hatte die Einbildungskraft der Franzosen lebhaft entzündet, und auch Frau von Stael näherte sich ihm wie sie uns selbst erzählt (Considérations sur la révol. franç II. 1797), mit einer verwundernden Bestürzung, wozu aber bald eine drückende Furcht sich gesellte. Je öfter sie ihn sah, desto schüchterner ward sie, und sie fühlte dunkel, daß keine Regung des Herzens auf ihn wirken könne. Sie hielt es dennoch für möglich, ihn für die Sache der schweizerischen Unabhängigkeit zu gewinnen, als man, um Geld zur Unternehmung gegen Aegyp-

ten zu erhalten, einen Einfall in die Schweiz machen wollte, wozu die Unruhen im Waadtlande den Vorwand liehen. Später sah sie selber, daß ihr Versuch mißlingen mußte, und sie gesteht offen, daß alle Fehler, die sie in der Politik begangen, aus ihrem Wahne geflossen, die Menschen seyen durch die Wahrheit, wenn sie ihnen mit Kraft vorgestellt werde, zu bewegen. Die Gefahr, welche der Schweiz drohete, trieb sie aus Paris und sie eilte zu ihrem Vater nach Coppet, wo bei dem Einfalle der Franzosen eine Schutzwache unter dem jetzigen Marschall Suchet ankam; bald nachher aber, als Genf mit Frankreich vereinigt wurde, kehrte Frau von Stael nach Paris zurück, um die Ausstreichung ihres Vaters von der Liste der Ausgewanderten zu bewirken. Eine ruhige Heiterkeit schien dem Abende seines Lebens aufzugehn, und Frankreich die Schuld der Gerechtigkeit ihm abtragen zu wollen. Auch Buonaparte besuchte ihn, kurz vor seinem Uebergange über den St. Bernhard, im Sommer 1800, und machte während der langen Unterredung einen guten Eindruck auf ihn, da er mit Vertrauen von seinen künftigen Entwürfen sprach. Neckers Wahrheitseifer aber verdarb alles. In seiner Schrift: Letzte Ansichten über Politik und Finanzen (dernières vues de politique et des finances), die er im Jahre 1802 herausgab, nannte er zwar Buonaparte den nothwendigen Mann, und rühmte den hohen Geist des Gewaltigen, aber er beurtheilte auch freimüthig die consularische Verfassung, und berührte Buonaparte's Entwurf, eine Monarchie in Frankreich zu gründen und sich mit einem neuen Adel zu umgeben. Buonaparte, der seine Entwürfe nicht zuvor verkündet wissen wollte, ließ Neckers Werk in den Zeitschriften angreifen; auf sein Geheiß schrieb der Consul Lebrun einen herben Brief an Necker, worin er ihm rieth, sich nicht mehr mit Staatsangelegenheiten abzugeben, und Frau von Stael wurde von Paris verbannt, unter dem Vorgeben, daß sie ihrem Vater falsche Berichte über Frankreich mitgetheilt habe. Während der Verbannung, die sie auf viele Jahre von ihrem geliebten Geburtsorte entfernte, lebte sie bei ihrem Vater in Coppet, meist aber auf Reisen, und nur einmal war sie seidem, im Jahre 1806, auf einige Tage heimlich in Paris.

Ihr schriftstellerischer Ruf war indeß desto höher gestiegen, da sie durch zwei Schriften, die sie nach langem Schweigen herausgab, auch viele Gegner gereizt hatte. Ihr geistvolles Werk über das Verhältniß der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen (De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales. Paris 1800, 2 Bde. 8.) fand viele Widersacher, unter welchen Fontanes der scharfsinnigste und würdigste war, und allerdings hat sie den Einfluß der Literatur auf den Charakter und das Glück der Menschheit wohl überschätzt, und über die vergangene und künftige Geschichte derselben zu zuversichtliche Behauptungen ausgesprochen. In einem weitern Kreise verbreitete ihren Ruf der Roman Delphine (1802, 3 Bde.), ihr treues Abbild, wie sie in ihrer Jugend war, die Schilderung eines durch Geist und Empfindung dem gewöhnlichen Maaße entweichenden Wesens, das mit den beengenden Schranken der Sitte und des Geschlechts in einen unglücklichen Kampf geräth, ein Werk, das von einigen Beurtheilern zu hoch erhoben, und von andern so tief herabgesetzt wurde, daß Frau v. Stael, die sonst nie zu ihren frühern Schriften zurückkehrte, sich gedrungen fühlte, in einem besondern Aufsatze den sittlichen Zweck der

Delphine zu vertheidigen. Einige Zeit nach der Erscheinung dieses Werks, im Jahre 1803 machte sie ihre erste Reise nach Deutschland. Die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters trieb sie bald zur Rückkehr, aber ehe sie die Schweiz erreichte, empfing sie (im April 1804) die Todesbotschaft. Ihr Herz blieb bis zu ihrem letzten Augenblicke mit des Vaters verehrtem Bilde beschäftigt, sie hörte nicht auf, mit ihm zu leben und fühlte sich durch ihn beschützt, getröstet, durch seinen Beistand aufgerichtet. „Alles was mein Vater mir gesagt hat – spricht sie (Considérations sur la révol. franç II. 311) zwölf Jahre nach seinem Tode – ist felsenfest in mir, alles was ich durch mich selber gewonnen, kann verschwinden, der Bestand meines Wesens aber ruht auf meiner Anhänglichkeit an sein Andenken. ich habe geliebt, was ich nicht mehr liebe, geachtet, was ich nicht mehr achte; der Strom des Lebens hat alles weggerissen, nur nicht diesen großen Schatten, dort auf dem Gipfel des Berges, der mir das künftige Leben zeigt." Die Stimmung, worein ihres Vaters Tod sie versetzte, entwickelte ihre Glaubensansichten, und machte die frommen Regungen ihres Gemüths beständiger und lebhafter. In dieser Stimmung schrieb sie jenen trefflichen Aufsatz über Neckers häusliches Leben, den sie der Sammlung seines Nachlasses (Manuscrits de M' Necker publiés par sa fille 1805) vorsetzte. In keinem ihrer Werke lernt man so genau sie selber kennen.

Um ihren Schmerz zu zerstreuen, reis'te sie im Jahre 1805 nach Italien. Seit dieser Zeit war A. W. Schlegel, den sie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr beständiger Begleiter, und sein Umgang ist nicht ohne Einfluß auf ihre Geistesrichtung und ihre Ansichten, besonders über Kunst und deutsche Litteratur, geblieben. Die Frucht ihrer Reise nach Italien war Corinna (Corinne ou l'Italie, Paris 1807. 2 Bde. 8 6te. Aufl. 1817. 3 Bde. 12.), das vollendetste, glänzendste ihrer Werke, besonders in Hinsicht auf Darstellung, ein Erzeugniß des Genius, worin ein Roman und ein reizendes Gemählde von Italien glücklich verschmolzen sind. Durch Friedrich Schlegels gelungene Uebersetzung ist es auch Eigenthum der deutschen Literatur geworden. Im J. 1810 ging Frau v. Stael nach Wien, um neuen Stoff zu dem Werke zu sammeln, das sie schon auf ihrer ersten Reise durch Deutschland entworfen hatte, einem Gemälde dieses Landes in Beziehung auf Sitten, Litteratur und Philosophie. Die Censur hatte die Handschrift des Werkes mit ängstlicher Sorgfalt durchgesehen und viele Stellen weggestrichen, aber kaum war der Druck vollendet, als die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiministers Savary weggenommen und sogleich vernichtet wurde. „Ihr seyd ein Volk und Ihr weinet!" hatte sie ja den Deutschen zugerufen, und der Geist, welcher überall in der Schrift wehte, war dem Interesse der Willkührherrschaft so sehr entgegen, daß die Unterdrückung des Buches zwar ungerecht aber nichts weniger als ungereimt war. Erst zu Ende des Jahres 1813 erschien das Werk (3 Bände) unverstümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris und in einer neuen Ausgabe zu Leipzig (bei Brockhaus), welche sich durch eine schätzbare Einleitung von Villers und dadurch auszeichnet, daß die im Texte übersetzte Stellen aus den deutschen Dichtern und Prosaisten im Original beigefügt sind. So reich dieses Werk an scharfsinnigen, geistvollen Gedanken ist, und so achtungswerth durch die Wärme, womit es den Franzosen deutsche Art und Kunst empfiehlt, so hat man doch mit vollem Rechte viele schiefe Ansichten und falsche Meinungen gerügt, und gerade

in dieser Schrift, mehr als in ihren andern Werken, einen auffallenden Mangel an Uebereinstimmung in Grundsätzen gefunden.

Frau von Stael ward nun härter verfolgt, und ihre Verweisung von Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Selbst ihre Freunde, welche die Verbannte besuchten, setzten sich grausamer Verfolgung aus. Den Aufenthalt auf dem väterlichen Landgute, den man ihr gestattete, verschönerte eine neue Verbindung, die sie ungefähr um diese Zeit unter Umständen knüpfte, die bezeichnend für ihre Eigenheit sind. Ein junger Offizier aus Südfrankreich, de Rocca, kam, durch Wunden geschwächt, aus Spanien zurück, wo er mit glänzender Tapferkeit gefochten hatte, und lebte in Genf. Einige theilnehmende Worte, die Frau von Stael zu ihm sprach, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und entflammten sein Herz und seine Einbildungskraft. „Ich werde sie so sehr lieben, daß sie mich am Ende heirathen soll,“ sagte er früh zu einem Freunde. Die Umstände begünstigten seine Wünsche. Frau von Stael, durch Leiden gebeugt, hatte sich schon länger mit dem Gedanken vertraut gemacht, einem geliebten Manne noch einmal ihre Freiheit zu opfern, und mit der Hoffnung, in England eine ruhige Zuflucht zu erhalten, nicht selten auch den Wunsch vereint, dort einen edlen Mann zu finden, den sie eines solchen Opfers würdig achten könne. Die neue Verbindung machte sie glücklich, wiewohl ihre Lage dadurch schwierig wurde, da sie die Bedingung festsetzte, ihre Ehe geheim zu halten. Sie hat es den Ihrigen selbst gestanden, daß sie dies mißbilligte, wie uns Frau Necker de Saussure erzählt, mit der Versicherung, ihre Freundin sey nur durch eine Scheu, wovon sie selbst ihr Muth nicht befreite, und durch die Anhänglichkeit an einen Namen, den sie berühmt gemacht, verleitet worden, auf einer Bedingung zu bestehen, die sie in eine zweideutige Stellung bringen mußte.

Sie wollte um jeden Preis das Land verlassen, wo sie Andere in ihr Schicksal zu verwickeln fürchtete, aber von Beobachtern und Kundschaftern umringt sah sie die Gefahren und Schwierigkeiten bei der Flucht. Sie kämpfte lange unschlüssig gegen den Gedanken, das Grab ihrer Aeltern und die Schweiz, ihr zweites Vaterland, zu verlassen, und wie eine Verbrecherin über Land und Meer zu fliehen. Im Frühjahre 1812 im letzten Augenblicke, wo die Flucht noch möglich war, entschloß sie sich endlich zur Abreise, als man sie sogar mit Gefängniß bedrohte, wenn sie sich nur einen Tag von ihrer Wohnung entfernen würde. Sie eilte, von den französischen Heeren verfolgt, über Wien nach Moskau. Bei dem Vorrücken der Franzosen ging sie nach Petersburg, und bald darauf, im Herbste 1812, nach Stockholm. Hier erschien ihre kurz vorher vollendete Schrift über den Selbstmord (Reflexions sur le suicide), worin sie die Hülfsmittel aufzeigt, die Religion und Moral dem Unglücklichen darbieten, mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden, der sie sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Im Anfange des folgenden Jahres ging sie nach England, wo sie großes Aufsehen machte. Sie war noch in London, als die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris ankam, und auf die Frage eines englischen Ministers, was sie wünsche, hatte ihr lebendiges Vaterlandsgefühl nur die offene Antwort: Buonaparte möge siegen und — fallen. Nach langer Verbannung, deren traurige Ereignisse sie in einer besondern Schrift (Dix années d'exile) theilweise erzählt hat, welche in der Sammlung ihrer Werke erscheint, landete sie im Jahre 1814 zu Calais, und die ersten

Menschen, die sie am Ufer sah, waren — preußische Soldaten. Die fremden Fürsten empfingen sie mit hoher Auszeichnung, und ihr Einfluß hat nicht wenig beigetragen, den Rückzug der fremden Kriegsvölker zu beschleunigen. Im folgenden Jahre, als Buonaparte von Elba zurückkehrte, verließ sie Paris und eilte nach Coppet. Buonaparte ließ sie nach Paris rufen, da man sie bei dem neuen Verfassungswerke brauche, aber sie weigerte sich mit den Worten: „Er hat die Constitution und mich zwölf Jahre entbehren können und auch jetzt liebt er keine von uns beiden.“ Gleich nach des Königs Rückkehr erhielt Frau von Stael endlich durch Einschreibung ins große Buch Vergütung für die alte Schuld von zwei Millionen, die ihr Vater bei seinem Abschiede im öffentlichen Schatze zurückgelassen, eine Schuld, die einst selbst das Directorium anerkannte und in geistlichen Gütern bezahlen wollte, was aber Necker ausschlug; Buonaparte hingegen hatte seit 1802 keine Vorstellung darüber mehr angenommen.

In einem glücklichen häuslichen Kreise, an der Seite eines geliebten Gatten, eines trefflichen Sohnes und einer liebenswürdigen, höchst gebildeten Tochter, die mit einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten, dem Herzoge von Broglio, verbunden war, geachtet und gesucht von den geistreichsten Männern der Hauptstadt, und von der Hoffnung erhoben, ihr Vaterland nach so vielen Stürmen im Genusse einer freien Staatseinrichtung zu erblicken, lebte sie in Paris, und nur der Schmerz über Frankreichs Besetzung durch fremde Heere bewegte sie so lebhaft, daß sie sich vorgenommen hatte, ihre Heimath wieder zu verlassen und erst nach dem Abzuge der Verbündeten zurückzukehren. Bis zu ihrer letzten Krankheit beschäftigte sie sich mit den Betrachtungen über die wichtigsten Ereignisse der französischen Staatsumwälzung (Considérations sur les principaux évènements de la révolution française, Paris 1819, 3 Bde., 8. Leipz. bei Brockhaus 1819, 3 Bde.), worin sie der Nachwelt ein kostbares Vermächtniß hinterlassen wollte. „Es ist die Frucht, welche die belehrendste Vergangenheit in einem mit der Zukunft beschäftigten Geiste gereift hat.“ Wenige waren besser als Frau v. Stael im Stande, die Wichtigkeit der Gegenstände zu würdigen, die sie hier überschaute, und niemand hatte auch so wenig Anlaß als sie, die Thatsachen aus persönlichen Rücksichten zu beschönigen und zu entstellen; daher athmet das Werk den ächten Geist geschichtlicher Unparteilichkeit. Drei verschiedene Zwecke laufen darin neben einander: die Rechtfertigung des öffentlichen Lebens ihres Vaters, die treue Darstellung des Ganges und der Bedeutung der Revolution, und die Entwickelung der politischen Grundsätze, welchen die Huldigung unsers Zeitalters gebührt. Frau v. Stael hat diese Zwecke mit geübter Denkkraft und lebendigem Geiste durchgeführt. Wenn auch nach ihrer Darstellung der öffentlichen Wirksamkeit ihres Vaters noch nicht alle Zweifel eine befriedigende Lösung gefunden haben, so hat sie doch zu der gerechten Würdigung des edlen viel verkannten Mannes mit siegreichen Gründen gezwungen. In ihrer Darstellung der Revolution hebt sich Buonaparte's Schilderung hervor, die zu dem bedeutendsten gehört, was über den Außerordentlichen gesagt worden, obgleich man vielleicht nicht verfechten kann, was man behauptet hat, daß Buonaparte so auf die Nachwelt kommen soll, so auf die Nachwelt kommen wird, wie Frau v. Stael ihn geschildert hat. Ihre politischen Grundsätze stellen das gesetzlich freie Staatsleben ihrem Volke als das Ziel hin, dem es selbst durch die Verwirrung des Revolutionssturm es, oft

unbewußt, nachgestrebt hat, und ihr Zweck ist, zu zeigen, daß Frankreich eine der brittischen ähnliche Verfassung haben müsse. Aus diesen verschiedenen Zwecken aber, welche die Verfasserin sich vorgesetzt hat, entsteht der Mangel an Einheit des Planes, worin der Hauptvorwurf besteht, denn man dieser geistvollen, kräftig anregenden Schrift machen kann; den der Umstand, daß Frau v. Stael durch der Tod ereilt, dem ganzen Werke nicht die letzte Vollendung geben konnte, muß gegen andre Gebrechen nachsichtig machen. — Mitten in dem glücklichen Verhältnisse, dessen Frau von Stael sich erfreute, nahm der Tod sie hinweg. Seit dem Anfange des Jahres 1817 kämpfte sie mit den schmerzlichen Leiden, wozu der Kummer während ihrer Verbannung, ihr langer Winteraufenthalt im Norden (1812) und der Schmerz über den Verlust eines geliebten Sohnes, der sie ein Jahr später traf, den Keim gelegt hatten. Die Krankheit nahm gegen den Sommer eine bedenkliche Wendung. Schmerzlich war ihr das Scheiden vom Leben und von ihren Lieben, und furchtbar, wie sie selbst zu ihrem Arzte sagte, der Gedanke an die körperliche Auflösung, so wenig der Tod, moralisch betrachtet, Schrecken für sie hatte. Bis zu ihrem letzten Augenblicke behielt sie völlige Gemüthsruhe und hoffnungsvoll waren ihre Gedanken auf die Wiedervereinigung mit ihrem Vater gerichtet. Ich glaube zu wissen, sagte sie eines Tages, wie aus einem Traume erwachend, was der Uebergang vom Leben zum Tode ist, und bin überzeugt, Gottes Güte macht ihn uns leicht; unsere Gedanken verwirren sich und der Schmerz ist nicht sehr lebhaft. So ward es ihr gewährt. Lange vor ihrem stillen Hinscheiden war der schwere Kampf geendet. In den ersten Morgenstunden des 14 Jul. 1817 aus tiefem Schlaf erwachend, erwiederte sie auf die Frage, ob sie schlafe, ihrer treuen Pflegerin: Schwer und tief! Es waren ihre letzten Worte. Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme und Trauer. Unter der Aufsicht des deutschen Arztes Friedländer, der sie in Vereinigung mit dem alten Arzte Portale und dem erfahrnen Wundarzte Jurines behandelt hatte, ward ihre Leiche fast auf ägyptische Weise mumienartig gegen Verwesung verwahrt. In dem verschlossenen bleiernen Sarge wurde ein Spiegelglas über dem wohl erhaltenen Gesichte angebracht, und darauf die Leiche nach Coppet geführt, wo man sie in der Familiengruft, ihren Aeltern gegenüber, beisetzte. — Eine geistvolle Schilderung der seltenen Frau gab uns unlängst ihre vertraute Freundin und nahe Verwandte, Frau Necker de Saussure in Genf, in der Notice sur le caractère et les écrits de Mad. de Staël, welche der eben zu Paris begonnenen Sammlung der Werke der Frau von Stael vorgesetzt ist, und im 18ten Stücke der Zeitgenossen in einer vollständigen Verdeutschung mitgetheilt wird. Es muß hier auf diese treffliche Darstellung, welche Frau von Stael als Schriftstellerin, so wie in ihren häuslichen und geselligen Verhältnissen schildert, verwiesen werden; doch mögen auch hier ein Paar Züge des Bildes stehen, das die Verfasserin mit fester Hand, und zwar mit Liebe, doch nicht mit blinder Vorliebe, gezeichnet hat. „Sie zog unwiderstehlich an, und hatte sie anfangs in Erstaunen gesetzt, so wußte sie bald zu fesseln. Die Art von Kraft, die mißfällig seyn kann, war ihr nicht eigen, sie besaß eine verführerische Mischung von kräftiger Empfindung und Biegsamkeit des Charakters. Es war so viel Wahrheit, so viel Liebe, so viel Größe in ihr, die göttliche Flamme war so glühend in ihrer Seele, so hell in ihrem Geiste, daß man den edelsten Neigungen des

Innern zu folgen glaubte, wenn man sich an sie schloß, und man betrachtete sie als ein Wesen, das einzig war, durch die Theilnahme, welche sie einflößte, und durch die hinreißende dramatische Wirkung, die sie machte. Genie und Weiblichkeit waren innig in ihr vereint; wenn jenes durch sein Uebergewicht herrschte, so schien diese, bei ihrer regen Empfindlichkeit gegen Schmerz, sich zu unterwerfen, und zu der lebhaftesten Bewunderung gegen sie gesellte sich stets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang sie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendsten Aeußerungen seine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleide eine rührende, siegreiche Beredsamkeit; aber es war auch die Qual ihres Lebens. Diese außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieses Feuer, die in ihren Schriften sich offenbaren, konnten durch ihre Lebensschicksale nicht ausgelöscht werden. Ihre Seele war, wenn ich so sagen darf, lebenvoller als jede andere. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger zur Hingebung als zum Handeln, zuweilen auch fähiger zum Freudengenusse, aber auch empfänglicher für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geist war Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einsichten hat sie nur Trost geschöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit sie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erschütterte und ihre Ruhe störte. Und diese Gabe, die erhabenste vielleicht von allen, diese Gabe, einzig in ihrer Verbindung mit andern eben so erstaunlichen, machte sie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau. Es war ein zu großes Mißverhältniß zwischen ihr und Andern. Sie hatte das Geschick der Menschheit lange vorher begriffen, ehe sie sich zur Ergebung stimmte. Das Leben, zu bitter für sie in seinen Schmerzen, war ihr zu einförmig in den Genüssen, die es darbietet, und jener schöne Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, das Mißverhältniß zwischen unsern Wünschen und unserm Loose, erhielt bei dem Blicke auf Frau von Stael eine neue Kraft. Man glaubte einen höhern Geist zu sehen, den ein neidisches Schicksal dem Elende und den Täuschungen des Erdenlebens ausgesetzt und der bei seinen hohen Vorzügen das Leere und das Unglück dieses Lebens nur desto tiefer fühlte." — „Man sieht bei ihr bestimmt hervortreten, was in den meisten Seelen nur unbestimmt sich regt, weil sie nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geistesgaben außerordentlich war. Alles war eigenthümlich bei ihr, aber nichts Seltsames in ihrem Wesen. Keine fremdartige Form war ihr eingedrückt worden, und selbst die Erziehung hatte keine tiefen Spuren bei ihr zurückgelassen. So wie auf ihre Urtheile, die sich in ihrer Aufrichtigkeit ungestüm äußerten, die öffentliche Meinung nie Einfluß gewann, eben so wenig wirkten in ihrem Innern Eigensinn und Laune darauf ein. Man wurde von ihr in ein dichterisches Gebiet eingeführt, in eine neue, und doch der wirklichen ähnliche Welt, wo alle Gegenstände, wenn auch größer und auffallender, wenn auch lebhafter gefärbt, doch in ihren gewöhnlichen Formen und Verhältnissen erschienen. Keine in unserer Natur gegründete Eigenschaft und Stimmung ward bei ihr vermißt, und nur das Erkünstelte und Kindische allein ist ihr fremd geblieben. Für alle Gemüthsregungen war sie empfänglich, jedes begeisterte Gefühl ward von ihr begriffen, jede Ansicht von ihr aufgefaßt, und nichts Großes, nichts Bedeutendes hat sich in verschiedenen Erdgegenden und in verschiedenen Zeitpunkten der Gesittung im menschlichen Herzen entwickelt, das

nicht in ihrem Innern einen Anklang gefunden hätte. In der wichtigsten Beziehung endlich, in Hinsicht auf die Religion, kann das Beispiel der Frau von Stael auch belehrend seyn. Dieser selbstständige Geist, dieser Verstand, dem jedes Licht so willkommen war, überzeugte sich von Tage zu Tage mehr von den hehren Wahrheiten des Christenthums. Das Leben hat für sie seine Bestimmung erfüllt, denn durch so viele Wechsel führte es sie zu jenem großen Gedanken, wohin wir alle auf so verschiedenen Wegen gelangen." — „Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Erziehung, die sie dem Leben verdankte. Begabt mit der empfänglichsten Seele, in einem Alter, wo die ganze beseelte Schöpfung dem Rufe zur Erhöhung der Fähigkeiten zu folgen scheint, erweitert und übt sie unaufhörlich ihren Geist. Freundschaft und Kindesliebe haben bei ihr eine schwärmerische Stimmung. Die ersten frommen Regungen empfängt sie auch als ein Gefühl und vielleicht als die Quelle der erhabensten Empfindungen. Die Jugend kommt, das Alter, wo die Vernunft sich in Zweifeln regt und zugleich die Begeisterung ihre Flügel hebt, wo das Herz alles, der Geist nichts glaubt, wo die Untersuchung aller Fragen zur Verweisung aller Urtheile führt, und wo sehr oft bei einem rauhen Stoicismus der Grundsätze die Sophismen der Leidenschaften nichts vermögen. Der Einfluß dieser Lebenszeit und eines mit ihr einstimmigen Zeitalters mag bei Frau von Stael merklich seyn; aber der Gedanke an die Gottheit ist unverändert in ihrem Herzen geblieben, und eine frühzeitige Beobachtungsgabe führt bald zu dem großen Ereignisse, daß die Leidenschaften nicht glücklich machen. Sie erklärt alle irdischen Gefühle für gefährlich, und bei dem Schiffbruche ihrer Hoffnungen sieht sie kein sicheres Rettungsmittel, als Mildthätigkeit und Ergebung, zwei ganz christliche Tugenden, welchen sie unter andern Namen huldigt. Späterhin richtet sie ihren forschenden Blick auf die Geschichte und die Werke des menschlichen Geistes; sie erstaunt über ihre Entdeckungen und das Christenthum erscheint ihr in seiner wahren Gestalt. Der große Einfluß, und noch mehr die Schönheiten desselben erwecken ihre Ueberraschung. Sie fühlt, daß nur eine geheime Uebereinstimmung mit dem Herzen und mit allem was gut und groß in unserer Natur ist, jene Wirkungen erklären kann, und allmählich bereitet sie sich, eine der „Menschheit heilsame Lehre als ein göttliches Gesetz anzunehmen." Ueber die schriftstellerische Eigenheit der Frau von Stael sagt die Verfasserin: „Man könnte unter allen Schriftstellern Rousseau am ersten in Vergleichung mit ihr stellen, weil sich bei ihm dieselbe Vereinigung von Geisteskräften fand; aber er unterscheidet sich darin von ihr, daß er diese Kräfte nicht auf ein gemeinschaftliches Ziel richtete. Oft verläugnete er die edelste Hälfte seines Wesens, und die ganze Spitzfindigkeit seines Geistes aufbietend, um seine Gefühle Lügen zu strafen, war er ein Zweifler in der Philosophie und Menschenhasser im Leben mit jener Seelengluth, die Glaube und Liebe entzünden. Er war ein vollkommenerer Meister in seiner Kunst; seine Darstellungen sind vollendeter, tiefer gedacht vielleicht, und doch steht er durch mindere Aufrichtigkeit, durch mehr Rederei, mehr Sophismen, als Denker unter ihr, während sein wilder Stolz, seine herbe, rauhe Sinnesart, seinem Talente eine finstre Gluth gegeben, die gar nicht dem edlen Feuer gleicht, das Frau von Stael beseelt. Das Menschengeschlecht, das Rousseau zu lieben glaubte, war nur ein, ihm selber unbekanntes Ideal. Frau von Stael liebt, was sie umgibt, und trägt auf die Menschheit ihre Zuneigung gegen ihre Angehörigen

über. Was vielleicht ihrer Darstellung an Vollendung abgeht, wird mehr als ersetzt durch den Zauber der ersten Aufwallung, durch die Frische der Begeisterung, wenn man so sagen darf. Es ist ein Bach, der lebendig aus der Quelle springt und funkelt in seinem Hinrieseln. Ihr Talent ist aber auch noch auf andere Weise, als durch jene Vereinigung verschiedener Geisteskräfte ausgezeichnet. Jede hat eine auffallende Eigenthümlichkeit, und doch haben alle das gleiche Gepräge, das der Frau von Stael eigen ist. Dieses Gepräge verdankt sie ihrem Charakter, sie verdankt es der Kraft, so wie der Beweglichkeit ihrer Eindrücke, den plötzlichen Aufwallungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, aber auch dem Umstande, daß sie nie die Weiblichkeit verleugnet. Vielleicht ist dies das Geheimniß ihres Zaubers. Sie spricht als Frau zu dem Leser, sie setzt sich persönlich mit ihm in Beziehung, um ihm zu sagen, was in ihrer und seiner Seele vorgeht, aber sie weiß sehr wohl, daß man die Ansprüche ihres Geschlechts sehr bald vergessen würde, wenn sie aufhörte, ihm liebenswürdig und anziehend zu erscheinen; mag sie daher ihn aufzuklären oder zu blenden suchen, sie läßt ihre Ueberlegenheit nie drückend fühlen, und mag sich nie einen Vorzug anmaßen. Es scheint, der Zufall habe ihr einen guten Platz vor der Bühne der sittlichen Welt gegeben, und sie erzählt uns den aufgefaßten Gedankengang." Die Freundin hat nur leise die Mängel der Darstellung berührt, welche sie besonders in den ältern Schriften der Frau von Stael findet; aber es möchte sich wohl im Allgemeinen behaupten lassen, daß der Geschmack der Frau von Stael nicht ganz rein, ihr Styl unregelmäßig und anspruchvoll ist, und ihr Streben nach Wirkung und die nothwendig daraus entstehende Uebertreibung zuweilen der Richtigkeit ihres Urtheils nachtheilig gewesen sind und der Darstellung von Thatsachen eine verdächtige Farbe gegeben haben. In allen ihren Werken aber, selbst in denjenigen, die man mehr als eine Sammlung herrlicher Bruchstücke, denn als durch Einheit verknüpfte Darstellungen betrachten muß, findet man weit mehr eigenthümliche, tiefe Beobachtung, größern Scharfsinn bei lebhafter Einbildungskraft, philosophischere Blicke auf das Menschenherz, die Politik und Literatur als in vielen andern Schriftstellerinnen. Manche ihrer Meinungen, zumal über Lebensverhältnisse, mögen die Prüfung nicht aushalten, weit untadelicher aber ist sie in der Politik, wo sie sich stets als eine warme Freundin und Schutzrednerin der Freiheit und freisinniger Grundsätze zeigt, und mehr beneidenswürdig als tadelnswerth erscheint jene empfängliche Stimmung, die nach allem, was sie erfahren und gelitten, sie noch immer verleitet, das Verdienst früherer Versuche zu politischen Verbesserungen zu überschätzen, und die Hoffnung auf deren künftiges Gelingen zu hoch zu spannen. Mag sie auch mit zu großer Zuversicht eine bessere Zukunft verkünden, ihre Schriften wirken doch kräftig dahin, ihre Vorhersagung zu rechtfertigen. W. A.

Staffa, eine der hebridischen Inseln, welche wüst und unbewohnt, aber berühmt wegen der Fingalshöhle und des Riesendamms ist. (S. beide Art.)

Stägemann (F. A. von), k. preuß. Staatsrath, Sohn eines Landpredigers, ist 1763 in der Uckermark geboren. Früh seiner Eltern durch den Tod beraubt, kam er nach Berlin in das Schindlerische Waisenhaus, besuchte dann 1782 das treffliche Gymnasium zum grauen Kloster, und ging nach Halle, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er bei der Re-

gierung in Königsberg angestellt, bald in höhere Geschäfte gezogen und 1806 als Mitglied des Generaldirectoriums und Hauptbankocommis-sarius nach Berlin berufen. 1807 wurde Stägemann vortragender Rath beim jetzigen Staatskanzler, dem Fürsten von Hardenberg, und nach dem unglücklichen Tilsiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergesetzten Immediatcommission. Während des nun folgenden Ministeriums des Hrn. von Stein stand Stägemann die-sem (bis 3. Dec. 1808) als vortragender Rath zur Seite und ward auch als solcher zur Regierung der Kriegscontributionsgeschäfte mit nach Erfurt gesandt, 1809 ward er Staatsrath und seit dem Wie-dereintritt des jetzigen Fürsten Staatskanzlers in das Ministerium 1810) fortwährend im Wirkungskreise desselben beschäftigt so daß er ihn auch in dem ganzen Befreiungskriege und späterhin nach Wien zum Congreß begleitete. 1819 wurde er an die Spitze der Redaction der Staatszeitung gestellt, deren Bestimmung, auf die öffentliche Mei-nung im Sinne der Regierung einzuwirken, jedoch nur unvollständig erreicht zu werden scheint. Als Dichter hat Stägemann in seinen herr-lichen, gemüthreichen und kräftigen vaterländischen Gesängen, die eine vertraute Bekanntschaft mit der classischen Literatur beweisen und den kühnsten Geistesflug athmen, ein Denkmal hingestellt, das in der gro-ßen Zeit von 1812-15 mächtig gewirkt hat, nach seinem ganzen Kunst-werth aber vielleicht erst von der Nachwelt gewürdigt werden wird.

Stahlfederwage, eine Art Ziehwage, welche aus einer nach einer Kreislinie gebognen stählernen Feder besteht, deren Scala auf der einen Seite 1-170, auf der andern von 150-340 Pfund angibt.

Stallfütterung, s. Rindviehzucht.

Stände-Versammlungen. Der wichtigste Gegenstand, wel-cher gegenwärtig das öffentliche Leben der Völker beschäfftigt, ist eine auf Repräsentativ-Verfassungs-Gesetze gegründete, freie Volksvertre-tung. Nach dem Urtheil eines berühmten Staatsmanns, des preuß. Ministers des Innern, Baron von Humboldt, müssen neue Ver-fassungen, wenn sie dauerhaft und beglückend seyn sollen, so viel mög-lich auf einen historischen Grund (heißt dieß, auf dem Boden des Feu-dalwesens??) gebaut werden. Man hat bei ihnen von gut geord-neten Gemeindeverfassungen — dieser Grund und Boden aber ist nicht historisch, sondern muß erst gebildet werden *) — auszugehen, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusam-menzufügen. Der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen aber muß in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft staatsbürgerli-chen Sinnes in der Nation gesucht werden: in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht ab-gehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkte aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs All-gemeine gerichteten Strebens, zu beschränken. „Wird aber wohl die-ser allerdings wesentliche Nutzen erzielt werden, wenn man land-ständische Verfassungen auf den historischen Boden des Feudalwesens

*) Eine freie Gemeindeverfassung kann allerdings die practische Vorschule eines öffentlichen und stellvertretenden Gesammtwesens seyn. daher erschien in Baiern (17 Mai 1818), die neue Verfassung vorbereitend, eine zweckmäßige Verordnung über die Verfassung und Verwaltung der Gemeinen. Auch in Würtemberg wurde der Weg zu einer zeitgemäßen Verfassung, durch die königlichen Verordnungen (31. December) 1818 für die neue Gestaltung des Gemeindewesens gebahnt.

ausführt?" Dagegen erklärte sich der Minister von Stein in dem Circular, das er 1808 bei Niederlegung seines Ministeriums an die obersten Behörden der preußischen Monarchie erließ, in Ansehung einer Ständeversammlung in Preußen so: die Erbunterthänigkeit ist vernichtet; das unbeschränkte Recht zum Erwerbe des Grundeigenthums proclamirt; die Städte sind für mündig erklärt; die Gewerbe sind frei. Noch ist eine Nationalrepräsentation zu schaffen. Dabei bleibe das Recht und die Gewalt des Königs heilig; eine Reformation des Adels ist nothwendig; der Bauer muß noch mehr gehoben werden u. s. w. Doch wir wollen uns hier nur auf die Angabe der gegenwärtigen Ständeversammlungen beschränken. Die Idee einer repräsentativen Verfassung, an deren Verwirklichung und Ausbildung der Zeitgeist seine edelsten Bestrebungen verwendet, ist in mehrern Staaten auf verschiedene Weise realisirt worden. Nordamerika hat das erste Beispiel gegeben. Frankreich, die Niederlande, Polen und Südamerika (am Plata) sind gefolgt. Auch das südliche Deutschland hat sich nun vollständig für diese politische Reformation erklärt. Der 13te Art. der Bundesacte hat, freilich unbestimmt, dieselbe ausgesprochen. Daher ist er hier und da in der Ausführung sehr dürftig, der 14. Art. dagegen mit großer Freigebigkeit realisirt worden. — Die Fürsten hatten nämlich geglaubt, in Octroiverfassungen und im Zweikammerwesen den Vereinigungspunkt des 13. und des 14. Art. der B. A. zu finden. Die gegenwärtigen Ständeversammlungen ruhen entweder noch ganz auf dem historischen Boden des alten Feudalwesens; oder sie sind durch ein neues Verfassungsgesetz begründet worden. Letzteres ist entweder aus einem Vertrage entstanden, wenn die Verfassung von der Regierung und dem Volke durch gemeinschaftliche Berathung und gemeinschaftlichen Beschluß bestimmt worden ist, wie in älterer Zeit in fast allen europäischen Staaten z. B. in Portugall auf dem Reichstage zu Lamejo, in Ungarn, Polen, dem deutschen Reiche, Schweden, Großbritannien u. s. w., und in der neuern Zeit in Amerika, in den Niederlanden, in Frankfurt am Main, und kürzlich erst in Würtemberg; oder es ist dem Volke durch den Regenten gegeben, als Geschenk bewilligt worden; eine solche Octroiverfassung haben Frankreich, Baiern, Nassau, Baden, Lichtenstein, Lippe, Galizien, Polen, u. A. m. erhalten. Die historisch oder herkömmlich gebildeten Verfassungen haben daher größtentheils Feudalstände oder ständische Corporationen zur Grundlage; die neuen Verfassungsurkunden aber haben entweder gemischte ständische Formen in dem sogenannten Zweikammernsystem (z. B. in Baiern, Nassau, Baden, Würtemberg), oder reine repräsentative Formen, und letztere wiederum entweder nach dem Maßstabe der numerischen Bevölkerung (wie in Amerika), oder nach dem Maßstabe des steuerbaren Vermögens (wie in Frankreich und den Niederlanden), oder nach dem Maßstabe der schon vorhandenen Classen oder Corporationen der Staatsbürger, eingeführt. Das Zweikammersystem (Ober- und Unterhaus in Großbritannien; Pairs- und Deputirtenkammer in Frankreich) in Deutschland (Kammer der Reichsräthe in Baiern; Herrenbank in Nassau u. s. w.) ist zum Theil eine Folge des 14. Art. der Bundesacte und der ehemaligen Feudalverfassung. Man wollte nämlich den vormals mehr Bevorrechteten nicht zu viel entziehn, und führte daher eine erbliche oder Castenrepräsentation ein, weil man fürchtete, daß die Wahlrepresatation darauf antragen möchte, der

aufrecht erhaltenen Macht der höhern Staatsdiener und dem nur beschränkten Privilegienthum noch engere Schranken zu setzen. In den Vereinigten Staaten gibt es zwar auch einen Senat und ein Haus der Repräsentanten; allein der Senat entsteht aus freier Wahl und hat also keine Aehnlichkeit mit unsern erblichen ersten Kammern. Sodann beruht die gesetzgebende Gewalt des Congresses vorzüglich auf dem Hause der Repräsentanten, und der Senat übt mit dem Präsidenten gemeinschaftlich die vollziehende Macht aus. — Die öffentliche Stimme hat sich ganz gegen die Beibehaltung der Feudalstände, so wie großentheils auch (z. B. die würtembergischen Stände den 17. Sept. 1819, wo der Prälat von Abel über die Nachtheile der Abtheilung in 2 Kammern sprach) gegen das Zweikammersystem erklärt. Denn die sogenannte erste Kammer ist gewöhnlich nur eine Magnatenkammer, in der Prinzen, Bischöfe, erbliche Barone, Mediatisirte, Erbstandesherren, Kronbeamte und Diener des Fürsten bei einander sitzen. Will jedoch eine solche Magnatenkammer wirklich eine Nationalkammer seyn, so darf sie nicht im Geheimen, nur unter sich rathschlagen; eben so wenig darf sie, da sie nicht vom Volke gewählt ist, außerdem noch besondere Vorrechte vor den übrigen Classen besitzen, die ihr ein von diesen politisch und ökonomisch abgesondertes Interesse geben; denn dadurch entsteht ein Gegensatz mit dem Volke, der sich mit der Natur der Volksvertretung nicht verträgt. Will sie selbst aber unabhängig seyn, so darf kein von der Regierung Besoldeter darin sitzen. Endlich darf die Magnatenkammer nicht gleichen Antheil an der Steuerbewilligung ausüben, wie die Volkskammer. Dagegen ist ein vom Volke frei gewählter Senat mit der Idee der Volksrepräsentation ganz verträglich, und als eine wahre Nationalkammer zu betrachten. Uebrigens sollte man die Mediatisirten nicht als ein Hinderniß der freien Wahlrepräsentationen ansehen; denn der 14. Art. der Bundesacte, welcher sie auffallend begünstigt, ist eben so schwer zu vereinbaren mit dem wohlverstandenen Inhalt des 13. Art., als mit der wahren Souverainetät der Bundesglieder selbst. Aus denselben Gründen erklärt sich die öffentliche Meinung gegen den Plan, die Volksrepräsentation auf Corporationen, statt auf numerischen Massen zu errichten. Jenes würde nur eine Repräsentation von Repräsentirenden seyn. Insbesondre würde sich eine adlige Kammer, wo sie als Corporation stünde, immer zur Regierung halten, wenn diese den Volkswünschen entgegen wäre, und der Regierung selbst ihr Nein entgegenstellen, wenn die Regierung mit dem Volke über etwas eins wäre, was dem Adel nachtheilig schiene. Zwei müssen seyn: Stände und Regent; aber zwischen beiden darf nicht ein Dritter eingeschoben seyn, der innen durch sein Nein hinderlich, durch sein Ja den Vertretern eine Bürde wird. Zwischen Fürst und Volk darf Niemand stehn, als das sittlich-intellectuel-praktische Verdienst des Staatsbürgers in der Staatsverwaltung. Nur dieses vermag den Thron auf die Achtung und das Vertrauen der Regierten zu stützen; bloße Liebe zu der Persönlichkeit des Regenten vermag dieß nimmer. Diese Liebe wird sogar sich nur als Mitleid und Bedauern zeigen, wenn der Regent durch Prinzen, Hofadel und privilegirte Kasten vom Volke abgesondert steht, durch das schwarze Glas seiner Lieblinge die freisinnigen Männer seines Volks betrachtet, und das gegebene Fürstenwort dem argwöhnischen Vorurtheil seiner Umgebungen nachsetzt. — Aus Rudhart's Uebers. d. verschied. Staatsverfassungen über Volksvertretung (München 1818. Fol.), kann

man mehrere Ständeversammlungen genauer kennen lernen. Folgende Staaten haben entweder noch die alten Feudalstände, oder gar keine ständische Verfassung, oder repräsentative Ständeversammlungen. I—XI. Die 22 Vereinigten Staaten, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Schweden, Norwegen, Polen, die 22 Cantons der Eidgenossenschaft, die freie Stadt Krakau, die vereinigten Staaten der ionischen Inseln, und die Rep. San Marino haben theils bloß freigewählte, theils gewählte und erbliche Repräsentanten. S. die einzelnen Art. XII. Dänemark hat seit 1660 keine Reichsstände mehr. (S. Dänemark.) XIII. In der preußischen Monarchie wird, um das Wort des Königs vom 22. Mai 1815 zu erfüllen, an einer ständischen Verfassung gearbeitet. XIV. In Sardinien sind Landstände (3 Classen) nach der alten Form vorhanden. Piemont und Savoyen haben keine Stände. In Genua hat das Volk die ihm versprochene Repräsentation noch nicht erhalten. XV. Im Königreiche beider Sicilien (s. d. Art.) wurde, nach Aufhebung des Feudalwesens, die Nationalrepräsentation zwei Parlamenten übertragen. XIV.—XXI. Modena, der Kirchenstaat, Toscana, Parma, Lucca, und das österreich-lombardisch-venetianische Königreich haben keine landständische Verfassung. Doch wurde in Lucca 1818 ein Staatsrath von 9 Mitgliedern gebildet, der die gesetzgebende Gewalt mit dem Regenten theilt; auch das lombardisch-venetianische Königreich erhielt 1815 eine Verfassung, nach welcher wenigstens permanente Collegien (die beiden Centralcongregationen in Mailand und Venedig, und für jede Provinz eine Provinzialcongregation) aus verschiedenen Classen der Nation, den kaiserl. Landesverwaltungsbehörden an die Seite gesetzt sind. XXII. Spanien und XXIII. Portugal (s. d. A.) hatten Cortes (s. d. A.). Ihre Wiederherstellung ist der spanischen Nation 1814 versprochen worden. Bloß Navarra, Biscaya und Guipozcoa haben ihre alten Landstände behalten. In Portugal ist die Junta der drei Stände ganz vom König abhängig, und wurde von ihm neuerlich bloß aus adligen Mitgliedern zusammengesetzt. XXIV. Das russische Reich ist eine Autokratie, ohne ein die Nationalrepräsentation betreffendes Verfassungsgesetz. XXV. In der österreichischen Monarchie haben Ungarn, Siebenbürgen und Galizien (seit 1817) besondre ständische Verfassungen; die deutschen Erblande haben die alte behalten; in Tyrol wurde sie 1816 und in Krain 1818 wieder hergestellt; auch das neue Königreich Illyrien erhielt Landstände, zu deren Mitgliedern nur Gutsbesitzer genommen werden können. Ueberhaupt bestehen die Landstände unter der Ens, in Steyermark, Kärnthen, Böhmen, Mähren, Galizien und Lodomirien, mit Einschluß der Bukowina, aus 4 Classen: Prälaten, Herren, Ritterstand, Bürgerstand oder Städte. Nur in Tyrol besteht die 4te Classe aus dem Bauernstande, indem die Herren und Ritter eine Classe bilden. In Steyermark baten die bürgerlichen Rittergutsbesitzer im Jan. 1819 um Zulassung zu dem Landtage. — Besondre Aufmerksamkeit verdienen die Ständeversammlungen der deutschen Bundesstaaten. XXVI.—XXVIII. Die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, von Hohenzollern-Hechingen und von Hohenz. Sigmaringen regieren bis jetzt noch ohne eine neubegründete ständische Verfassung. XXIX.—XXXI. In den Herzogthümern Anhalt Dessau, Köthen und Bernburg, sind die gemeinschaftlichen Landtage seit 1698 eingegangen. XXXII.—XXXVI. In dem Königreiche Sachsen (s. d. A.) trat der

Landtag den 17. Oct. 1817 und im J. 1819 in seiner früheren Feudalform zusammen. Eben so blieb die alte ständische in den Herz. S. Meiningen (2 Classen), und in dem Herz. S. Gotha (3 Classen), und Altenburg (2 Classen), so wie in den Ländern des ältern und jüngern Hauses Reuß. XXXVII. Für Holstein wird in Folge der königl. Erklärung vom 19. Aug. 1816 eine ständische Verfassung mit Deputirten in Copenhagen unterhandelt; und die frühere Verfassung des mit Holstein vereinigten Lauenburgs ward 1817 bestätigt. XXXVIII. Im Herzogthum Oldenburg wurde 1819 an einer landständischen Verfassung gearbeitet. XXXIX — XL. In den Großherz. Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz besteht noch, mit wenigen Abänderungen, die alte ständische Verfassung (Ritterschaft und Landschaft); die von beiden Großherzogen den 23. Nov. 1817 erlassene Bekanntmachung setzte die vertragsmäßigen Rechte zwischen den beiden Regenten und ihren gemeinschaftlichen Ständen, welche nach der vorigen Form fortdauerten, fest. Diese Verfassung wurde im März 1818 unter die Gewährleistung des deutschen Bundes genommen. XLI. Im Herzogthum Sachsen-Coburg wurden, nach dem Decrete vom 16. März 1816, die bisher getrennten Landschaften von Coburg und Saalfeld in Einen Körper vereinigt, und die Stände, welche aus gebornen (den Rittergutsbesitzern) und gewählten Mitgliedern (aus den Stadträthen, aus dem Bürger- und Bauernstande) bestehen sollten, als Vertreter der sämmtlichen Staatsbürger anerkannt. XLII. Der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hat d. 8. Jan. 1816 Landstände in seinem Fürstenthume eingeführt. XLIII. — XLIV. Im Fürstenthum Lippe wurde die alte ständische Verfassung im J. 1817 wieder hergestellt; der von der Fürstin Pauline für Lippe-Detmold im J. 1819 gegebenen neuen ständischen Verfassung aber, nach welcher die Volksvertretung auf dem Grundeigenthume beruht, und in die 3 Classen der schriftsässigen Gutsbesitzer, des Bürger- und des Bauernstandes zerfällt, wurde vom Fürsten von Schaumburg-Lippe beim Bundestage widersprochen. Die Schaumburg-Lippe- oder Bückeburg'schen Landstände (2 Mitgl. von der Rittersch., 4 vom Bürger- und Abgeordnete vom Bauerstande) versammelten sich seit 1815 jährl., zuletzt im Juni 1819. XLV. Das Fürstenthum Waldeck erhielt durch den Hausvertrag vom 19. April 1816 eine Verfassung, nach welcher die Landschaft durch die Besitzer landtagsfähiger Rittergüter, durch 13 Abgeordnete der Städte, und durch 10 Vertreter des Bauernstandes gebildet wird. Sie haben die Theilnahme an der Gesetzgebung, die Bewilligung und Regulirung der Steuern, die Verwaltung der Landescassen, das Petitionsrecht, einen landschaftlichen Ausschuß, und eine landschaftliche Kammer. XLVI. Der Fürst von Lichtenstein (zu Nikolsburg) hat in dem Fürstenthum Lichtenstein den 9. Nov. 1818 eine landständische Verfassung nach dem Muster der in den k. k. öster. deutschen Staaten bestehenden eingeführt, und das Recht der in 2 Classen (Geistliche und Deputirte) eingetheilten Landmannschaft bloß denen ertheilt, die einen Steuersatz von 2000 Fl. ausweisen, 30 J. alt, von gutem Rufe und verträglicher Gemüthsart sind. XLVII. Das Großherzogthum Luxemburg hat dieselbe Verfassung, wie das Königreich der Niederlande (s. d.). Es sendet zu den Generalstaaten 4 Mitglieder und hat eigene Provinzialstaaten, zu denen 20 aus der Ritterschaft, 20 aus der Bürgerschaft und 20 vom Lande alle 3 Jahre (jährlich ⅓) neu gewählt werden. XLVIII. — LI. In der freien Stadt Frankfurt erschien,

nach langen Verhandlungen (den 18. Jul. 1816) eine Ergänzungsacte der alten Stadtverfassung. Eben so ward in den 3 Hansestädten die frühere Verfassung, ohne wesentliche Veränderung, hergestellt. — In folgenden deutschen Staaten hat die Bildung einer ständischen Verfassung theils die Erwartung sehr erregt, und mehr oder weniger ihr entsprochen, theils wird sie noch mit Sehnsucht erwartet. Wir werden nur bei den wichtigen länger verweilen. LII. Im Königreiche Hannover, dessen Verfassung noch durchgesehen wird, bestand — seit 1814 — eine (den 5. Jan. 1819 berufene) einzige repräsentirende Versammlung in welcher nach 3 Curien (Stifter, Ritterschaft, Städte und Flecken) aber die Gesetzgebung und das Finanzwesen — nicht öffentlich — verhandelt und abgestimmt wurde. Sie soll künftig aus 2 Kammern bestehen. LIII. Im Herzogthume Braunschweig wurden die bisherigen Landstände (Prälaten, Ritterschaft und Städte) im Dec. 1814 und im J. 1819 von dem Prinzen Regenten, als Vormund, in der alten Form aufs neue versammelt. LIV. In Kurhessen ist der Entwurf einer neuen landständischen Verfassung vom März 1815 und April 1816 von den alten Ständen (3 Curien: Prälaten, Ritterschaft, Städte,) nicht angenommen, jedoch der Bauerstand in die allgemeine Versammlung mit aufgenommen worden. Seitdem hat kein Landtag statt gefunden. LV. Das Großherzogthum Hessen wird im J. 1820 eine ständische Verfassung erhalten. LVI. In Hessen-Homburg gibt es bis jetzt keine Landstände. LVII. Im Herzogthum Nassau bestehn nach der Verfassung vom 2. Sept. 1814 die Landstände, welche jährlich einmal versammelt werden, 1) aus Mitgl. der Herrenbank, wozu die Prinzen des Hauses, die vom Herzog mit erblicher oder lebenslänglicher Stimme Ernannten (aus dem Fürsten-, Grafen- oder Freiherrnstande), und die Deputirten der adligen Gutseigenthümer mit 6 Virilstimmen gehören; 2) aus der Kammer der 22 Landesdeputirten. Die Wahl geschieht auf 7 Jahre. Die Sitzungen sind öffentlich. Ohne Zustimmung der Landstände kann in der Gesetzgebung und über die Abgaben nichts verordnet werden; auch können sie deßhalb Vorschläge machen, so wie auf gerichtliche Untersuchung wegen Vergehungen der Minister und Landescollegien antragen. LVIII. Im Großherzogthume Sachsen-Weimar hat die Vertragsverfassung vom 5. Mai 1816, deren Garantie der deutsche Bund im März 1817 übernommen hat, eine einzige Versammlung von 31 auf 6 Jahr gewählten Abgeordneten der 3 Stände, als: 11 aus dem Stande der Rittergutsbesitzer (ohne Rücksicht auf Stand, Geburt und Religion), mit Einschluß des Abgeordneten der Universität Jena; 10 aus dem der Bürger, und 10 aus dem der Bauern, eingeführt. Der 2te und der 3te Stand wählen ihre Abgeordneten mittelbar durch Wahlmänner. Jeder Ort stellt je auf 50 Häuser einen Wahlmann. Der Landtag wird von 3 zu 3 Jahren berufen. Er hält seine Sitzungen nicht öffentlich; doch hat der Großherzog im J. 1819 die bisher nicht Statt gefundene Oeffentlichkeit bei dem Landtage in Vorschlag gebracht; denn eine Repräsentation ohne Oeffentlichkeit hat kein Vertrauen in der öffentlichen Meinung. Ein stehender Ausschuß (das Palladium jeder repräsentativen Verfassung) leitet die Angelegenheiten der Stände des Großherzogthums auch außerhalb dem Lande. Ohne ihre Einwilligung kann kein Gesetz gegeben und keine Auflage erhoben werden. Sie haben das Recht, Vorschläge zu machen und Beschwerde gegen die Minister und andre Beamte zu führen. (Die Universität Jena hat kürzlich bei den Ständen

darauf angetragen, das Ministerium wegen Oken's Dienstentlassung, als einer Verletzung der Verfassung, zur Verantwortung zu ziehn.) LIX. Im Herzogthum Sachsen-Hildburghausen besteht nach der Verfassung vom 27. Nov. 1817 die Landschaft aus 18 Abgeordneten des Landes, die auf 6 Jahre vom jeden Stande aus seiner Mitte gewählt werden, als: 6 von den Rittergutsbesitzern; 5 von dem der Bürger; 6 von dem der Bauern, und 1 von dem geistlichen oder Lehrstande. Der Landtag wird in der Regel alle 3 Jahre berufen. Er hat das Recht der Mitwirkung zur Gesetzgebung, zur Finanzverwaltung, das Recht der Vorschläge, der Beschwerdeführung, und der Anklage gegen Staatsdiener. Auch ist ein fortdauernder Ausschuß niedergesetzt. LX. Im Königreiche Baiern hat die Octroiverfassung vom 26. Mai 1818 das Zweikammersystem eingeführt. 1. Die Kammer der Reichsräthe (welche im J. 1819 selbst heraldische Abzeichnungen erhielt), ist zusammengesetzt a) aus den Prinzen des königl. Hauses, b) den Kronbeamten des Reichs, c) den Erzbischöfen, d) den Mediatisirten, als erblichen Reichsräthen, e) einem vom Könige bestimmten Bischof und dem Präsidenten des protestantischen General-Consistoriums, f) aus den Personen, welche der König lebenslänglich oder erblich zu Mitgliedern dieser Kammer ernennt. Die erblichen müssen adlige Gutsbesitzer seyn. 2. Die Zahl der zur zweiten Kammer gewählten (108) Abgeordneten richtet sich nach den Familien, so daß auf 7000 Familien ein Abgeordneter kommt; zu jener Zahl stellen die adligen Gutsbesitzer und Gerichtsherrn ein Achtel, die Geistlichkeit beider Kirchen eben so viel; die Städte und Märkte, welche wenigstens 500 Familien haben, ein Viertel, und die Classen der übrigen Landeigenthümer, welche keine gutsherrliche Gerichtsbarkeit haben, (der Bauernstand) zwei Viertel der Abgeordneten, und jede der 3 Universitäten 1 Mitglied. Der Abgeordnete zu dem Reichstage kann nur aus den Wahlmännern genommen werden, und die Fähigkeit eines Wahlmanns hängt von seiner Volljährigkeit und seinem Steuersimplum ab. Der unerlaubte Einfluß eines Beamten auf die Bestimmung der Wahl wird bestraft, selbst mit Cassation. Alle 6 Jahre wird eine neue Wahl vorgenommen. Jeder Abgeordnete vertritt das ganze Land, und erhält keine Instruktion von den Wahlmännern; als Entschädigung aber eine Taggebühr von 6. Fl. Der König beruft alle 3 Jahre wenigstens einmal die Stände; er kann die Sitzungen, welche in der Regel 3 Monate dauern, verlängern, auch vertagen und auflösen. Im letztern Falle muß längstens binnen 3 Monaten eine neue Wahl der Abgeordneten vorgenommen werden. Die Verhandlungen sind in der zweiten Kammer in der Regel öffentlich. Die Abstimmung geschieht in geheimer Sitzung. Ohne Zustimmung beider Kammern kann kein neues Gesetz gegeben, noch ein altes abgeändert oder erläutert werden. Der König allein hat die Initiative, und er allein sanctionirt die Gesetze. Das Budget wird zuerst der Kammer der Abgeordneten vorgelegt. Beide Kammern bewilligen die Steuern nur auf 6 Jahre. Die Staatsschuld steht unter Gewährleistung der Stände. Diese haben u. a. auch, wenn beide Kammern darin einverstanden sind, das Recht der Petitionen, und das Recht, gegen Staatsbeamte aller Classen wegen Verletzung der Verfassung eine Anklage zu erheben. LXI. Das Großherzogthum Baden erhielt den 22. August 1818 ein Verfassungsgesetz, nach welchem die Landstände in zwei Kammern getheilt sind. Die erste besteht aus den Prinzen des Hauses, aus den Häuptern der standesherrlichen

Familien und deren Zweige, aus dem Landesbischof, aus einem von dem Großherzog auf Lebenszeit ernannten protestantischen Geistlichen, mit dem Range eines Prälaten, aus 8 Abgeordneten des grundherrlichen Adels, aus 2 Abgeordneten der Landesuniversitäten, und aus den vom Großherzog, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, zu Mitgliedern dieser Kammer ernannten Personen. Die zweite Kammer besteht aus 63 Abgeordneten der Städte und Aemter, die alle 2 Jahre zu ¼ erneuert, durch jedesmal neugewählte Wahlmänner gewählt werden. Alle 2 Jahre muß eine Ständeversammlung Statt finden. Die Sitzungen beider Kammern sind in der Regel öffentlich. Auch nach geendigtem Landtage besteht ein ständischer Ausschuß. Die Stände haben das Recht der Mitwirkung zur Gesetzgebung und Finanzverwaltung. Bei Finanzgesetzen werden, wenn die Mehrheit der ersten Kammer dem Beschlusse der zweiten nicht beitritt, die Stimmen beider Kammern zusammengezählt, und der Beschluß wird nach der absoluten Mehrheit gefaßt. Noch ist folgende Bestimmung bemerkenswerth, daß alle organischen Beschlüsse des deutschen Bundestages, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschlands, oder die Verhältnisse deutscher Staatsbürger im Allgemeinen, z. B. die Preßfreiheit, betreffen, im Großherzogthum Baden ohne weiteres als Gesetz gelten, sobald sie vom Staatsoberhaupte bekannt gemacht worden sind. Uebrigens können die Stände, mit Zustimmung der Mehrheit in jeder Kammer, gegen die Minister und obersten Staatsbehörden Beschwerde führen. Auch können sie den Großherzog um den Vorschlag eines Gesetzes bitten. LXII. Im Königreich Würtemberg ward 1819 die Grundverfassung vertragsmäßig zwischen dem König und den Ständen gebildet. Nach dem Entwurfe vom 3. März 1817, welcher den 2. Juni von den Ständen verworfen, im J. 1819 aber mit geringen Abweichungen angenommen wurde, bilden sämmtliche Stände ein Ganzes, das in 2 Kammern abgetheilt ist. (Nach dem Entw. vom J. 1815 sollte die ständische Repräsentation des Königreich eine einzige Kammer bilden; und dieß war auch in der Versammlung der Stände im Sept. 1819 der Wunsch der Mehrheit und des Volks!) Die erste, die der Standesherren, besteht aus den Prinzen des königl. Hauses, aus den Häuptern der fürstl. und gräfl. Familien und den Vertretern der standesherrlichen Gemeinschaften, und aus den vom König erblich oder (ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen aus den würdigsten Staatsbürgern) auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern. Die zweite, die Kammer der Abgeordneten ist zusammengesetzt aus 13 Mitgl. des ritterschaftlichen Adels, aus sämmtlichen protestantischen Generalsuperintendenten, aus dem Landesbischof und 2 kathol. Geistlichen, aus dem Kanzler der Universität, aus einem, von jeder der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen, gewählten Abgeordneten, und aus einem vom jedem Oberamtsbezirke gewählten Abgeordneten. — Aus dieser Uebersicht ergibt sich, wie weit sich das ächte auf freie Wahl gegründete repräsentative System in Europa, insbesondre in Deutschland, verbreitet hat. Versuche, dasselbe zu unterdrücken, oder die Stände in bloße Bewilligungsmaschinen (vergl. d. A. Landstände) und Corporationsrepräsentanten zu verwandeln, dürften sch verlich gelingen; und nur von der gerechten Erfüllung des in liberalem Geiste gedachten 13. Art. der B. A. hängt das fernere Vertrauen zwischen den Völkern und den Regierungen in Deutschland ab. (Man vergl. Weitzel's Abh. Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? Wisbaden

1819.) — Die ersten ständischen, im Geiste des Repräsentativsystems gehaltenen Versammlungen haben in Deutschland Weimar, Nassau, Hildburghausen, Baiern und Baden erlebt. Die in den letztern beiden Staaten sind theils durch die Oeffentlichkeit, theils durch die Wichtigkeit ihrer Verhandlungen besonders merkwürdig geworden, und es hat sich in denselben ein politischer Charakter zu entwickeln angefangen, der selbst dem Auslande (England und Frankreich) Achtung eingeflößt hat. Der Staatshaushalt war sowohl in der baierschen als in der badenschen Ständeversammlung der wichtigste Gegenstand der Prüfung; hiernächst die Rechtspflege. Mit der Gründlichkeit der Prüfung hielt die Freimüthigkeit talentvoller Redner in beiden Staaten gleichen Schritt. Zwar führte dort, wie hier, die Lebhaftigkeit der Verhandlung manchen Redner über die Linie der Mäßigung hinaus; in Baiern wurden sogar Anträge gemacht, die man, weil sie nicht durchzusetzen waren und nur zwecklos die Gemüther aufreizten, lieber hätte unterlassen sollen, z. B. der Antrag, die Offiziere und die Armee durch einen Eid auf die Constitution zu verpflichten; allein das Licht, das sich durch Rede und Gegenrede über das Innere der Verwaltung verbreitete, hat den Gemeingeist des Volks mächtig erhoben und die Regierung über vieles aufgeklärt, namentlich die von Baiern über schreiende Justizmißbräuche, und die von Baden über die Unhaltbarkeit des Adelsedicts vom 16. April 1819. Zu den freimüthigsten und gründlichsten Rednern gehörten in der baierschen Ständeversammlung, unter mehrern, die Deputirten Behr, von Hornthal, Merkel, von Seuffert, Häcker, Stephani, Freiherr von Grafenreuth, Schätzler u. A. Dadurch, daß von Hornthal bei den äußerst wichtigen Verhandlungen über das Budget, wo der Finanzminister, Freiherr von Lerchenfeld, viel Rednertalent zeigte, die Einsicht der Rechnungen verlangte, indem ihm die vorgelegten Auszüge aus denselben nicht genügten, und daß die zweite Kammer den Armeeaufwand von 8 Millionen auf 7 Millionen Fl. herabsetzte, auch den von der Kammer der Reichsräthe wegen Mehrung der Heerausgaben gemachten Antrag (am 9. Juli) verwarf, entstanden die heftigsten Reibungen. Der König entschloß sich zuletzt, monatlich 25,000 Fl. aus seiner Cabinetscasse zu dem Armeeaufwande anzuweisen. Auch wurden über die Abschaffung des Lotto, über Duellverbote, und über die Vorzüge der öffentlichen Rechtspflege, der Geschwornengerichte und der Trennung der Gewalten, trefliche Vorträge gehalten. Allein die Ansicht, daß die Theilung der ständischen Versammlung in 2 Kammern die Realisirung der zweckmäßigsten Einrichtungen und der Forderungen, die die Zeit und das allgemein anerkannte Bedürfniß des Landes machen, nur zu leicht hemmen könne, ward durch die Erfahrung in Baiern bestätigt. Denn der von der Kammer angenommene Beschluß, auf Einführung von Landräthen anzutragen, wurde in der ersten Kammer zwar von 16 Mitgliedern, an deren Spitze der Kronprinz und die Herzoge von Birkenfeld und Leuchtenberg standen, lebhaft unterstützt; aber 18 Stimmen waren dagegen. Zwei Stimmen der Reichsräthe entschieden also die Mehrheit überhaupt. Doch ward die Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens von der ersten Kammer genehmigt. Uebrigens gaben nicht nur die erste Kammer, sondern auch die Minister selbst durch tadelnde oder auffällige Bemerkungen zu manchen lebhaften und starken Aeußerungen in der zweiten Kammer die Veranlassung. Unter den Resultaten der ersten baierschen Ständeversammlung, welche im Febr. 1819 ihren Anfang nahm und den 16.

Juli 1819 ihre Sitzungen schloß, und den 25. auseinander ging, sind die wichtigsten: die Verbesserung der Gerichtsordnung und mehrere genauere Bestimmungen in den Etats der Einnahme und der Ausgabe; ein neues Zollgesetz u. s. w. Vor allem aber muß die sichtbare Belebung und Aufklärung des Gemeingeistes in Ansehung der öffentlichen Angelegenheiten, welche sich besonders durch den Empfang mehrerer Deputirten bei ihrer Heimkehr zu erkennen gab, hier bemerkt werden. Doch das schönste Zeugniß für die Volksvertretung überhaupt hat die edle baiersche Regierung selbst ausgestellt. Das königl. baiersche Justizministerium hat nämlich allen Justizbehörden eine erneuerte strenge Aufsicht auf alle Theile der Verwaltung der Justiz empfohlen, und in der Verfügung darüber u. a. sich so ausgedrückt: „Es ist eine der schönsten Früchte ständischer Verfassungen, daß die Regierung durch sie die Wünsche und Bedürfnisse des Volks, das Volk den reinen und ernstlichen Willen der Regierung kennen lernt; jene Wünsche und Bedürfnisse nicht unbeachtet zu lassen, ist ungetheilte heilige Pflicht." — Die Verhandlungen der badenschen Ständeversammlung, welche den 22. April 1819 eröffnet wurde, betrafen hauptsächlich das Staatsdieneredict vom 30. Jan., wobei sich der Deputirte Hüber gegen die Bestimmung desselben erklärte, nach welcher Staatsdiener unter fünf Dienstjahren nach Gutdünken mit Ruhegehalt entlassen, andre ohne Rücksicht auf Dienstjahre versetzt werden können; ferner den Antrag des Deput. von Lotzbeck, in Ansehung des freien Verkehrs unter den deutschen Bundesstaaten, welchen der Abgeordnete von Liebenstein in einer gehaltvollen Rede unterstützte. Der Großherzog genehmigte darauf den Antrag beider Kammern, wegen dieses freien Verkehrs im Innern von Deutschland sowohl beim Bundestage, als auch mit den einzelnen Regierungen zu unterhandeln. Auch erhoben sich Stimmen für die Herstellung einer gesetzmäßigen Preßfreiheit, über die Ausführbarkeit einiger Art. der Bundesacte und über die Competenz der Bundesversammlung. In der ersten Kammer schlug der Freiherr von Türkheim vor, den Großherzog zu bitten, dahin zu wirken, daß wenigstens die Grundlinien der Gesetzgebung und Gerichtsverfassung der Bundesstaaten so viel als möglich in Uebereinstimmung gebracht werden möchten; ein Antrag, den auch der Staatsminister von Berstett unterstützte, der aber wohl ein frommer Wunsch bleiben dürfte. Die Gründe, welche mehrere Deputirte in der zweiten Kammer, Kern, Winter, von Liebenstein u. A. dem Standes- und Grundherrlichkeitsedikt vom 16. April 1819 entgegensetzten, daß es nämlich die verfassungsmäßigen Rechte des Volks verletze und eben so sehr den Rechten der Souverainetät als der bürgerlichen Freiheit widerstrebe, bewirkten den Beschluß der zweiten Kammer, den Großherzog um die Zurücknahme des Edicts zu bitten. Eben so beschloß diese Kammer mit 57 Stimmen gegen 1, bei der Regierung auf die baldigste Abstellung des zu starken Wildstandes, und auf die Vorlegung eines Gesetzes über den Wildschaden anzutragen. Auch ward die Abschaffung des Zehnten beschlossen, und der vom Großherzog der zweiten Kammer vorgelegte Gesetzentwurf, die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft betreffend, dankbar angenommen. Ferner bewilligte die zweite Kammer Zuschüsse zu der Dotation der Universität Freyburg. In der ersten Kammer zeichneten sich mehrere Stimmführer aus, darunter die Markgrafen von Baden-Hochberg, der Fürst von Fürstenberg, der Hr. von Zyllnhart, die

Herren von Gemmingen, der protestantische Prälat Hebel, der Bisthumsverweser von Wessenberg, und der Abgeordnete der Universität Freyburg, von Rotteck, von dem u. a. der Antrag, die bestehenden Beschränkungen der Studienfreiheit in Baden aufzuheben, und der Antrag für die Rechte der deutschen kathol. Kirche gemacht wurden. Endlich nahmen den 15. Juli die Verhandlungen über das Budget ihren Anfang, und da die Regierung selbst auf Ersparnisse bei den Apanagen und bei dem Gesandschaftswesen hinzudeuten schien, so wurden die beiden Apanagen der verwittweten Großherzogin und der verwittweten Markgräfin, der jährliche Aufwand für die Gesandtschaften und der für das Militär, so wie der gefoderte außerordentliche Aufwand, jedoch sehr gemäßigt, von der zweiten Kammer herabgesetzt. Dieß und anders mehr erregte starken Widerspruch. Auch nahm die zweite Kammer ihre Einwilligung zu einem Staatsanlehn von 3 Millionen zurück, weil die Regierung die Theilnahme der Stände an der Negotiation durch eine Commission abgelehnt hatte. Weil also dem Ministerium eine zu starke Opposition entgegenstand, so beschloß der Großherzog, die Versammlung (den 28. Juli) noch vor der Erledigung des Budgets zu vertagen und das Budget für 1819 und 1820 provisorisch in Vollzug zu setzen. — Im Allgemeinen darf man überall, wo die Volksrepräsentation ihre Pflicht thut, der Zukunft mit Vertrauen entgegensehn; sollte aber die Reaction, welche die ersten Ständeversammlungen in Deutschland von der Feudalaristokratie erfahren haben, zunehmen und die Regierungen mißtrauisch gegen die Volkswahlen machen, so dürfte leicht der kaum erwachte Gemeingeist der deutschen Völker in einen feindseligen Parteigeist übergehen, und auf jeder Seite würden Ultras (s. d. A.) die Stimme der Leidenschaft da hören lassen, wo nur das Recht und die Vernunft für allgemeine Wohlfahrt sprechen sollten! K.

Stangencirkel, ein zur praktischen Geometrie gehöriges Werkzeug; eine Stange mit senkrechten Spitzen an beiden Enden, deren eine beweglich ist, um sehr große Cirkel zu beschreiben.

Starhemberg, ein alter, in der Staats- und Kriegsgeschichte der österreichischen Monarchie berühmter Name! Das Geschlecht stammt von den Ottokaren, ehemaligen Markgrafen in Steiermark ab, und zwar von Gundacker, der im 12. Jahrh. das Schloß Starhemberg in Niederösterreich baute, nach welchem sich sein ältester Sohn nannte, während die Nachkommen seines zweiten Sohnes sich nach einem andern Schlosse Herren, dann Grafen von Losenstein nannten. Diese starben aus im J. 1602. Das Haus Starhemberg theilt sich in 2 Linien, und die ältere davon (oder die Rüdiger'sche) in mehrere Zweige, von denen der älteste 1765 die fürstliche Würde, nach dem Rechte der Erstgeburt, erhalten hat, und in Oesterreich beträchtliche Lehnsherrschaften z. B. die Grafsch. Wäxemberg, Weinsbach und Reidharting, die Burgherrsch. Efferding, Schaumburg, Dürrenstein, Karlsbach, Schönbühl, das ganze Thal Wachau u. a. m. besitzt. Der jetzt regierende Fürst Ludwig von Starhemberg (geb. 1762), Majoratsherr seit 1807, ist k. k. wirkl. geh. Rath, Kämmerer und bevollmächtigt. Minister am turiner Hofe.

Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf von), geb. 1635, starb im J. 1701 als k. k. wirkl. geh. Staats- und Conferenzminister, Hofkriegsraths-Präsident, Gen. Feldmarschall und Commandant von Wien. Dieser tapfere Krieger aus Montecuculi's Schule hat sich durch die Vertheidigung von Wien gegen die Türken unter dem Großvezier Kara Mu-

stapha, vom 9. Juli bis zum 12. Sept. 1683, berühmt gemacht. Mit unglaublicher Thätigkeit stellte er im Angesichte des Feindes den gänzlich vernachläßigten Wehrstand der Stadt binnen fünf Tagen wieder her, bewaffnete die Bürger und feuerte den Muth der schwachen Besatzung und aller Einwohner durch sein Beispiel zum entschlossensten Widerstande an. Er schlug mehrere Stürme des erbitterten Feindes zurück, zerstörte die Werke der Belagerer durch häufige Ausfälle, ließ durch Gegenminen die des Feindes sprengen, und sorgte eben so klug als kräftig für die Polizei in der geängstigten Stadt, als er muthig mit persönlicher Gefahr überall dem Feinde sich entgegenstellte. Erst am 11. Sept. näherte sich das christliche Heer, das kaum 70,000 M. zählte, zum Entsatze. An der Spitze desselben griff Johann Sobieski, König von Polen, den 12. Sept. mit Tagesanbruch das türkische Heer an, welches 170,000 M. stark war. Die Schanzen wurden genommen, und gegen Abend das Lager erstürmt. Die Türken flohen in der Nacht, Lager und Geschütz, nebst unermeßlichen Vorräthen, fielen in die Gewalt des Siegers. Die Belagerung selbst hatte ihnen 48,000 M. gekostet, darunter 3 Paschen und 16 Agas; in der Schlacht waren über 20,000 Türken gefallen. Vom christlichen Heere waren 3000 verwundet und über 1000 todt. Der Belagerten Verlust belief sich bei den Linientruppen auf 5000 Todte und 1000 Verwundete; bei der Bürgerschaft auf 200 Todte und gegen 600 Verwundete, ohne die an der Seuche Verstorbenen. Am 13. Sept. empfing der König von Polen Starhembergen in dem eroberten Lager, umarmte und begrüßte ihn als Helden und Bruder. Den 14. langte Kaiser Leopold an. Starhemberg erhielt von ihm einen kostbaren Ring, 100,000 Reichsthaler, den Feldmarschallstab, die Würde eines Staatsministers und in sein Wappen den Stephansthurm. Aus Dankbarkeit machte die gerettete Bürgerschaft das große Starhembergische Haus auf der Wieden von allen Abgaben frei. Der hispanische König sandte ihm den Orden des goldnen Vließes. Späterhin commandirte Starhemberg in Ungarn das Fußvolk unter dem Könige von Polen; aber bei seiner Heftigkeit entzweite er sich mit dem Könige, so daß dieser, ohne Starhemberg's Beistand, das blutige Treffen bei Barkan lieferte. Nachdem Starhemberg, vor Ofen verwundet, den Heerbefehl hatte aufgeben müssen, war er in Wien als Hofkriegsraths-Präsident mit der Organisation des kaiserlichen Heeres beschäftigt. Verstand und Energie, unbiegsame Standhaftigkeit und soldatische Strenge waren die Hauptzüge in Starhembergs Charakter, den man übrigens von Unversöhnlichkeit und Eigenliebe nicht ganz freisprechen kann.

Starhemberg (Guido Graf von), geb. 1657, gest. 1737, k. k. Feldmarschall und Gouverneur von Slavonien, war der Vetter des vorigen, und während der Belagerung von Wien sein Gen. Adjutant. Durch seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit that er dem Feuer Einhalt, das bei dem großen Brande am 15. Juli 1683 schon die Pulverkammer zu ergreifen drohte. Er focht bei mehrern Ausfällen an der Spitze der Truppen, vertrieb den Feind von dem Burgravelin, und hinderte ihn durch Schanzen und Bollwerke in den Gassen weiter vorzudringen, als er sich am 4. und 5. Sept. der Burg- und Loibel-Bastei bemächtigt hatte. In der Folge zeichnete sich Graf Guido bei dem Sturme auf Ofen (1686) und Belgrad (1688), in dem Treffen von Mohacz, durch die Vertheidigung von Essegg, in der Schlacht von Salankemen und in der bei Zentha (1697) aus; hierauf in Italien, wo er 1703 an Eugens Stelle den Oberbefehl

ihrte, den franz. Feldherrn Vendome von dem Eindringen in Tyrol bhielt, und die Vereinigung des österreich. Heers mit dem des Herz. on Savoyen bewirkte. In Spanien, wo er ohne Hülfsmittel und roße Streitkräfte, auf bloße Vertheidigung beschränkt, einen überaus lebhaften kleinen Krieg mit überraschenden Märschen, schlauen Ueberfällen (z. B. der von Tortosa 1. Dez. 1708) und Zerstörung der eindlichen Magazine führte, nannte man ihn el gran Capitan. Nach den großen Siegen, die er über Philipps von Anjou Heer bei Almenara (27. Juli 1710) und bei Saragossa (d. 20. Aug.) erfochten atte, eroberte er Madrid und ließ daselbst den Erzherz. Karl als König ausrufen. Allein Mangel und Verrath nöthigten ihn, sich ber Saragossa nach Barcellona, wo seine Magazine waren, zurückzuziehn. Vergebens suchten ihn Vendome und Philipp bei Villaviciosa von Saragossa abzuschneiden. Als Karl, nach seines Bruders Joseph Tode, in die deutschen Erblande zurückgekehrt war, blieb Starhemberg als Vicekönig in Barcellona; allein ohne Streitmittel und on den Alliirten verlassen, konnte er nichts Großes ausführen, und mußte in Folge des Neutralitätstractats vom 14. Mai 1713 Barcellona äumen, und sich mit seinen wenigen Truppen auf englischen Schiffen ach Genua übersetzen lassen. Seitdem lebte Starhemberg in Wien, nd vertrat in Eugen's Abwesenheit dessen Stelle als Hofkriegraths-Präsident. Ernst und streng, stets gleichmüthig und ohne Frauenliebe, leuchtete er seinem Heere, das er mit strenger Kriegszucht enkte, auch in der Mäßigkeit, in der Kunst zu entsagen, als Beispiel voran. Er war, nach des Frhrn von Hormayr Ausdruck, das treue Bild eines deutschen Herrn aus des Meisters Herrmann von Salza schöner Zeit. Arm im Geiste der Ordensregel, gab Starhemberg alles, was er hatte, den Armen, hoffnungsvollen Rittern des Ordens, und den Soldaten, die ihn schon um seiner Sorgfalt in der Krankenpflege willen liebten. Seine Unerschrockenheit war so groß, aß man von ihm sagte: „Er würde, wenn der Himmel einfiele, die Farbe nicht ändern." Einst ließ Eugen, bei einer Tafel im Lager, hiner Starhembergs Sitz, ihm unerwartet, als des Kaisers Gesundheit usgebracht wurde, einige Böller losbrennen, und in demselben Augenblicke als das Zelt rückwärts zusammenstürzte, von allen Seiten die Feldmusik erschallen; allein Starhemberg trank, ohne sich nur umzusehn, das Glas langsam aus, und lächelte kaum. — Ob er gleich nicht Eugens persönlicher Freund war, so schätzte er ihn dennoch, und die Feindschaft wei so edler Männer erzeugte für den Staat den rühmlichsten Wetteifer.

Stapfer (Ph. Alb.), geb. zu Bern 1766, wurde, nachdem er n seiner Vaterstadt und in Göttingen seine Studien vollendet hatte, n ersterer als Professor der Philologie und Philosophie angestellt und rhielt zugleich die allgemeine Leitung des öffentlichen Unterrichts. Nach der Besitznahme der Schweiz durch die französischen Armeen im J. 1798, wurde er mit Luthard und Jenner an das franz. Directorium gesandt, um die Zurücknahme der usurpatorischen Maaßregeln zu ewirken, welche damals über die Schweiz von der franz. Regierung und ihren Unteragenten, unter welchen der berüchtigte Rapinat sich besonders durch Uebermuth und Frechheit auszeichnete, verhängt wurden. Rapinat verfehlte auch nicht, Stapfern als einen Feind der franz. Republik zu denunciren und auf dessen Entfernung zu dringen. Die elvetische Regierung hielt aber fest und Stapfer blieb auf seinem Posten als Minister des öffentlichen Unterrichts. Als solcher unter-

stützte er Pestalozzi und verschaffte demselben die freie Benutzung des Schlosses Burgdorf. 1799 wurde er aufs neue bei dem franz. Directorium angeklagt und dieses decretirte, daß Stapfer mit Usteri, Escher, Mayer, Koch und Kuhn vor eine Specialcommission gestellt werden sollte, allein nach Rewbells Austritt aus dem Directorium kam dies Decret nicht zur Ausführung. Nach dem 18. Brümaire wurde Stapfer zum bevollmächtigten Minister bei Napoleon ernannt. Er hatte als solcher nicht blos die gewöhnlichen diplomatischen Functionen wahrzunehmen, sondern auch über die künftige Regierungsform zu unterhandeln, welche die Schweiz annehmen sollte. Er wendete zugleich in diesem Zeitpunkt (1802) durch Energie und Klugheit die schon damals projektirte Vereinigung von Wallis mit dem franz. Reiche ab, die freilich acht Jahre später (1810) doch ausgeführt wurde. Wir können den bürgerlichen Unruhen, dem Kampfe der Factionen und dem Streite der Parteien, die durch den vorherrschenden Einfluß der franz. Regierung ewig unterhalten und genährt wurden, so sehr auch Stapfer darein verflochten war, hier nicht folgen und beschränken uns anzuführen, daß er bei der nach Paris berufenen Consulta (in welcher Stapfer zunächst Aargau und Thurgau repräsentirte), der die sogenannte Mediationsacte folgte, zu den Unitariern gehörte und daß er es war, der die Denkschrift entwarf, welche von diesen der Consulta zur Feststellung der Einheit eingereicht wurde. Indessen war Stapfer einer der 10 Deputirten, die als Ausschuß die Mediationsacte mit den Commissarien der franz. Regierung und mit Napoleon selbst unterhandelten und sie unterzeichneten. Nach der Organisation der neuen Regierung wurde Stapfer zur Regulirung des Finanzwesens der Republik gebraucht und vom Canton Aargau in den großen Rath gewählt. Man hat mehrere Schriften von ihm, von welchen wir hier nur die Voyage pittoresque de l'Oberland bernois anführen wollen. Zu der in Paris erscheinenden Biographie universelle hat er mehrere treffliche Art. über deutsche Gelehrte geliefert (z. B. über Adelung, Büsching, Kant u. s. w.), welche beweisen, daß er mit der deutschen Literatur innig vertraut ist.

*Statistik, (Staatenkunde). Zwei große Kreise bilden den Umfang der geschichtlichen Wissenschaften: der Kreis der Vergangenheit und der Kreis der Gegenwart. Die Zukunft ruht für irdische Wesen theils in den Idealen der Philosophen und der Dichter, theils in den Berechnungen des Politikers; doch zunächst im Schooße der Götter. Von jenen beiden Kreisen der Zeit aber wird der Kreis der Vergangenheit durch die Geschichte, der Kreis der Gegenwart durch die Statistik und Geographie (Staaten- und Erdkunde) dargestellt. Daraus folgt theils die wesentliche Verschiedenheit der Geschichte und Statistik, so wie das Fehlerhafte ihrer Vermischung; theils daß die gewöhnliche Ansicht irrig war, nach welcher Statistik u. Geographie blos historische Hülfswissenschaften seyn sollten. Zu den letztern gehören Chronologie, Genealogie, Heraldik, Numismatik und Diplomatik nach allen ihren Verzweigungen; allein die Erd- und Staatenkunde bilden einen, der Geschichte gleichgeordneten, wissenschaftlichen Kreis, indem ihnen, und ihren Zweigen, der Specialstatistik und Specialgeographie einzelner Erdtheile, einzelner Reiche, Völker, Provinzen u. s. w., die ganze große Sphäre der Gegenwart angehört. So wie aber jedes Volk, jeder Staat und jedes Reich, als ein politisches Ganzes, nur nach der

Ankündigung eines doppelten Lebens, des innern und des äußern, und nach der Wechselwirkung zwischen beiden richtig aufgefaßt und erschöpfend dargestellt werden kann; so beruht auch der Grundcharakter der Geschichte darauf, die politische Ankündigung und Gestaltung der untergegangenen und der bestehenden Völker, Staaten und Reiche, nach der Wechselwirkung ihres innern und äußern Lebens, im Kreise der Vergangenheit darzustellen, und der Grundcharakter in der Statistik: das innere und äußere politische Leben der Völker, Staaten und Reiche, und die Wechselwirkung zwischen beiden, im Kreise der Gegenwart zu verzeichnen. Deßhalb ist die Statistik die Wissenschaft, welche die politische Gestaltung (den Organismus) der Reiche und Staaten des Erdbodens, nach der Ankündigung ihres innern und äußern Lebens im Kreise der Gegenwart, im Zusammenhange darstellt; und Schlözers sinnvolles Werk hat hohe Wahrheit, wenn er sagt: „die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und die Statistik eine stillstehende Geschichte." — Ist der Grundcharakter der Statistik in der Darstellung des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche im Kreise der Gegenwart richtig aufgefaßt; so ergibt sich daraus theils das, was in den Umfang der sogenannten Theorie der Statistik gehört (nämlich eine philosophisch-politische Entwickelung aller einzelnen Bedingungen des innern und äußern politischen Lebens der Staaten und Reiche, so wie die Versinnlichung des Zusammenhanges und der Wechselwirkung dieser Bedingungen in der öffentlichen Ankündigung dieser Staaten und Reiche); theils die wissenschaftliche Behandlung der Statistik der einzelnen Staaten und Reiche des Erdbodens selbst. Jede Specialstatistik muß nämlich zuerst das innere, und sodann das äußere politische Leben des darzustellenden Staates und Reiches vollständig schildern. Zu der Darstellung des innern Lebens im Kreise der Gegenwart gehören aber 1. die Grundmacht des Staates nach Land und Volk; a) Länderbestand und physische Beschaffenheit der einzelnen Theile; Lage, Gränzen, Flächeninhalt, Oberfläche und Boden, Gebirge, Wälder, Flüsse, Clima ꝛc.; b) Volk, nach der Gesammtheit der Bevölkerung; nach der Nationalverschiedenheit (ob Deutsche, Slaven, Finnen ꝛc.); nach der bürgerlichen Verschiedenheit (Adel, freie Grundbesitzer, Leibeigene, Höflinge, Beamtete, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker, Krieger ꝛc.) und nach der kirchlichen Verschiedenheit; 2. die Cultur des Volkes; a) die physische und technische (Feldbau, Gewerbfleiß, Handel); b) ästhetische (Künste, Kunstanstalten, Kunstsammlungen); c) die intellectuelle (Wissenschaften, Schul- und Bildungsanstalten, häusliche Erziehung, Akademien, Buchhandel, Gelehrsamkeit überhaupt); d) die moralische (Sitten des Volkes und seiner einzelnen Stände, Würdigung des Nationalcharakters in sittlicher, religiöser und politischer Beziehung). 3. die Verfassung des Staates (Charakter der Regierungsform, ob monarisch oder republikanisch, ob autokratisch oder beschränkt, die letztere ob repräsentativ oder mit Ständen, namentlich mit beibehaltenen Feudalständen, ob die Repräsentation in einer Kammer oder in zweien, ob Antheil der Volksvertreter an der Gesetzgebung oder blos an der Besteuerung, ob Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten bei alleiniger Unverletzlichkeit des Regenten; Verhältniß der Kirche zum Staate (ob hierarchisches oder Territorialsystem, ob Concordate mit Rom ꝛc.). Beigefügt wird die Uebersicht über die Familie des

Regenten, über die Hausgesetze, über Hofstaat, über die Ritterorden u. s. w.; 4. die Verwaltung des Staates, (Uebersicht über die sämmtliche weltliche und geistliche Behörden; im Einzelnen das Detail a) der Gerechtigkeitspflege, b) der Polizeiverwaltung, c) der Staatswirthschaft und Finanzverwaltung, d) Kriegswesens). — Im zweiten Theile wird bei der Darstellung des äußern politischen Lebens entwickelt: 1. die Stellung des Staates in der Mitte des europäischen Staatensystems als Macht des ersten, zweiten, dritten oder vierten politischen Ranges, und besonders das Verhältniß zu den unmittelbaren Nachbarstaaten; 2. bei den deutschen Staaten das Verhältniß derselben zu der Gesammtheit des deutschen Staatenbundes; eben so bei den helvetischen Cantonen und bei den nordamerikanischen Freistaaten das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesammtheit u. s. w.; 3. der Einfluß des innern politischen Lebens (nach der Cultur, Verfassung und Verwaltung) auf die mehr oder weniger kraftvolle Ankündigung des äußern Lebens, und der Rückwirkung der äußern Verhältnisse des Staates auf die innern: 4. die Gesammtheit der noch geltenden Verträge des dargestellten Staates in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes (Friedensschlüsse, Bündnisse, Handwerksverträge, Conventionen rc.), mit Angabe der Quellensammlungen, wo sie in extenso stehen, mit Bezeichnung ihres Hauptinhaltes, und mit Andeutung ihrer wohlthätigen oder nachtheiligen Einwirkungen auf das innere und äußere politische Leben. — Nach dem Vorgange einiger neuern Statistiker (z. B. Hassel's in der Statistik von Oesterreich und Rußland, Stein's in der von Preußen, Wichmann's in der von Rußland, Pölitz's in der von Sachsen u. a.), kann in der Einleitung zur Specialstatistik einzelner Staaten und Reiche eine Uebersicht über den allmähligen Anwachs oder die Verminderung derselben nach Areal und Bevölkerungszahl gegeben werden, weil diese geschichtlichen Resultate nicht immer denen, welche Statistik erlernen, oder statistische Handbücher nachschlagen, völlig gegenwärtig sind. — Von der Geographie ist die Statistik dadurch wesentlich und wissenschaftlich unterschieden, daß, wenn gleich mehrere einzelne Stoffe beiden gemeinschaftlich angehören, doch nach der Behandlung und Stellung dieser Stoffe im Gebiete der Wissenschaft, die Geographie überall dem Oertlichen, die Statistik aber bei ihrer Zusammenstellung einer leitenden Idee folgt. Die Geographie gibt das Besondere und Verschiedene im Staate, wo sie es antrifft; die Statistik hingegen stellt es unter dem Allgemeinen zusammen, und verbindet das Gleichartige. (So nennt z. B. die Geographie die Berge, Flüsse, Wälder in den einzelnen Provinzen, wo sie sich befinden; die Statistik aber gruppirt alle Berge, Flüsse und Wälder zu einer Uebersicht, und nach einer Aufeinanderfolge ihrer politischen Wichtigkeit. So gedenkt die Geographie der Fabriken, Manufacturen, des Großhandels, der Dicasterien, der Universitäten, Lyceen, Seminarien u. s. w. bei den Oertern, in welchen sie getroffen werden; die Statistik hingegen ordnet sie unter wissenschaftliche Standpunkte u. s. w.). Fehlerhaft bleibt es daher, daß mehrere Geographen der neuern Zeit die Statistik geplündert haben, um sich zu bereichern (umgekehrt ist es nicht geschehn). — Was die wissenschaftliche Bearbeitung der Statistik betrifft, so entstand sie auf deutschem Boden, und ihr gab Achenwall im J. 1749 Namen und die erste systematische Form. Seit seiner Zeit hat man diese neue und selbstständige

Wissenschaft von Geschichte und Erdkunde völlig getrennt und unabhängig und selbstständig von beiden angebaut. Doch schon vor ihm hatten, außer einigen Italienern (Sansovino, Botero) und Franzosen (d'Avity), unter den Deutschen: Conring (gest. 1681 zu Helmstädt), Oldenburger, Conrings Zögling (gest. 1678 zu Genf, Verfasser des thesaurus rerum publicarum, 4 Tom. Genev. 1675. 8.), J. Andr. Bose gest. 1674 zu Jena. — Schubart gab dessen introductio in notitiam rerum publicarum orbis universi, Jen. 1676. 4. heraus —), Gastel in seinem Werke: de Statu publico Europae novissimo, Norimb. 1675. fol., und von Zech (unter dem angenommenen Namen von Frankenberg) in seinem europäischen Herold, N. A. 2 Thl., Leipzig 1705 Fol.; so wie die Holländer: de Luca (descriptio orbis etc. Lugd. Bat. 1655. 8.) und Everh. Otto (primae lineae notitiae Europae rerum publicarum, Traj. 1762. 8.), um die wissenschaftliche Behandlung der zur Statistik gehörenden Stoffe sich verdient gemacht. Nach Conrings Vorgange erneuerte Achenwall den Vortrag der Statistik auf Universitäten. Sein Compendium führte seit der zweiten Auflage den Titel; Staatsverfassung der europ. Reiche im Grundrisse, und erlebte 7 Auflagen, von welchen, nach Achenwalls Tode, die sechste (1781 und 1785). Schlözer und Sprengel besorgten, die 7te Sprengel (1798) allein. — Nächst Achenwall gaben akademische Compendien dieser neuen Wissenschaft: Chstn. Wilh. Franz Walch (Jena 1749), und Joh. Paul Reinhard (Erlang. 1755). — Zur Theorie und Geschichte der Statistik gehören: Gatterer's Ideal einer allgemeinen Weltstatistik (Gött. 1773. 8.) — Schlözer's (treffliche, aber unvollendete Theorie der Statistik (Gött. 1804. 8.). — Niemann's Abriß der Statistik (Altona 1807. 8.). — Leop. Krug's Ideen zu einer staatswirthschaftlichen Statistik (Berl. 1807. 4.) Minder wichtig sind die Schriften von Moder, Goeß, Schöpf, Butte, Zizius. Erschüttern wollte die Statistik als Wissenschaft Lüder, theils in seiner Kritik der Statistik und Politik, (Gött. 1812. 8.); theils in seiner kritischen Geschichte der Statistik, (Gött. 1817. 8.); er traf aber in seiner Leidenschaftlichkeit nur einzelne Mängel im Anbaue der Statistik, und nicht die Wissenschaft selbst. — In Hinsicht der systematischen und compendiarischen Behandlung erwarben sich um die Statistik Verdienste: Toze, Remer, Meusel (von s. Lehrbuche der Statistik erschien 1817 die vierte Aufl., die freilich vieles zu wünschen übrig läßt). Sprengel (unvollendet), Milbiller, Mannert, und, in Verbindung mit der Geographie, Hassel (in s. vollst. Handb. der neuesten Erdbeschreibung und Statistik — noch unvollendet —), und Stein (Handb. der Geographie und Statistik, 4te Aufl. 1819). Die Literatur der Statistik gab Meusel (N. A. 2 Thle.) mit vielem Fleiße und sehr vollständig. — Die tabellarische Behandlung der Statistik, gegen welche neuerlich viele Stimmen sich erklärt haben, darf freilich nicht die systematische Behandlung der Wissenschaft verdrängen, und zur Oberflächlichkeit führen. Allein für den ersten Anlauf, um eine allgemeine und deutliche Uebersicht über alle zum Staatsleben gehörende, und durch Zahlen ausdrückbare, Gegenstände zu gewinnen, sind statistische Tabellen brauchbar, sobald sie nur mit sorgfältigstem Fleiße und aus den besten vorhandenen Quellen bearbeitet werden. Die bessern (zum Theil aber durch die Zeitverhältnisse veralteten)

sind von Randel (1786 und 1792), Brunn (1786), Ockhart (4 Hefte, 1804), Ehrmann (1805), Höck (1805 und 1811), und Hassel. Von des Leztern statistischem Umrisse der sämmtlichen europ. Staaten erschienen 1805, Fol. 2 Hefte, welche bloß Deutschland darstellen. Später folgten (1808, Fol.) seine statistischen Uebersichtstabellen der sämmtlichen europ. und einiger außereuropäischer Staaten. Crome's hieher gehörende Schriften sind auch mit Tabellen ausgestattet. — Von den neuern Werken, welche die Erd- und Staatenkunde lexikographisch behandelt haben, gehören hieher: die neue Auflage des sogenannten Hübner'schen (von Hübner blos mit einer Vorrede versehenen) Staats-, Zeitungs- und Conversationslexicons, Leipz. 1804, 8.; — die neue, von Mannert besorgte Auflage von Jäger's Zeitungslexicon, (3 Thle., Nürnb. 1805-1811, 8.); die unvollendet gebliebenen größern Werke (in Quart) von Winkopp (bis 4ten Theiles 2te Abthl., Leipz. 1804 ff.), und Ehrmann (bis 4ten Theiles 1ste Abthl., schlecht von Husnadel angefangen, besser von Schorch fortgesetzt, Erfurt, 1804, ff.); — und, seit den neuesten politischen Veränderungen: Hassels allgemeines geographisch-statistisches Lexicon (2 Thle, Weimar 1817, 8.) so wie Steins neues geographisch-statistisches Zeitungs-Post- und Comptoirlexicon, auf 4 Thle berechnet, wovon 1818 und 1819 die beiden ersten Bände erschienen sind. Eine Sammlung der neuen Staatsverfassungen seit dem Jahre 1787 befindet sich in dem Werke: die Constitution der europ. Staaten seit den letzten 25 Jahren, 2 Thle. Leipz. 1817. 8. (wo der dritte Theil das Werk beendigen soll). — In tabellarischer Form sind die Hauptgegenstände dieser neuen Verfassungen dargestellt in Rudharts Uebersicht der vorzüglichsten Bestimmungen verschiedener Staatsverfassungen über Volksvertretung. München 1818, Fol. — Unter den speciellen Werken über Statistik verdienen genannt zu werden: Stäudlin's kirchliche Geographie und Statistik (2 Thle, Tüb. 1804, 8.). — Normann's Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde, Hamb. 1785. ff. 8. (der erste Theil behandelt in 5 Bänden Deutschland, der zweite in 4 Bänden die Schweiz); — Canzler, tableau de l'Electorat de Saxe; Dresd. 1786, 4; — Rehfues, Spanien nach eigener Ansicht rc. (4 Thle, Frkf. 1813. 8.); — Herbin und Peuchet, Statistique de la France, 7 Thle (Paris 1803, 8.); — Colquhoun, a treatis on the wealth, power and resources of the british Empire (Lond. 1814, 4., Deutsch von Fick, 2 Thle, Nürnb. 1815, 4.); — dann über Rußland Wichmann und Hassel; über die Türkei von Hammer und Lindner; über Oesterreich Bisinger, Hassel, Demian, André; über Ungarn Schwartner; über Preußen Mirabeau, Krug, Demian, Stein; über Dänemark Thaarup; über Sachsen Pölitz rc. Unter den Wörterbüchern in historisch-statistischer Hinsicht über einzelne europäische Staaten, zeichnen sich aus die von Crusius über Oesterreich, von Kruß über Preußen, von Kolb über Baden, von Schumann über Sachsen rc. — Eine vergleichende Darstellung der Umbildung Europens seit den letzten 30 Jahren enthält: Europa, nach s. politisch-geographischen Veränderungen, seit dem Ausbruche der franz. Revolution bis zum Schlusse des wiener Congresses, 3 Lieferun-

gen (Weimar 1807, 11 und 16. Fol.). — Ueber den hohen Werth der Statistik und ihren wichtigen Einfluß auf die innere Staatsverwaltung der Länder ist nur eine Stimme; die Speculationen der Theorie, Raisonnements und Systeme können ohne die Fackel der Erfahrung keine zuverlässigen, brauchbaren Resultate liefern. Man muß nothwendig ins Detail gehen und Thatsachen sammeln, will man nicht auf Irrwege gerathen, und nie wird man dahin gelangen können, für die verschiedenen Verwaltungszweige im Staate einen sichern Führer zu haben, so lange es noch an ächten Notizen über die Beschaffenheit und Cultur des Bodens, den Gewerbsfleiß der Einwohner und den Gang ihres Handels fehlt. Allein in Ansehung der Mittel, zu dergleichen Notizen zu gelangen, haben die Regierungen in den meisten Fällen Fehlgriffe gethan; denn, um den Zustand oder die Kräfte des Landes genau zu kennen, hielten sie es für hinreichend, das Materielle, was sich zählen und verzeichnen ließ, auszumitteln. Gesetzt indessen, dieß Materielle hätte sich noch so genau ausmitteln lassen, was übrigens fast immer eine Unmöglichkeit ist; so giebt es zugleich in den Staaten und unter den Völkern ein Capital von geistiger und moralischer Kraft, das sich in der Wirklichkeit verkündigt, ohne daß man es in Zahlen auszudrücken und in Worten auszuprägen vermag. Es war daher ein Wahn engherziger Politiker, wenn man sich rühmte, den Staat auf einem Kartenblatte zu übersehen. Daß aber die materiellen Staatskräfte, ohne Berücksichtigung des geistigen Lebens im Innern der Völker, nicht ausreichen; daß es vielmehr darauf ankommt, wie sie genutzt werden; daß die wahren Staatskräfte daher geistig, nicht materiell sind; daß zwar diesen eine gewisse materielle Masse zu Gebot stehen müsse; daß sich aber schlechterdings hier kein Zahlenverhältniß bestimmen lasse; daß es also ein eitler Wahn sey, zu glauben, mit den materiellen Kräften wachse die Kraft eines Staats überhaupt in gleichem Verhältnisse, — dies wurde vergessen, freilich nicht so vergessen, daß nicht einzelne bessere Köpfe es empfunden und gesagt haben sollten; aber, was unendlich schlimmer ist, und worauf hier Alles ankommt, es wurde praktisch vergessen; denn alles Streben und Trachten der Politik ging nur dahin, die materiellen Kräfte zu vermehren, nicht die freie geistige Bildung zu befördern, wodurch allein jene lebendig werden. Die ganze neuere Geschichte liefert den Commentar dazu. Nicht zu leugnen aber ist es, daß es hier die Statistiker waren, die den Praktikern in die Hände arbeiteten, die auf diesem Wege endlich dazu beigetragen haben, die praktische Politik zu verderben. Indem sie den Cabinetten den vermeinten Gewinn oder Verlust an Quadratmeilen, an Menschen und an Vieh vorrechneten, gingen diese Grundsätze in die praktische Staatskunst über, und das ganze, unter dem Namen des Acquisitions- und Arrondirungssystems berüchtigte, System der neuern Politik erhielt dadurch seine Ausbildung. Wenn aber jeder Staat etwas Edleres als Maschine ist, wenn er eine moralische Person bildet, die ihre Grundsätze, ihre Handelsweise, überhaupt ihre eigene individuelle Existenz hat, die bei jedem anders ist und seyn muß; so gehört zur Kunde eines Staats etwas mehr und etwas Höheres, als die gewöhnlichen Tabellenstatistiker darunter zu bezeichnen pflegen, und deßhalb haben wir das Wesen der Statistik in die vollendete Auffassung und Darstellung des innern und des äußern politischen Lebens der Völker-Staaten und Reiche des Erdbodens nach allen weiter oben aufgestellten Bedingungen, gesetzt. — Q.,

Stau. Es sind, in dem Art. Ebbe und Fluth, die merkwürdigen, diese Erscheinung begleitenden Umstände erklärt worden. Wenn das Meer hierbei nun seinen höchsten oder niedrigsten Stand erreicht hat, so verharrt es eine kurze Zeit darin, ehe es wieder merklich zu fallen oder zu steigen anfängt, und dieser Zustand scheinbaren Stillstehens wird Stau genannt.

Steatit, s. Speckstein.

Stechheber, ein gläsernes Gefäß, das einen birnförmigen Bauch hat und oben in eine kürzere, unten in eine längere Röhre endigt; letztere hat eine sehr enge Oeffnung. Man bedient sich desselben, um z. B. Wein aus einem Fasse zu schöpfen. Zu diesem Ende steckt man den Heber mit dem untern Ende in das Spundloch. Der Wein tritt jetzt so hoch in den Heber, wie er im Fasse steht; soll er noch höher steigen, so braucht man nur durch Saugen die Luft in dem obern Theile des Hebers zu verdünnen. Verschließt man nun die obere Oeffnung mit dem Daumen luftdicht, so kann man den gefüllten Heber aus dem Fasse ziehn, und der Wein wird nicht eher herausfließen, als bis man den Daumen hinwegzieht. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Drucke der äußern Luft.

Steffens (Henrich), ein berühmter Philosoph und Naturforscher, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen, wo sich sein Vater, welcher Districtschirurg in Obstherred war, zur Einrichtung eines Siechhauses befand. 1776 kam sein Vater nach Drontheim, 1779 nach Helsingör. Hier besuchte der Sohn die gelehrte Schule. Da er stille Religiosität und Rednergabe zeigte, wurde er zum Theologen bestimmt. Indeß fing schon jetzt das Studium der Natur an, ihn zu beschäftigen und anzuziehn. 1785 ward sein Vater nach Röskilde und endlich 1787 nach Kopenhagen versetzt. Hier erhielt er zwei Hauslehrer, die aber herzlich schlecht waren. Mehr als ihnen verdankte Steffens der Lectüre und dem eignen Studium. Büffon machte Epoche in seinem Leben. Der Trieb die Natur zu erforschen, ergriff ihn unwiderstehlich, und er entschied sich für dieses Studium. Im J. 1790 bezog er die Universität. Er kam mit bedeutenden Männern in Verbindung, die seine Studien förderten und seine Lage angenehm machten. Nachdem er sich 1794 von der Gesellschaft für Naturgeschichte hatte prüfen lassen, erhielt er ein Stipendium von 150 Thalern, um eine Sommerreise nach Norwegen zu machen. Hier verlebte er den Sommer in Bergen und faßte im Herbst den verwegenen Entschluß, nach Deutschland zu reisen, den er auch ausführte. In der Mündung der Elbe litt er Schiffbruch und rettete nichts als sein Leben. Höchst abentheuerlich verlebte er den Winter von 1794 — 95 im Hamburg, kehrte dann nach Kopenhagen zurück und begab sich 1796 nach Kiel. Hier änderte sich seine Lage. Hensler und Fabricius nahmen sich seiner auf das liebevollste an. Auf ihren Rath hielt er Vorlesungen über die Naturgeschichte, zugleich gab er Privatunterricht. Sein Hang zur Speculation nahm indeß zu; der Zwiespalt, in den ihn Spinoza mit sich selbst gesetzt, ward endlich durch Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur versöhnt. Er war bereits Doctor, Adjunct der philosophischen Facultät und bekannt als Schriftsteller. Von dem Grafen Schimmelmann durch Stipendien unterstützt, ging Steffens jetzt nach Jena, wo er Schelling fand und den Winter blieb. Dann ging er über Berlin nach Freiberg, wo der große Werner sein Lehrer und Freund ward. Hier schrieb er seine Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde. 1802 reis'te er nach Däne-

mark zurück. Seine Vorlesungen in Kopenhagen erregten das höchste und allgemeinste Interesse aber einige bedeutende Personen wurden seine Gegner. Da er seine äußere Thätigkeit dadurch gelähmt sah, folgte er 1804 einem Rufe zu einer Professur in Halle. Hier machte die unglückliche Jenaer Schlacht seiner Wirksamkeit ein Ende. Den Sommer 1807 und den Winter 1808 — 9 verlebte er bei Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck, und kehrte dann nach Halle zurück, wo er nicht ohne Gefahr Antheil an den stillen Unternehmungen der Patrioten in Hessen und Preußen nahm. Vor Ausbruch des Kriegs hatte er in Halle die Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft drucken lassen; nach demselben die geognostisch-geologischen Aufsätze und eine kleine höchst kühne Schrift über die Idee der Universitäten. Von dem Handbuch der Oryktognosie erschien der erste Theil. Im Herbst 1811 kam er nach Breslau. Mit dem lebendigsten Eifer nahm er an der Begeisterung des Volks Theil, als die Stunde der Befreiung erschien. Mit Flammenworten regte er die Studirenden an, trat selbst in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte mit bis zur Einnahme von Paris, worauf er seinen Abschied und das eiserne Kreuz erhielt. Zwei wichtige und gehaltvolle Werke sind seitdem von ihm erschienen: Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, und die Karikaturen des Heiligsten, von welchem letztern der 2te Theil noch erwartet wird. — Die Streitigkeiten, in die ihn seine Ansichten vom Turnwesen verwickelt haben, übergehen wir. — Er ist übrigens jetzt ordentlicher Professor der Physik und der phylosophischen Naturlehre zu Breslau.

Steifer Wind. Mit diesem Namen belegt der Seemann jeden anhaltenden starken Wind.

*Stein. Man versteht unter Steinen alle feste und harte Körper, die aus solchen Theilen zusammengesetzt sind, welche sich in reinem Zustande bloß für sich, nicht wie die Salze im Wasser, noch wie die Erdharze in Oelen auflösen, oder wie Metalle durch den Hammer strecken und ausdehnen lassen. Die Bestandtheile der Steine sind gewisse noch unzerlegte Grunderden. S. Mineralien.

Steinpech. Das sogenannte Erdfett, welches in seiner flüssigen Gestalt den Namen Erd- oder Steinöl, wenn es dagegen zäher ist, den Namen Erd- oder Steinpech trägt, wird an vielen Orten der Erde, namentlich in der Nähe von Vulkanen, zum Theil auf dem Wasser schwimmend, angetroffen. Das Steinöl ist von braunrother Farbe, seiner Natur nach aber noch nicht gehörig untersucht. Sein Gebrauch gegen erfrorne Glieder ist bekannt.

Stellrad. Bekanntlich befindet sich in den Taschenuhren ein Stellzeiger, durch dessen Verschiebung man einen schnelleren oder langsameren Gang der Uhr bewirken kann. Dieser Stellzeiger sitzt nehmlich auf dem Stellrade, durch welches die Spiralfeder stärker oder schwächer gespannt, und somit der Gang der Uhr geändert wird.

Sterbelisten. Tabellen der Gebornen, Gestorbnen und Getrauten in einem Bezirk, einem Kirchspiel, einer Stadt oder einem Lande finden wir erst seit dem sechzehnten Jahrhundert eingeführt. Ihr Werth ist anerkannt, denn sie liefern dem Statistiker wie dem Staatsmanne und Regierungsbeamten beglaubigte Thatsachen, woraus er zunächst auf die Bevölkerung, dann aber auch auf die Ursachen der zu- oder abnehmenden Sterblichkeit und selbst auf den Wohlstand der Bewohner schließen kann. Den ersten Versuch einer statistischen und politischen Untersuchung dieser Listen machte J. Graunt

zu London 1662 in seinen Natural and political Observations on the bills of mortality. Ein treffliches und bis jetzt noch nicht übertroffenes Werk dieser Art lieferte J. P. Süßmilch unter dem Titel: Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts (vierte Aufl. 1775—76 in 3 Bden.) Was die Einrichtung der Sterbelisten betrifft, so müssen zuvörderst die Fehlgeburten von den lebendig Gebornen geschieden, dann aber bei letztern Geschlecht, Alter und Ursache des Todes genau angegeben werden. Der erste und letzte Punkt sind mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die Fehlgeburten meist verheimlicht werden, zur Angabe der Ursache des Todes aber ärztliche Kenntnisse gehören, die nicht allenthalben angetroffen werden. Daher werden denn auch befriedigende und wahrhaft belehrende Sterbelisten noch lange ein Gegenstand frommer Wünsche bleiben.

Sterblichkeit, s. Lebensversicherung.

Sterkel (Johann Franz Xaver), ein beliebter deutscher Tonsetzer, geb. zu Würzburg 1750, bildete sich als Organist und Clavierspieler, widmete sich dann dem geistlichen Stande und nahm die Organistenstelle in dem ehemaligen Stift Neumünster mit der damit verbundenen Vicarie an. Durch sein Clavierspiel wurde er dem Churfürsten von Mainz empfohlen, der ihn 1778 in seine Dienste nahm, zu seinem Hofcapellmeister machte und im folgenden Jahre eine Kunstreise nach Italien machen ließ, wo er sich mit großem Beifall hören ließ, viele höchst angenehme Compositionen hervorbrachte und auch eine Oper, Farnace, für das königliche Theater in Neapel schrieb. Im J. 1781 rufte ihn sein Churfürst zurück und übertrug ihm ein Canonicat, neben dessen Verwaltung er sich eifrig der Musik hingab, indem er mehrere höchst wohlgefällige und ausdrucksvolle Melodien dichtete und sich so um das musikalische Lied großes Verdienst erwarb, so wie auch mehrere Sonaten, Sinfonien und Clavierconzerte schrieb, und mehrere gute Clavierspieler und Sänger bildete. Im J. 1793 erhielt er die durch Righini's Abgang erledigte Kapellmeisterstelle zu Mainz und schrieb in dieser Zeit mehreres für die Kirche. Die unglückliche Zeit, wo sein Fürst und Gönner Mainz verlassen mußte, unterbrach auch seine Wirksamkeit. Er wandte sich nach seiner Vaterstadt, und schrieb daselbst mehrere Messen für das Hoforchester in Würzburg und eine Menge sehr beliebt gewordener und verbreiteter Clavierstücke. Einen Ruf nach Polen nahm er nicht an. Nachher wurde er von dem Fürsten Primas, seinem Herrn, 1807 als Kapellmeister nach Regensburg berufen. Er errichtete hier eine gute Singschule, und schrieb wahrscheinlich zum Behufe derselben mehrere Sammlungen von Canzonetten, Arien und Liedern, welche sehr bekannt geworden sind. Die politischen Umwälzungen der neuesten Zeit führten ihn wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er beinahe 84 Jahr alt am 12. October 1817 starb.

Sternkegel. Die Kosten der Himmelsgloben, und der Umstand, daß man die Sterne auf ihrer äußern Fläche, statt in der Wirklichkeit an der innern Fläche der Himmelskugel erblickt, hat auf den Gedanken geführt, jede der beiden Himmelshalbkugeln auf der innern Fläche eines Kegels so darzustellen, daß der Pol in die Spitze, der Aequator aber in den Umkreis der Grundfläche fällt. Dergleichen Kegel sind zwar wohlfeil, verzerren aber wie man leicht einsieht, die Physionomie des Himmels doch sehr, daher man besser thut, sich der Sternkarten (s. d. Art.) zu bedienen.

Sternschanze heißt eine Schanze, deren Umfang aus ein- und ausgehenden Winkeln besteht.

*Sternschnuppen, Sternschüsse. Jeder kennt diese Lichterscheinung, die man an heitern Abenden sieht, und die in einem Fortschießen der Sterne oder einem Schneuzen derselben so ähnlich sieht. Man hat über sie ganz verschiedene Meinungen gehabt; die des Volks war: daß die Sterne sich wirklich schneuzten, so wie eine Kerze, und daher der Name. Die Gelehrten glaubten, sie seyen so wie die Irrlichter ganz nahe bei der Erde, und der gallertartige Schleim, den man im Herbste auf den Wiesen findet, und den sie tremella meteorica nannten, sey herunter gefallene Sternschnuppenmaterie. Dieses ist nicht. Dieser Schleim sind halbverdaute Frösche, welche die Wasservögel im Fliegen ausspeien, wenn sie zu viel gefressen haben, und wenn sie zu schwer sind. Man findet, wenn man ihn untersucht, Froschzehen, Froscheier, kleine Schneckenhäuschen und dergl. in ihm. Wenn die Wasservögel ihn des Nachts bei ihren Zügen ausspeien, so phosphorescirt er im Herunterfallen, und indem man hingegangen und die leuchtende Masse gefunden, so hat man geglaubt, daß dieses eine heruntergefallene Sternschnuppe wäre. — Durch das bloße Ansehen der Sternschnuppen konnte man keine nähere Kenntniß dieser merkwürdigen Lufterscheinung erhalten. Man mußte sie beobachten, und so daß man zuerst alles bestimmte, was einer Messung und einer Berechnung unterworfen war, ihre Größe, ihre Entfernung, ihre Geschwindigkeit und ihre Bahnen. Um diese Bestimmungen zu machen, mußten von zweien oder mehreren Beobachtern correspondirende Beobachtungen angestellt werden, wobei sie wenigstens eine Standlinie von 3 Stunden zwischen sich hatten, damit auf diese Beobachtungen nachher die Rechnungen der sphärischen Trigonometrie könnten angewendet werden. Diese Beobachtungen wurden zuerst im J. 1798 bei Göttingen von Brandes und Benzenberg angestellt, wobei der eine zu Clausberg und der andere zu Dransfeld die ganze Nacht hindurch bis in den November im freien Felde die Sternschnuppen beobachtete. Von 22. correspondirenden Beobachtungen war folgendes das Resultat: Die Sternschnuppen sind in allen Entfernungen von der Erde von 3, 6, 10, 15, 20 bis 30 Meilen. Es wurde sogar eine beobachtet die 34 Meilen von der Erde war und zu Presburg in Ungarn im Zenith stand. Ihre Geschwindigkeit ist so groß wie die der Erde auf ihrer Bahn, nämlich 4 bis 5 Meilen in 1 Sekunde. Die Richtung ihrer Bahn ist verschieden. Einige gehen horizontal, andere gehen auf die Erde zu, noch andere gehen von der Erde weg, indem sie in die Höhe steigen wie eine Rakete. Ihre Größe ist verschieden. Die größten scheinen einen Durchmesser von 300 Fuß zu haben. Einige von ihnen scheinen kleine Feuerkugeln zu seyn, (welche kleine Planeten oder kometenartige Nebel sind, so im Weltraume herum ziehen, und auf ihrem Wege unsern Luftkreis durchschneiden und sich dann entzünden und ballen und platzen, und als Steinregen nieder fallen). Andere scheinen bloße electrische Funken zu seyn, welche zwischen unsichtbaren electrischen Wolken in den höheren Gegenden unserer Atmosphäre hin und herschlagen: eine Art Wetterleuchten in höheren Regionen. In folgenden beiden Schriften findet sich das Ausführlichere über diesen Artikel: Versuche die Entfernung, die Geschwindigkeit und die Bahnen der Sternschnuppen zu bestimmen, von Brandes und Benzenberg. Hamb. bei Perthes. Und:

Ueber die Bestimmung der geographischen Länge durch Sternschnuppen von Benzenberg, ebenfalls bei Perthes. Bekanntlich hat man mehrere Methoden, die geogr. Länge zu bestimmen. Eine ist durch Raketen, deren Platzen zwei entfernte Beobachter an ihrer Uhr beobachten, wo dann der Unterschied der Zeit den Unterschied der Länge angibt. Ist der eine 1 Grad nach Osten, so zeigt seine Uhr schon 10 Uhr, wenn die des andern erst 9 Uhr 56 Min. zeigt. Sternschnuppen sind hiezu geeigneter, da sie viel höher und viel glänzender sind wie eine Rakete, und also viel weiter können beobachtet werden.

Stetigkeit. Die Geometrie versteht unter stetigen Größen solche deren Theile ununterbrochen an einander liegen; alle Ausdehnungen, die sie betrachtet, sind stetige Größen. Die Natur kennt in diesem Sinne keine Stetigkeit; wie dicht uns ein Körper vorkommen möge, so sind wir doch genöthigt, Zwischenräume in demselben anzunehmen; er bleibt wenigstens dem Wärmestoffe durchdringlich u. s. w. — In einem andern Sinne beziehen wir die Stetigkeit auf die einander folgenden Zustände denen ein Körper in einer bestimmten Rücksicht unterworfen ist indem wir fragen, ob diese Veränderungen sprungweise oder allmählig geschehen. Ein fallender Körper erlangt eine immer größere Geschwindigkeit. Wird ihm dieselbe durch die auf ihn wirkende Schwerkraft ruckweise, oder ohne Unterbrechung (mit Stetigkeit) beigebracht? Wenn wir uns die wachsende Fallgeschwindigkeit des Körpers unter dem Bilde eines aus einer Röhre in ihn einfließenden Wasserstroms vorstellen, müssen wir letzterer Meinung seyn.

† Stettin ist groß und wohlgebaut, gut befestigt und hat fünf lutherische Kirchen, 1700 Häuser und, ohne Militär 21,700 Einwohner. Auf dem Königsplatze steht eine Friedrich dem Großen errichtete Statue von carrarischem Marmor.

* Steuern. Man nennt Steuern diejenigen Abgaben, die von den einzelnen Gliedern der Gesellschaft zur Erhaltung des Ganzen an das Ganze gesteuert werden. So hat man Kirchensteuern, Schulsteuern, Armensteuern, Gemeindesteuern u. s. w., und alle diese Steuern beziehen sich jedesmal auf eine größere oder kleinere Gesellschaft, deren Glieder sie sich wegen gesellschaftlicher Zwecke auferlegt haben. Die größte von diesen Gesellschaften ist die Staatsgesellschaft, welche ihre Bedürfnisse ebenfalls durch Beisteuern der einzelnen Glieder aufbringt. — Diese Beisteuern sind überall so alt wie der Staatenverein selber, und selbst im alten Germanien finden wir solche Beiträge, die dem Herzoge gegeben wurden, freiwillig zwar und angenehm als Ehrengeschenk, aber doch dem Bedürfnisse entgegenkommend. So sagt Tacitus. — Die älteste allgemeine Steuer in Deutschland ist der Zehnte, den Carl der Große einführte, um auf diese Abgabe sein christliches Deutschland zu gründen. Diese sehr hohe Abgabe, die mehr betrug, als jetzt in irgend einem Lande die Grundsteuer, war zur Erhaltung der Kirchen, der Schulen und der Armen bestimmt, und hiedurch eine eigentliche Staatsabgabe, da eben diese Institutionen des Christenthums nach der Carolingischen Einrichtung eigentliche Staatsinstitutionen waren, so wie jetzt die Universitäten. Denn das Christenthum war das Band, das alle germanischen Völker umschlang, und das Carl klug benutzte, um ein deutsches Reich zu stiften, und ein deutsches Kaiserthum zu gründen: ein Unternehmen, welches nicht leicht war, und das achthundert Jahr vorher Hermann, dem Gründer der deutschen Freiheit, das Leben gekostet, nachdem er das 36ste Jahr seines Alters

und das 12te seiner Feldherrnschaft erreicht hatte. Wären die Zehnten immer als eine Staatsabgabe behandelt worden, hätte man sie nie versetzt, verkauft, verschenkt, und strenge darauf gehalten, daß der Zehnte eben so wenig als die Grundsteuer einer Gemeine je Privateigenthum hätte werden können, so hätte diese Abgabe hingereicht, alle Staatsbedürfnisse mit ihr zu bestreiten. Denn bei der großen Ausdehnung, die später der Ackerbau erhielt, waren die Zehnten von einem ungeheuern Ertrage, und da sie in Frucht waren, so sanken sie nie wie die andern Steuern, welche in Geld entrichtet werden, und eben wegen des Sinkens des Silbers, wenn sie auf denselben Sätzen stehen bleiben, zuletzt fast völlig verschwinden. Allein unter Carls schwachen Nachfolgern gingen seine großen Institutionen fast ganz zu Grunde, und jeder bemächtigte sich des allgemeinen Reichsgutes, so viel er konnte und mochte. Die Reichsbedientenstellen wurden erblich. Aus ihnen entwickelte sich die Landeshoheit. Der Heerbann wurde vergessen und die ganze Kriegseinrichtung beruhte auf dem Lehnwesen. Der Zehnte, diese große Reichssteuer, war in den Händen der Klöster, der Domcapitel, der Fürsten, der Edelleute und vieler andern Personen bürgerlichen Standes und hatte so aufgehört eine allgemeine Reichssteuer zu seyn. Die einzige Geldabgabe, die vor dem sechszehnten Jahrhundert in Deutschland bekannt war, war der gemeine Pfennig, eigentlich eine Viehsteuer. Aber mit dem Jahre 1555 änderte sich alles, da in diesem durch den Reichsabschied allgemeine Reichs- und Kreissteuern eingeführt wurden. Der Grund dazu war schon früher durch die sogenannten Römermonate gelegt worden. Diese waren eine Abgabe, welche sich auf folgende Weise gebildet hatte. In früheren Zeiten zogen die Kaiser, nachdem sie in Deutschland gewählt und gekrönt worden, nach Rom, um sich vom Papste als lombardische und römische Könige krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reichs begleiteten den Kaiser mit ihren eignen Lehnleuten. Wer nicht mitzog, dessen Lehn war verfallen. Die Dauer dieses Zuges war auf sechs Wochen bestimmt, und dieses nannte man einen Römermonat. Als man später unter Kaiser Sigismund anfing, besoldete Dienstleute zu halten, so konnte ein Vasall seine Verpflichtung mit dem Kaiser zu ziehen, gegen ein Bestimmtes abkaufen. Er gab 12 Gulden für einen Reiter und 4 Gulden für einen Füßer. Hienach wurde nun eine Reichsmatrikel berechnet, in der festgesetzt war, wie viel jeder Reichsstand für so einen Römerzug zu zahlen habe. Das ganze Reich bezahlte dem Kaiser zu einem Römermonat 20,000 Mann Füßer und 4000 Mann Reiter, also für beide 128000 Gulden. Diese Summe von 128000 Gulden wurde nun nachher bei verschiedenen andern Gelegenheiten dem Reichsoberhaupte bewilligt, und so entstanden denn allgemeine Reichssteuern unter dem Namen Römermonate. Die Reichsstände bezahlten sie zum Theil selbst, zum Theil legten sie sie auf ihre Hintersassen, die ehemaligen Reichsbürger (Edelleute und freie Bauern) um, und sandten die Gelder in eine der vier Legestädte (Frankfurt, Leipzig, Nürnberg, Augsburg) die ihnen am nächsten war. Die Einnehmer dieser Steuern hießen Pfennigmeister. In dem großen Staate des Reichs war eine Menge kleiner Staaten (die Landesterritorien) entstanden, welche ihre Bedürfnisse in ähnliche Weise aufbrachten, und die Reichssteuern und die Landessteuern wurden zu gleicher Zeit, so wie noch jetzt, erhoben, wo die Hauptsumme für Reichsbedürfnisse, und die Zulagecentime für

Provinzial- und gemeine Bedürfnisse ist. Für die Reichssteuern fand von Seiten der Landschaft keine weitere Bewilligung statt, wenn diese einmal von Seiten der Reichsstände waren bewilligt worden. Und obgleich früher die Reichsstände solche aus ihren Kammergütern und Reichslehnen allein bestritten, so war doch seit dem Reichstage von 1543 ihnen gestattet auch hiefür ihre Unterthanen anzusprechen, weil sie nicht mehr im Stande waren, ihre Abgaben an Römermonaten und Kammerzielen (für das Reichkammergericht) aus ihren Mitteln zu bezahlen. — Allein anders verhielt es sich in Hinsicht der Bewilligung für die Landessteuern, welche die Landeshoheit für die Landesbedürfnisse foderte. Diese hingen von den Landsassen ab, die solche bewilligten und die zu dem Ende auf den Landtagen versammelt und hier von der Landeshoheit um die Steuerbewilligung begrüßt wurden. — Die Landtage (s. den Art.) haben vom Jahre 1555 an in allen deutschen Ländern zuerst eine feste und bestimmte Gestalt erhalten. Denn erst von diesem Zeitpunkte an wurden sie jährlich gehalten, weil das Geldbedürfniß die Landeshoheit nöthigte, die Landsassen jährlich zu versammeln, um von ihnen sich eine jährliche Beisteuer zu erbitten, woher dann diese den Namen Beden erhalten. Früher sind auch schon Landtage gehalten worden, aber nicht jährlich, nicht zu bestimmten Zeiten sondern alle 10, 20 oder 30 Jahre einmal, je nachdem ein Landesbedürfniß solches foderte, entweder wegen Geldverwilligungen um Pfandschaften einzulösen, oder Ankäufe zum Besten des Landes zu machen — oder wegen Eheberedungen der Erbtöchter und dergleichen. Seit 1555 sind aber die jährlichen Landtage aufgekommen, von denen die gemeinen Landsassen, so solche eben so gut besuchten, wie die andern Landsassen, so zur adeligen Dienstmannschaft gehörten, nach und nach wegblieben, bis dann endlich die adeligen oder ritterbürtigen Landsassen, die ohnehin zuletzt ganz allein waren, den Beschluß faßten: daß sie in Zukunft nur ihres Gleichen auf den Landtagen zulassen, und bei diesen dieselbe Ahnenprobe einführen wollten, die bei Turniren und Stiftern schon seit 300 Jahren in Gebrauch war. Die Periode dieser Einführung der Ahnenprobe fällt bei den Landschaften überall ums Jahr 1600. (In Cleve und Mark 1598; in Westphalen 1601 u. s. w.). Hiedurch kam es dann, daß nur ein kleiner Theil der Landsassen die Landtage besuchte, und an der Steuerbewilligung Theil nahm. — Als die adeligen Landsassen allein waren, suchten sie sich auch steuerfrei zu machen, da es ihnen unrecht schien, daß sie als der geborne Kriegsstand der Nation Steuern zur Landesvertheidigung bezahlten, weil sie den Contingent an der Landesbewaffnung in natura stellten. Diese Steuerfreiheit des Adels ist überall noch sehr jung, und man kann das Jahr 1660 für das Normaljahr annehmen, obgleich sie in dem einen Lande etwas früher, und in dem andern Lande etwas später zu Stande gekommen (in Westphalen 1654; in Jülich und Berg 1664). Auf diese Weise ist denn auf deutschen Landtagen die sonderbare Gewohnheit entstanden, daß diejenigen, welche die Steuern bezahlten, sie nicht bewilligten, und diejenigen, die sie bewilligten, keine bezahlten. — Diejenigen Steuern, die auf Landtagen bewilligt wurden, waren größtentheils Grundsteuern (also direkte). Auch wurden wohl Zoll, Accise, Licent und ähnliche Steuern bewilligt, welche zu den indirekten gezählt werden. Die Entstehung dieser indirekten Steuern muß man ebenfalls historisch verfolgen, um so auf diese Weise eine klare Ansicht von ihrem inneren Wesen zu erhalten.

Sie sind um so wichtiger, da sie später auf die Form des Staates einen so großen Einfluß geübt haben. Diese Steuern sind zuerst in Städten entstanden, wo die Bürger in ihnen ein leichtes Mittel fanden, um die Abgaben, so für die allgemeinen Bedürfnisse des kleinen Staates der Stadt mußten beigebracht werden, auf eine völlig gleichförmige Weise und ohne alle lästige Controlle zu erheben. Denn die Städte hatten unsichtbare Reichthümer unter den Menschen eingeführt, die sich wesentlich von dem Reichthume des Landeigenthums unterschieden, der so offen lag, und vor jedermanns Augen sichtbar. Diese Unsichtbarkeit der städtischen Reichthümer hatte bald zum Geheimnisse des Reichthums geführt, und keiner sagte oder gab an, wie reich er eigentlich sey, indem nehmlich der Eine wegen seiner Verhältnisse Ursache hatte, reicher zu scheinen als er war, und der Andere wieder ärmer, indeß der Dritte selber nicht wissen wollte, wie viel oder wie wenig er besaß. Eine Vermögens- und Einkommensteuer war daher von den städtischen Reichthümern gar nicht in der Weise zu erheben, als dieses beim Landreichthume, mit Hülfe des Landcatasters, möglich war. Da die Städte sehr bevölkert und sehr enge gebaut waren, so konnte jeder Bürger nicht alles das in seinem Hause haben oder thun, was zu den Bedürfnissen des Lebens gehörte, und für vieles wurden gemeinschaftliche Anstalten getroffen. Man baute statt der Handmühlen eine gemeinschaftliche Wasser- oder Windmühle; ferner ein gemeinschaftliches Backhaus, ein gemeinschaftliches Brauhaus, ein gemeinschaftliches Schlachthaus, eine gemeinschaftliche Wage, — und das gesammte Capital der Lebensbedürfnisse mußte jährlich durch diese gemeinschaftliche Anstalten mehrmals hindurch, und indem man bei diesem Durchgange eine kleine Abgabe erhob, so wie der Müller den Mahlschatz von dem durch seine Mühle hindurchgehenden Getreide, war man sicher, daß diese am Ende des Jahres eine bedeutende Summe eintrage und daß diese sich auch völlig gleichförmig auf alle Bürger vertheile. Man kann nicht läugnen, daß diese Einrichtung sehr zweckmäßig war, und selbst die, welche am stärksten gegen indirekte Steuern sind, werden eingestehen, daß die Städte ihr Steuersystem auf eine zweckmäßige Weise geordnet hatten. Freilich war man klug genug, die Steuersätze nicht hoch zu stellen — nahm doch der Müller, so in der städtischen Mühle die Frucht in Mehl verwandelte, nicht mehr als ein Sechszehntel oder ein Vierzigstel von dem Getreide, so durch seine Hände und durch seine Mühle ging. Die Erfindung, daß man von allem, das die Controlle passirte, die Hälfte oder ein Drittel nehmen könnte, wurde erst später von einigen Dummköpfen gemacht, so im Finanzministerio angestellt waren. Hiemit war denn die Defraude und mit dieser die Controlle und all das Lähmende für den Verkehr gegeben, was sich im Gefolge dieser beiden befindet. — Zuerst machte man in Frankreich die Entdeckung, wie man von Seiten des Staates die indirekten Steuern cultiviren könne, und wie der Minister hiedurch unabhängig von den Ständen werde. Von Frankreich aus pflanzte sich diese Entdeckung nach Deutschland fort, und hier fand man ebenfalls den großen Vortheil, der in den indirekten Abgaben liege, da sie einzeln und gleichsam tropfenweise unbemerkbar eingingen, und daher keinen Widerspruch fänden, wie die Grundsteuer, bei der man gleich von Hunderttausenden reden müsse, statt daß bei jenen nur von Pfennigen oder höchstens von Groschen die Rede sey. Und so hat sich denn besonders in Preußen unter

Friedrich dem Großen das Zoll-, Accise- und Regiesystem auf dieselbe glänzende Weise entwickelt, wie in Frankreich. Auch wurden die Preußen eben so arm dadurch wie die Franzosen, eben weil es die Gewerbe lähmte, und weil es ein stetes Hinderniß war, daß ein gerechtes und einfaches Steuersystem aufkommen konnte. — Zu einem solchen gehört aber zuerst und vor allen Dingen, daß die Geldangelegenheiten der Gesellschaft von den Deputirten der Gesellschaft berathen werden. Dann, daß diese die Summe bestimmen, die aufgebracht werden soll, und die Art, wie sie beigebracht werden muß Wenn dieses ist, so kommt man bei den indirekten Steuern immer auf das alte Princip der Städte: daß sie nicht hoch seyn müssen, und daß es eine Tollheit ist, wenn man die Hälfte oder ein Drittel vom Werthe der Dinge als Steuer für den Staat nehmen will, wie z. B. beim Salz, bei den Getränken, beim Tabak u. s. w. (s. den Art. Vereinigte Gefälle). Im Gegentheil werden alle Sätze so niedrig gestellt, daß keine Defraude möglich und keine Controlle nothwendig ist. Das, was diese Steuern dann eintragen, das wird dankbar genommen, aber es wird ihnen keine Summe festgestellt, die sie eintragen sollen. Das übrige wird dann auf die direkten Steuern genommen bei denen keine Defraude möglich eben weil sie das Unbewegliche und Sichtbare treffen. Nur setzen die direkten Steuern eine genaue Kenntniß des Landes voraus, eine genaue Statistik jeder Gemeine, damit man jeder Gemeine ihre gerechte Quote zuweisen kann, die sie zu tragen hat. Und diese genaue Statistik ist eben das Cataster. — Bei allen Steuern kann man das als Grundsatz annehmen: Nirgends wirken die indirekten Steuern hemmend auf die Gewerbe, wo man die Sätze so niedrig stellt, daß keine Defraude vorhanden und keine Controlle nothwendig ist. Und doch tragen sie bei diesen niedrigen Sätzen bedeutende Summen. Nirgends sind die direkten Steuern zu hoch, wenn sie gleichförmig vertheilt werden. Was sie unerträglich macht ist, nicht ihre Höhe nach Quadratmeilen gerechnet, sondern die ungleiche Vertheilung in der Quadratmeile, wobei, wie das neue Cataster gezeigt hat, die eine Gemeine 40 p. C. die andere 10 oder 12 bezahlt. Endlich: Nirgends sind die Leute mit den Steuern zufrieden, sie mögen niedrig oder hoch seyn. Sie klagen jetzt, haben vor 25 Jahren geklagt, und werden über 50 Jahre klagen. Die meisten, welche klagen, wissen selber nicht einmal, ob sie Ursache haben oder nicht. Ein Finanzminister muß sich daher durch diese Klagen blos aufmerksam machen lassen, aber nicht bestimmen. Nur eigene Kenntniß des Steuerwesens, eigene Untersuchungen und eigene Ansicht müssen ihn bestimmen. Er muß gerecht gegen alle seyn, und schon blos aus Politik, wenn er sonst keine Gründe dazu in seinem Gewissen findet. Denn ungleich vertheilte Steuern können nie hoch seyn und nie große Summen tragen. Uebrigens ist der Steuerjammer eine Art Freudenhimmelchen für die Menschen, das sie sich durchaus nicht nehmen lassen. Il faut plumer la poule sans qu'elle crie, dieses ist eine Aufgabe, die kein Finanzminister im Stande ist zu lösen. Wie haben die Rheinländer, seit sie Preußisch sind, nicht über ihre Grundsteuern geschrien, und wie haben sie den Finanzminister gebeten, daß er doch bedenken möge: daß in der Mark Brandenburg die Quadratmeile nur 800 Thlr. Grundsteuer zahle, wohingegen am Rheine die Quadratmeile 5000 Thlr. bezahle. Davon aber hat kein Mensch gesprochen, daß zu den glücklichen Zei Carl Theodors im Jahr 1756 die Quadratmeile Bauerngut in Berg

und Jülich 2000 Malter Korn an Steuer gegeben, und daß jetzt dieselbe Quadratmeile Bauerngut nur 640 Malter an Steuer gibt. — Den meisten Steuerlärm machen die Frauen, welche es nie dem Finanzminister verzeihen, wenn er Ursache ist, daß der Kaffee theurer wird, und die überhaupt geneigt sind, alle Steuern für eine unnöthige Erfindung zu halten, woher sie denn auch nie sich ein Gewissen daraus machen, sie zu defraudiren. — Wenn von der einen Seite der Steuerjammer, dem wir der Gründlichkeit wegen einen eignen Artikel widmen, unverständig ist, so ist er, und das ist eben das Beste, von der andern Seite auch durchaus unschädlich. Denn dieselbe Unwissenheit, die die Ursache ist, daß sie sich beschweren, die ist auch die Ursache, daß sie nichts dagegen machen. Sie wissen auch nicht einmal, wie so etwas anzufangen. Ein Finanzminister, der dumm und schlecht genug ist, kann daher Steuern, die im hohen Grade ungerecht sind, fortbestehen lassen, ohne daß dieses eine andere Folge hat, als daß sie wenig eintragen. Wie groß die Unwissenheit in Hinsicht des Steuerwesens ist, das sieht man am besten bei der Verfertigung des Catasters, wo man viele Mühe hat, die Eigenthümer dahin zu bringen, daß sie die neuen Rollen so genau durchsehen, daß man sicher ist, daß nirgend ein Irrthum beim Zahlen- und Namenschreiben vorgefallen. Das Einzige, was man gefunden, das hilft, ist das: daß man sie ein Jahr lang nach der neuen Rolle bezahlen läßt, und sie dann fragt, ob Fehler darin sind. Das Uebrige, was sich auf den Artikel Steuern bezieht, findet sich unter den Art. Cataster, Grundsteuer, Vereinigte Gefälle, u. s. w., wo das Nähere über sie kann nachgelesen werden. — Uebersehen wir noch einmal die Geschichte des Steuerwesens in Deutschland im Ganzen, so finden wir, daß sie sich sehr füglich in vier Perioden theilen läßt. — Erste Periode. Freiwillige Beiträge für den Herzog. — Füllung des Heerwagens der Gemeine. Von Christi Geb. bis auf Carl den Großen. Zweite Periode. Carl theilt Deutschland in Gaue oder landräthliche Kreise, an deren Spitze der Graf steht. Dieser mustert jährlich als Oberster dreimal den Heerbann, und die Heerbannspflichtigen müssen ihm jährlich etwas Privatkorn, einen Batepfennig, oder ein Huhn geben. Dieses waren die ersten stehenden Steuern für die Kriegseinrichtung. Für die Institution der Kirche, auf die Carl das Reich gegründet, war der Zehnte bestimmt. — Zu diesen Steuern kamen die Heerbannsbrüche oder Strafgelder derer, die nicht mit ins Feld gezogen, ferner die Heersteuern oder Hostendienste von denen, so sich als schwächlich angaben und zu Hause bleiben wollten. — dann die Sendgelder für den Sendgrafen und für die Bischöfe, die im Lande zur Kirchenvisitation herumreisten; ferner die Charitativen und Auxiliengelder für den König, — endlich die königlichen Zölle. Diese Steuern trafen alle den Adel wie die Geistlichkeit; und diese blieb nur in so fern verschont dabei, daß jeder Kirche ein steuerfreier Hof zugestanden war. Außerdem hatte der Sendgraf beim Ausbruche eines Krieges noch die Befugniß, auf zwei Drittel des im Felde stehenden Getreides Beschlag zu legen und es als Magazinkorn zu nehmen. Diese Periode dauerte vom 9ten Jahrhundert bis zum 12ten. Dritte Periode. Die Lehnmiliz und die Dienstmannschaft verdrängen den Heerbann, und mit ihm kommen zugleich alle die Einrichtungen in Verfall, auf die er gegründet war. Die Lehnmiliz war in liegenden Gründen bezahlt oder in Renten, die hierauf angewiesen, und fast der ganze Boden verwandelte sich in Lehn-

und Zinsgut, der bloß von Hintersassen gepflügt wurde, die zu keinen Steuern weiter verpflichtet waren, da ihr Herr den Reichsdienst in natura zahlte. In dieser Periode wurden also fast gar keine eigentlichen Steuern mehr bezahlt, auch war Niemand mehr vorhanden, den man darum hätte ansprechen können; denn Adel und Geistlichkeit stellten ihre Dienstleute, und waren daher von rechtswegen steuerfrei. Diese Periode dauerte vom 12ten bis zum 15ten Jahrhundert. Vierte Periode. Als das Schießpulver erfunden worden, und hiedurch eine neue Kriegseinrichtung eingeführt wurde, so fanden die Fürsten, daß man mit größerem Vortheile eine Soldmiliz errichten könne, die zwar aus geringen und schlechten Leuten bestehen könne, die aber auch viel ergebener, als die Lehnmiliz, in der viel Eigenmacht zu finden, da sie einmal auf Grund und Boden gefestigt. Dieses führte denn nach und nach zu den stehenden Truppen, zu dem miles perpetuus, dem Soldmanne, welcher eben, weil er auf den beweglichen Sold angewiesen, ungemein ergeben war, und weil er ergeben, sehr brauchbar, um neue Herrschaft zu gründen. Große Steuern waren in seinem Gefolge, die von den Landständen gefordert und unter dem Namen Beden als subsidium charitativum der Landeshoheit bewilligt wurden. Diese Periode hat vom 16ten Jahrhundert bis zu Ende des 18ten gedauert. Mit der französischen Revolution hat die fünfte Periode begonnen, indem diese die ganze Kriegseinrichtung wieder geändert, und statt der Soldheere — Bürgerheere ins Feld gerufen hat. Dieses hat nun wieder zu den Volksheeren und zum Heerbann geführt, wodurch, wie es scheint, auch im Steuerwesen eine Veränderung eingeleitet worden, indem der dritte Stand hiedurch mächtig geworden, und er die Steuervewilligung wieder an sich gebracht hat, so wie in alter Zeit. Bg.

Steuerfreiheit. Die Steuerfreiheit ist eine neue Erfindung, die gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gemacht worden (in Westphalen 1654, in Berg und Jülich 1664 u. s. w.). Früher war Niemand steuerfrei, und die adeligen Landsassen trugen eben so wohl zu den Landesbedürfnissen bei als die Nichtadeligen. Die Steuerfreiheit hat sich auf eine ganz einfache Weise folgendermaßen entwickelt. Vor der Hälfte des 15ten Jahrhunderts waren nirgends regelmäßige und jährliche Landtage, sondern die Landsassen versammelten sich alle 10, 20 oder 30 Jahre, je nachdem eine Landesangelegenheit solches forderte, entweder wegen einer Geldverwilligung für Ablösung von Pfandschriften, oder wegen Verfügungen in der Erbfolge, wenn das regierende Haus im Mannsstamme dem Erlöschen nahe, oder wegen Eheberedungen für die muthmaßlichen Erbtöchter u. s. w. Als aber mit dem Jahre 1555 allgemeine Reichssteuern aufkamen, die jährlich mußten erhoben werden, und als die Landeshoheit genöthigt war, für ihre Bedürfnisse auch jährlich einen Beitrag von der Landschaft zu erbitten, so kamen auch die jährlichen Landtage auf. (Vergl. den Art. Landtage und Steuern). Auf diesen Landtagen wurden die Steuern gemeinschaftlich bewilligt, und auch nachher gemeinschaftlich bezahlt. Die größeren Landsassen, die sämmtlich zur adeligen Dienstmannschaft gehörten, und die als Dienstleute auch verpflichtet waren, auf den Placitis ihres Herrn zu erscheinen, fehlten nie, indeß die gemeinen Landsassen, denen die jährlichen Landtage kostbar und beschwerlich vorkamen, vielfach ausblieben; welches, so lange Alle an den gemeinschaftlich bewilligten Steuern bezahlten, auch von weiter keinem erheblichen Nachtheile war. Als nach einem halben Jahrhundert von den gemeinen Landsassen nur sehr selten welche erschienen, und sie schon lange nicht mehr die Mehr-

heit besaßen, so faßten die Adeligen den Beschluß: daß sie in Zukunft blos solche Landsassen zulassen wollten, die zur adeligen Knappschaft gehörten, und die solches mit 8 Wappen nachweisen könnten. Auf diese Weise wurde auf den Landtagen die Ahnenprobe eben so eingeführt, wie bei Turniren und Domstiftern. Die gemeinen Landsassen waren nun gesetzlich von den Landtagen ausgeschlossen. Dieses war um das Jahr 1600 (in Cleve und Mark 1599, in Westphalen 1601 u. s. w.). Indeß bezahlte der Adel noch nach wie vor Steuern, und erst nach einem halben Jahrhunderte brachte er es dahin, daß er sich steuerfrei machte (in Westphalen 1654, in Berg und Jülich 1664, wie solches schon angeführt). In einigen Ländern brachte er seine Steuerfreiheit dadurch zu Stande, daß er den Städten ebenfalls einen Theil ihrer Steuern erließ, und sie so für seine Sache gewann. In Westphalen erließ er 1654 den Städten ein Drittel von den bisherigen Steuern. In andern Ländern trat er in Kampf mit den Städten, z. B. in Berg und Jülich, und diese processirten mit ihm vor den Reichsgerichten. Indeß die Städte oder eigentlich die Städtchen waren damals schwach, sie hatten wenig Muth, waren schlecht vertreten, und zu einem Vergleiche geneigt. Dieser wurde in Berg und Jülich dahin getroffen, daß nur die eigentlichen Rittersitze (das Castellum, dasjenige, was zwischen Graben, Ederen und Zäunen liegt), — steuerfrei seyn sollte. So war es z. B. im Herzogthum Geldern, wo blos dieses steuerfrei war, das nur höchstens 3 oder 4 Morgen betrug, nicht aber die andern Länder, so außerhalb lagen und zum Gute gehörten. Allein als der Adel einmal für einen Theil seiner Besitzungen die Steuerfreiheit hatte, so erwarb er sie auch für die übrigen, und im Jahre 1750 war, laut eines Berichtes des Marquis D. Itter an den Churfürsten Carl Theodor, bereits die Hälfte alles Bodens in den Herzogthümern Jülich und Berg steuerfrei, nehmlich alles, was dem Adel und der Geistlichkeit gehörte. Denn so wie der Adel behauptete, daß er als der geborne Kriegerstand für die Nation fechte, so behauptete die Geistlichkeit, daß sie für die Nation bete, und ihre Quote an der Landesvertheidigung ebenfalls in Natura abtrage, woher sie denn unmöglich noch außerdem zu den Steuern beitragen könne. — Auf diese Weise hat sich im 17ten Jahrhundert überall in Deutschland die Steuerfreiheit gebildet, und diese war eine der Hauptursachen, daß der Adel so verhaßt war, und so völlig allein stand, ohne alle Theilnahme der Nation. Als die Stürme der Revolution kamen, die eben durch diese Steuerfreiheit des Adels in Frankreich veranlaßt worden, so verschwand diese Steuerfreiheit überall, und nichts freute das Volk so sehr als diese Gerechtigkeit der Dinge, die nun geübt wurde. Der Adel mußte nun von seinen Gütern ebenfalls bezahlen, nachdem er ungefähr durch einen Zeitraum von 150 Jahren frei gewesen. Durch die Aufhebung der Steuerfreiheit wurde das Bauerngut ungemein erleichtert, da das, was sonst die halbe Fläche tragen mußte, jetzt die ganze Fläche trug. — Hiezu kam, daß die Steuern bei weitem nicht in dem Grade erhöht wurden, in welchem seit 1789 das Silber gegen die Frucht gehalten, und beide Umstände machten, daß der Bauer jetzt viel weniger bezahlt als sonst. (In den Herzogthümern Jülich bezahlt er gegen Frucht gerechnet jetzt gerade ein Drittel von dem, was er im Jahr 1750 unter Carl Theodor bezahlte). Hiezu kam noch auf dem linken Rheinufer die Aufhebung der Zehnten (vergl. den Art.) — Die Aufhebung der Steuerfreiheit ist aber auch noch von einer andern

Seite wichtig. Sie hebt den Unterschied zwischen den gemeinen Landsassen und den adeligen Landsassen auf, welche die Nachkömmlinge der ehemaligen Dienstmannschaft sind, — sie macht, daß die Nation wieder ein Ganzes wird, indem alle dasselbe Interesse haben, und sie ist deswegen eben so wichtig, wie die Aufhebung der Accise, wodurch der Unterschied zwischen Stadt und Land gefallen, und alle Anfeindungen, die aus dieser Scheidung hervorgingen. — Durch die Aufhebung der Steuerfreiheit, (die in Preußen zuerst durch die königliche Cabinetsordre vom 27. October 1810 in ihrer ganzen Allgemeinheit ausgesprochen wurde) — ist ein großer Schritt zu einem besseren gesellschaftlichen Zustande, und zu einer wahren Nationalvertretung geschehen -- indem jetzt der große Landsasse das Interesse des kleinen vertritt, und der kleine das Interesse des großen. Bg.

Steuerjammer. Der Steuerjammer spielt beim Steuerwesen eine so große Rolle, daß man ihn in einem besonderen Artikel abhandeln muß, wenn man einigermaßen gründlich verfahren will. — Der älteste Steuerjammer, der in Deutschland bekannt ist, ist der, den die Sachsen anstellten, als Carl der Große ihnen den Zehnten, als eine allgemeine Grundsteuer auflegte, und hatten damals hiezu wirklich auch einige Ursache, da sie bis dahin gar keine Steuern bezahlt hatten, und der Kaiser sie hiedurch auf einmal in zehnthörige Leute verwandelte, die das Eigenthum an einem großen Theile ihres Erbes verlohren. Die Sachsen sagten: der Zehnte ist eine Grundsteuer, und obendrein eine sehr hohe. Eine Grundsteuer aber ist eine Rente, die von einem Capital gegeben wird das derjenige im Gute hat, der die Rente bezieht, — der Kaiser nimmt uns also, indem er uns zu zehnthörigen Leuten macht, ein Capital weg, das wenigstens ein Fünftel von unserem ganzen Ackerbesitz beträgt. Er nimmt dieses Capital aber von uns, die er zuerst besteuert, weil, wenn wir unsern Acker verkaufen, der Ankäufer darauf Rücksicht nimmt, und er gerade so viel weniger gibt, als dieses Capital beträgt, so der Kaiser uns jetzt nimmt. Hierauf antwortete der Kaiser: „Mein Ministerium ist auch dieser Meinung. Allein ich halte dafür, daß die Grundsteuer wie der Zehnte eine Verbrauchssteuer sind, die auf die Fabrikation des Korns gelegt wird — und die wie jede andere Verbrauchssteuer der Fabrikant blos vorschießt und der Consument bezahlt. — Es bleibt daher bei der Abgabe. Denn ich kann mein Reich nicht in die Luft bauen und von der Luft leben lassen. Auf große Institutionen muß es gegründet seyn, und diese müssen wieder einen Boden haben, auf dem sie wurzeln und von dem sie leben." — Und also hatte der erste Steuerjammer in Deutschland durch den Spruch des Kaisers seine Erledigung gefunden. — Seit der Zeit ist nun auch oft ein Steuerjammer in Deutschland gewesen, daß es zu weitläuftig seyn würde, sie alle aufzuzählen. Wir wollen uns begnügen, nur noch dessen zu erwähnen, der im Jahr 1740 in Schlesien entstand, als Friedrich der Große festsetzte, daß eine allgemeine Grundsteuer solle gegeben werden, die vom adeligen Gute 28 p.C, vom Bauerngute 33 p.C. und vom geistlichen Gute 50 p.C. des reinen Einkommens betrage. Es wurden hiegegen auch anfangs starke Vorstellungen gemacht, — allein am Ende blieb es doch dabei, so wie der König es festgestellt. Später zeigte der Minister von Struensee, daß die Grundsteuer eine Rente sey, und daher unveränderlich — dieses fordere die Gerechtigkeit. — Gleichförmig vertheilen dürfe man sie daher nicht. — Hienach scheint es mit der Ungerechtig-

keit zu gehen, wie mit dem Weinwachs, der auch nur in gewissen Jahren ergiebig ist. Hat man einmal so ein gutes Jahr gehabt, wie 1740, so kann man lange mit dem Ertrage haushalten, und unterdeß die zartesten Gesinnungen von Recht und Gerechtigkeit äußern. Der meiste Steuerjammer entsteht immer bei neuen Steuern, wenn diese auch nicht höher sind, als die alten; wenn sie nur andere Flecke der Quadratmeile treffen als die vorigen, so entsteht doch schon ein großes Geschrei. Dasselbe Geschrei entsteht selbst dann noch, wenn sie niedriger sind, und wenn sie gleichförmiger vertheilt werden. — Die Ursache von diesem Steuergeschrei rührt daher, daß diejenigen, die nun mehr bezahlen, schreien, diejenigen aber, so weniger bezahlen, stillschweigen. Die Ursache aber, daß diejenigen, die mehr bezahlen, anfangen zu schreien, liegt nicht so sehr in bösem Willen, als weil es hergebracht ist, über die hohen Steuern zuschreien, welches man bereits vor 100 Jahren gethan, und welches man höchstwahrscheinlich nach 100 Jahren ebenfalls noch thun wird. Denn ungemein wenig Menschen haben so viel Uebersicht über ihre Steuerquote und über die Steuerquote ihrer Gemeine, daß sie angeben können, um wie viel sie nach ihrer Meinung zu hoch sind. Man bringt daher stets Neunzehntel des gesammten Steuerjammers zum Schweigen, wenn man erklärt: daß man blos diejenigen hören wolle, die angeben könnten, um wie viel sie überbürdet seyen. Indeß gibt es denn doch auch einen Steuerjammer, der nicht blos theoretisches Knallsilber ist, und der daher rührt, daß die Leute wirklich zu viel bezahlen. Dieser kann nun in zweierlei seinen Grund haben: entweder bezahlt man 1) im allgemeinen zu viel, oder aber 2) die Steuern sind im allgemeinen zwar nicht zu hoch, aber drückend auf einzelnen Punkten, wegen der ungleichen Vertheilung. Hier soll besonders von der Grundsteuer die Rede seyn, der sich Niemand entziehen kann, der unbewegliches Eigenthum besitzt, da die Verbrauchsteuern leicht an der Defraude eine gewisse Gränze finden, die der Minister bei seinen Zollsätzen nicht überschreiten darf, wenn er den Ertrag nicht mit den Schmugglern theilen will. Alle Untersuchungen, ob der Steuerjammer gegründet seye oder nicht, müssen damit anfangen, daß man berechnet, ob die Steuern im allgemeinen zu hoch sind. Gewöhnlich behaupten die Steuerpflichtigen, sie könnten sie nicht geben; es sey unmöglich, sie beizubringen. Da man über dasjenige, was möglich und nicht möglich, an Grundsteuern beizubringen, leicht in leere Worte gerathen kann, so muß man sich vorher darüber einigen, blos über genaue Zahlen zu reden, und die Möglichkeit von dem, was eine Quadratmeile an Grundsteuern aufbringen kann, nach dem zu berechnen, was sie bereits in den verschiedenen Ländern an Grundsteuer aufgebracht hat. So z. B. bezahlt in der Mark Brandenburg die Quadratmeile 800 Thlr. Grundsteuer, in Posen 900, in Schlesien 3500, am Rheine 5000 und in Frankreich im Jahr 1819 sogar 15000 Thlr. Redet man bei Steuerüberbürdungen von einem bestimmten Lande, so erleichtert man die Untersuchung oft dadurch ungemein, daß man berechnet, was sonst die Quadratmeile an Grundsteuer bezahlte und was sie jetzt bezahlt. Diese Rechnung muß man in Frucht führen, und dabei die mittleren Marktpreise in den letztvergangenen 10 Jahren zum Grunde legen. So bezahlte z. B. die Quadratmeile Bauerngut in den Herzogthümern Berg und Jülich ums Jahr 1750 an Grundsteuer den Werth von 2000 Malter Korn.

Jetzt 1819 bezahlt die Quadratmeile Bauerngut den Werth von 640 Malter Korn an Grundsteuer. So bezahlte in Schlesien im Jahr 1740 die Quadratmeile den Werth von 700 Malter Korn an Grundsteuer und 1819 den Werth von nur 350 Malter. — Aus solchen und ähnlichen Zahlen kann man leicht beurtheilen, wie es mit den Klagen über Ueberbürdung im allgemeinen beschaffen ist. Nicht so leicht sind aber die Klagen zu beurtheilen, welche aus der Ueberbürdung einzelner Gegenden und einzelner Gemeinen entstehen. Denn diese können allerdings sehr gegründet seyn, und indeß die Steuern im Ganzen niedrig sind, können doch einzelne Gemeinen, die das Doppelte und Dreifache von dem bezahlen, was ihnen zukommt, sehr darunter leiden. Auch hat das Cataster gezeigt, daß es gar nicht selten, daß eine Gemeine das Doppelte und Dreifache bezahlt hat. — Um über diese Klagen eine Uebersicht zu gewinnen, muß man in solchen Gemeinen alle Pachtungen und alle Kaufbriefe aufnehmen, diese in eine Tabelle stellen, und bei jedem Stück die Steuer stellen, die der Eigenthümer davon das letzte Jahr bezahlt hat. Wenn eine solche Aufnahme an Ort und Stelle von ein paar unpartheiischen Männern gemacht wird, so ist es nicht schwer, eine solche Uebersicht über die in der Gemeine bestehenden Steuerverhältnisse zu gewinnen, daß man wohl beurtheilen kann, ob der Steuerjammer, der erhoben worden, gegründet sey oder nicht. — Die Hauptsache ist nur die, daß die Untersuchung von Unpartheiischen geschehe, die in der Gemeine weder angesessen, noch begütert sind. Denn die rechtlichsten und kenntnißreichsten Männer machen sich vielfach ein Gewissen daraus, etwas zu sagen, was dem Interesse ihrer Gemeine schädlich sey, und sie fürchten sich in den Augen ihrer Mitbürger, wo nicht verhaßt, doch unbeliebt zu machen, wenn sie die Wahrheit sagten, und die Gemeine käme dadurch, daß sie die Wahrheit gesagt, in einen höhern Steueranschlag. Bg.

† Steyermark. Der Flächeninhalt beträgt 400 Quadratmeilen, mit mehr als 800,000 Einwohnern.

Stheno, eine der Gorgonen (s. d.)

Stiefel, wird in der Hydraulik beim Röhrwerke diejenige Röhre genannt, worin das Ventil gesetzt und die Pumpenstangen sammt dem Kolben auf und ab bewegt werden.

Stilleben, nennt man in der Malerei ein Gemälde, auf welchem Früchte, Confect oder andere genießbare Sachen, z. B. Wein, aber kein lebendiges Wesen vorgestellt sind.

Stilles Meer, ein Name der Südsee (s. d.)

Stimmgabel, s. Stimmung.

Stirnrad heißt in der Mechanik dasjenige Rad, welches die Kammen oder Zähne an der Stirne, d. i. auf seiner Peripherie hat. Die Eintheilung der Stärke und die Höhe der Zähne sind die wichtigsten Erfordernisse hiebei. Bei der Eintheilung richtet man sich darnach, daß das Getriebe so oft umlaufe, als man zu seiner Absicht nöthig hat.

Stöchyometrie, Elementarmeßkunst. In dem Art. Verwandtschaft (chemische) sind die allgemeinsten Grundzüge einer Theorie der chemischen Verbindungen und Auflösungen gegeben. Man heißt nun insbesondere Neutralität denjenigen Zustand der Auflösung zweier Stoffe, da jeder derselben sein eigenthümliches Kenn-

zeichen verloren zu haben scheint; wie etwa das Küchensalz ein Beispiel abgibt, das aus einer Verbindung von Salzsäure und Mineralalkali besteht, in welcher der eigenthümliche Charakter jedes dieser beiden Elemente erloschen zu seyn scheint. Dabei kommen, wie im Allgemeinen von selbst erhellt, im angeführten Art. aber mit noch mehrerem erörtert ist, auch die quantitativen Verhältnisse jener Stoffe in Betracht, und die Wissenschaft von den quantitativen Verhältnissen, unter welchen die chemischen Stoffe (Elemente) mit einander stehen, wenn sie in Auflösung und Neutralität treten, wird von der neuern Chemie sehr passend mit dem Namen der Stöchyometrie, Elementarmeßkunst, belegt.

Stoff (in der Nationalökonomie) heißt die ganze Masse von Dingen, woraus Güter bestehen oder erzeugt werden können. Man unterscheidet drei Hauptgattungen von Stoff, nämlich 1) Urstoff, welcher die ganze rohe Natur bezeichnet, sowohl die Dinge, welche die Natur unabhängig von menschlicher Arbeit bereits hervorgebracht als auch die Urquelle solcher Dinge selbst; vorzüglich also der Grund und Boden. 2) Productstoff, die Masse von Dingen, welche dem Hinzutritt der menschlichen Arbeit ihr Entstehen, wenigstens ihre gegenwärtige Gestalt, verdanken. Derselbe heißt a) natürlicher Productstoff, so lange die Dinge in ihrem ersten rohen Zustande sich befinden, in welchem sie vermittelst der Arbeit des Menschen dem Schooße der Natur entnommen worden, z. B. Getraide; hingegen b) industrieller Productstoff, wenn die Dinge, nachdem sie durch menschlichen Fleiß aus dem Schooße der Natur hervorgegangen, veredelt oder wenigstens auf irgend eine Weise verändert worden sind; z. B. Fabrikwaaren. 3) Capitalstoff, der über das gegenwärtige, höchstens nächste Bedürfniß überschießende Vorrath von Gütern, welche unmittelbar gegen andere Güter umgesetzt werden können, wie z. B. in den meisten Fällen die Metallmünze. Man nennt denselben auch lebendiges Capital. (S. d. Art.). K. M.

Stolgebühren, jura stolae nennt man die Gebühren, welche für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Confirmations-, Beicht- und ähnliche priesterliche Handlungen von denen, welche sie verlangen, an die Geistlichen zu entrichten sind, weil die Stola (s. d. Art.) der amtliche Schmuck der zu solchen Handlungen befugten Geistlichen ist. Unter den Protestanten wird die Stola zwar nur noch von den Geistlichen der englischen Kirche getragen, den Ausdruck „Stolgebühren" haben jedoch auch die Lutherischen und Reformirten aus dem alten Kirchenrechte zur Bezeichnung der Accidentien ihrer Pfarrer beibehalten. Unter die Rechte des Klerus ist die Forderung solcher Gebühren nur allmählig gekommen. Wie die Lehrer der alten Kirche überhaupt blos durch freiwillige Gaben (Oblationen) ihrer Gemeinen unterhalten wurden, so war es auch schon lange dem Gutdünken der Laien überlassen, ob und wie sie ihre besondre Erkenntlichkeit für die oben genannten priesterlichen Amtshandlungen bezeigen wollten. Was bei solchen Gelegenheiten in die Opferstöcke der Kirchen einer Diöcese kam, floß noch im 6. Jahrh der Kirchencasse des Bischofs zu, der davon den Pfarrern ihren Antheil gab. Seitdem erhielt aber jeder Pfarrer die Befugniß, dergleichen Accidentien in seiner Parochie allein und für sich selbst einzunehmen, daher sie nun Parochialrechte durch das Herkommen gleichsam gesetzlich und nach und nach auf gewisse Taxen gebracht wurden. Jedoch wiederholten die Kirchenversammlungen bis in das 10. Jahrh. die Verordnung, daß die

Pfarrer sie nicht fodern, sondern nur, wenn sie freiwillig gegeben würden, annehmen dürften. Erst im 16. Jahrh. wurde aus dieser Erlaubniß ein durch die geistlichen Behörden bestätigtes Recht (jus), daher diese Gebühren nun jura stolae hießen. Die Taxen derselben sind verschieden, wie die Formen und Namen, unter welchen sie entrichtet werden; unter den Protestanten in Deutschland hat jede Parochie darin ihre eigne Einrichtung, so daß die wenig bestimmten, allgemeinen Kirchengesetze hierüber sich nach der Gewohnheit jedes Orts modificiren. E.

Stoß der Körper. Was man unter Stoß der Körper verstehe, ist aus der Erfahrung hinreichend bekannt; nicht so leicht ist es, die verwickelten Gesetze des Stoßes aufzufassen. Wir müssen uns zuerst erinnern, daß es in jedem Körper einen Punkt, seinen Schwerpunkt, gibt, in welchem man sich seine ganze Masse vereint vorstellen kann. Mit Beziehung darauf, heißt der Stoß central oder excentrisch, nachdem die Richtung, in welcher sich der Schwerpunkt des stoßenden Körpers bewegt, auch durch des gestoßnen Körpers Schwerpunkt geht, oder nicht: gerade ist er, wenn jene Richtung auf der Ebne, in der sich beide Körper berühren, senkrecht steht; sonst schief. Ferner macht es, wie auch bereits die Erfahrung lehrt, beim Stoße einen Unterschied, ob die sich stoßenden Körper unelastisch (im Sinne der Theorie, welche vollkommen harte Körper annimmt, obwohl die Natur dergleichen nicht kennt), oder elastisch sind. — Hier können nur die allgemeinsten Sätze aus der Theorie des geraden Stoßes harter Körper vorgetragen werden. Wegen der Untersuchungen über den geraden Stoß elastischer Körper, und den schiefen Stoß, welche uns hier zu weit führen würden, müssen wir auf die betr. Lehrbücher verweisen. Was also den geraden Stoß harter Körper betrifft, so scheint hiebei, wie beim Stoße überhaupt, ein Theil der Bewegung des einen Körpers in den andern überzugehen. Ferner kommen, wie fast von selbst erhellt, nicht nur die Geschwindigkeiten, sondern auch die Massen der betr. Körper in Betracht; und man wird als ein Axiom betrachten können, daß, wenn zwei vollkommen harte Körper, unter der Bedingung der Gleichheit des Products aus den respectiven Geschwindigkeiten in die respectiven Massen, gerade gegen einander stoßen, plötzliche Ruhe beider eintrete. Wenn z. B. auf dem Billard zwei Kugeln gerade zusammenstoßen, deren eine doppelt so groß ist als die andere, aber nur halb so schnell läuft als die kleinere, so würde dieser Zustand plötzlichen, vollkommnen Stillstandes beider eintreten müssen, wofern auch alle andern Umstände der Theorie genau entsprechend und die Kugeln also vollkommen unelastisch wären. Hat Gleichheit jener Producte nicht Statt, so gehen beide Körper nach dem Stoße in der Richtung desjenigen fort, für den jenes Product größer ist, und zwar mit einer Geschwindigkeit gleich dem Quotienten der Differenzen der Producte durch die Summe der Massen. Wenn, um Behufs der Augenscheinlichkeit wieder zum vorigen Beispiele unsere Zuflucht zu nehmen, auf dem Billard eine kleine langsam rollende Kugel gerade gegen eine große und schnell rollende trifft, so prellt die kleinere in der Richtung der größeren, welche ihren Weg in derselben fortsetzt, zurück. Hatten beide einerlei Richtung, statt entgegengesetzter, so muß im obigen Ausdrucke für die resultirende Geschwindigkeit, statt der Differenz die Summe gesetzt wer-

den *). — Drückt man endlich den hienach gefundenen Werth der resultirenden Geschwindigkeiten in beiden Fällen, statt, wie hier geschehen ist, durch Worte, in algebraischen Zeichen aus, so sind auch die Veränderungen, welche in den ursprünglichen Geschwindigkeiten jedes der beiden Körper vorgehen, durch ein wenig Rechnung leicht gefunden. Wir wollen nur noch bemerken, daß der physicalische Apparat, unter dem Namen der Percussionsmaschine, eine Vorrichtung zur Anschaulichmachung der Gesetze des Stoßes enthalte. D. N.

Stourdza, (Alexander von), kais. russ. Staatsrath, (der Verf. des berüchtigten Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne) ist der Sohn eines angesehenen moldauischen Bojaren, der aus Griechenland abstammen soll. Die Anhänglichkeit, welche der Bojar Stourdza den Russen im Kriege 1788 ff. mit der Pforte bewiesen hatte, nöthigte ihn, nach dem Frieden von 1792 auszuwandern. Er wurde russischer Staatsrath. In seiner Jugend hatte er sich mehrere Jahre in Venedig, Triest und Wien aufgehalten, auch einige Zeit in Leipzig studirt, und sich vorzüglich mit der classischen Literatur beschäftigt. Auf ähnliche Weise sorgte er für die Erziehung seines Sohnes Alexander, der ebenfalls eine Zeitlang seiner Studien wegen in Deutschland gelebt hat, wo seine Schwester, ehedem Hofdame der Kaiserin von Rußland, eine geistreiche Frau, mit dem nachmaligen (jetzt abgegangenen) Staatsminister des Großherz. von Sachsen-Weimar, Grafen von Edling, vermählt ist. Herr von Stourdza besitzt Geist und mancherlei Kenntnisse, aber noch mehr jene kecke Anmaßung eines unruhigen Ehrtriebs, welcher so gern sich vordrängt, ehe noch Zeit und Reife dazu berechtigen. Darum schrieb er über Gegenstände, welche sein jugendlicher, nur fragmentarisch entwickelter Verstand zu übersehen und zu beurtheilen noch nicht fähig war. Die Jesuiten hatten in Rußland Zweifel über die Reinheit der Lehre der orientalischen Kirche zu verbreiten gesucht; dieß veranlaßte zuerst den Herrn v. Stourdza als Schriftsteller sich zu versuchen und Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche zu schreiben, welche Herr v. Kotzebue aus dem Französischen (Leipz. 1817) zu übersetzen für gerathen hielt. Der Verfasser hat sich bemüht, in dieser kleinen Schrift die Vorzüge der griechischen Kirche vor der abendländischen zu entwickeln; er hat aber viele seiner Behauptungen auf mystische, neuplatonische Ansichten und gesuchte Gleichnisse gebaut. Uebrigens steht er, nach dem Inhalte derselben, noch ganz auf dem Standpunkte, auf welchem unsere Theologen im 17 Jahrh gestanden haben, und daraus erklären sich auch des Herrn von Stourdza Urtheile über die deutschen Universitäten und Theologen. Als in Aachen den Congreßgesandten 1818, oder auch wohl nur der russischen Gesandtschaftskanzlei handschriftliche Bemerkungen über deutsche Volksangelegenheiten, zugeschickt worden waren, erhielt Herr v. Stourdza vom russischen Ministerium den Auftrag, daraus eine Denkschrift abzufassen. So entstand sein Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, wozu ihm, wie versichert wird, auch Herr Prof. von Loder in Moskau seine etwas trüben Ansichten von

*) Die Theorie nimmt nämlich in beiden Fällen an, die Kugeln vereinigten sich im Augenblicke der Berührung zu einer einzigen, und meint mit obigem Ausdrucke die Geschwindigkeit dieser vereinigten Masse. Insofern ist das gewählte Beispiel also unzulässig, aber es gewährt wenigstens, rücksichtlich der Richtung nach dem Zusammentreffen, vollkommne Bestätigung der Theorie; und darauf kam es besonders an, da die Geschwindigkeit eine theoretische Speculation bleibt.

deutschen Universitäten mitgetheilt haben soll. Herr von Kotzebue erklärte nachmals in seinem Wochenblatte, daß diese Denkschrift einen officiellen Ursprung habe, und Herr von Stourdza stellte selbst, als zwei Studenten in Jena wegen der darin gegen die deutschen Universitäten ohne Beweis gewagten Beschuldigungen auf eine stürmische — unter den höheren Ständen jedoch nicht ungewöhnliche — Art, von ihm Genugthuung foderten, die etwas sonderbar abgefaßte Versicherung aus, qu'il avoit pensé, écrit et rédigé ce mémoire sur l'ordre de —. Er fand bald darauf für gut, Deutschland, nachdem er sich mit der Tochter des Staatsraths Hufeland verheirathet hatte, zu verlassen, und lebt jetzt ganz den Studien in Rußland auf seinen Gütern drei Meilen von Szkloff. Von seinem Schriftchen, welches die politischen Annalen 1819 in deutscher Uebersetzung aufgenommen haben, wurden anfangs in Aachen nur 50 Exemplare gedruckt und an die verschiedenen Gesandtschaften vertheilt. Doch bald circulirten von demselben so viele Exemplare, daß es ein Gegenstand der Neugierde und Speculation wurde. Zuerst ward es durch das englische Blatt the Times verbreitet, dessen Inhaber es durch seinen Correspondenten in Aachen erhalten hatte. Dann erschien davon ein (wie man sagte, durch Herrn Schöll besorgter) Nachdruck in Paris. Die gänzliche Unkenntniß des Gegenstandes, den es darstellen wollte, die Feindseligkeit der darin enthüllten Ansicht und Absicht, so wie die Härte der darin aus einzelnen Vorfällen abgeleiteten allgemeinen Beschuldigungen gegen die deutschen Hochschulen und den deutschen Volksgeist überhaupt, die nur durch die Keckheit der Vorschläge, wie alles Gerügte anders einzurichten sey, übertroffen wurden, erregte allgemein Unwillen. Man sah bei diesem Anlaß, daß es in Deutschland noch ein Nationalgefühl gibt, das mit edler Entrüstung die Schmach empfand, sich von einem am Geiste selbst noch unmündigen Moldauer über seine wichtigsten Zwecke und edelsten Nationaleinrichtungen vor ganz Europa in eine Art von Anklagezustand versetzt und wie einen verwilderten und unfolgsamen Knaben auf die mönchisch-scholastischen Formen einer Zwangheilsordnung zurück gewiesen zu sehen. Die deutschen Regierungen beachteten diese Vorschrift des jungen Ausländers, wie sie ihre Völker zu erziehen hätten, mit stillschweigender — Mißbilligung. Wenigstens nahm Preußens Monarch darauf keine Rücksicht, als er in Aachen die Stiftungsurkunde der Universität Bonn ausstellte. Bald erschienen heftige Gegenschriften. Die beste Antwort war des verstorbenen von dem gebildeten Europa in solchen Sachen als stimmfähig anerkannten Villers vor mehrern Jahren geschriebenes Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne. Als die gründlichste Prüfung der Stourdza'schen Denkschrift nennen wir Krug's Anti-Stourdza (Leipz. 1819), auch franz. unter dem Titel: Etat actuel de l'Allemagne ou examen et réponse au mémoire de Mr. de Stourdza sur l'état de l'Allem. sous le rapport juridique, moral, politique et religieux. Jetzt ist Stourdza's Schrift selbst in Deutschland fast vergessen; aber seine irrigen Ansichten haben nach dem bekannten: semper aliquid haeret, eine Partei gefunden, die darnach gern handeln möchte. Indeß fand Stourdza's Meinung von Deutschland selbst in Rußland nicht allgemeinen Beifall, und das in Petersburg von der Regierung unterstützte Journal, der russische Invalide, theilte die sehr spöttischen Bemerkungen der speierschen Zeitung über dieses Machwerk ohne Rückhalt mit.

* Strafe, Strafbarkeit. Der Begriff der Strafe setzt voraus den des Uebels. Jede Strafe wird als Uebel angesehen, und bezieht sich auf vorhergegangene Handlungen, als Folge derselben. Nun aber gibt es Uebel, welche nach Naturgesetzen auf gewisse Handlungen folgen (Naturübel), und welche nur uneigentlich Strafe genannt werden, in so fern wir einen moralischen Gesetzgeber und Richter annehmen, der dieser Verknüpfung Ursache ist. Im eigentlichen Sinne wird Strafe genannt ein Uebel, das auf Zwang beruht. Zwang aber ist die Kraftäußerung freier Wesen gegen den Willen anderer gerichtet; und dieser Zwang wird von dem Menschen für ein Uebel gehalten, weil dieser seiner Natur nach einen Trieb nach Unabhängigkeit und Genuß hat. Strafe ist also ein Zwang, der als Folge mit Uebertretung eines Gesetzes verknüpft wird. Der Vater straft z. B. sein Kind, wenn es seinem Willen, der demselben als Gesetz gelten sollte, zuwider gehandelt hat. Aber die Strafe in dieser Beziehung ist Züchtigung; sie bezieht sich auf den Zweck der Erziehung, und soll dahin wirken, dem Handeln des Kindes eine bessere Richtung zu geben. Sie wird aber nach der subjectiven Ansicht der Aeltern bestimmt. — Fragen wir aber, in welcher Beziehung der Zwang zu dem Rechte überhaupt steht, so werden wir auf den Begriff der Strafe im juristischen Sinne kommen. — Der Zwang, der nichts als solcher ist, widerspricht dem Rechte. — Die Foderung der Vernunft nämlich, welche sich in dem Rechtsgesetze ausspricht, geht auf ein Rechtsverhältniß unter Menschen schlechthin, d. h. ein Verhältniß, in welchem die freie Zweckthätigkeit der Personen, welche zur Bestrebung der nothwendigen Zwecke und Bedürfnisse der vernünftig-sinnlichen Naturen und mithin zum Behuf einer naturgemäßen Existenz Aller gefodert wird, vollkommen anerkannt und gesichert werden soll. Durch den bloßen Willen eines Einzelnen kommt ein solches Verhältniß nicht zu Stande, es muß also zur Herbeiführung desselben äußerlich gewirkt werden, und die Vernunft würde sich widersprechen, wenn sie das Verhältniß selbst einestheils geböte und die Wirksamkeit zur Errichtung desselben anderntheils verböte. Nun wird aber das Wirken zu diesem Zwecke auf einer gemeinschaftlichen Verbindung beruhen, und hauptsächlich gegen die demselben entgegenstehenden Hindernisse gerichtet seyn. Die Hindernisse liegen in dem Unrecht, das seinen Ursprung in dem sinnlichen Triebe des Menschen hat, der dem vernünftigen Wollen widerstreitet. Nun kann aber die Sinnlichkeit nicht aufgehoben werden, weil das Recht auf der vernünftig-sinnlichen Natur des Menschen beruht, und durch Handeln in der Sinnenwelt sich äußert. Es bleibt also als Mittel zur Sicherung eines Rechtsverhältnisses nichts anders übrig, als der That selbst, in welcher sich die Sinnlichkeit widerrechtlich äußert, entgegenzuwirken, und durch solches Entgegenwirken die Willkür in ihre Sphäre zurückzutreiben und dadurch den Verletzenden zur Anerkennung derselben zu nöthigen. Ein solches Wirken gegen die rechtsverletzende Willkür ist juridischer Zwang, mag er sich nun durch wirkliche Gewaltübung (mechanischen Zwang) oder nur durch Androhung der letztern (den sogenannten psychischen Zwang) äußern. Wenn aber der Zwang der Vernunft nicht widersprechen, sondern das Mittel zur Bewirkung des von ihr gefoderten Rechtsverhältnisses seyn, das Recht nicht aufheben, sondern sichern soll, so muß er mit dem Rechte selbst so eng verbunden seyn, daß er als Folge der Rechtsverletzung

und ihr ganz entsprechend erscheint, mithin die Rechtsverletzung aufhebt, oder die durch sie entstandene Ungleichheit wieder ausgleicht. Ein solcher Zwang ist kein einseitiger, d. i. von der Willkür eines Einzelnen ausgehender, weil eben durch denselben das Recht verletzt wird; auch kein bloß gegenseitiger, d. h. kein solcher, den zwei Parteien sich zufügen, weil ein solcher das Rechtsverhältniß selbst unter ihnen aufhebt, so lange es keinen Dritten gibt, der als Richter Befugniß und Auftrag hat, ihre Ansprüche zu beurtheilen und auszugleichen; sondern er ist vielmehr ein allseitiger, d. h. ein solcher, der durch Gründung einer Rechtsgesellschaft entsteht, dem sich ein jeder durch seinen Eintritt unterwirft, und der in Form eines allgemeinen Willens durch das Gesetz ausgesprochen und nach dem Gesetz durch Richterspruch gehandhabt wird, gegen jeden widerrechtlichen Zwang der Einzelnen. Denn wenn die Gesellschaft den Zweck hat, das Recht in einer bestimmten Verfassung darzustellen, so muß ihr auch das Mittel zustehen, diesen Zweck auszuführen gegen jedes einzelne Mitglied, welches diesem Zweck zuwiderhandelt, und dieses Mittel muß mit der Rechtsverletzung in dem Verhältnisse wie Wirkung zur Ursache stehen, mithin der Gesinnung und Handlung des Uebertreters entgegengesetzt seyn. Ein solcher Zwang aber ist Strafe, die rechtliche Strafe also nur in der Rechtsgesellschaft möglich, und daher nur in der Rechtsgesellschaft oder im Staate ein gesichertes Recht. Sonach ist nun die Strafe im juridischen Sinne (poena forensis) der Zwang, welcher als Folge mit der Uebertretung eines Gesetzes in der Rechtsgesellschaft verknüpft wird, oder der gesetzlich bestimmte Zwang, der im Staate auf unerlaubte Handlungen folgt. Es gibt zwar auch eine sogenannte Conventionalstrafe, d. h. eine durch Uebereinkunft zweier oder mehrerer Parteien auf die Uebertretung des unter ihnen abgeschlossenen Vertrags gesetzte Strafe, allein diese erhält ihre Wirkung nur dadurch, daß in einer Rechtsgesellschaft oder im Staate die Parteien sich an den Richter wenden, und von ihm die Beurtheilung ihrer Rechtsansprüche, und die Geltendmachung ihrer Rechte fodern können; keine Partei ist an sich Richter über die andere. Eben so haben auch einzelne Gesellschaften das Recht zu strafen, unter Voraussetzung von Gesetzen, nur in sofern sie dem Staate oder der Rechtsgesellschaft überhaupt untergeordnet sind. Das Recht zu strafen, oder das Strafrecht überhaupt beruht auf der Nothwendigkeit eines gesetzlichen Zwangs, als Mittel zur Realisirung einer Rechtsgesellschaft gegen Uebertreter des Gesetzes; und in so fern dieses Mittel Folge und Aeußerung des Gesellschaftswillens ist, so ist das Strafrecht auch kein besonders erworbenes Recht des Staats, (wie diejenigen gemeint haben, die es aus einem besondern Abbüßungsvertrage, pactum expiatorium, haben herleiten wollen,) sondern ursprünglich in dem Begriffe der Rechtsgesellschaft gelegen. Auch ergibt sich daraus, daß eigentlich und an sich die Strafe keinen besondern Zweck hat, sondern mit dem Wesen der Rechtsgesellschaft so genau zusammenhängt, daß sie wie die Reaction im gesunden Organismus auf die durch ein partielles Organ bewirkte Lebensstörung folgt. In so fern man aber die Strafe theils in Hinsicht ihrer Zufügung (Strafanwendung), theils nach ihrer gesetzlichen Bestimmung oder Festsetzung betrachten kann, so unterscheidet man auch von jenen den Rechtsgrund der Zufügung, der eben in der Nothwendigkeit der Rechtsgesellschaft selbst liegt, zu welcher sie das Mittel ist, und von der Ursache der Zufügung, welche in unerlaubten Handlungen besteht,

auf welche sie als entgegengesetztes Uebel folgt, den Rechtsgrund der Bestimmung oder der Strafandrohung, welcher in der Nothwendigkeit der Gesetze überhaupt liegt, und die Ursache der Strafgesetze, die in der Möglichkeit Gesetze zu verletzen liegt. Weil nun die Strafe in letzterer Hinsicht, oder in so fern sie durch das Gesetz als nothwendige Folge unerlaubter Handlungen bestimmt wird, auch als zukünftig und nach ihrer wahrscheinlichen Wirkung auf die Bürger betrachtet wird, so läßt sich mit der Strafe der Zweck der Abschreckung wohl verbinden. — Die Strafe ist ferner nach Verschiedenheit der gesetzwidrigen Handlungen, mithin auch Verschiedenheit der Gesetze und Rechte, welche übertreten und verletzt werden, sehr verschieden. Es gibt daher eine Civilstrafe, die sich auf Verletzungen privatrechtlicher Verhältnisse (ersetzliche Rechte der Privaten) bezieht, welche durch kein besonderes Strafgesetz verboten sind, und von dem Civilgericht beurtheilet werden. Ferner eine Polizeistrafe, welche sich auf Polizeivergehen bezieht, d. i. Handlungen, wodurch gewisse von der Obrigkeit zur Sicherheit oder zur Beförderung des geistigen und physischen Wohlseyns der Bürger getroffne Maßregeln und Veranstaltungen verletzt werden. Solche Verletzungen werden nach der Größe und Schädlichkeit und des Ungehorsams bestraft. Im eigentlichen und vorzugsweisen Sinne wird jedoch unter Strafe die Criminalstrafe verstanden, welche gegen Verbrechen im engern Sinne (crimina, Criminalverbrechen), d. i. Verletzung solcher Rechte gerichtet ist, in denen die Rechtsgesellschaft selbst mittelbar oder unmittelbar angegriffen, und wodurch ein ausdrückliches positives Gesetz (Criminalgesetz) übertreten wird. Sie ist also eine Strafe, die auf gewisse, aus Willkür der Bürger hervorgehende, und durch das Criminalgesetz bestimmte Verletzungen der ursprünglichen und daher unersetzlichen Rechte der Bürger und der Gesellschaft erfolgt. — In so fern nun die Strafe gesetzlich bestimmt werden soll, so fragt sich zuerst, nach welcher Regel soll diese Strafe festgesetzt werden. Diese Regel wird man das Princip des Strafrechts nennen können. Die Frage nach dem Strafrechtsprincip in diesem Sinne zerspaltet sich aber in folgende drei Fragen: 1) wie muß eine Strafe beschaffen seyn, wenn sie rechtlich, d. i. dem Rechtsgesetze gemäß seyn soll; 2) in so fern Strafen im Gesetz voraus bestimmt werden, wie werden Verbrechen durch die Strafe am sichersten verhindert; dieses wäre das politische Princip der Strafe; und 3) endlich, wie muß, wenn ein Verbrechen begangen ist, die Strafe beschaffen seyn, um zugleich auf den Willen der Menschen einzuwirken, moralisches Princip. Was das erstere, oder das rechtliche Princip aller Strafgesetzgebung insbesondere anlangt, so erhellt aus dem obigen, daß, weil das Recht die Norm desselben seyn soll, dasselbe einzig die Angemessenheit des in der Strafe enthaltenen Zwangs an die in der Handlung liegende Gesetzwidrigkeit fodert. Es kann daher ausgesprochen werden in dem Satze: wie das Verbrechen, so wie Strafe; und wird angeordnet dadurch, daß der Verbrecher selbst in dem Maße seiner Rechte verlustig und als bloß sinnliches Wesen behandelt wird, als er das Recht anderer verletzt hat. Dieß ist also das Princip der Ausgleichung, welches eine gestörte Gleichheit (d. i. eben das Recht) voraussetzt. Die zweite Frage, oder das politische Princip, bestimmt die Strafe (Strafandrohung) als Abschreckungsmittel; so wie das moralische Princip sie als Besserungs- und Sicherungsmittel betrachtet. Der Staat, der

mehr als bloße Rechtsgesellschaft ist, soll die letztern Ansichten von der Strafe, die einzeln berücksichtigt, zu mancherlei Verirrungen und Extremen führen müssen, mit der rechtlichen Norm so viel als möglich zu verbinden und ihr unterzuordnen suchen. Indessen kann nicht geläugnet werden, daß nicht nur diese Verbindung, sondern auch die Anwendung des rechtlichen Princips für sich, das nicht als materielle Ausgleichung zu nehmen ist, sondern oft durch Compensation bestimmt werden muß, in der Praxis großen Schwierigkeiten unterworfen ist, welche aber die Aufgabe an sich nicht aufheben. (S. A. Wendt's Grundzüge der philosophischen Rechtslehre. Leipzig 1811. 8. S. 102 — 113 und 216 — 220). Die Anwendung der Strafe (Bestrafung) im besondern Falle setzt aber eine richterliche Untersuchung voraus, durch welche eine rechtswidrige Handlung, als unter einem bestimmten Strafgesetze begriffen, anerkannt, und die derselben entsprechende Strafe dem Urheber zuerkannt worden ist. Hier tritt die juridische Zurechnung (imputatio) ein. Sie kann hier nur statt finden, wenn das Factum, welches die Merkmale des Verbrechens hat, die Wirkung einer freien (d. i. durch Einsicht und Willkür bestimmten) Handlung ist. Sie fällt hinweg bei Unmöglichkeit der Einsicht und Mangel willkürlicher Bestimmung. Ist nun in letzterer Hinsicht das Verbrechen und die Abwendbarkeit der Strafe überhaupt (Strafbarkeit) erwiesen, so fragt sich, in welchem Grade und Maße jenes dem Urheber zuzurechnen und die gesetzlich bestimmte Strafe auf ihn anzuwenden ist. Dieß nennt man die Größe der Strafbarkeit (relative Strafbarkeit). Sie richtet sich dem Vorigen gemäß 1) nach dem Grade der innern Gesetzwidrigkeit der Handlung (subjective Quantität des Verbrechens), d. i. dem Grade der freien Einsicht und Willkür des Urhebers bei Begehung der rechtswidrigen Handlung. Je größer daher die Kenntniß des Verbrechers von der Strafbarkeit und Schädlichkeit seiner Handlung überhaupt und im bestimmten Fall, und je größer die Nachlässigkeit oder der böse Wille (Vorsatz) ist, desto größer die Strafbarkeit. Je mehr aber der Verbrecher Gründe und Veranlassungen hatte die Handlung nicht zu begehen, desto größer und strafbarer ist sein Vorsatz; je mehr Veranlassungen zur Unterlassung des Verbrechens vorhanden waren, desto weniger Zurechnung. Sie richtet sich 2) nach der Größe der Schädlichkeit der Handlung des Verbrechens (objective Quantität des Verbrechens). Das Verbrechen ist hiernach um so strafbarer, je größer die Verletzung ist, die in der Handlung erkennbar ist, a) in Hinsicht der Wichtigkeit und Zahl der Rechte, welche verletzt werden; b) in Hinsicht der äußern Thätigkeit des Verbrechers zur Bewirkung der strafbaren Handlung; ob diese nämlich nur Versuch, oder angefangenes, oder wirklich beendigtes und in allen Beziehungen vollkommnes Verbrechen ist (s. Verbrechen); und nach dem Grade des äußern Antheils an der rechtswidrigen Handlung. Nach diesen beiden verbundenen Rücksichten bestimmt der Richter die Strafe und deren Vollstreckungsart, wobei ihm das Gesetz noch besondere Schärfungs- und Milderungsgründe an die Hand gibt. Ueber die Arten der Strafen siehe man den folgenden Artikel. T.

Strafen. Verbrechen und Strafen in criminalistischer Hinsicht sind Correlate; daher müssen wir hier im Allgemeinen die Lehre von den Verbrechen mit abhandeln. Die letztern sind nämlich solche freie Handlungen, welche durch ein Strafgesetz verboten sind. Freiheit, d. h. die Fähigkeit sich zur Begehung oder Unterlassung einer Handlung zu bestimmen, ein strafedrohendes Gesetz, und die Verpflichtung,

dem Gesetze zu gehorchen, sind nothwendige Erfodernisse zum Begriff e eines Verbrechens und zur Vollziehung der Strafe an dem Thäter. Je nach dem die Verbrechen aber in dem Vorsatze (dolus) des letztern, oder bloß in seiner Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit (culpa) ihren Grund haben, theilt man sie wiederum in vorsätzliche, eigentliche oder wahre Verbrechen (delicta dolosa) oder in schuldhafte oder Scheinverbrechen (delicta culposa) ein. Unter zufälligen Verbrechen (delictum casuale) versteht man solche unerlaubte, oder schädliche Handlungen, deren Schädlichkeit weder in dem Vorsatze, noch in der Schuld des Thäters, sondern bloß in einem zufälligen Ereignisse ihren Grund hat. Handlungen dieser Art gehören daher bloß dem Namen nach zu den Verbrechen, sind keiner Strafe, aber wohl der criminalrichterlichen Untersuchung unterworfen. Ferner werden die Verbrechen eingetheilt in schwere (atrocia) und nicht schwere (non atrocia); in solche, welche Spuren hinterlassen (delicta facti permanentis), und in solche, die keine Spuren hinterlassen (delicta facti transeuntis). Die erstere Eintheilung hat auf die Strafbestimmung, die letztere auf das Untersuchungsverfahren Einfluß. Die Unterlassungen der durch Gesetze bei Strafe gebotenen Handlungen heißen Unterlassungsverbrechen (delicta omissionis), im Gegensatze der Begehungsverbrechen (delicta commissionis). Im Zweifel nimmt man bei Unterlassungsverbrechen an, daß sie aus Fahrlässigkeit, nicht aus Vorsatz, begangen sind. Die Eintheilung in kirchliche (ecclesiastica), und weltliche Verbrechen (delicta saecularia) hat bei den Protestanten keinen Gebrauch. Practisch wichtiger ist aber bei Bestimmung der Strafen die altdeutsche Eintheilung in handhafte oder nicht übernachtete (die nicht zur Nachtzeit begangen sind), und in nicht handhafte oder übernachtete, ingleichen die Eintheilung in prämeditirte sind nicht prämeditirte Verbrechen. Der Unterschied zwischen Verbrechen, die an Haut und Haar, und solchen, die ohne Hals und Hand geschehen, hat in der Gränzbestimmung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit noch practischen Werth. Mehrere von einem Subject an einem und demselben Gegenstand, aber zu verschiedenen Zeiten, begangene Verbrechen von einer Gattung heißen fortgesetzte (delicta continuata); sind sie an unterschiedenen Gegenständen verübt, so heißen sie wiederholte Verbrechen (delicta repetita). Hat Jemand mehrere Verbrechen verschiedener Gattung begangen, so nennt man diejenigen, welche nicht das Hauptverbrechen ausmachen, zusammenfließende (delicta concurrentia). Unter peinlichen oder Criminalverbrechen im engern Sinn versteht man solche, worauf eine Todes-, eine entbehrende Leibes- oder eine der letztern gleich geachtete Strafe steht. Verbrechen, denen eine geringere Strafe folgt, heißen Civil- oder geringe Verbrechen, geringe Frevel, Begünstigungen. Strafbare Handlungen gegen die allgemeinen, bürgerlichen und natürlichen Pflichten nennt man gemeine, hingegen solche, welche bloß wider besondere Verpflichtungen eines Subjects gehen, besondere Verbrechen. Sind die gewöhnlichen peinlichen Rechtsvorschriften hinsichtlich der Gerichtsbarkeit, des Verfahrens und der Bestrafung bei einem Verbrechen anzuwenden, so ist es ein delictum non exceptum, im entgegengesetzten Fall ein delictum exceptum. Gemeinverbrechen (delicta universitatis) sind solche, die in dem Willen und der vereinten Thätigkeit, oder doch in dem Auftrage aller Gemeindeglieder ih-

ren Grund haben. Bei der Bestrafung der Missethat sieht man darauf, ob der Urheber seine That so weit ausgeführt habe, als er sich vorgesetzt hatte; dann ist ein vollbrachtes Verbrechen (delictum consumatum) vorhanden. War das nicht der Fall, und war bloß die Absicht ohne äußere Handlungen da, so heißt es ein vorgesetztes Verbrechen; zeigt sich jedoch der Vorsatz schon in äußeren Handlungen, so ist ein versuchtes, und wenn der Verbrecher bereits mit der wirklichen Begehung der Missethat beschäftigt war, ein angefangenes Verbrechen, (delictum inchoatum, conatus delinquendi proximus) vorhanden. Die bloßen Anstalten zur Begehung einer Missethat nennt man versuchtes Verbrechen in engerer Bedeutung (attentatum delictum, conatus delinquendi remotus). Je nachdem die Strafe in den Gesetzen ausdrücklich bestimmt ist, oder nicht, theilt man die Verbrechen in benannte und unbenannte ein. Zur Anwendung einer gesetzlichen Strafe wird der Vorsatz des Verbrechers erfodert, und daß er von der Missethat deutliche Begriffe gehabt habe. Bei jeder an sich unerlaubten Handlung wird dieser Vorsatz zwar vermuthet, allein scheinbare Entschuldigungsgründe und starke Vermuthungen werden zugelassen, um die Größe und Strafbarkeit des Vorsatzes zu mindern. Der Vorsatz, zufolge dessen der Missethäter ein Verbrechen nach seinem ganzen Umfange wollte, heißt der eigentliche oder dolus directus; hier findet die ordentliche gesetzliche Strafe Statt. Wollte der Verbrecher das Verbrechen nicht seinem ganzen Umfange nach begehen, so heißt es ein entfernter Vorsatz (dolus indirectus), und es findet in der Regel hier nicht die gesetzliche, sondern eine außerordentliche Strafe Statt. Ein Verbrecher aus Nachlässigkeit wird nach den verschiedenen Graden der Schuld bestraft. Die höchste Fahrlässigkeit (culpa lata) wird, wenn von Schadenersatz oder Bestrafung geringerer Fehler die Rede ist, dem Vorsatze gleich geachtet. Eine gesetzliche Lebens- oder schwere Leibesstrafe ist hier nur dann zuläßig, wenn die Gesetze sie ausdrücklich für das schuldhafte Vergehen bestimmten, oder die begangene Nachlässigkeit für den ganzen Staat schädlich geworden ist. Das zufällige Verbrechen, oder eine leicht unerlaubte, aber durch Zufall schädlich gewordene Handlung, wird nicht bestraft wenn nur der Thäter diese Handlung am rechten Orte, zur rechten Zeit und auf die gehörige Weise vornahm. Um den Gesetzen, welche theils an sich unerlaubte, oder den Staats- und gesellschaftlichen Zwecken zuwiderlaufende Handlungen verbieten, Kraft und Nachdruck zu geben, wurden Strafen eingeführt. Diese sind nun entweder Criminal- oder Polizeistrafen. I. Die Criminal-, peinliche oder schweren Strafen sind solche, welche größere Verbrechen zum Gegenstande haben. Sie bestehen 1. in Lebensstrafen, die man auch Todesstrafen nennt, (s. den Art. Todesstrafe). 2. Die Freiheitsstrafen sind a) bloß freiheitbeschränkend, als Gefängniß und Verweisung außerhalb des Landes, b) freiheitbeschränkend und mit Beschwerlichkeiten verbunden, Zuchthausstrafe, Karrenschieben u. s. w., c) eben solche, die noch durch schmerzhafte Uebel geschärft sind, z. B. Zuchthausstrafe mit Willkommen und Abschied, Karrenschieben mit Tragen eines eisernen Halsringes u. s. 3. Bloßen körperlichen Schmerz erregende Strafen oder Leibesstrafen sind a) Verstümmelungen, die aber in besser geordneten Staaten abgeschafft sind, b) schmerzerregende, dem Körper unschädliche Uebel z. B. Ruthenstriche u. s. w. Diese finden häufig bei geringern Vergehungen, oder bei jungen, noch nicht

ganz verderbten Missethätern Statt. 4. Die Ehrenstrafen sind theils als Folgen der peinlichen Strafen überhaupt zu betrachten, oder es sind auch für sich bestehende Strafen, die einen größern oder geringern Verlust der Ehre bewirken. Man kann sie eintheilen: a) in solche Ehrenstrafen, wodurch alle Ansprüche auf gemeine bürgerliche Ehre vernichtet werden, z. B. Zerbrechung des adlichen Wappens durch den Schinder, Brandmarkung und der gewöhnlich damit verbundene Staupenschlag, Verlust des ehrlichen Begräbnisses, bürgerlicher Tod, Aufhängen des Bildnisses an den Galgen; b) in solche, wodurch eine besondere bürgerliche Ehre, jedoch ohne nachtheilige Folgen für die gemeine Ehre entzogen wird, als: Cassation, Verlust des Adels, Ausschließung von Gilden und Zünften, Absetzung vom Amte, c) in solche, die bloß Beschämung und Züchtigung zum Zweck haben. Diese können nach dem Stande des Verbrechers und der Größe der Missethat auch mit körperlich empfindbaren Uebeln verbunden seyn, z. B. Halseisen, spanischer Mantel u. s. w. oder sie sind das nicht, wie Suspension vom Amte, Kirchenbuße, gerichtlicher Verweis, Abbitte, Widerruf einer Injurie u. s. w. Die letztere Classe der Ehrenstrafen wodurch hauptsächlich die Besserung des Gezüchtigten bezweckt werden soll, zieht häufig die Anrüchtigkeit nach sich, besonders dann, wenn sie in einem für den Bestraften körperlich beschwerenden Uebel besteht. Der höchste Grad der Ehrenstrafe ist immer der Todesstrafe gleichzuachten. Der bürgerliche Tod ist eine Rechtsvorstellung (fictio juris), vermöge welcher Jemand hinsichtlich aller oder einiger rechtlichen Handlungen als wirklich todt betrachtet wird. Nicht immer ist dies als Ehrenstrafe anzusehen, da Jemand durch Abwesenheit, Nachlässigkeit oder Unwissenheit Veranlassung zu einer bürgerlichen Todeserklärung geben kann, die dann nur hinsichtlich der von ihm versäumten Handlungen rechtliche Wirkung hat. 5. Vermögensstrafen haben nicht allemal einen Verlust oder eine Kränkung der Ehre zur Folge. Sie finden hauptsächlich Statt a) bei Wucherern b) Falschmünzern, c) Zollbetrügern, d) Pasquillanten, e) Ehebrechern, f) Aufkäufern von Lebensmitteln, g) wegen begangener Lehnsfehler, h) Weinverfälschung, i) anderer Fälschungsverbrechen und Defraudationen, k) bei Pfuschern und Böhnhasen, l) bei entlaufenen Soldaten, die in fünf Jahren nicht zurückkehren, und m) besonders in polizeilichen und fiscalischen Fällen. Außer dem Verbrechen des Hochverraths erstrecken sich die Vermögensstrafen gewöhnlich nur auf einen Theil der Güter, und vorzüglich auf die Werkzeuge, womit die Verbrechen verübt worden sind. Auch auf Vermögensstücke, die nach der That veräußert wurden, hat der Fiscus Ansprüche, wofern nicht die Veräußerung rechtmäßig war. II. Bürgerliche und Polizeistrafen sind solche, welche nicht als Folge eines peinlichen Verbrechens, sondern als Strafe eines geringen Vergehens zu betrachten sind, und daher auch von dem Civilrichter verhängt werden können. Sie sind hauptsächlich 1. Geldbußen; doch behält eine von dem Landesherrn in eine Geldbuße verwandelte peinliche Leibesstrafe ihre Natur als Criminalstrafe bei, ohne jedoch in der Regel mit Ehrlosigkeit verbunden zu seyn; 2. Gefängnißstrafe, z. B. Bürgerzwang oder Bürgergehorsam, welche jedoch mit einer peinlichen Gefängnißstrafe nicht in Verhältniß steht; 3. solche Geldstrafen, die weder einer Leibesstrafe gleich sind, noch in eine solche verwandelt werden dürfen; 4. Ausstellung an den Straf- (nicht an den Schand-) pfahl; 5. Verurtheilung zu gewöhnlichen Hand- und Feldar-

b⸗ten; 6. der Stockschilling, oder die Züchtigung mit Schlägen; 7. die Confination, oder Landes⸗, Stadt⸗ und Bezirksumzäunung, wodurch J⸗mand verpflichtet wird, sich außerhalb eines gewissen Bezirks nicht zu entfernen, 8. Absetzung vom Dienst ohne Infamie; 9. Suspension von der Amtsführung auf eine gewisse Zeit; 10. gerichtlicher Verweis; 11. gerichtlicher oder öffentlicher Widerruf; 12. gewissermaßen auch die Abbitte und die Ehrenerklärung. Die Strafe kann nur den Urheber eines Verbrechens und seine vorsätzlichen oder schuldhaften Theilnehmer treffen. Geldbußen, die bei Lebzeiten des Verbrechers nicht erkannt worden sind, können auch nicht nach seinem Tode Statt finden, wofern er nicht, um der Strafe zu entgehen, sich selbst ermordet, oder auf andere widerrechtliche Weise das Urtheil zu vergrößern suchte. Wenn die Gesetze des Orts, wo das Verbrechen begangen wurde, von denen, wo die Missethäter zur Untersuchung gezogen worden, verschieden sind; so hat gewöhnlich die gelindere vor der schärfern Strafe den Vorzug. Bei schweren oder eigentlichen Halsverbrechen wird jedoch die Strafe in gedachtem Falle nach gemeinem Rechte bestimmt. Die Strenge der Landesgesetze trägt zur Schärfung der Strafe eines auf fremdem Gebiet begangenen Verbrechens nicht bei. Bei Verschiedenheit des Gerichtsgebrauchs hat der des Untersuchungsgerichts den Vorzug. Die Strafen theilt man auch ein in ordentliche oder gesetzliche und willkürliche Strafen. Erstere sind durch das Gesetz ausdrücklich für einen vorkommenden Fall bestimmt; letztere werden von dem Richter in solchen Fällen erkannt, wo die gesetzliche Strafe nicht Statt haben kann, oder wo überhaupt die Bestimmung der Strafe dem richterlichen Ermessen überlassen ist. Die Veränderung gesetzlicher oder auch durch richterlichen Ausspruch erkannten Strafen findet Statt, 1. wenn der Hauptzweck der Strafe durch die Anwendung derselben nicht erreicht wurde, 2. wenn die Vollziehung überhaupt unmöglich, oder doch höchst schwierig ist, 3. wenn sie nicht sowohl dem Verbrecher, als einem Unschuldigen nachtheilig seyn würde, 4. wenn der Stand oder die persönlichen Verhältnisse des Verbrechers eine Ausnahme nothwendig machen. Doch muß der Unterrichter wegen einer solchen Strafveränderung erst bei dem Oberrichter anfragen. Die Strafen fallen überhaupt weg im Falle 1. der unbedingten Freisprechung, 2. der völligen Begnadigung, denn oft kann die Begnadigung auch beschränkt seyn, und nur in einer Milderung der Strafe bestehen, 3. der völligen Abolition oder Aufhebung des Prozeßverfahrens, 4) der Verjährung des Verbrechens, welche in der Regel zwanzig Jahre, bei Unkeuschheitsverbrechen, mit Ausschluß des Ehebruchs und der Blutschande, fünf Jahre dauert, 5. der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, 6. der Lossprechung von der Instanz, wenn keine neuen Anzeigen und Beweise sich ergeben, 7. des Todes des Verbrechers, wofern er kein Hochverräther war, oder wo nicht ein solcher Fall vorhanden ist, daß eine Strafe am Bildnisse Statt gefunden hätte, 8. bei geringen Vergehungen im Falle des Vergleichs, der Compensation, des Schadenersatzes, der Fürbitte des Beleidigten; Leibesstrafen fallen überhaupt weg, 9. wenn der Verbrecher vor Vollziehung derselben wahnsinnig oder auf solche Weise krank wird, daß die Strafe einen unheilbaren Nachtheil für seine Gesundheit haben würde. Gewöhnlich werden im letzt⸗rn Falle die Leibesstrafen in Geldbußen verwandelt. Die Verbindlichkeit zum Ersatze des Schadens erlischt aber nicht mit der Strafe. Vergl. den Art. Criminalrecht.

Strafrechtsprincip. Strafrechtstheorie. In der philosophischen Rechtswissenschaft versteht man unter jenem einen Grundsatz, aus welchem sich das Strafrecht des Staats logisch ableiten läßt; unter dieser aber das System des Strafrechts, welches auf solch einem Grundsatze ruhet. Die Auffindung eines dergleichen Princips, welches philosophisch richtig und zugleich geeignet sey, die Erscheinungen der positiven Gesetzgebung und der Praxis theils vor dem Richterstuhle der Philosophie zu rechtfertigen, theils sie zu verbessern, ist eine wichtige Aufgabe der Speculation, womit, nachdem insonderheit Beccaria (s. d. besond. Art.) in Deutschland bekannt geworden, viele deutsche Gelehrte, und in der neuern Zeit namentlich Feuerbach, Gönner, Zachariä, Grollmann, Henke u. a. sich beschäftigt haben. Je nachdem man sich Besserung (des Verbrechers und aller ihm ähnlich Gesinnten) oder Abschreckung als den Hauptzweck der Strafe denkt, ergeben sich zwei wesentlich verschiedene Ansichten, die unter dem Namen der Besserungs- und Abschreckungstheorie bekannt, und einander selbst in Hauptpunkten entgegengesetzt sind. Müller in der Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde hat auf einen Mittelweg, auf eine Abhaltungstheorie hingedeutet, die ungefähr auf folgenden ziemlich populären Grundsätzen ruht. Der Staat als Rechtsinstitut soll möglichst die Idee des ewigen Rechtsfriedens realisiren. Dazu gibt er Gesetze, und vollstreckt sie. Das Hauptvollstreckungsmittel ist psychologischer Zwang, (im Allgemeinen: Nöthigung des Willens durch eine Vorstellung). Ueberall, wo der verletzte Rechtszustand durch Zwang von Seiten des Staates vollkommen wieder hergestellt werden, und dem Verletzten vollständiger Ersatz vom Verletzer verschafft werden kann; da ist schon das Daseyn der bürgerlichen Staatsgewalt, und die Unwiderstehlichkeit ihrer Macht ein psychologischer Zwang, der von Rechtsverletzungen abzuhalten hinreicht, weil der Ersatz den Vortheil des Verletzenden nicht nur aufhebt, sondern auch leicht übersteigt. In Fällen hingegen, wo der Verletzer hoffen kann, dem Zwange zur Wiederherstellung des gestörten Rechtsverhältnisses, zum Ersatz des Schadens, zur Einbuße seiner durch die Rechtsverletzung erlangten Vortheile zu entgehen, entweder weil es unmöglich seyn wird, ihn dazu zu zwingen, oder weil der Beweis der Verletzung unsicher ist; da bedarf es zur Abhaltung des Egoismus noch eines andern Uebels, welches den Vortheil der Verletzung aufwiegt, und der Hoffnung, unüberführt zu bleiben, als eine Gefahr entgegen tritt. Dieses Uebel heißt Strafe. Besserung kann dabei untergeordneter Nebenzweck, aber nie Hauptzweck seyn, weil er als solcher nicht in dem Begriffe der Rechtsvollstreckung durch Zwang liegt. Abschreckung kann es auch nicht seyn, weil abschrecken nichts anders heißt, als eine Leidenschaft (Furcht oder Entsetzen) gegen eine Leidenschaft (Lust, Begierde nach dem Genuß des Vergehens) bewaffnen, welches gefährlich ist, weil der Kampf zweier Leidenschaften leicht die Willensmeinung aufhebt, und oft Schlimmeres bewirkt, als der Verbrecher wollte, so daß z. B. der Dieb aus blinder Furcht vor dem Strange zum Mörder oder Brandstifter, ja selbst vor der That die Lust dazu durch die Wirkung leidenschaftlicher Furcht nur größer werden kann. Der Hauptzweck des Strafübels wäre also auf Abhaltung des Egoismus zu beschränken, und der Staat hätte die Strafübel möglichst so zu bestimmen, daß sie den noch der Ueberlegung fähigen Egoismus psychologisch nöthigen können, von seinem

Wunsche nach dem Genuß des Unrechts abzustehen. So fällt wenigstens aus der Strafrechtstheorie diejenige grausame Consequenz weg, welche die Härte der Strafe mit dem Reize zum Verbrechen wachsen läßt, den jedoch die Praxis wiederum als Milderungsgrund gelten zu lassen geneigt ist; auch wird die Klippe des Unrechts umschifft, welches darin liegt, einem Verbrecher Qualen zur Abschreckung Anderer zuzufügen, und welches nicht einmal seinen Zweck erreicht, weil die Furcht sich abstumpft, je öfter und heftiger sie erregt wird, und weil der häufige Anblick grausamer Strafvollstreckungen die Völker verwildert, indem es dieselben an Grausamkeiten gewöhnt. S. die angez. Schrift S. 94 u. 95. Auf der andern Seite leitet eine solche Theorie von der gefährlichen Milde des Besserungssystems ab, welches die Verbrecher in Zuchthäuser bringt, deren Einrichtung ihre Lage vor dem Verbrechen an Vortheilen übertrifft; so daß man Beispiele von Leuten hat, welche sich vergingen, um auf diese Art gebessert zu werden. Mnr.

Strahlenbrechung (astronomische), Refraction. In dem Art. Brechung der Lichtstrahlen wird im Allgemeinen von der Richtungsveränderung gehandelt, welche die Lichtstrahlen bei ihrem Uebergange in ein anderes Mittel erleiden. Diese Lehre findet eine specielle und sehr wichtige Anwendung in der Astronomie; und man kann von der astronomischen Strahlenbrechung als einem Haupttheile der allgemeinen Theorie der Strahlenbrechung abgesondert handeln, und letztere dagegen zur Unterscheidung mit dem Namen der physicalischen Strahlenbrechung (Dioptrik) belegen. Die irdische Atmosphäre ist aus einer unendlichen Menge von Luftschichten zusammengesetzt, deren Dichtigkeit mit ihrer Annäherung gegen den Erdkörper zunimmt. Wenn also ein Lichtstrahl von irgend einem Gestirne, nach seinem Durchgange durch den Aether des Himmelsraums, unter einer schiefen Richtung, in die dichtere Erdatmosphäre eintritt, so muß er dem Einfallslothe (hier, wo von einer Kugel die Rede ist, also dem entsprechenden Radius) zu gebrochen werden; und diese Näherung muß bei dem Uebergange in immer dichtere Luftschichten zunehmen. Der Lichtstrahl setzt seinen Weg nicht mehr in unveränderter gerader Richtung, sondern in einer gegen die Erdoberfläche hohlen Curve fort, und das Gestirn erscheint daher dem Beobachter in der Tangente des nächsten Punktes derselben, also höher in demselben Vertical, dessen Ebne der Lichtstrahl während dieser allmähligen Krümmung gegen den Radius aber nicht verlassen hat. Das allgemeine Phänomen der Refraction besteht also darin, daß sie die scheinbare Höhe der Gestirne, ohne Aenderung des Verticals, vergrößert, oder, was dasselbe sagt, ihren Zenithstand vermindert. Da aber die Größe der Brechung nicht allein von der Natur des brechenden Mittels, sondern zugleich von der Größe des Winkels abhängig ist, den der einfallende Strahl mit dem Einfallslothe macht, dieser Winkel aber im Horizont am größten ist, und von da bis zum Zenith, wo er = 0 wird, abnimmt; so muß auch ebenmäßig die Refraction vom Horizont, wo sie am größten ist, gegen das Zenith hin bis auf 0 abnehmen. Die Entfernung der Himmelskörper kömmt dabei nicht in Betracht; der Lichtstrahl leidet offenbar darum nicht mehr oder weniger Brechung, weil er vor deren Eintritte einen größeren oder geringeren Weg durch den Himmelsraum zurückzulegen hatte. Eben so wenig darf man sich dem auch nicht ungewöhnlichen Irrthum überlassen, als wenn die Refraction Ursache der scheinbaren

ergrößerung der Himmelskörper im Horizont sey. Letztere, und na-
ntlich die von Jedermann beobachtete, auffallende, scheinbare Ver-
ößerung des Mondes im Horizont beruht ganz eigentlich auf einer
tischen Täuschung, indem wirkliche Messungen keine merkliche Grö-
verschiedenheit für den Horizont und den Zenith geben. Dagegen
nnen Sonne und Mond wirklich bereits um ihren ganzen scheinba-
Durchmesser von beiläufig 30′ unter den Horizont hinabgesun-
seyn, und gleichwohl noch in demselben erscheinen, indem die Ho-
ontalrefraction etwa von der nämlichen Größe ist. — Die Astro-
mie lehrt eine Menge von Methoden kennen, um die Größe der
fraction durch Beobachtung zu finden; im Allgemeinen ist ersicht-
, daß dieselbe, für die Fixsterne, der Differenz zwischen der be-
hneten und der beobachteten Höhe gleich sey; für Sonne, Mond
d Planeten kömmt dabei noch die Parallaxe in Betracht, welche
n Abstand dieser Himmelskörper vom Zenith gegentheils wieder ver-
hrt (s. Parallaxe), und also, Behufs der Bestimmung des
ihren Orts, vom Betrage der Refraction hinwiederum abgezogen
rden muß. Die Refraction selbst bedarf aber ihrerseits auch wieder
er Correction, indem ihre Größe von der veränderlichen Dichtig-
t des brechenden Mittels, nämlich der irdischen Atmosphäre, ab-
ngig ist; dem zu Folge man bei ihrer Bestimmung den Barometer-
d Thermometerstand zu berücksichtigen hat. In den astronomischen
feln finden sich die diesfalsigen Correctionen im Voraus berechnet.—
on besonders wohlthätigen Folgen ist die Refraction für die Bewoh-
der Polargegenden, denen sie die Sonne noch über dem Horizonte
cheinen läßt, wenn sie gleichwohl schon längst unter denselben hin-
gesunken ist (s. oben); und da die Dicke der Luft in diesen Ländern
Brechung außerordentlich vermehrt, so wird somit eine bedeutende
rkürzung der sonst halbjährigen Polarnacht verursacht. — Auch
die scheinbaren Höhen irdischer Gegenstände, z. B. von Berg-
tzen, hat die Refraction, wie man leicht einsieht, einen Einfluß;
wie sie gleichfalls bei einer Menge von Lufterscheinungen, von denen
r nur der sogenannten Fata Morgana (s. d. Art.) erwähnen wollen,
tzuwirken scheint. — D. N.

Strahlenbüschel. Wenn die electrische Materie in hinrei-
nder Menge aus den electrischen Spitzen (s. Spitzen, electrische)
vorströmt, so geschieht dies in Gestalt eines Büschels von Strah-
, dem man den obigen Namen gegeben hat. Im Dunkeln gewährt
ese Erscheinung ein schönes Schauspiel.

Strahlenkegel. Jeder, von eignem oder fremdem Lichte er-
llte körperliche Punkt sendet Lichtstrahlen nach allen Richtungen
. Denkt man sich diese Strahlen von einer ebenen Fläche, z. B.
nem Planspiegel, aufgefangen, so entsteht ein Kegel, dessen Grund-
che dieser Spiegel, und dessen Spitze jener Punkt ist, und der da-
r Strahlenkegel heißt. Im Art. Spiegel ist davon Anwen-
ng zur Erklärung der catoptrischen Erscheinungen gemacht worden.

Stralsund ist durch den Frieden zu Kiel (1814) an Däne-
ark, und von diesem durch den Cessionstractat vom 4. Juli 1815 an
eußen abgetreten, jetzt der Hauptort eines Regierungsbezirks der
eußischen Provinz Pommern und enthält über 1500 Häuser mit
.500 Einwohnern.

Strauß, eine Vögelordnung, die sich durch ihre Größe, freie Ze-
n und kurze, zum Fliegen untaugliche Flügel ohne Schwungfedern aus-
ichnet. Das generische Kennzeichen der Strauße besteht in hohen Lauf-

füßen und einem kegelförmigen Schnabel. Der afrikanische Strauß hat nur 2, der amerikanische 3 Zehen; jener ist 8 Fuß hoch, dieser kleiner.

Streckwerke sind Maschinen, wodurch das Ausdehnen der Metalle aus der Dicke in die Länge und Breite für irgend einen Zweck, z. B. für Münzen, bewirkt wird. Ein solches Werk besteht entweder aus Hämmern, die durch ein Räderwerk in Bewegung gesetzt werden, oder gewöhnlicher Weise aus Walzen, die die Metalle drücken. Auf den Streckwerken wird meistens Silber, Kupfer, Zinn, Blei und Staniol zu Platten bis zu einer Nordmaldicke verarbeitet.

Streichwinkel, wird in der Fortification der Winkel genannt, welchen die Vertheidigungslinie mit der Courtine macht.

Strelitz (Meklenburg) s. Meklenburg.

Strixner (Nepomuk), ein ausgezeichneter Künstler, durch dessen Talente die Lithographie wesentlich ausgebildet worden, geb. 1782 zu Altöttingen. Nachdem er die Anfangsgründe der Kunst zu Wasserburg bei einem Bildhauer Namens Eichhorn erlernt hatte, ging er 1797 nach München, wo er anfangs Mitterers Unterricht im Zeichnen, dann seit 1799 Dorners und endlich v. Mannlichs Unterricht im Kupferstechen genoß. Seine ersten Arbeiten im Stich waren 18 Blätter Studien nach Rafael in Conturen, denen später zwei ausgeführte Köpfe nach Rafael folgten. Als Freiherr von Aretin sich mit Senefelder verband, um den Steindruck auf eigentliche Kunstgegenstände anzuwenden, und man zum ersten Versuch das Dürersche Gebetbuch wählte, übernahm Strixner die Ausführung, die zur Bewunderung wohl gelang. Nicht minder ausgezeichnet ist sein Antheil an dem unter dem Titel: les oeuvres lithographiques, bekannten Werke in 72 Heften. Die Tuschmanier erhielt durch ihn ihre Vollkommenheit; auch die Lichtplatte verdankte ihm wesentliche Verbesserungen. Aeußerst glücklich ist er in der Behandlung des Steinstichs; die Federzeichnungsmanier hat er mit der Kreidemanier in Verbindung gebracht. Die glänzendsten Erfolge davon sehn wir in dem von ihm nach Gemälden der münchner und schleisheimer Gallerie gelieferten Blättern. Sein von dem seltensten Talent unterstützter rastloser Eifer verspricht der Lithographie für die Zukunft immer größere Vervollkommnung. — Die Akademie der bildenden Künste zu Wien ernannte ihn bereits 1812 zu ihrem Mitgliede.

Stroh nennt man die ausgedroschenen Getraidehalme. Man unterscheidet es nach den verschiedenen Getraidearten, ferner nach seiner Beschaffenheit in langes oder Schütten- und krummes oder Wirrstroh. Der Gebrauch des Strohs in der Oekonomie ist sehr mannichfach. Das beste Stroh, meist von Roggen, gebraucht der Landmann zu Strohdächern, Strohseilen und Häckerling, das Waizenstroh zum Futter für die Kühe, und zum Einstreuen; das Wirrstroh bloß zum Einstreuen zur Vermehrung des Düngers. — Auch wird das Stroh von Fabrikanten zu allerlei Geflechten verarbeitet, unter denen den ersten Platz die florentiner Hüte (s. Hut) einnehmen. Das Stroh, welches dazu gebraucht wird, ist von einem Getraide ohne Bart, das kanreif abgeschnitten wird. — Nach Lapostolle's Behauptung sind Strohseile treffliche Blitz- und Hagelableiter. Mit einem Aufwande von 3 Franken läßt sich ein Strich von 60 Morgen Landes gegen beide Uebel sichern.

Strohhut, s. Hut.

Stromcharte wird die genaue Verzeichnung des Laufs eines Stroms, seiner Ufer, Untiefen, Werke u. s. w. genannt.

Strömung, s. Meer.

Strontianerde. Bei dem Orte Strontian in Schottland bricht ein Fossil, welches vom Orte den Namen Strontianit erhalten hat, und in dem sich eine eigenthümliche Erde, die Strontianerde vorfindet. Die neuere Chemie rechnet dieselbe zu den Urstoffen. Sie geht mit den Säuren neutrale Verbindungen ein, von denen diejenigen, welche im Weingeiste auflöslich sind, namentlich der salzsaure Strontian, demselben die merkwürdige Eigenschaft ertheilen, mit einer schönen carminrothen Flamme zu brennen.

Strudel, Wasserwirbel, gewisse der Schiffahrt mehr oder weniger gefährliche, spiralförmige Drehungen des Wassers, häufiger auf dem Meere, oft aber auch in Flüssen. Die Ursachen derselben sind verschieden, zuweilen gibt der Zusammenstoß entgegengesetzter Strömungen, zuweilen das Anprallen der Wellen gegen versteckte Klippen u. s. w. die Veranlassung zu Entstehung der Wirbel, zuweilen verbinden sich diese Umstände, um sie äußerst heftig zu machen. — Der berühmteste unter den bekannten Strudeln ist der Mal- oder Moske-Strom an der norwegischen Küste. Bergmann (Weltbeschreibung, I. 378 ff.) sagt davon, daß er vollkommen einem umgekehrten hohlen Kegel gleiche, und daß der Wassersturz so unbeschreiblich heftig sey, daß sich die Schiffer auf der einen Seite in einer Entfernung von fast 6 Meilen halten müssen. Die Ursache dieses Strudels ist gleichfalls in einem Zusammenstoßen von Strömungen zu suchen, welche hier aus dem Wechsel der Ebbe und Fluth entspringen. D. N.

Studentenwesen. Das deutsche Studentenwesen, der Geist, der Ton, die geselligen Verhältnisse der Studirenden haben sich nach den Einflüssen des jedesmaligen Zeitgeistes und der veränderten Einrichtung der Universitäten ungemein verschieden ausgebildet. Bei der Stiftung der ersten deutschen Hochschulen wurden alle Studirende, nach dem Vorbilde der Universität Paris, in Bursen abgetheilt. Dies waren abgesonderte Gesellschaften, deren jeder ein Meister der freien Künste als Aufseher und Hofmeister vorstand, welcher den Studienplan eines Jeden einzurichten und überhaupt auf Fleiß, Betragen und Sitte der ihm Untergebenen zu sehen hatte. Ungeachtet dieser strengen, fast schülermäßigen Beschränkung der Studirenden (Bursalen, Burschen), wurde doch der Zweck der Ordnung, Ruhe und Gesetzlichkeit, der ihr zum Grunde lag, gar schlecht erreicht; denn manche Magistri führten eine sehr nachlässige Aufsicht und ließen ihren Studenten allen freien Willen, um recht viele in ihre Bursen zu bekommen, da diese, wenn es nicht etwa gestiftete Freibursen waren, sie für ihr Rectorat bezahlen mußten; manche unterwiesen selbst ihre Lehrlinge in allen nur möglichen Schlechtigkeiten, und durch das enge Zusammenleben vieler wurden alle geselligen Laster zu einem sehr hohen Grade ausgebildet. Daher kam es denn, daß die Bursen, anstatt Schulen des Fleißes und der Tugend zu seyn, Freistätten des Müssiggangs und alles Bösen und Unreinen wurden. Saufereien wechselten mit Ausschweifungen in der Liebe, Zänkereien, Schlägereien und Zweikämpfen ab; aller bessere Geist in Leben und Wissenschaft ging verloren und machte wesenlosen, geist- und nutzlosen Förmlichkeiten Platz. Da kam denn heran eine Zeit der dunkeln Männer (obscurorum virorum), welche nach Kräften stritt mit dem aufge-

henden Lichte und dem bessern Geiste, welchen Hutten, Reuchlin Erasmus und ihre Schüler durch die Verbreitung der griechischen und römischen Literatur in Deutschland weckten; Luthers Kraft und Begeisterung, die wie ein Blitzstrahl die Völker erleuchtete, begründete ihn durch das ewige Wort Gottes. Da sahen die Studenten, welche während der Zeit des Kampfes sich in zwei Parteien geschieden hatten, vollkommen ein, daß es auch unter ihnen nicht so bleiben könne, verließen ihre verderbten und verderbenden Meister, und wählten sich Vorsteher aus ihrer Mitte. Landsleute hielten zu Landsleuten und so entstanden geschlossene Verbindungen unter dem Namen Landsmannschaften oder Nationen, deren jede ihre eigenen Statuten, Aemter und Cassen hatte. Aber auch diese Verhältnisse erzeugten viel Schlechtes und Unwürdiges. Es dauerte nämlich nicht lange, so wollten die Vorsteher und Aelteren die Herren spielen und fingen an, die Jüngern und Neuangekommenen unwürdig zu behandeln. Nach der Verschiedenheit des Burschenalters entstanden zwei Klassen unter den Studirenden, Schoristen (Aufseher, Präceptoren) und Pennäle (Untergebene, Lehrlinge). Letztere wurden von jenen ganz wie Schuljungen behandelt und mußten alle kleinen und niedern Arbeiten für sie besorgen. Dies Unwesen, das man Pennalismus oder Nationalismus nannte, und das Schöttgen in s. Geschichte des Pennalismus (1747) mit Treue geschildert hat, bot fast hundert Jahre lang allen Gesetzen der Regierungen Trotz, bis es endlich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts mit Auflösung der Nationen in dieser Form aufhörte. Aber man riß ein, ohne etwas Neues aufzubauen, man verbot schlechthin alle Verbindungen, ohne zu bedenken, daß es immer noch vielen Jünglingen Bedürfniß blieb, sich fester an einander anzuschließen. Daher entstanden sehr bald geheime Verbindungen unter dem Namen: „Orden." In ihnen erhielt sich noch manches von dem alten Pennalismus, aber in gefälligerer Form und anderer Art und Ordnung. Die Schoristen wurden zu Senioren, die Pennäle zu Füchsen, die unbestimmten Statuten zu einer Constitution und die eigenmächtigen Bestimmungen der Schoristen zu einem stehenden Gesetze, Comment, welches letztere sich allein über die Ehre, deren Verletzung, Verlust und Wiedererlangung verbreitete. Da aber die Orden, welche jedesmal nur wenige Mitglieder zählten, sich zu Richtern der ganzen Hochschule aufwerfen wollten und überhaupt ihre Schattenseite, Scandalsucht, Renommisterei, Rohheit, Stolz und Anmaßung, bemerkbarer wurde, machten sich zu Ende des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts mehrere Landsleute unter einander verbindlich, nicht unter sie zu treten. Aus diesen negativen Verbindungen wurden allmählig positive, welche den Orden geradezu die Spitze boten und sie bald unterdrückten. Diese Landsmannschaften, die eben so geheim, aber nicht Verbindungen für die ganze Lebenszeit waren, wie jene, und sie hinsichtlich der Zahl ihrer Mitglieder wenig übertrafen, nahmen, da sie auch zum Theil von Ordensmitgliedern gebildet waren, fast alles mit hinüber, was jene auszeichnete. Das pennalistische Aristokratenwesen, das Commentwesen, die leidige Scheinehre, die Herrschaft des Schlägers, die Anmaßung und der hochfahrende Ton gegen Nichtverbündete, hatten auch in diesen Gesellschaften ihren Wohnplatz aufgeschlagen und die Parteisucht war vergrößert und mehr ausgebildet in eine andere festere und bestimmtere Form gegossen worden. Wie es nämlich damals in dem zerstückelten, zerrissenen und von Parteien ge-

trennten deutschen Vaterlande aussah; so ahmte es der Student auch auf der Hochschule nach, indem auch dort die Landsmannschaften der einzelnen Stämme Partei gegen einander nahmen und sich gegenseitig wacker befehdeten. Die Grundgesetze dieser Vereinigungen sind ungefähr diese: 1) Alle Studenten, welche Antheil und Stimme bei den öffentlichen Sachen der Hochschule haben wollen, theilen sich nach Volksstämmen in geschlossene Verbindungen (Landsmannschaften, Corps, Kränzchen), deren jede eine besondere Verfassung haben kann. Kein anderer „honoriger" Student kann Antheil und Stimme bei allgemeinen Burschen-Angelegenheiten haben. 2) Alle Studenten haben nach der Zeit ihres Aufenthalts auf Universitäten verschiedene Rechte. 3) Jede Verbindung, sie sey so zahlreich als sie wolle, hat nur eine Stimme im Repräsentanten- oder Seniorenconvent. 4) Der Seniorenconvent gibt allein für alle Studenten Gesetze. Er hat Feste anzuordnen und Verrufe (Achts- oder für Ehrlos-Erklärungen, auszusprechen. 5) Ob der Bruch des Ehrenworts, das dem Senate und bei der Immatriculation gegeben wird, infamirend sey, bleibt dem Ehrgefühle eines Jeden überlassen (!) (!) Dumm, dummer Junge, und dergleichen ehrenrührige Worte ziehen absolute Foderung nach sich. Wer es unterläßt, kommt in Verruf. Verruf ist die „absolute academische Infamie." — Diese Verbindungen, deren Grundvesten auf den Schein und Schimmer einer eingebildeten Ehre erbaut waren, deren Grundsätze und Handlungsweise den bestehenden Gesetzen so sehr als der Idee eines rechten Burschenlebens zuwiderliefen, und gegen welche sich eine Uebereinkunft der gesammten Reichsstände zu Regensburg vom 14. Juni 1793 erklärte, die in der Form eines Reichsgutachtens abgefaßt ward (s. Häberlins Handb. des d. Staatsrechts, Th. 1., S. 508 ff.), konnten den, aus den Befreiungskriegen in den Schooß der Wissenschaften zurückkehrenden Vaterlandsvertheidigern unmöglich gefallen. Sie hatten erkennen gelernt, daß das Heil der Deutschen nur in Einheit und Einigkeit bestehe, daß Gesetzlichkeit und Ordnung die ersten Grundsätze eines wackern Bürgers seyen und daß alles selbstsüchtige Parteiwesen untergehen müsse in der Idee eines gemeinsamen, in gesetzlicher Freiheit neu erblühenden Vaterlandes; sie haben den Schein von der Wahrheit, die äußere Ehre von der innern, die Form vom Geiste unterscheiden gelernt, und konnten dies Landsmannschaftswesen unmöglich ruhig mit ansehen. Da gab es natürlich Kampf, und um mit vereinten Kräften gegen die Parteisüchtler anstreben zu können, gaben sich die, welche Einigkeit wollten, eine Form, frei und öffentlich. So entstand die Burschenschaft, also genannt, weil sie die Gesammtheit aller Studenten, mit altherkömmlichem Worte Bursche, unter Einem Gesetze vereinigen wollte. Jena war es, wo zuerst alle Parteien zur Einheit verschmolzen. Auf den meisten andern Hochschulen blieb sie noch im Kampfe mit den Landsmannschaften. Die Burschenschaft ist auf mehreren Hochschulen sogleich den Universitätsbehörden offen entgegen gekommen, um die Bestätigung ihrer Vereinigung von den Regierungen zu erhalten. Diese aber haben Bedenken getragen darauf einzugehen, nach der Ansicht: daß jede Verbindung der Hochschüler, die sich nicht blos auf Kunst und Wissenschaft bezieht, als ein Staat im Staate nicht geduldet werden dürfe. Ob die Feststellung dieses Grundsatzes richtig und für das deutsche Studentenwesen vortheilhaft und zweckmäßig sey, kann hier nicht untersucht werden; nur das ist zu sagen, daß die öffentlich bekannt gewordenen

Zwecke der deutschen Burschenschaft sind: mit der Vertilgung des Landsmannschaftsgeistes und seiner Formen, des Commentwesens, und aller schnöden Grundsätze in Ehrensachen, den Geist der Vaterlandsliebe, Einigkeit, Ordnung, Oeffentlichkeit und gesetzmäßigen Freiheit zu wecken und durch eine, diesem gemäß gebildete Form, festzuhalten. So hat sich bis jetzt das Studentenwesen auf den deutschen Hochschulen gestaltet. Wer den Gang desselben aufmerksam beobachtet, wird finden, daß es aus dem jedesmaligen Geiste der Zeit und den Verhältnissen der Hochschüler sich entwickelte. Gefährlich in politischer Hinsicht war es nie, und dürfte es jetzt am wenigsten seyn, da es mehr als je die Bildung des Geistes beabsichtigt. Der Geist aber ist ewig in seinem Fortschreiten.

Stundenkreis. Es ist im Art. Sternzeit gesagt worden, daß die Fixsterne ihren scheinbaren Umlauf um die Erde in 24 Stunden Sternzeit vollenden, während dieser Zeit also 360° der Himmelskugel, oder in 1 Stunde 15° zurücklegen. Denkt man sich nun zwei um 15 Grade geographischer Länge von einander entfernte Beobachter, so folgt, daß der eine von ihnen den nämlichen Fixstern um 1 Stunde Sternzeit, oder wenn von der Sonne die Rede ist, letztere um 1 Stunde Sonnenzeit, später im Meridian habe, als der andere. In solcher Beziehung auf einander heißen die Meridiane sehr paßlich Stundenkreise, welchen Namen ihnen die Gnomonik beilegt. D. N.

Stundenwinkel heißt derjenige Winkel, welchen irgend ein Stundenkreis (s. d. Art.) mit dem Meridian des Beobachters einschließt. Ist es z. B. nach einer Sonnenuhr 10 Uhr Morgens, und also die Sonne noch um zwei Stunden vom Meridian entfernt, so schließt ihr Stundenkreis mit demselben in diesem Augenblicke einen Winkel von 30° ein. D. N.

Sturzrad heißt im Bergbau ein sehr hoher Radhaspel, mittelst dessen die aus dem Schacht heraufgezogenen Tonnen ausgestürzt werden können.

Subnormale. Unter der Normale versteht man eine Gerade, die auf einer Curve in einem Punkte derselben senkrecht ist. Das, zwischen ihr und der, demselben Punkte entsprechenden, rechtwinklichten Ordinate, enthaltene Stück der Axe der Abscissen heißt die Subnormale. Wie die Tangente mittelst der Subtangente bestimmt wird, auf ähnliche Art gibt die Differentialrechnung eine Formel für die Subnormale, um sonach die Normale zu ziehen. D. N.

Subtraction ist das Verfahren, eine Zahl um so viel Einheiten zu vermindern, als eine andere enthält. Z. B. 26 weniger 14 gleich 12. Hier wird 26 um so viel Einheiten vermindert als die Zahl 14 enthält. Die Zahl, von welcher subtrahirt wird, heißt Minuendus, die, welche subtrahirt wird, Subtrahendus und das dadurch erlangte Resultat, die Differenz. Das Zeichen der Subtraction ist — (minus). So heißt $9 - 5 = 4$, neun weniger oder minus fünf ist gleich vier. Jedesmal ist der Subtrahendus zur Differenz addiret gleich dem Minuendus.

Süchet, Herzog von Albufera, franz. Marschall, ist 1772 in Lyon geboren. Er widmete sich früh dem Kriegsdienste, durchlief schnell die untern Grade, und zeichnete sich, wie Napoleon und andere berühmt gewordene franz. Generale, zuerst vorzüglich bei der Belagerung von Toulon aus, wo das Bataillon, welches Süchet commandirte, den General Ohara zum Gefangenen machte. Er wurde 1796 zur italienischen Armee versetzt, wo er Gelegenheit fand, sich in dem ersten Feldzuge Napoleons durch Muth, Kühnheit und Umsicht be-

merkbar zu machen. Seine Beförderung zu höheren Graden blieb nicht aus, und er wurde bald als einer der talentvollsten Offiziere des Generalstabs betrachtet, wie er denn bei Massena und bei Joubert auch als Divisionsgeneral den wichtigen Posten eines Chef de l'état major bekleidete. In den Feldzügen von 1805 und 1806 war er einer der thätigsten und glücklichsten Feldherrn Napoleons. In dem letztern hatte er das erste Zusammentreffen mit den Preußen bei Saalfeld zu bestehen. Sein Corps begann nicht minder den ersten Angriff bei Jena. Bei dem Ausbruche des Krieges in Spanien wurde er dorthin geschickt, und verweilte daselbst fast immer siegreich bis nach der Schlacht von Vittoria. Von seinen Waffenthaten in Spanien führen wir nur an, daß er zur Einnahme von Saragossa beitrug, Tortosa, Taragona und Valencia bezwang und die spanischen Armeen überall, wo er mit ihnen zusammentraf, aus dem Felde schlug. Erst nach der Schlacht von Vittoria zog er sich nach den Pyrenäen zurück. Er erhielt den ehrenvollen Auftrag, den heimkehrenden Ferdinand VII. zu empfangen und zur spanischen Armee zu begleiten. Nach der ersten Restauration wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich und zum Militärgouverneur vom Elsaß ernannt. Während der 100 Tage commandirte er in Lyon die Armee des Südens. Da er unter Napoleon die Pairswürde angenommen hatte, wurde er bei der zweiten Restauration aus der Kammer der Pairs entfernt, aber 1819 wieder in dieselbe aufgenommen.

† Südamerika. In Südamerika liegen fünf Gouvernements: das Königreich Neugranada, ein Tropenland, das Erderschütterungen und Orkanen unterworfen ist, von 64,956. Q. M., mit 2 Mill. Menschen. Es gränzt im O. an Caraccas, und portug. Guyana; im W. an das stille Meer; im S. an den Maranhon und Peru; im N. an das karaibische Meer und an Guatimala. Bei einem Ueberflusse an allen tropischen Erzeugnissen zum Theil von vorzüglicher Güte, und an europäischen Producten, besitzt es einen großen Reichthum an Pferden und Maulthieren. Außer Salz in Menge, gewinnt man fast alle schätzbaren Mineralien, auch Platina und Quecksilber. Unter allen Colonien hat es die reichsten Goldminen, mit einer jährlichen Ausbeute von 18,000 Mark; an Werth 5,250,000 Fl. An Neu-Granada's Küste bei Paria, in der Nähe der Insel Trinidad und der Mündung des Orinoko, landete zuerst Columbus auf seiner 4ten Reise im Aug. 1498; dann beschrieb Amerigo Vespucci das Land. Die ersten Niederlassungen in Neu-Granada gründeten um das J. 1510 die Spanier Ojeda und Nicuessa. Das Land wurde bis 1536 entdeckt und erobert; die Regierung desselben wurde 1547 einem Generalcapitän und 1718 einem Vicekönig übergeben. Die beiden obersten Gerichtshöfe oder kön. Audienzen befanden sich in Santa Fé und in Quito; die übrigen Regierungsbehörden und der erzbischöfliche Sitz, so wie der des Vicekönigs, in der Hauptstadt Santa Fé de Bogota, die Quesada im J. 1538 auf einer 8694 Fuß hohen Anden-Ebene unter 4° 6′ N. B. angelegt hat. Sie zählt 30,000 Einw. und besitzt eine Universität (seit 1610). In der Nähe ist der berühmte Wasserfall von Tequendama, wo der Bogota oder Funza sich 600 F. tief in einen Abgrund stürzt, aus welchem er unter dem Namen Rio Meta hervorkommt, und endlich in den Magdalenen-Strom fällt. Unter den Ureinwohnern, welche zur Zeit der Eroberung des Landes durch Benalcazar und Quesada an Cultur den Mexikanern und Pe-

ruanern sehr nahe kamen, waren die Bewohner von Quito und die Muyscas die gebildetsten. Nach einer alten Sage war Bochica, Sohn der Sonne, ein weißer Mann in langen Kleidern mit einem ehrwürdigen Barte, ihr Gesetzgeber, Lehrer des Ackerbaus und der Stifter einer Theokratie, ähnlich der des Dalai Lama. Er führte zuerst den Kalender ein. Man opferte ihm alle 15 Jahre einen fünfzehnjährigen, im Tempel erzogenen Knaben. Sein Arm zerriß die Felsen in Tequendama, so daß der Wassersturz einen Andensee in die fruchtbare Ebene verwandelte, auf welcher jetzt Santa Fé liegt, das sich eines beständigen Frühlings erfreut. — Neu Granada besteht aus 16 Provinzen, von denen Veragua mit der Hauptst. St Jago de Veragua noch zu Nordamerika gehört. Diese und die beiden anstoßenden Provinzen, Panama, mit der Hauptst. gl. Nam. an einer Bai des stillen Meers, und mit der Hafenstadt San Felipe de Puerto Bello (Porto Bello) an dem karaibischen Meere, und Darien, mit der Hauptst. Santa Cruz de Cana heißen zusammen auch Tierra firme. Oestlich davon liegt die Provinz Carthagena mit der Hauptst. gl. N., welche der Eroberer des Landes D. Pedro de Herredia an einer sichern und eben so geräumigen als großen Bai des karaibischen Meeres im J. 1533 anlegte. Diese befestigte und wichtige Hafenstadt zählt jetzt 25,000 Einw. In einiger Entfernung davon liegt das Dorf Turbaco, berühmt wegen seiner schönen Gärten und paradiesischen Lage; vier Meilen davon haben mitten in einem Palmenwalde 18 bis 20 kleine Schlammvulkane einen Morast gebildet. Der Magdalenen-Fluß, an dessen Ufern der beste Cacao wächst, scheidet von Carthagena die Provinz Santa Marta, deren Küste Columbus schon im J. 1497 entdeckte. Die im J. 1554 gegründete Hauptstadt Santa Marta hat einen befestigten Hafen. In der Nähe von Rio de la Hacha nach Maracaybo hin wohnt der kriegerische, noch nicht unterjochte, Urstamm der berittenen Goahiros, die von den westindischen Schleichhändlern Waffen und Pulver gegen Perlen, Farbeholz, Pferde u. s. w. eintauschen. Oestlich von S. Marta liegt die an Venezuela ostwärts gränzende Provinz Merida (mit hohen Gebirgen und dem Rio Apure) mit der Hauptst. gl. N. Am östlichsten liegt die an Varinas gränzende Prov. S. Juan de los Llanos, mit der Hauptst. gl. N. Weniger angebaut sind die mit Waldgebirgen bedeckten Provinzen im Innern von Neu-Granada; Antioquia, berühmt wegen ihrer Goldgruben in dem District Cauca; und Choco, mit Goldwäschen und Platina-Minen. Beide sind arm, wenig bekannt und meist von Sklaven bewohnt. In der Mitte des Vicekönigreichs liegt die fleißig angebaute Provinz Santa Fé mit der Hauptstadt. Ueber die an S. Fé gränzende Provinz Quito s. d. A. Auf der Hochebene von Quito am Fuße des Vulkans Pichincha herrscht ein ewiger Frühling. Sie ist häufigen Erdstößen ausgesetzt. Am 4. Febr. 1797 zerriß eine furchtbare Erschütterung den ganzen Landstrich und verschlang in einer Secunde 40,000 Menschen. Hier ward von franz. und spanischen Mathematikern unter Ludwigs XV. Regierung ein Grad des Meridians gemessen. In Quito liegen die Städte S. Miguel de Ibarra mit 10,000, Otabalo mit 15,000, Latacunga mit 12,000, Riobamba (das am 4. Febr. 1797 von einem Bergsturze verschüttet und an einem minder gefährlichen Orte wieder aufgebaut wurde) mit 20,000 Einw., Guayaquil mit einem wichtigen Hafen am stillen Meere, und 10,000 E., Cuenca mit 20,000 E. u. a. m. Von den übrigen Pro-

vinzen Neu-Granada's gränzt Jaen de Bracamores an Peru; Maynas, der Sitz vieler Missionen, an Peru, und an den Maranhon mit Brasilien; Quixos gränzt ebenfalls an das portugies. Guyana; Popayan, das häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, mit der Hauptst. Popayan (25,000 E.) und Tacames, mit der Hauptst. gl. N. (die berühmten Smaragdgruben 20 Meil. südlich) stoßen an das stille Weltmeer. — Das Generalcapitanat Caraccas, ein theils von Bergen umzogenes, theils mit ungeheuern Llanos angefülltes Tropenland, mit ewig milder Frühlingsluft und frei von giftigen Insecten, enthält mit dem spanischen Guyana 23,242, ohne Guyana 12,960 Q. M. mit 1 Mill. Einw. Die Ottomacken, zu deren Nahrungsmitteln auch eine fette Tonerde mit gehört, die Karaiben und Arowaken sind unabhängig im Besitz des innern Landes geblieben. Die Pflanzungen liefern vorzüglich Cacao, jährlich 120,000 Centner, und Tabak mehr als eine Mill. Ct. Die Viehzucht ist sehr bedeutend, der Bergbau gering; der Handel lebhaft, vorzüglich der Schleichhandel mit der brittischen Insel Trinidad. Durch die Revolution sind die 7 Provinzen Neu-Andalusien oder Cumana, Barcelona, Venezuela, oder das eigentliche Caraccas, welches Venezuela und Coro begreift, Maracaybo, Varinas und Guyana, nebst der Insel Margarita im karaibischen Meere, der Schauplatz eines grausamen Bürgerkrieges geworden. Vergl. d. A. Caraccas, Venezuela und Südamerik. Revolution. Die steile Küste dieses Landes, das westlich an Neu-Granada, südlich an Peru und holländ. Guyana, östlich an das atlantische und nördlich an das karaibische Meer gränzt, hat Columbus 1498 entdeckt; das Land selbst wurde von Spaniern erobert und colonisirt, dann von einer deutschen Handelsgesellschaft, der Familie Welser in Augsburg, die es 1528 von Karl V. für eine Schuld als ein castilisches Lehn erhielt, sehr willkürlich verwaltet. Der König von Spanien entzog daher 1550 den Welsern die gemißbrauchte souveräne Gewalt, und stellte einen Kronbeamten als General-Capitän der Caraccas an. Die Hauptst. Caraccas (span. Caracas, nach einem Stamme der Urbewohner so genannt) wurde 1567 von Diego de Losada (unt. d. 10° 30′ 15″ N. B.) erbaut. Vor dem Erdbeben (26. März 1812), durch welches 12,000 Menschen ihr Leben verloren, zählte sie 50,000 Einw. Zwei Stunden davon liegt der befestigte Hafen La Guayra, eine Stadt mit 8000 E. Außer mehrern Küstenströmen und andern Flüssen, die hier in den Orinoko fallen, wie der Apura und Cassiaquiari, ist unweit der Stadt Valencia, in einer gesunden, fruchtbaren und reizenden Gegend der See von Valencia zu bemerken, in welchen sich 20 Flüsse ergießen, ohne daß er einen sichtbaren Abfluß zeigt, und gleichwohl nimmt seine Wassermasse allmählig ab. Nach Caraccas sind die bedeutendsten Städte: Cumana, mit einem befestigten Hafen und 17,000 E.; Barcelona nueva, mit 14,000 E., am Neveri, eine Stunde vom Meere, der Sitz des Schleichhandels mit Trinidad; Coro mit 10,000 E. auf einer Landzunge, welche den Golf von Maracaybo und die karaibische See scheidet; Puerto Cabello mit einem Hafen und 8000 E.; Maracaybo mit 24,000 E., die Schiffbau treiben, u. a. m. Im Innern des Landes liegen Tocuyo mit 10,200 E. Barquisimeto mit 11,300; Varinas mit 6000, S. Fernando de Apure, am Apure, mit 6000 E. u. a. m. Das große Steppenland der Prov. Guyana, mit noch unerforschten Gebirgsstrecken, wird durch den Caroni in Ober- und

Unter-Guyana getheilt. Jenes liegt westlich, dieses östlich an jenem Flusse. Beide sind überaus fruchtbar, aber von kriegerischen, wilden Stämmen bewohnt, unter welchen die Karaiben die grausamsten sind. Der Reichthum des Landes besteht in Viehheerden; doch gibt es auch einige Taback-, Baumwolle- und Indigo-Pflanzungen. Hier liegt in den Wildnissen der unbesiegten, freien Guayecas der See Parima, das vermeintliche El Dorado. Die Hauptstadt des spanischen Guyana, S. Tomé oder Angostura, liegt an einer Stromenge des Orinoko, 90 span. Meilen vom Atlantischen Meere, mit dem Fort Port Rafael, das gegenüber auf dem linken Ufer des Orinoko liegt. Die übrigen Städte dieses wüsten Landes gleichen bloßen Dörfern; die südliche Gränze gegen das portugies. Guyana ist durch mehrere Forts gedeckt. Die durch die Perlenfischerei zu der Zeit, als Columbus sie entdeckte, berühmte Insel Margarita (jetzt Neu-Sparta genannt) ist ihrer Lage wegen wichtig. Ein acht span. Meilen breiter Canal, durch den alle Schiffe nach Cumana, Barcelona und La Guayra segeln, trennt sie vom festen Lande. Sie hat drei Häfen. Die Hauptst. Asuncion, in der Mitte der Insel, ist unbedeutend. Diese Insel, deren größte Länge 56, und die größte Breite 20 M. beträgt, war der Anfangspunkt der südamerik. Revolution. Sie zählte vor 1810 über 16,000 Einw., Weiße, Schwarze und Gemischte. Ihr Muth und ihr Freiheitssinn hat sich im Juli 1817 bewährt, als sie den Angriff des spanischen Generals Morillo vereitelte. Unter andern ward von einem Haufen Weiber ein spanisches Piquet von 60 Mann in der Nacht aufgehoben und im Triumph nach der Stadt gebracht. Man verwarf die angebotene Amnestie, und führte den kleinen Krieg mit solchem Erfolg, daß Morillo mit großem Verluste schon im Sept. 1817 die Insel wieder verlassen mußte. — Das Vicekönigreich Peru, ein weites, zwischen den Andes und dem Weltmeer liegendes Thal ist in den Valles an der Küste sumpfig und fruchtbar, auf den Sierras steinig und minder fruchtbar. Die Größe berechnet Fischer zu 44,650 Q. M. Ohne Potosi und Quito begreift Peru nach von Humboldt, nur noch einen Raum von 30,000, (nach And. 21,662) Q. M. Unter den Einwohnern) (1½ Millionen) sind etwa 130,000 Weiße und 240,000 Mestizen; die übrigen sind Indianer. Die Zahl der Neger ist nicht groß. Die Kroneinkünfte werden sonst jährlich auf 1,034,600 Pf. St. geschätzt, wovon 216,600 in den königl. Schatz flossen. Der Vicekönig, dessen Sitz zu Lima ist (s. d. A.), hat einen jährlichen Gehalt von 12,600 Pf. St. und außerdem noch gewisse Monopole und Gefälle. Peru hat 2 königl. Gerichtshöfe oder Audienzen, zu Lima (seit 1543) und zu Cuzko. Ueber die Geschichte und die natürliche Beschaffenheit dieses Landes s. d. A. Peru. Der Handel ist durch die neuesten Zeitereignisse sehr gestört. Für ihn bietet die 400 Stunden lange Küste mit mehr als 30 Häfen, 20 Buchten und 60 Rheden große natürliche Vortheile dar. Der Bergbau wird bei dem Mangel an Quecksilber und Holz nicht sehr sorgfältig betrieben. Es gibt 4 Kupfer-, 4 Quecksilber-, 12 Blei- und 680 Silbergruben, 70 Goldbergwerke und Wäschen. Die reichsten Silbergruben sind die von Pasco oder Lauricocha. Sie liegen 13,000 F. hoch über dem Meere, und liefern jährlich 2 Mill. Piaster Ausbeute. Die Minen von Chota oder Gualgayoc in Truxillo sind reicher als die von Potosi, liegen 13,385 Fuß hoch, und geben jährl. bloß an Silber gegen 44,000 Pfund Ausbeute; die von Huantajaya in Arica, in einer wasserleeren Wüste, geben jährl. 53,000 Pf. Hier fand man kürzlich gediegene Massen Silber, eine von zwei, die andre von

richt Centnern. Gold gewinnt man in Tarma aus den Bergwerken zu Pataz und Huilies, und in der Wäsche an den Ufern des Maranon Alto. In den J. 1791 bis 1801 wurden in Lima 5,466,000 Pf. St. oder 1,113,000 Pf. St. jährlich gemünzt; darunter 3450 Mark Gold und 570,000 Mark Silber. Peru wird in 7 Intendancias getheilt. 1. Truxillo, die nördlichste mit der Hauptst. gl. N., die 5800 Einw. zählt. Der Hafen heißt Guanchaco. Unter den übrigen Städten sind zu bemerken: Piura, die erste Niederlassung der Spanier in Peru; sie ward 1531 von Pizarro gegründet, und hat jetzt 7000 Einw.; S. Juan de la Frontera; Moyobamba u. a. m. In Caxamarca steht noch der Palast des Inca Atahualpa, den die von ihm abstammende Familie Astorpilcos bewohnt. 2. Tarma, mit der Hauptst. gl. N. 5600 Einw. In Guanuco sieht man die Ruinen eines Palastes der Incas, eines Sonnentempels und der großen Straße von Cusco nach Quito. 3. Lima. 4. Guancavelica mit Quecksilber-Gruben. Auf den Hochebenen gibt es zahlreiche Heerden des peruvianischen Schaafes, oder Vicuña, 5. Guamanga mit der Hauptst. gl. N. oder San Juan de la Victoria (26,000 Einw.). In den Gebirgen gibt es Heerden von dem peruvianischen Kamel oder Huanucos. 6. Cuzco mit der Hauptst. Cuzco (13° 25, S. B., welche Manco Capac gründete. Als Pizarro diese Stadt im J. 1534 eroberte, war sie groß und prächtig, jetzt liegt sie zum Theil in Trümmern. Auf der Stelle des berühmten Sonnentempels steht ein Dominikanerkloster. Von den Einwohnern (ungefähr 32,000) sind drei Viertel Indianer, die gute Flanell-, Baumwoll-, und Lederwaaren verfertigen. Außer einer Universität gibt es hier eine Schule für die Kinder der indianischen Caziken. In der Nähe sieht man die Ueberreste der Festung der Incas von kühner Bauart. 7. Arequipa, mit der Hauptst. gl. N., die 24,000 Einw. zählt. Zwanzig span. Meilen davon liegt der Hafen Aranta und 96 M. weit der Hafen Ocana. Auf dem Rücken des hohen Caylloma entspringt der Apurimac, oder der eigentliche Maranhon auf einem kleinen Bergsee (16° 10' S. B.). An die Provinzen des Plata-Stromes gränzt der District Arica, mit der St. gl. N., die einen Hafen hat. Oestlich von der peruanischen Andenkette breiten sich große Landstrecken, zusammen von 8 — 10,600 Q. M., bis in das Plata-Gebiet und nach Brasilien aus; dahin gehören die Pampas del Sacramento mit Colonna, oder das Land der Missionen, am Ucayale, Cassiquin und Yvari, in welchem die Jesuiten mehrere indianische Stämme bekehrt haben. Der letzte Reisende in diesem Lande, Pater Girval, will hier im J. 1791 an 25 verschiedene Stämme entdeckt haben, unter welchem die Conibos, Panos, Chipeos, Piros u. a. m. zum Theil das Christenthum angenommen haben, die übrigen aber sehr wild und kriegerisch, einige sogar Anthropophagen sind. Das Land ist mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt; doch haben die Missionarien der Jesuiten mehrere Dörfer für Ackerbau und Viehzucht angelegt, und Pater Girval sah im Lande der Panos in dem Dorfe Sariacu ein Kloster, das Anna Rosa, eine in Lima erzogene Italienerin, die von dem Stamme, wie ein Oberhaupt verehrt wurde, gestiftet hatte. Andere Nomaden-Stämme die nördlich von den Pampas der Missionen den Landstrich Chunchos, zwischen Brasilien und Peru bewohnen, sind wenig bekannt. — Das Generalcapitanat Chili oder Chilé, die Kornkammer von Südamerika, ist ein schmales Küstenland, das herrliche Thäler und Ebenen einschließt, und auf einem Flächen-Raum

von 10,440, nach Andern von 22,574 span. Q. M. über 1,200,000 Bew., ohne die unabhängigen indianischen Stämme, zählt. Von Peru ist durch den wüsten Landstrich Atacama, und vom Plata-Lande (Buenos Ayres) durch die 20,000 F. hohe Andenkette, auf der 15 Vulkane beständig Feuer speien, geschieden. Im Süden stößt es an das öde Magellanen Land. Der Generalcapitän hatte abwechselnd seinen Sitz zu San Jago, (33° 26' S. B.) Hauptst. mit 36,000 Einw. (jezt soll die Zahl bis auf 50,000 gestiegen seyn); und zu Concepcion (oder Penco) (36° 47' S. B.) mit 13,000 E. Das Land war in 13 Partidos getheilt. Zu Chile gehören der Archipel von Chiloe (47 Inseln) und der von Chonos oder Guaytecas. Vom 36° S. B. an gehört das Land den unabhängigen Stämmen der Araucanen, Cunches und Huilliches u. a., auch die Anden in Chile sind von freien Völkern bewohnt. Chile wurde von Almagro 1535, dann von Valdivia 1540 bis 1550, welcher San Jago im J. 1541 und auch Concepcion gründete, hierauf von Villagran bis 1557, und zulezt von Hurtado de Mendoza entdeckt und erobert; allein der blutige Krieg mit den Araucanen dauerte fast ununterbrochen fort bis 1641; seitdem hat dieses tapfre und gebildete Volk seine Unabhängigkeit fortwährend behauptet. Nur im Lande der Cunches ist es den Spaniern gelungen, drei Forts anzulegen; das wichtigste Fort Maullin, der Chaco Bay von Chiloe gegenüber, ist ihre südlichste Besitzung in ganz Chile. — Das Land wird oft von Erdbeben erschüttert, gewöhnlich drei bis viermal des Jahres; doch haben seit 1520 nur fünf große Erdstöße Statt gefunden. Die 120 Flüsse, welche von den Anden herab kaum 300 engl. Meilen bis ins Meer strömen, befördern sehr die Fruchtbarkeit, den innern Verkehr und den Welthandel. Unter den Seen ist der Villarica am Fuße des großen Vulcans gl. N. der größte. Salz-, Mineral- und heiße Quellen sind in Menge vorhanden. Man findet alle Halbmetalle, Blei, Eisen, Zinn, viel Kupfer (in mehr als 1000 Gruben) zum Theil gediegen, Gold (über 12,000 Mark jährl.) und Silber (mehr als 30,000 Mark jährl. Die zahlreichste Classe der Einwohner besteht aus Creolen, die wohlgebildet, brav, talentvoll und gewerbfleißig sind. Ueberhaupt hält man die Chilioten für das freisinnigste, höflichste, gastfreiste und großmüthigste Volk im spanischen Amerika. Ein Drittel des gesammten Grundeinkommens besitzt die Geistlichkeit, deren jährliche Einnahme auf 10 Mill. Piaster geschätzt wird. Die herrschende Sprache ist die spanische; nur an den Ufern des Arauco ist das Chili-Dugu, die alte Landessprache, im Gebrauch geblieben. Unter den 36 einheimischen Thierarten des Vicuña die Andenhöhen; das araucanische Schaf wird als Lastthier gebraucht; das Guanuco ist das amerikanische Kamel; die Puda, eine Art wilder Ziege, wird gezähmt; das Guemul, eine Art Pferd und Esel, bewohnt die unzugänglichen Gebirge; das Vizcacha, ähnlich dem Fuchse und dem Kaninchen, hat ein feines Fell, das man zu Hüten nimmt; der Pagi ist dem Löwen, der Culpeu dem Wolfe ähnlich, und so gibt es mehrere andere Thierarten, die in einigen Stücken denen der alten Welt gleichen, aber kleiner sind. Die Europäer haben Pferde, Esel, Maulthiere, Rindvieh, Schweine, Ziegen, Hunde, Schafe, Katzen eingeführt, die sämmtlich größer und stärker geworden sind, als die Stammrasse. An Vögeln ist Chile eben so reich als Mexico; an See- und Flußfischen ist Ueberfluß. Laternenträger, Leuchtwürmer u. a. Insecten erhellen bei Nacht die Wälder und am Tage schimmern die Felder und Gärten

von den schönsten Schmetterlingen. Die wilden Bienen erzeugen Wachs in Menge. Muskitos, Mücken und giftige Insekten kennt man in Chile nicht; doch gibt es unschädliche Spinnen und Scorpionen, so wie eine Art Schlangen. — Der Handel mit Europa und mit Peru hat in der neuern Zeit sich vermindert; der mit Buenos-Ayres hat zugenommen. Bisher schätzte man die gesammte Einfuhr von Peru und Chile auf 11½ Mill. Piaster jährl. Die Ausfuhr von Erzeugnissen der Landwirthschaft auf 4, an Gold und Silber an 8 Mill. Piaster. Die reichsten Gold- und Kupferminen sind in der Provinz Copiapo, mit der Hauptst. gl. N. am Copiapo, dessen Mündung einen guten Hafen bildet. In der Prov. Coquimbo gibt es ebenfalls wichtigen Bergbau; Wein, Oliven u. a. europäische Früchte werden in Menge erzeugt. Die Hauptst. und der Hafen heißen eben so. Der letztere liegt an der Bai von Coquimbo, welche geräumig und sicher ist. In der Provinz Quillota ist der Hafen Valparaiso (33° S. B.) der Mittelpunkt der Schifffahrt und des Handels mit Peru. In der Prov. Melipilla ist die Ebene am Maypo-Fluß unweit der Hauptst. Melipilla oder S. Josef de Logrono, durch den Sieg des Generals San Martin über die Spanier merkwürdig geworden. In der Prov. Maule, mit der Hauptst. Talca, wohnt der kriegerische Stamm der Promaucianer. In der Prov. Puchacay ist die Bai von Talcaguana ein sichrer Ankerplatz, für die Schiffe die, aus Europa und Buenos Ayres kommen. Die südlichste Prov. Huilquilemu ist durch den Biobiofluß, an welchem längs der Gränze mehrere starke Forts angelegt sind, von dem Lande der Araucanen geschieden; doch besitzen die Chilioten noch die Stadt Valdivia am Fluß gl. N. unter 40° 5′ S. B. mit einem schönen Hafen. Längs der Küste von Chile liegen eine Menge zum Theil unbewohnter Inseln, welche den Wallfischfängern von England und Nordamerika zum Landungsplatze dienen. Der Chiloe-Archipel ist von trefflichen Matrosen bewohnt, Hauptort Castro (42° 40 S. B.). In dem indianischen Theile oder in Araucanien (vom Biobio 36° bis 45° S. B.) sind die Araucanen durch physische und geistige Bildung der ausgezeichnetste Stamm; doch lieben sie starke Getränke und sind Polygamen. — Das Vicekönigreich Rio della Plata oder Buenos Ayres (s. d. A. Buenos Ayres, Paraguay und Plata), das größte und eins der reichsten Länder in der neuen Welt, gränzt nördlich an die Amazonen-Wildniß, östlich an Brasilien und an das Atlantische Meer, südlich an Patagonien und an das südatlantische Meer; westlich ist es durch die Anden von Peru und Chile geschieden. Das ganze Land von 55,000 Q. M. mit 1,500,000 Creolen, Spaniern und Indios fideles ohne die bravos oder barbaros), ist eine ungeheure Niederung, die einzelne Hügelreihen von etwa 600 Fuß Höhe durchschneiden; südlich am rechten Plataufer breiten sich die Pampas, und am linken die holzleere Weideflur der Banda oriental aus; nördlich und westlich erheben sich amphitheatralisch die großen Waldgebirge eines Arms der Cordilleren, welcher sich zwischen dem 15 und 20° S. B. durch die Provinz Chiquitos bis zu den Gebirgen von Paraguay und Brasilien hinzieht. — Der erste Entdecker dieses Landes war Juan Diaz de Solis, welcher 1515 mit zwei spanischen Schiffen in die Mündung des Plata segelte, und das Land in Besitz nahm, aber von den Indianern erschlagen ward. Hierauf segelte 1526 Sebast. Cabot, in spanischen Diensten, denselben Fluß hinauf und entdeckte Paraguay. Er nannte den Hauptstrom, weil ihm die India-

ner, vorzüglich die Guaranis, viel Silber, das sie aus dem östlichen Peru erhalten hatten, brachten und er hier reiche Silberadern vermuthete, Rio de la Plata, d. i. Silberfluß. Doch sandte Spanien erst im J. 1553 den Don Pedro de Mendoza dahin ab, um eine Colonie zu gründen. Dieser baute Buenos Ayres. Hier hatte ein Generalcapitän seinen Sitz; die Verwaltung aber war von Peru abhängig. Bei dem Monopolsystem des Mutterlandes, das jährlich nur eine Flotte in den Plata sandte, war Buenos Ayres von Europa wie abgeschnitten. Bald wußte aber der Schleichhandel diese reiche Hirten- und Ackerbau-Colonie zu benutzen; daher führte Spanien seit 1748 die Registerschiffe ein, welche zu jeder Zeit im Jahre, mit einem Freischein des Raths von Indien versehen, nach dem Plata segeln durften. Nun wurde Buenos Ayres ein wichtiger Handelsplatz. Endlich erklärte die Regierung 1778 sieben und im J. 1788 fünf andre spanische Häfen zu Freihäfen, so daß der Handel mit Buenos Ayres und nach den Häfen des stillen Meeres nicht mehr auf Cadix beschränkt blieb. In demselben Jahre 1778 wurde das ganze Plata-Land zu einem Vicekönigreich erhoben. Nun stieg die Zahl der Registerschiffe, deren bisher etwa 15 in zwei oder drei Jahren nach Südamerika segelten, auf einmal bis auf 170, und wuchs immerfort, bis im J. 1797 der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, welcher den Handel von Buenos-Ayres plötzlich zu vernichten drohte. Seitdem hat er sich öfter wieder gehoben; doch ist er auch durch die neuesten Vorfälle sehr gestört worden. S. d. A. Buenos Ayres und den folgenden. — Buenos-Ayres war anfangs eine bloße Ackerbau-Colonie; allein durch die Vereinigung der östlich und südlich von den Anden gelegenen peruanischen Landstriche (Potosi, Changata, Porco, Oruro, Chucuito, Lo Paz und Carangas) mit dem Vicekönigreiche Rio de la Plata, ist dieser Staat in den Besitz von reichen Erzgruben gekommen. Man schätzte die jährliche Ausbeute für die Krone auf 2200 Mark Gold und 414,000 Mark Silber, ohne was durch den Schleichhandel nach Peru und Europa geführt wurde. Die übrigen Producte und die Gegenstände des Handels s. u. d. Art. Buenos-Ayres und Plata. Das Vicekönigreich wurde in fünf Gouvernements getheilt. 1) In dem Gouvernement Buenos-Ayres liegt die Hauptstadt gl. N. der nunmehrigen Republik der vereinigten Provinzen von Südamerika. Die Stadt hat 60,000 gebildete und wohlhabende Einwohner, von denen ein Recensent in den Wiener Jahrb. V. glaubt, daß sie so wenig als die Einwohner von Chile, Paraguay, Venezuela, Margarita u. s. w. für die Freiheit reif seyn sollen; wahrscheinlich aus dem Grunde, nach welchem der Recensent die Preßfreiheit den deutschen Völkern abspricht. Die Stadt Monte-Video, am östlichen Plataufer, mit dem besten Hafen an diesem Strome, hat gegen 20,000 Einw. und ist seit 1816 von den Portugiesen besetzt. (S. oben.) Santa-Fe, am Einflusse des Salado in den Plata, ist der Stapelort des Handels nach Peru mit Paraguay-Thee. Maldonado, am linken Plataufer, hat einen guten Hafen bei der Einfahrt in den Strom. Der nördlichste Handelspunkt am Plata ist Las Corrientes am Zusammenflusse des Parana und Paraguay. Die geschichtlich merkwürdige, zuerst von den Portugiesen 1678 angelegte, und von den Spaniern 1777 großentheils zerstörte Colonie del Sacramento ist jetzt nur noch wegen ihres Hafens am östlichen Plataufer zu bemerken. Unter den Missions-Ländern ist Guarania

im südlichen Ufer des Parana bekannt. Im Norden des Gouvernements wohnen die kriegerischen Abiponer, an der südlichen Gränze die Patagonier. 2) Im Gouvern Los Charcas oder Potosi, das zuerst Pizarro 1538 colonisirte, liegt die Hauptst. Chuquisata, oder La Plata, mit 14,000 Einw., und das berühmte, im J. 1547 erbaute Potosi (s. d. Art.). Doch ist die Bevölkerung dieser Stadt von 160,000 E., die sie im Jahre 1611 hatte, in neuerer Zeit bis auf 30,000 gefallen. Noch liefern die 300 Gruben des 4360 Fuß hohen, kegelförmigen Berges Hatun Potocsi der 3 Meilen im Umfange hat, jährlich zwischen 5 und 600,000 Mark Silber. In der Nähe gibt es mehrere besuchte warme Heilquellen. Auf dem Gebirge nach Peru hin liegt Porco mit 22,000 Einw.; der Rio-Grande bewässert die fruchtbare und gut angebaute Provinz Cochabamba (Peru's Kornkammer) mit der Hptst. Oropesa; am Parapeti liegt die schön gebaute Stadt La Paz mit 20,000 E., welche vorzüglich mit Paraguay-Thee handeln. Nahe am Titicaca-See bei Tiahanuaco (17° 17′ S. B.) stehn noch mehrere Pyramiden und in Stein gehauene colossale Figuren, welche älter seyn sollen als die Periode der Incas. Hier, an jenem See, sagt man, sey Manco-Capac zuerst den Völkern erschienen; daher hatten die Incas, seine Nachfolger, einen prächtigen Sonnen-Tempel auf einer Insel des Sees erbaut, zu dem die Peruaner wallfahrteten. Bei der Ankunft der Spanier aber rissen ihn die Priester ein, und warfen die Schätze desselben in den See. Hier steht auch noch die vom fünften Inca erbaute Binsenbrücke über den 80 — 100 Ellen breiten Drain. Sie wird von starken Binsentauen getragen, welche queer über den reißenden Strom gelegt sind. Der Inca führte seine Armee über die Brücke und befahl die stete Unterhaltung derselben; ein Gesetz, das auch die Spanier vollziehen lassen. Zu dem Vicekönigreiche Buenos-Ayres gehörte noch bis zur Revolution der größtentheils wüste Landstrich Atacama, der westlich von den Anden, südlich von der peruvianischen Provinz Arica, und nördlich von der chilischen Provinz Copiapo bis an das stille Meer sich erstreckt, und wegen seiner Fischereien wichtig ist. Er gehörte als eine besondere Provinz zu dem Gouvernement Los Charcas; unter den östlichen Provinzen derselben Statthalterschaft sind wichtig: Apolabamba, wegen der von Franciscanern angelegten Missions-Colonie; Santa Cruz de la Sierra und Chiquitos, wo die Jesuiten am Ende des 17. Jahrh. ihre Missionen so zweckmäßig einrichteten, daß sie noch fortbestehen; auch in der Provinz Mojos (Moxos) die nördlich von jenen, östlich an Brasilien und westlich an Peru gränzt, sind mehrere Missionen am Beni-Strome angelegt worden. Allein das wenig bekannte gebirgichte Chakos-Land am Pilkomayo versuchten die Jesuiten vergeblich zu colonisiren. Chakos und Moxos sind von wilden Nomaden-Stämmen bewohnt, die ihre Unabhängigkeit behaupten. — 3) Das Gouvernement Paraguay gränzt nördlich an den See Xarayes, nordwestlich an Chakos und Chikitos, westlich an Tucuman, von welcher Provinz es der Paraguay-Fluß trennt, östlich an Brasilien, und südlich wird es durch den Parana von den Guayra-Missionen in Buenos-Ayres geschieden. Die Hauptstadt Asuncion (24° 47′ S. B), gründete Juan de Salinas; doch wurde das Land erst von Irala völlig unterworfen. Die Eroberer behandelten die Eingebornen als Sklaven, bis die Jesuiten seit 1556 die väterlich milde Leitung derselben übernahmen. Sie gewannen in kurzem ihre Liebe und Zutrauen in ei-

nem solchen Grade, daß sie bald aufhörten Nomaden zu seyn. Der Hauptsitz der Mission war in Uraguay, einem südlich vom Parana gelegenen Landstriche. Die Geschichte derselben s. im A. Paraguay. Das Land ist eins der reichsten an allen Erzeugnissen dieses Himmelsstrichs, hat aber auch Moskitos und giftige Insecten in Menge, unter mehr als 20 Arten von Schlangen wird die Klapperschlange und die Boa constrictor häufig angetroffen. Die schönsten Vögel Südamerika's, was Gesang und Gefieder anlangt, sind in Paraguay einheimisch. Durch Größe und Gefieder zeichnet sich der Cassowari oder der amerikanische Strauß aus. Bergbau gibt es nicht. Die ganze Provinz zählt etwa 100,000 Bewohner, darunter sind kaum der 20ste Theil Spanier oder Weiße, die übrigen civilisirte Indianer. Außer Asuncion sind nur noch die Städte Villarica, Concepcion, Curuguaty und Neembucu zu bemerken. — 4) Das Gouvernem. Tucuman liegt am Rio Grande, oder Vermejo, am Salade, Dulce und Quarto. Es gränzt nordöstlich an Charcas, westlich an Atacama und südlich an Cujo, südöstlich an die Pampas und an die nomadischen freien Gränzvölker von Chile. Durch Tucuman geht die Straße von Buenos-Ayres nach Potosi und Lima. Es wurde von Diego de Roxas 1543 entdeckt und von Juan Nunez de Prado 1549 erobert. Das Land gleicht Paraguay; es ist reich an Korn und Früchten. Ausfuhr-Artikel sind Zimmer- und Bauholz und Vieh. Auch liefern die großen Wälder Honig und Wachs. Die Jesuiten unterhielten hier ebenfalls Missionen und hatten aus den bekehrten Indianern eine Miliz von 24 000 Mann gebildet, um die Einfälle der wilden Chako-Indianer zurückzutreiben. Jetzt stehn 10 Missionen unter der Leitung der Franciscaner. Tucuman zählt, mit Einschluß der bekehrten Indianer, über 100,000 Bewohner. Die Hptst. San Miguel de Tucuman (26° 49′ S B.) und die Städte Cordova und Salta handeln vorzüglich mit Maulthieren nach Peru. — 5) Das Gouvernem. Cujo am Mendoza, San Juan, gränzt nördlich an Tucuman, östlich an die Pampas, südlich an Patagonien und westlich an die Anden von Chili. Es wurde 1560 von Petro Castillo erobert. Das Land, durch welches die Straße von Buenos-Ayres nach Chile geht, erzeugt trefflichen Wein; die europäischen Früchte und Getraide-Arten reifen hier weit früher als in Chile. Das Thierreich gleicht dem von Paraguay, Tucuman und Buenos-Ayres. Die Gold- und Silbererze werden aus Mangel an Bewohnern wenig aufgesucht. Auch hier findet man uralte Denkmale aus der Zeit vor der Herrschaft der Incas, u. a. einen Obelisk von 150 Fuß Höhe mit einer Art Hieroglyphen. In der Nähe der Hauptst. Mendoza (33° 25′ S. B.) mit 6000 Einw wird jetzt Bergbau auf Silber getrieben. — Außer diesen fünf Colonialstaaten des spanischen Südamerika gehören der Krone Spanien noch mehrere Inseln an der Küste. Die wichtigsten darunter sind: 1) die drei J. Juan Fernandez (33° 40′ S. B.), 110 Meilen westlich von Chile; sie sind felsicht und fruchtbar; sie wurden von dem Spanier Juan Fernandez 1563 entdeckt, und seit 1750 von der Regierung in Besitz genommen und befestigt. Hier lebte der von seinem Schiffe daselbst zurückgelassene Schottländer Alex. Selkirk, dessen Abenteuer den Stoff zum Robinson Crusoe gegeben haben. 2) Die J. S. Lorenzo, Callao gegenüber, von wo aus Lima angegriffen werden kann. 3) Die Lobos de Mar und andere Felsen-Eilande an der Küste von Peru, waren einst der Schlupfwinkel der unter dem Namen Bucaniers gefürchteten Seeräuber. 4) Die J.

Puna im Golf von Guayaquil, zu Neu-Granada gehörig, bekannt in der Geschichte der Eroberung von Peru. 5) Gorgona an derselben Küste, und westlich davon die unbewohnten Gallapagos- oder Schildkröten-Eilande. 6) An der Nordküste unweit Carthagena liegt die 16 Meilen lange und 3 M. breite, fruchtbare und bewohnte Insel Baru. 7) Zu Caraccas gehören mehr als 10 Inseln und mehrere Felsen-Gruppen an der Küste, unter denen Tortuga, Salada und Margarita jetzt die wichtigsten sind. Bis in die Mitte des 17. Jahrh. war hier an der sogenannten Perlenküste die Perlenfischerei sehr bedeutend. 8) In der Mündung des Orinoco liegen mehrere Inseln, welche von den kriegerischen Guarounoern bewohnt werden. 9) In der Mündung des Plata wird die J. Lobos der Seewolfsjagd und anderer Seethiere wegen besucht. 10) Auf den Falklands-Inseln oder Malouinen, östlich von der Magellan'schen Straße, haben seit kurzem die Spanier ein Fort und einige Hütten, Namens Soledad, angelegt, wohin bloß männliche Verbrecher aus Peru und Buenos-Ayres auf Lebenszeit geschickt werden. Die beste Karte von Südamerika ist die von Faden, in 4. Bl. London 1807. Die wichtigste Reisebeschreibung: Azara's Voyages dans l'Amérique méridionale. 4 vol. Paris 1809. mit einem Atlas. Als geographisch-historisches Handbuch ist Bonnycastle's Spanish America, mit 2 Karten und einer Berghöhen-Karte, (London 1818. 2 Vol. 8.) brauchbar. K.

Südamerikanische Revolution, s. Westindien. † I. Die Republik Venezuela, pag. 557. Während Morillo, nach der Ankunft einer Verstärkung aus Europa, sich zu neuen Kämpfen rüstete, errichtete die Republik Venezuela für die verschiedenen Zweige der Verwaltung einen Staatsrath (Consejo supremo de la nacion) den 10. Nov. 1817 zu Angostura. Sie erklärte die völlige Gleichheit der politischen Rechte für jede Classe, Farbe und Abkunft der Landeseinwohner. Unterdessen hatten sich in England, wo ihr Agent, D. Lopez Mendez sehr thätig war, einige Corps von Freywilligen gebildet, die im Dec. 1817 sich einschifften, aber als sie, nach mehreren Unfällen in Venezuela anlangten, sich in ihren Erwartungen gänzlich getäuscht sahen. (Vergl. Hackett's Bericht und Hippesley's Narrative of the expedition to the Rivers Orinoco and Apure 1817, Lond. 1819.) Mehr Erfolg hatten spätere Ausrüstungen, die den Insurgenten bedeutende Verstärkung an Truppen und Waffen im J. 1818 zuführten. Ehe aber diese ankamen, war der Krieg von den Royalisten mit Erfolg erneuert worden. In der kurzen Zeit, vom December 1817 bis Ende Mais 1818, lieferten sich die Insurgenten (unter Bolivar, Paez, Zaraza u. A.) und die Spanier (unter Morillo, Morales, Lopez u. A.) zwölf geordnete Treffen, in welchen beide Theile wohl an 10,000 Mann verloren. Bolivar mußte sein System der vereinzelten Angriffe, welchem die Spanier ihre gesammten Streitkräfte entgegensetzten, aufgeben. Hierauf übernahm Paez das Commando; unter ihm standen Marino und Ariemendi. Letzterer commandirte auf der Insel Margarita. Bermudez deckte die Mündungen des Orinoco, und Brion kreuzte an der Küste von Caraccas. Jetzt stießen nach und nach die in England gesammelten Schaaren zu den Insurgenten; (ihre Zahl wird überhaupt auf 5000 Landmilitärs und 3000 Matrosen geschätzt.) Ob nun gleich viele davon durch Mangel und Krankheit umkamen, so gaben doch die 12 Cadres, welche General d'Evereux aus Irland glücklich nach Venezuela führte, der Macht

der Insurgenten aufs Neue das Uebergewicht. Morillo behauptete sich nur mit Mühe in den Küstenprovinzen, und der Vicekönig Samano in Neu-Granada war zu schwach, um der am Ende des J. 1818 unter Santander's Anführung aufs neue um sich greifenden Insurrection Einhalt thun zu können. Der kühne Mac Gregor hatte zu gleicher Zeit eine Landung unternommen und den 10. April Portobello überrumpelt; allein er unterließ die nöthige Vorsicht, wurde den 24. von den Spaniern überfallen, und konnte sich allein kaum mit der Flucht retten. Dagegen ward der Feldzug in Venezuela von Bolivar mit Erfolg eröffnet. Sein Heer bestand im Anfang des J. 1819 aus 5000 M. Fußvolk und 2500 M. Reiterei an regelmäßigen und kriegsgeübten Truppen, ohne die undisciplinirte berittene Landwehr aus den Llanos, und 4000 M. Engländer. Nach mehrern zum Theil sehr blutigen Treffen gelang es ihm, obgleich mit großem Verluste, über die Gebirge von Neu-Granada zu dringen, und sich mit den Insurgenten dieses Landes, welche unter Santander die Truppen des Vicekönigs Samana geschlagen hatten, zu vereinigen. Auch General Marino schlug den 10. Juni 1819 die königlichen Truppen in der Provinz Barcellona, und Gen. Urdanette eroberte die Hauptstadt Barcellona. Seitdem sind die Republikaner bis Santa-Fé de Bogata vorgedrungen, und Gen. Paez soll am 13. Aug. in diese Stadt eingerückt seyn. Dagegen mißlang der gleichzeitige Angriff von der Seeseite unter Brion am 5. Aug. auf Cumana. Morillo sieht sich jetzt abermals auf die Stadt Caraccas, Carthagena, Santa Maria, Rio de la Hacha und wenig andere Küstenplätze beschränkt. Da nun keine Wahrscheinlichkeit da ist, daß er von Spanien aus Verstärkungen bekommen kann, so dürfte der Sieg der Republik Venezuela entschieden seyn, wenn die Generale derselben nach Einem Plane den Krieg fortsetzen. Ihre innere Ausbildung hat einen festen und geordneten Gang erhalten. Schon am 20. Nov. 1818 erließ Bolivar in ihrem Namen zu Angostura ein Manifest, in welchem Venezuela seine Unabhängigkeit von Spanien und seine politische Selbstständigkeit, für die es seit dem 10. April 1810 gekämpft habe, feierlich kund machte und zugleich erklärte, daß die Republik nie wieder unter Spaniens Joch sich beugen, noch mit dieser Macht je anders als nach den Grundsätzen der völkerrechtlichen Gleichheit unterhandeln wolle. Hierauf ward den 15. Febr. 1819 der Congreß von Venezuela, in welchem bereits fünf Deputirte aus Neu-Granada saßen, in Angostura förmlich eröffnet. Bolivar, der bisherige oberste Director, wurde zum Präsidenten, und Zea (s. d. A.) zum Vicepräsidenten erwählt. Der Bürger Roscio ist Präsident der Repräsentanten-Kammer, und Manoel Palacio, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Bolivar hat hierauf dem Congresse einen nach dem Muster der brittischen Constitution entworfenen Verfassungsplan vorgelegt. Diese Verfassung, welche Religions- und Preßfreiheit und das Palladium der öffentlichen Rechte, Geschwornen Gerichte, umfaßt, ward von dem Congresse im Sommer 1819 vollendet, und durch die ganze Republik gesetzlich kund gemacht. Gegenwärtig ist der Congreß hauptsächlich mit der Vereinigung Neu-Granada's und Venezuela's zu Einer Republik beschäftigt. —

II. Die Republik der vereinigten Provinzen von Südamerika, pag. 559. † Die Republik nahm den stolzen Namen der vereinigten Provinzen von Südamerika an, und setzte den 3. Dec. 1817 ein Reglamento provisorio fest, das als

Constitution bis zur endlichen Bestimmung der Verfassung gelten sollte. Der nach dieser Form gewählte souveräne Congreß eröffnete seine Sitzungen den 25. Februar 1816, wo der oberste Director, D. Martin Pueyrredon, den Deputirten dringend empfahl, den bisherigen provisorischen Zustand aufzuheben und die Constitution zu vollenden. „Die Lage des jungen Freistaats erheischt," sagte Pueyrredon, „daß mein Nachfolger mehr militärische Kenntnisse habe, als ich. Ich werde dann von meinem schwierigen Posten steigen und der Nation zeigen, daß es leichter ist, zu gehorchen als zu befehlen." Nun wurde den 25. Mai 1819 die neue Constitution, ganz der nordamerikanischen ähnlich, publicirt, und an Pueyrredons Stelle, der nicht wieder zum Ober-Director ernannt seyn wollte, trat der General Rondeau. Um gegen die große Armada, welche in Cadix (s. Spanien) ausgerüstet wurde, Vertheidigungsanstalten zu treffen, wurden nicht nur Waffenstillstand und Verträge mit Paraguay und mit dem Heerführer der Banda-Oriental, Artigas, geschlossen, sondern auch General San Martin von seiner Expedition gegen Peru abberufen. Die conföderirte Republik der verein. Prov. v. S. Amer. besteht gegenwärtig aus folgenden 6 Provinzen: Buenos-Ayres, Mendoza, Tucuman, Cordova, Salta und Corrientes. Sie sind die am meisten bevölkerten und enthalten fast ⅞ der Gesammt-Bevölkerung des ehemaligen Vicekönigreichs. Zu dem Generalcongreß sollen je 15,000 Wähler einen Deputirten schicken. Die Staatseinkünfte bestehen meistens in Zöllen und belaufen sich auf 3 Millionen Piaster jährlich. Das Heer ist 30,000 Mann stark, darunter 12,148 M. Linientruppen; der Rest besteht aus 7041 Ciorcos oder Gauchos (eine Art Kosaken, oder bewaffnete und berittene Hirten, und 10,573 Milizen oder Nationalgarden. Die Marine besteht fast nur aus Corsaren, welche aber den spanischen Handel auf allen Meeren von Lima bis Cadiz beunruhigen. Unter allen Städten hat Buenos-Ayres die größten Anstrengungen gemacht, um Truppen und Geld herbeizuschaffen. Sie übte daher in den Regierungsangelegenheiten einen überwiegenden Einfluß aus. Dieß war die Ursache, daß endlich der Föderalismus in der Verfassung obsiegte. Diese beruht auf persönlicher Freiheit und Gleichheit, auf dem Wahlrechte, auf der Toleranz und auf der Preßfreiheit. Es gibt in der Republik keinen Adel und keine mächtige Geistlichkeit. Die Pfarrer müssen die patriotischen Schriften, welche ihnen die Regierung zuschickt, von den Kanzeln ablesen. Auch läßt die Regierung die politischen Schriften der Nordamerikaner übersetzen, um den Geist der Mitbürger Franklin's in das empfängliche Gemüth der Völker am Plata zu verpflanzen. Für die öffentliche Erziehung sind gute Anstalten errichtet und es giebt in der Hauptstadt wenig Knaben, die nicht lesen und schreiben könnten. — Ueb. die Gesch. und den statistischen Zustand dieser Republik vergl. The Reports on the present state of the United Provinces of South America, drawn up by Mss. Rodney and Graham (Neue Amer. Commissare in Buenos-Ayres) with Documents and Notes, Lond. 1819. und die Constitution Spaniens von den Cortes gegeben, nebst den Constitut. Südamerika's. Mit historischen Einleitungen. Leipz. 1820. — III. Die militärische Republik des Oberfeldherrn Artigas begreift die Provinzen Banda-Oriental und Entre Rios, eine mit Weideplätzen bedeckte Fläche, welche sich östlich vom Plata, 600 Meilen vom N. nach S. und 500 Meil.

vom W. nach O. bis Brasilien ausbreitet. Artigas, den die Unzufriedenen aus eigenem Antriebe zu ihrem General und Protector erwählt hatten, kündigte den Portugiesen den Krieg an, weil sie in das Land der Orientalen eingedrungen waren und Requisitionen erpreßt hatten. Die Hauptst. des Landes, Monte-Video, ist jetzt im Besitze der Portugiesen, welche im J. 1819 Artigas Truppen in mehreren Treffen besiegt haben. Artigas hat sein Hauptquartier zu Purificacion, im Mittelpunkte des Landes. Er selbst hat Gesundheit, Ruhe und alle Genüsse des Reichthums aufgeopfert, um in dieser Wildniß der Beschützer eines armen, für die Freiheit und für ihn begeisterten Hirtenvolks zu seyn. Von Buenos-Ayres fiel er ab, weil man ihn zurückgesetzt und bei seinem trotzigen Unmuthe darüber geächtet hatte. Artigas halbnackte Krieger erhalten keinen Sold, sondern bloß eine kleine Ration Fleisch, ein wenig Yerva und Tabak. Mit dieser elenden Nahrung und bei der strengsten Disciplin hält der Orientale unglaubliche Strapatzen aus. Der Kampf ist ihm eine Lust; er verlangt keinen Pardon und stirbt mit dem Wunsche für die Rettung seines geliebten Vaterlandes. In Artigas Lager sieht man weder Paraden noch glänzende Uniformen. General und Soldat kleiden sich, wie es die Umstände erlauben. Artigas verlangt keine fremde Unterstützung. Was er von Fremden als Unterstützung empfängt, dafür gibt er volle Entschädigung. Alle seine Häfen sind Freihäfen. Dabei ist der Protector sehr bemüht, Schulen zu errichten; er handhabt eine strenge, schnelle und unpartheiische Justiz. Das Volk selbst ist unwissend, ohne moralische und religiöse Grundsätze. Die Volksmenge wird auf 50,000 geschätzt. — IV. Die Republik Paraguay, unter dem Director Francia, genießt eines innern Friedens und hohen Wohlstandes, indem sie sich in die Streithändel der Nachbarn nicht mischt. Nach Graham beläuft sich ihre Volkszahl auf 300,000 Seelen; ihre Miliz, meistens Indianer, welche dazu von den Jesuiten abgerichtet worden sind, ist gegen 30,000 M. stark. Sie wird sich wahrscheinlich mit der Kreolen-Republik am Plata conföderiren. — Es haben sich also neun Provinzen dieses Vicekönigreichs von Spanien losgerissen; von den königlichen Truppen aus Peru wurden im Anfange des J. 1819 noch folgende fünf, obwohl mit Mühe und nur theilweise, behauptet: Potosi, la Plata, Cocha-Bomba, la Paz und Puno. — V. Die Republik Chile hat sich, nachdem das Volk seit dem 10. Sept. 1810 für seine Freiheit gekämpft hatte, den 1. Jan. 1818 für unabhängig erklärt. Anfangs stand ein Congreß an der Spitze der Regierung. Allein zwei Parteien, die der Carrera und die der Lorrains, kämpften um den Einfluß. Als jene, obwohl eifrige Republikaner, die oberste Gewalt an sich rissen, entstanden Unordnungen, weshalb das von dem Vicekönige von Lima 1813 nach Chile gesandte Heer einige Vortheile erhielt. Die Carreras verloren die Schlacht von Raucagua d. 2. Oct. 1814, und wurden abgesetzt, worauf die Lorrains einem tapfern Officier, O'Higgins, den Heerbefehl übertrugen. Dieser schloß mit dem spanischen General einen Vergleich, nach welchem Chile die Regierung der Cortes in Spanien anerkannte, und eine gewisse Zahl Deputirte zu denselben schicken sollte. Allein der Vicekönig verwarf diesen Vergleich. O'Higgins wurde geschlagen; die Spanier eroberten die wichtigsten Städte und verbannten die Häupter der Insurgenten auf die Insel Juan Fernandez. Darauf sammelte Ge-

eral San Martin von Buenos-Ayres die zerstreuten Insurgenten zu Mendoza in Ostchili, und nachdem er von Buenos-Ayres eine Verstärkung von 2000 Mann an sich gezogen hatte, unternahm er den berühmten Marsch über die Anden (s. Martin San), und lieferte den Spaniern das berühmte Treffen bei Chacabuco (den 12. Febr. 1817), wo er sie aufs Haupt schlug und ihren General Mareo gefangen nahm. Dieses Ereigniß kann als die Wiedergeburt von Chile angesehen werden. Die Carreras verloren nun alles Ansehen. Auch San Martin erklärte sich für die Partei der Lorrains, weil er bei dieser am meisten Talente, Kraft und Einheit bemerkte. Er unterstützte die Meinung seines Freundes O'Higgins's, daß in den Zeiten der Gefahr die Regierung mit Einheit und Stärke ausgerüstet seyn müsse, um das Vaterland zu retten; dann erst sey es Zeit, an die Aufstellung einer republikanischen Verfassung zu denken. Die Congresse hatten Mexico und Venezuela zu Grunde gerichtet. O'Higgins wurde darauf von dem Congresse als Oberdirector an die Spitze gestellt. Zwei Brüder Carrera, die eine Gegenrevolution im demokratischen Sinne zu bewirken suchten, wurden verurtheilt und entflohen *). Indeß behaupteten sich die Royalisten noch zu Talcahuano. Von hier aus unternahm der span. General Osorio im März 1818 einen neuen Angriff auf Chile. In dieser Gefahr brachten die Bürger der Hauptstadt Santiago dem Staate ihr ganzes Silberzeug dar, und erklärten (d. 5. März 1818), daß dessen Stelle nicht eher ersetzt werden sollte, als bis das Vaterland gerettet sey. Das Andenken an diese patriotische That wurde durch eine Inschrift an den Säulen beim Eingange in die Stadt verewigt, wo es heißt: „Fremder, der du dieses Land betrittst, Nationen des Erdkreises, entscheidet, ob ein solch Volk unterjocht werden kann!" — Osorio ward von San Martin in eine Ebene gelockt. Hier gelang es dem spanischen Feldherrn zwar, das Heer von Chile, bei dem sich San Martin nicht befand, des Nachts zu überfallen, es gänzlich zu zerstreuen und das Geschütz zu erobern. Allein San Martin zog schnell alle Reserven zusammen, und erfocht in der Ebene von Maypo, den 5. Apr. 1818, einen entscheidenden Sieg, der die zweite Befreiung von Chile zur Folge hatte **). Denn nach einer zweiten Niederlage bei S. Fé haben die königl. Truppen im Januar 1819 Chile gänzlich geräumt, und sich in das Land der Araucanen zurückgezogen. Hierauf rüstete sich Chile zu einem Angriffe auf Peru. Zwar schickte Spanien eine Expedition von etwa 1200 Mann aus Cadiz nach Lima; allein die Mannschaft der Maria Isabella empörte sich, führte das Schiff nach Buenos-Ayres und trat zu den Insurgenten über. Die Officiere wurden von der Republik nach Lima geschickt. Um dieselbe Zeit segelte Lord Cochrane mit einem Linienschiffe von England nach Südamerika und trat als Admiral in die Dienste der Republik Chile, welche ihm im April 1819 eine Flotte von 9 Kriegsschiffen, von 60 bis 61 Kanonen, übergab. Er ging darauf mit 4 Fregatten von Val-

*) Ein dritter Carrera flüchtete sich nach Buenos-Ayres und später nach Nordamerika. Jene beiden hatten im Jahre 1818 die Provinz Cuyo von Buenos-Ayres losreißen und sich der Regierung daselbst bemächtigen wollen. Der Gouverneur von Cuyo, Luzuraga, ließ sie daher nach einem öffentlichen Processe und öffentlich gesprochenen Urtheile hinrichten.

**) Von den gefangenen spanischen Officieren wurden den 8. Februar 1819 der General Ordonez und 39 Officiere auf Befehl des Gouverneurs von San Luis hingerichtet, weil sie einen Aufstand unternommen hatten, um sich des Platzes zu bemächtigen.

paraiso unter Segel, setzte die ganze Küste von Peru in Blokadezustand, und sperrte Callao, den Hafen von Lima. Zugleich marschirte San Martin zu Lande nach Peru. Allein er wurde mit einem Theile des Heeres abgerufen zur Vertheidigung von Buenos-Ayres gegen die große Armada, die aus Cadix im Sept. 1819 auslaufen sollte, (was bekanntlich durch die Insurrection der Truppen und dann durch das gelbe Fieber verhindert wurde). Lord Cochrane's Angriff auf Callao mislang; dagegen erbeutete er eine reiche spanische Handelsflotte in einem andern Hafen von Peru. — Der Sitz der Regierung von Chile ist Santjago. — VI. Auch im Vicekönigreiche Peru ist der Wunsch nach Unabhängigkeit, mit Ausnahme der Hauptst. Lima, rege geworden. Hier stand in der Provinz Arequipa, 1515 der Priester Mugnecas als Obergeneral an der Spitze der Insurgenten; allein er wurde im April 1816 gefangen und nebst 12 andern Häuptern hingerichtet; sein Anhang aber zerstreut. — VII. In Mexico, eigentlich Neuspanien, s. Pag. 559. III. † Zu Mina's Unglücke trug vorzüglich die vom Vicekönig Apodaca erklärte allgemeine Amnestie bei, welche von den meisten Häuptern der einzelnen Provinzen angenommen wurde. Der einzige Pater Torres setzte den Kampf fort, und erhielt einige Vortheile im J. 1818. Allein es ist ihm bis jetzt nicht gelungen, den Congreß und die Republick von Mexico wieder herzustellen. Dagegen hat sich die mexikanische Provinz Texas, nachdem hier das von ausgewanderten Franzosen errichtete Champ d'Asyle von den Spaniern zerstört worden war, den 23. Juni 1819 für unabhängig erklärt. Hier steht General Long an der Spitze der Insurrection. Sollte ein Krieg zwischen den vereinigten Staaten von Nordamerika und Spanien ausbrechen, so würde dies auch für Mexico große Folgen haben. — Der Schade, den die unter der Flagge der südamerikanischen Insurgenten auf allen Meeren zwischen Europa und Amerika kreuzenden Caper, oft auch bloße Seeräuber, dem spanischen Handel und andern Nationen zugefügt haben, bewog die brittische Regierung im J. 1819, eine Flotte nach Südamerika zu schikken, deren Bestimmung noch unbekannt ist. Das Seeräubernest aber, die von den mexikanischen Insurgenten unter dem Commodore Aury besetzte floridanische Insel Amelia, wurde schon im Dec. 1817 von den vereinigten Staaten in Besitz genommen. Seitdem ist das spanische Florida selbst in Gefahr, eine Provinz der vereinigten Staaten zu werden. Spanien hat neuerlich den wegen Abtretung der Floridas geschlossenen Vertrag nicht genehmigt, und 3000 M. von Cadiz unter dem General Cagigal nach der Havannah geschickt, der daselbst Ende Aug. 1819 angekommen ist, und als Generalcapitän sowohl die drohende Insurrection auf Cuba unterdrücken, als auch die Floridas behaupten soll. — Bis jetzt hat keine fremde Macht die Unabhängigkeit der spanischen Amerikaner anerkannt. Der Prinz-Regent hat sogar im Nov. 1817 allen brittischen Unterthanen verboten, Dienste bei den Insurgenten zu nehmen, und im Quart. Rev. Nr. 34 (Lond. 1817, Nov.) sind die Gründe entwickelt, welche der brittischen Politik jede Verbindung mit den neuen Republiken verbieten. Die brittische Regierung soll sogar dem König Ferdinand VII. den Besitz seiner Colonien (freilich unter vorausgesetzter Aussöhnung nach billigen Grundsätzen unter brittischer Vermittlung) garantirt und dafür die Abtretung einer Provinz — entweder Cuba oder die Floridas — versprochen erhalten haben. Von den vereinigten Staaten sind Commissäre und Handels-Agenten

sowohl nach Buenos-Ayres und Santjago, als nach Angostura geschickt worden; denn schon jetzt hat sich für die Britten und für die Nordamerikaner in dem span. Amerika ein neuer großer Weltmarkt eröffnet. Die Schranken, in welchen Spanien den Handel Amerika's eingezwängt hielt, sind durchbrochen und können nicht wieder aufgerichtet werden. Indeß darf man nicht erwarten, daß Südamerika den Rang in der Weltgeschichte sobald einnehmen wird, den Nordamerika schon jetzt behauptet. Die spanischen Länder sind durch ungeheure Gebirge, schroffe Abgründe und Meere von einander getrennt; das Volk ist in Kasten gespalten, wenig zahlreich, bigott, größtentheils unwissend und roh, und nichts weniger als zur Ordnung erzogen, wie Nordamerika's Bürger waren. Hier entschied eine Revolution Alles; dort müssen mehrere durchkämpft werden, die auch im glücklichsten Ausgange nicht Alles entscheiden. Gleichwohl erzieht nichts so schnell die Völker zur Cultur, als die Freiheit. — Außer Neuspanien sind gegenwärtig dem Mutterlande noch unterworfen Guatimala, Peru, ein Theil von Neugranada, Havanna, Portorico und St. Domingo. Die Menge reicher Capitalisten und Sklavenbesitzer macht hier die Mehrzahl jedem Aufstande abgeneigt; allein die Macht des Monopolsystems und die der Inquisition sind vernichtet, und der Gewalt der liberalen Ideen, welche überall gewurzelt haben, wird auf die Länge nichts widerstehen. Ueber die Gesch. der südamerik. Revolution vergl. man das Exposé to the Prince Regent of England by Mr. W. Walton (London 1816); die Artikel von Blanko White im Journal El Español; die Historia de la Revolucion de Mexico, por el Dr. D. José Guerra; die Historical Sketch of the Revolution of the United Provinces of South-America, written by Dr. Gregorio Funes, and appended to his History of Buenos Ayres, Paraguay and Tucuman; ferner des Repräsentanten Clay treffliche Rede im Congresse zu Washington 1818 (s. d. Journ. Amerika, Oct. 1818, No. 35 fgg.); und die Outline of the Revolution in Spanish America, by a South-American, der bei vielen Ereignissen Augenzeuge war, London 1817. Eine interessante Vergleichung des nordamerikanischen Freiheitskampfes mit England und des südamerikanischen mit Spanien findet man im Quart. Review XXXIV. Lond. Nov. 1817 S. 530 fgg. De Pradt in s. Schrift: L'Europe après le congrès d'Aix-a-Chapelle, stellt die Meinung auf. Amerika sey für Spanien verloren — was jedoch nur von dem spanischen Handelsmonopol schon jetzt behauptet werden kann — Frankreich müsse daher seine Colonien daselbst aufgeben, und die Sache der Independenten unterstützen, um, mit ihnen verbunden, die brittische Seemacht zu stürzen, indem es Amerika's Handel an sich ziehe. Dieser Gedanke ist nicht ausführbar, weil Nordamerika und England, nebst Brasilien schon factisch den Besitz des spanisch-amerikanischen Handels unter sich getheilt haben; Frankreichs Colonien aber, nach einem liberalen System regiert, die Cultur in Westindien und in Guyana's Wildnissen sichrer bei sich aufnehmen und weiter verbreiten können, als wenn sie jetzt in den Zustand der Anarchie, unter wilden Negern geriethen. Es wäre ein Unglück für Europa, wenn es alle Colonien verlöre; allein es wird sie behalten, wenn es an Spaniens Beispiel lernt, wie es sie nicht regieren soll. K.

Süden, s. Mittagspunkt.

Südpol, s. Pol.

* Südsee, das stille Meer, der große Ocean, ist der größte Ocean, und hat zu Gränzen gegen Westen die Ostküsten von Asien, gegen Osten die Westküsten von Amerika. Gegen Norden verengert es sich allmählig zwischen Asien und Amerika bis zur Straße Anian, durch welche es mit dem nördlichen Eismeere zusammenhängt. Gegen Süden stößt es seiner ganzen Länge nach an das südliche Eismeer. Außer einigen asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es den ganzen fünften Welttheil Australien. Man theilt es in drei Meere, nämlich 1) in die Nordsee, bis zum Wendekreise des Krebses, folglich in der nördlichen gemäßigten Zone, mit veränderlichen Winden, doch vorherrschendem Westwinde; Theile desselben sind der nordische Archipelagus, das ochozkische oder tungusische Meer, das japanische Meer und der Meerbusen von Korea; 2) in die Mittelsee, oder das eigentliche stille Meer, zwischen den beiden Wendekreisen, folglich in der heißen Zone, mit Ostpassat-Winden, enthält die schönsten und größten Inselgruppen Australiens und im Osten den californischen Meerbusen und den Meerbusen von Panama; 3) in die eigentliche Südsee, vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südlichen Eismeere, hat wieder veränderliche Winde, unter welchen die Westwinde vorherrschen, und enthält nur wenige Inseln.

Suffeten, s. Carthago.

Suggestivfragen heißen in der Rechtssprache solche Fragen des Richters an den Inquisiten, welche schon Bestimmungen angeben, die sich erst aus der Antwort hätten ergeben sollen. Sie können nach den Umständen zweckmäßig oder unzweckmäßig seyn.

Suidas, ein griechischer Grammatiker, der nach Einigen im 11. Jahrh. unter der Regierung des Kaisers Alexius Comnenus, nach Andern noch vor dem 10. Jahrh. blühte. Er schrieb ein historisches und geographisches Wörterbuch, das, wiewohl nicht durchaus genau, doch von größter Wichtigkeit ist, da es vieles enthält, was man anderwärts vergebens suchen würde. Die beste Ausgabe ist von Küster, Cantabr. 1705, 2 B. Fol.

Sulkowski. Dieses gräfliche polnische Geschlecht theilt sich in zwei Linien. Die ältere führt den gräflichen Titel; die jüngere wurde 1752 mit der reichsfürstlichen Würde beliehen, und besitzt Güter in Polen und Schlesien. Sie theilt sich in zwei Aeste: Schlesischer Ast: Fürst Johann Nepomuck, Herz. zu Bielitz, war poln. Oberster in kais. franz. Diensten, besitzt das Fürstenth. Bielitz im österreichischen Oberschlesien, mit 9500 Einw., und resid. zu Bielitz, einer Manufacturstadt von 4300 Einw. 2) Polnischer Ast: Fürst Anton Paul, Graf zu Lissa, resid. zu Reißen (Ridzin) im Königr. Polen, und ist polnischer Gen. Lieut in russ. Diensten. Dem fürstl. Hause gehören, außer der Ordination Ridzin und der Herrsch. Luschwitz in Posen, noch andre polnische Güter und das Incolat oder Bürgerrecht in Niederösterreich. Ein Pole, Namens Joseph Sulkowski, geb. 1774, ein Zögling und Verwandter des Fürsten August Sulkowski, Woywoden von Posen, zeichnete sich als franz. Brigade-General und erster Adjutant Buonaparte's aus. Er hatte 1792 unter Zabiello gegen die Russen, dann in Frankreich bei der Armee von Italien gedient, wo er die Schanzen des Georgen-Forts bei Mantua nahm. Er wurde damals Buonaparte's Adjutant und begleitete ihn auch nach Aegypten, wo er in mehrern Treffen verwundet, und zuletzt,

um genesen, bei dem Aufstande von Cairo, als er sich durch seinen
ifer und seine Menschenliebe zu weit hinreißen ließ, getödtet wurde.
Buonaparte gab einem Fort von Cairo den Namen Sulkowski.

Sumach, ein Pflanzengeschlecht der dritten Ordnung der fünf-
n Classe. Der virginische Sumach wird zum Schwarzfärben, der
irnißsumach (auch nordamerikanischer Giftbaum genannt), der in
apan und Nordamerika wächst, zur Firnißbereitung gebraucht.

Summa wird in der Arithmetik jeder Erfolg einer Addition ge-
annt; es ist daher die Summe allen addirten Theilen gleich.

Summenformel ist die Formel, welche ausdrückt, wie die
Summe aller Zahlen einer geometrischen oder arithmetischen Reihe
hne weitläuftige Addition gefunden wird. In arithmetischen Reihen
t die Summe aller Glieder gleich der Summe des ersten und letzten
Gliedes multiplicirt mit der halben Zahl der Glieder. Ist die Zahl
er Glieder ungleich, so läßt man das erste oder letzte Glied weg und
ddirt dies nachher besonders hinzu. In geometrischen Reihen ist die
Summe aller Glieder gleich dem letzten Gliede, multiplicirt mit 2,
inus das erste Glied. Also:

$2 + 4 + 6 + 8 + 10 + 12 + 14 + 16 + 18 + 20 = 110.$

$2 + 4 + 8 + 16 + 32 + 64 + 128 + 256 + 512 = 1022.$

Sumpf, ziemlich gleichbedeutend mit Morast, Moor, Bruch oder
Gebrüche, bezeichnet einen Ort, der weder für Schiffe noch Kähne fahr-
ar, noch für Menschen oder Fuhrwerk gangbar ist, also einen Ort,
o die Erde so mit Wasser vermischt ist, daß daraus eine schlammichte
berfläche entsteht. Die Physik versteht unter Sumpf jedes Gewässer,
as keinen sichtbaren Abfluß hat, und zählt folglich alle Landseen hie-
er, von denen keine Flüsse ausgehen.

Sumpfluft, ein eignes Gas, welches sich bei der Fäulniß ani-
alischer und vegetabilischer Stoffe, mithin vornehmlich auch in Süm-
fen entwickelt und von dem Wasserstoffgas (s. Gas) durch nichts
ls durch das größere specifische Gewicht und einen größern oder gerin-
ern Zusatz von Kohlenstoff verschieden ist.

† Sundische Inseln. Zu den kleinern gehören: Bali oder
lein-Java, Lombok, Flores, Sumbava, Timor,
Sandelbosch und andere, wovon einige über fünfzig Meilen
ng sind.

Suovetaurilia, ein bei den Römern nach geendigtem Cen-
s gewöhnliches Sühnopfer, welches aus einem Schweine, einem
Schaf und einem Rinde bestand, daher der Name. Alle diese Thiere
aren männlichen Geschlechts, um den männlichen Muth des römischen
Volks zu bezeichnen.

Superlativ, s. Nomen.

Surate, eine Stadt im brittischen Hindostan, etwas nordwärts
on Bombay, am Flusse Tappee. Sie zählt über 600,000 Einw. von
llerlei Nationen und ist wegen ihres Handels und ihrer Manufakturen,
elche Seiden zeug, Brokat, gedruckte Leinwand, Gold- und Silber-
aaren, feine Holz- und Perlmutterarbeiten liefern, von Wichtigkeit.
Sie ist der Sitz eines von den Britten pensionirten Nabobs.

Surf, nennen die indischen Schiffer eine besondere Art von
Schwanken des Meeres in Gestalt aufgethürmter Wellen. Zuweilen

bildet der Surf nur eine einzige Welle längs des Ufers, zuweilen mehrere auf eine Stunde in die See hinein. Der Surf fängt jedesmal in einiger Entfernung von dem Orte an zu entstehen, an dem das Wasser sich bricht, vergrößert sich dann, indem er dem Ufer näher rückt, hängt oft 15 bis 20 Fuß hoch über demselben, und stürzt fast senkrecht in sich selbst mit einem Getöse zusammen, das man bei stiller Nacht mehrere Stunden weit hören kann. Das Wasser scheint, wenn sich der Surf erhebt, gegen das Ufer getrieben zu werden. Die Bewegung erstreckt sich blos auf das Innere des Wassers und läßt sich mit der vergleichen, die ein angeknüpftes und nicht scharf gezogenes Seil, das am andern Ende gefaßt, und im Kreise verschleudert wird, bekommt.

Süßerde, der deutsche Name der Glycinerde, welche sich im Beryll, Smaragd und Euclas findet und ihren Namen darum erhielt, weil sie mit Säuren süße Salze bildet.

Süßholz, ein vegetabilisches Material von medicinischem Gebrauche, eigentlich die Wurzel eines Pflanzengeschlechts, welches vier Gattungen begreift und zur vierten Ordnung der siebenten Classe gehört. Aus dem Süßholze werden der bekannte Lakritzensaft, die Reglisse, die Süßholzstangen oder Hustftangen u. s. w. bereitet.

Synodischer Monat, s. Monat.

Syenit, s. Granit.

Synekdoche, die Vertauschung, eine Sprachfigur, vermöge welcher bald ein Theil für das Ganze oder umgekehrt das Ganze statt eines Theils, bald die Einheit für die Mehrheit, bald der Stoff, woraus etwas besteht, für das daraus bestehende Wesen oder Ding genannt wird.

Synkratie bedeutet diejenige Art von Staatsverfassung, wo das Volk durch selbsterwählte Mittelspersonen an der Ausübung der höchsten Gewalt, besonders desjenigen Zweiges derselben, welcher die Gesetzgebung und Besteurung betrifft, einen gewissen Antheil nimmt, also in sofern sich selbst oder den Staat mitregiert. Da jene Mittelspersonen die Stelle des Volks vertreten oder es vor dem Regenten repräsentiren, so heißt eine synkratische Staatsverfassung auch eine stellvertretende oder repräsentative. (S. den Art. Volksvertreter). Der Synkratie steht entgegen die Autokratie, wo die Person, welche die höchste Gewalt im Staate darstellt, sie auch ganz allein, ohne irgend einen Theilnehmer des Volks, ausübt. (S. den Art. Autokratie). Denn die von dem Autokraten aus dem Volke gewählten Beamten vertreten nicht die Stelle des Volks, sondern sind bloße Organe der höchsten Gewalt selbst oder Stellvertreter des Regenten, weil dieser nicht überall selbst gegenwärtig seyn und unmittelbar wirken kann. Daher sind auch in einer synkratischen Verfassung die öffentlichen Beamten, welche die Stelle des Regenten in der Ausübung der höchsten Gewalt vertreten, nicht geeignet, zugleich die Stelle des Volks zu vertreten. Der Regent würde dadurch einen solchen Einfluß in der Versammlung der Volksvertreter auf die von ihr zu fassenden Beschlüsse gewinnen, daß die angebliche Synkratie nur eine versteckte Autokratie wäre. Die Synkratie verträgt sich also wohl mit der Monarchie (wie in England und Frankreich) aber nicht mit der Autokratie (wie in Rußland und Dänemark). Doch setzt das Daseyn einer synkratischen Verfassung schon ein gebildetes und mündiges Volk voraus. Ein solches Volk aber strebt auch nothwendig nach einer solchen Verfassung als der ihm allein angemessenen.

Syrten hießen im Alterthum vornemlich zwei gefährliche Untiefen an der nordafrikanischen Küste, jetzt Golfo di Sidra und Golfo di Capos. Die eine wurde die größere, die andere die kleinere Syrte genannt. Das Wort Syrte bezeichnet im Griechischen (von συρω, ich ziehe) einen Strudel.

T.

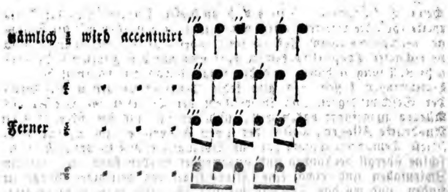
*T, der zwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, welcher stark ausgesprochen wird, und dadurch von dem sanftern D unterschieden ist.

*Tabulatur (fälschlich Tablatur), ist ein Kunstausdruck, welcher vorzüglich ehedem in der ausübenden Tonkunst gebraucht wurde, und den Inbegriff aller musikalischen Schriftzeichen bedeutete, deren man sich bei Aufsetzung eines Tonstücks bediente. Die Hauptzeichen bestanden ehedem in Buchstaben, Ziffern, und den die Octave, in welcher ein Ton genommen werden sollte, bezeichnenden Linien. Die übrigen zur Bezeichnung der Pausen und des Notenwerths erfoderlichen Zeichen findet man in Walthers musikalischem Lexikon, Tab. XXI. Dieser musikalischen Schrift durch Buchstaben bediente man sich bis zum 11ten Jahrhundert, in welchem die eigentliche Notenschrift aufkam. (S. d. Art. Noten.) Da letztere eine italienische Erfindung war, so wurde sie im Gegensatz der ersteren die italienische Tabulatur genannt. Doch ist dieser Name bald verschwunden und man nennt jetzt die erstere, d. i. die alte musikalische Schrift durch Buchstaben Tabulatur, oder deutsche Tabulatur. Aus derselben schreiben sich einige noch jetzt übliche Namen und Zeichen her, durch welche man die Octave bestimmt, welcher ein Ton angehört. Man theilte nämlich ehemals die Töne in Octaven ein, jede von c bis h heraufwärts gerechnet, und unterschied 1) die unterste Octave (auch die große genannt) reichend von bis . Die in derselben liegenden Töne wurden und werden auch noch hie und da mit großen Buchstaben bezeichnet, C D E rc. 2) die heraufwärts folgende Octave, auch die ungestrichene genannt, deren Umfang bis ist, und deren Töne durch kleine Buchstaben angedeutet werden z. B. c, d, e, rc. 3) Die dann aufwärts folgende eingestrichene Octave, von bis , deren Bezeichnung durch kleine Buchstaben mit einem Striche auf folgende Weise geschieht c̄ d̄ ē f̄ rc. 4) die zweigestrichene von bis , bezeichnet durch c̿ d̿ e̿ rc. Und so bezeichnet man

auch einen höheren Umfang der Töne heraufwärts durch die Benennung dreigestrichen und viergestrichen (welches jetzt besonders bei unsern Pianoforte's vorkommt, deren Höhe sehr groß ist). Hierbei ist noch zu bemerken, daß alle unter der großen Octave liegenden Töne Contratöne genannt warden. — Eine andere Bedeutung des Ausdruckes Tabulatur siehe man in dem Art. Meistersänger. In der Malerei verstand man sonst auch die Decken- und Wandmalerei darunter. T.

* Tact bedeutet vorzüglich in der Musik 1) das Maß, nach welchem man eine Reihe von Klängen, als zeiterfüllende Größen, gleichförmig abtheilt; dann diese Abtheilung selbst, besonders wenn sie genau ist (wie wenn man sagt, ein Sänger oder Spieler habe keinen Tact), ferner 2) die Abschnitte, welche durch diese gleichmäßige Abtheilung auf einander folgender Klänge entstehen, und das gleichmäßige Verhältniß in welches sie dadurch zu einander treten, die Noten eines Tacts und oft auch die ganze Tactnote; endlich 3) eine gleichmäßige (nach einem bestimmten Maße einzutheilende) Bewegung überhaupt, wie sie auch beim Gehen und Tanzen vorkommt. Denn die Verschiedenheit der Klänge in Hinsicht ihrer Höhe und Tiefe (Töne) bestimmt den Tact so wenig, daß Tact auch ohne diese statt finden kann; aber nicht ohne Verschiedenheit der Zeitdauer und des Accentes. (S. Rhythmus). Der Grund des Tactes liegt darin, daß wir ohne denselben eine Reihe von Bewegungen und Tönen nicht als Ganzes auffassen würden. Um dieses zu können, müssen uns die aufeinanderfolgenden Klänge und Rückungen als Theile gleichförmig wiederkehrender Abschnitte erscheinen — denn in dieser gleichförmigen Wiederkehr erkennen wir eben die Einheit des Mannichfaltigen in der Zeitfolge (d. i. den Rhythmus), und es ist daher der Tact für Bewegungen und Töne dasselbe, was die Symmetrie und ihre Verhältnisse für die räumliche Figur. Durch den Tact theilen wir den Rhythmus in Glieder und wir nehmen beim Fortschreiten der Bewegungen und Klänge gleichförmige Zeittheile wahr, indem jene Abtheilungen nicht nur überhaupt gleiche Zeitdauer haben, sondern sich auch in Hinsicht ihrer Zeitglieder entsprechen. Im Gegentheil würde die Empfindung der gleichmäßigen Fortschreitung aufgehoben werden, wenn z. B. Dreivierteltact und Viervierteltakt immer vermischt hinter einander vernommen würden, in welchem Falle zwar beide so vorgetragen werden könnten, daß einer eben so viel Zeit als der andere erfüllte, aber beide sich in der Zahl der Rückungen oder Zeittheile widersprächen. Es ist also der Tact ein Gleichmaß aufeinanderfolgender Zeittheile, eine Zeitabtheilung in der fortschreitenden Bewegung, durch welche das Aufeinanderfolgende in gleich lang dauernde und gleich gemessene Glieder zerfällt. Dieses Gleichmaß wirkt zugleich angenehm auf das Gehör, wie das symmetrische Verhältniß der Körper auf das Auge, und hat nach der Verschiedenheit seiner Glieder wiederum eine verschiedene Bedeutung. Denn der Tact ist verschieden nach der Gleichheit oder Ungleichheit seiner Glieder in Hinsicht der Zeit, welche sie ausfüllen, so daß man den gleichen Tact denjenigen nennt, welcher aus gleichen Gliedern besteht, dessen Theile also gleiche Zeiten ausfüllen (auch gerader Tact, weil seine Glieder eine gerade Zahl bilden); ungleichen oder ungeraden Tact denjenigen, welcher aus ungleichen Zeittheilen besteht. Dieses sind die zwei Tactarten, unter welche alle übrige gehören. Der Unterschied der leichtern und schwerern, der schnellern und langsamern Bewegung wirkt zur Entstehung der untergeordneten Tactarten. Der gleiche Tact nun ist der Viervierteltact

oder ganze Tact (bezeichnet C oder $\frac{4}{4}$), den man sonst in einen großen und kleinen eintheilte. Der Zweivierteltakt $\frac{2}{4}$ unterscheidet sich von ihm nur durch die größere Schnelligkeit seiner Bewegung und ist nach Apels Ausdruck derselbe, nur im verjüngten Maßstabe; noch schneller und leichter ist der nicht sehr gebräuchliche Zweyachteltact $\frac{2}{8}$, so wie dagegen der Zweizweitel- oder Allabrevetact (bezeichnet $\frac{2}{2}$ oder ₵) nur schwerer und länger vorgetragen wird, als der Zweyvierteltact, und daher höchstens Achtel als die kürzesten Noten duldet. Die gerade Tactart kann nicht mehr als vier gleiche Zeittheile haben, weil mehrere sich nicht würden zählend wahrnehmen lassen, mithin der Grund des Tactes, die abtheilende Verschiedenheit, durch dieselben sich verlieren würde; und alle mehr enthaltende Tactarten durch Unterabtheilungen in einfache aufgelöst werden. Der ungleiche oder ungerade Tact, welcher mehr Mannichfaltigkeit verstattet als der gleiche, kommt zurück auf den Dreivierteltakt ($\frac{3}{4}$). Durch schnellere Bewegung der Zeittheile desselben entsteht der Dreiachteltakt; im schweren Vortrage der $\frac{3}{2}$ Takt. Durch Vermehrung der Dreizahl entsteht der schwere $\frac{6}{4}$, $\frac{9}{4}$ und der leichte $\frac{6}{8}$, $\frac{9}{8}$, $\frac{3}{8}$ und der $\frac{12}{8}$ Tact, als die übrigen ungleichen Tactarten. Letztere beiden sind schon seltener üblich. Ueber 12 ungleiche Zeiten hinaus würde ebenfalls keine vernehmliche Unterscheidung möglich, mithin der Tact nicht mehr faßlich und gänzlich ermüdend seyn. Andere ungleiche Zahlen aber, z. B. 5 und 7 bilden keine bestehenden Tactarten, da sie nach Apel keine reinen, sondern aus Geraden und Ungeraden zusammengesetzte Zahlen sind. Daher hat man auch ehedem alle ungeraden Tactarten Tripeltact genannt, indem nur die aus drei Zeiten entspringende ungerade Tactart dem Ohre natürlich ist. Ein Tact endlich, der aus einer Zeit bestünde, würde ebenfalls unmöglich seyn, da man eine Zeit stets in mehrere zerlegen kann, und der Tact sich auf eine Gleichartigkeit des Verschiedenen bezieht. Aus diesem allem geht auch hervor, daß die Tactarten keine willkürliche Erfindungen sind, wie Rousseau anzunehmen schien. Uebrigens schreibt man den ungeraden Tactarten eine größere Lebhaftigkeit im Ausdrucke der Gemüthszustände als den geraden zu. — Was die Tacttheile betrifft, so haben sie einen verschiedenen innern Werth, durch den Accent. Hiernach unterscheidet man gute und schlechte Tacttheile (nota buona und nota cattiva, thesis und arsis, Niederschlag und Aufschlag genannt). Ein guter Tacttheil ist derjenige, der den Accent hat. Ein solcher verlangt bei der Gesangscomposition auch eine lange Sylbe, der schlechte eine kurze. Gute Tacttheile sind in den gleichen Tactarten der erste (thesis), dieser hat absolut das größte Gewicht, weil er den Anfang des Tactes entscheidet. Werden die halben Tacte des Viervierteltacts in Viertel verwandelt, so erhält das erste und dritte Viertel den Accent, letzteres jedoch einen schwächern, weil sich hier die Viertel unter einander wie die Tacttheile verhalten, welche die Viertel ausmachen. Einen noch schwächeren Accent erhalten das dritte und sechste Achtel, wenn die Viertel in Achtel verwandelt werden. Bei den ungeraden Tactarten hat wiederum im Dreizweiteltact das erste Zweitel das Gewicht, in dem Sechsvierteltact das erste Viertel das größte, das zweite und fünfte Viertel ein relativ schwächeres Gewicht, und so fort. Daß aber durch diese Verschiedenheit des Accentes verschiedene Tactarten selbst bei gleichgeltenden Noten unterschieden sind, sieht man z. B. durch eine Vergleichung des Dreizweitel und Sechsviertel, so wie des Dreiviertel und Sechsachteltactes.



Dieses ist auf die Composition gegebener Worte leicht zu beziehen. Die Worte z. B. lebe, liebe, hoffe u. s. w. würden an sich am schicklichsten in den Zweivierteltact passen, weil Länge und Accent in den ersten Sylben dieser Worte sich gleich sind; dagegen die Worte: selig sind die Auserwählten, sich mehr für den Vierteltact schicken, als für den Zweivierteltact. Der Gebrauch einer falschen Tonart und die Vermischung einfacher und zusammengesetzter Tactarten ist an den Verrückungen jener Verhältnisse und besonders dadurch zu erkennen, daß der Accent auf eine falsche Stelle oder auf einen schlechten Tacttheil fällt. In den Büchern von Kirnberger (Kunst des reinen Satzes 2 Thl. 2 Abschn. 2. Abthl.), Koch (Versuch einer Anl. zur Composition 1 Thl. 2 Abthl. 2 Abschn.) und Wolf (Unterricht in allen Theilen der zur Musik gehörigen Wissenschaften 44 Kap.) u. a. findet man Mehreres über diesen Gegenstand. Für den Erfinder des neuern Tactes wird Franco von Cölln (s. Geschichte der Musik) gehalten. Bei den Griechen wurde der Tact zum Gesange des Chors anfangs durch Holzschuhe (κρουπεζια), dann durch eiserne, bei den Römern durch das scamillum oder scabillum angegeben. Man sehe darüber Böttigers Programm: quid sit docere fabulam. — Tactstrich ist der Strich, durch welchen die Abschnitte, welche der Tact im Rhythmus bildet, bezeichnet werden, z. B. T.

† Tactmesser. Der geschickte Mechaniker Mälzel in Wien hat diese Maschine auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht. Sie wird jetzt auch in Orchestern gebraucht, und die berühmtesten Tonsetzer, z. B. Beethoven, haben das musikalische Zeitmaß ihrer Werke nach diesem Chronometer bestimmt. Man kann diesen Chronometer in jeder bedeutenden Musikhandlung in Leipzig und Wien kaufen. Der als Componist und Theoretiker bekannte Gottfried Weber in Mainz hat in der Leipziger mus. Zeitung 1813. Nro. 27 und 48, Jahrg. 1814, Nro. 27 und 41. und Jahrg. 1815, Nro. 5, zur Bestimmung der Schnelligkeit, mit welcher der Tact eines Tonstücks genommen werden soll, folgende einfache Methode angegeben. „Das einfachste und sicherste Chronometer ist ein einfaches Pendel, d. h. blos ein Faden, an dessen Ende eine Bleikugel befestigt ist. Bekanntlich schwingt ein Pendel desto geschwinder, je kürzer es ist, und je länger es ist, desto langsamer. Man braucht also nur am Anfange eines Tonstücks die Länge des Pendels hinzuschreiben, dessen Schläge den Tacttheilen des Tonstücks entspre-

hen z. B. Allegro 8'' Rhein. Z. d. h. an diesem Allegro sollen die Tacttheile (hier die Viertel) so geschwinde genommen werden, wie die Schläge welche ein 8 rhein. Zoll langes Pendel thut. So wie dann ein also bezeichnetes Tonstück vorkommt, darf man nur den Faden des Pendels acht Zoll lang nehmen, und die Kugel daran ein paarmal hin und herschwingen lassen, so gibt jeder Pendelschlag genau den Grad der Geschwindigkeit an, in welchem der Tonsetzer die Viertel des Allegro ausgeführt haben will, und genauer als die schwankenden Ausdrücke Allegro, molto oder poco Allegro es im Stande sind. Diese Tempobezeichnung hat das Vorzügliche, daß sie ohne alle Maschine überall verstanden und angewendet werden kann, wo nur ein Zwirnfaden und etwa eine Flintenkugel von beliebiger Größe zu finden, und wo das Zollmaß bekannt ist, und man nicht vergißt, daß jeder Pendelschlag einen Tacttheil (also Viertel im $\frac{2}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{4}$ Tact Achtel im $\frac{2}{8}$, $\frac{3}{8}$, $\frac{4}{8}$, $\frac{6}{8}$ Tact) bedeuten soll. Sollten bei äußerst geschwinden Bewegungen die Tacttheile gar zu kurz, bei äußerst langsamer Bewegung zu lang werden, so könnte man der Bequemlichkeit halber eine Ausnahme von der Regel machen und im erstern Falle z. B. halbe Tacte, im letztern die Achtel nach dem Pendelschlag bestimmen. Es bedarf auch keiner besondern Vorsichtsmaßregeln bei dem Gebrauche des Pendels, da die feinen Unterschiede hier nicht bemerkbar sind. Diese allgemeine Benutzung verdienende Bemerkung läßt der genannte Weber zugleich, nebst einem bezollten Maßstab, bei den von ihm herausgegebenen Tonstücken abdrucken.

Tafelstein, s. Diamant.

* Tag, eigentlich die Zeit einer Axendrehung der Erde; oder ferner auch, die davon etwas verschiedene Zeit (s. Sternenzeit) zwischen zwei nächsten Durchgängen des Sonnenmittelpunkts durch die obere Hälfte des Meridians (obere Culmination). Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit diesem Ausdrucke aber nur die Dauer des Verweilens der Sonne über dem Horizonte, und setzt diesem natürlichen Tage jenen astronomischen oder bürgerlichen Tag entgegen. Der Astronom nämlich zählt seinen Tag von einer obern Culmination der Sonne zur andern; der bürgerliche Gebrauch hingegen von Mitternacht zu Mitternacht; der erstere seine Stunden bis zu 24 ununterbrochenfort; wogegen der letztere, wie bekannt, mit der 12ten Stunde abbricht. Die erste Stunde nach Mitternacht also, welche zugleich die erste Stunde des neuen Calendertags ist, macht die 13te Stunde des alten astronomischen Tags aus; und die erste St. des neuen astronomischen Tages ist dagegen die erste Nachmittagsstunde der alten bürgerlichen. Bezieht man den Tag in der oben zuerst angegebenen Bedeutung auf die Axendrehung der Erde (Sterntag), so ist er, gleich dieser, zu allen Zeiten, von unveränderlicher Dauer. Der Sonnentag dagegen ist, wegen der ungleichen Geschwindigkeit der Sonne in ihrer Bahn, zwar für die ganze Erde, aber nicht zu allen Zeiten gleich lang. (Vergl. d. Art. Sonnenzeit). Die Dauer des natürlichen Tages ist für die verschiedenen Puncte der Erdoberfläche verschieden. Um sich dieß zu versinnlichen, rufe man die scheinbare tägliche Bewegung der Sonne um die Erde vor die Einbildungskraft. Diese Bewegung erfolgt in Kreisen, deren Ebenen sämmtlich dem Aequator parallel sind (Parallelkreisen). Der Horizont der Bewohner des Aequators theilt sowohl letzteren, als sämmtliche

Parallelkreise in gleiche und gleichliegende Hälften; daher sich in diesen Gegenden die Sonne immer eben so lange über als unter dem Horizonte aufhält, d. h. Tag und Nacht immer gleich lang sind. Nähert man sich, vom Aequator aus, den Polen, so ändert sich diese Lage der Parallelkreise gegen den entsprechenden Horizont immer mehr; in der einen Hälfte des Jahres werden die Tage, in der andern die Nächte bei dieser größeren Annäherung zum Pole immer länger, bis unter dem Pole selbst (abgesehen von andern Einflüssen) nur ein sechsmonatlicher Tag mit einer eben so langen Nacht abwechselt. Aus der Abhängigkeit der Tageslänge von der Lage der Parallelkreise gegen den Horizont, wird auch begreiflich, warum an den Aequinoctialtagen, wenn die Sonne im Aequator selbst ist, Tag und Nacht auf der ganzen Erde gleich lang sind. Der Aequator nehmlich, als ein größter Kreis der Kugel, wird von allen Horizonten, als ebenfalls größten Kreisen, in zwey gleiche Hälften getheilt; nur die beiden Poli, deren Horizont der Aequator selbst ausmacht, sehen die Sonne in diesen beiden Tagen rings durch ihren ganzen Horizont laufen. — Die äussersten Parallelkreise (Wendekreise), welche die Sonne nördlich und südlich vom Aequator beschreibt, sind vom letzteren bekanntlich nur um etwa 23½° entfernt; eben so weit aber stehen die Polarkreise von den Polen ab. Also berühren sich, wie man bei einigem Nachdenken leicht findet, der Horizont der Bewohner der Polarkreise und die Wendekreise, dergestalt daß der eine der Letzteren ganz über, der andere aber ganz unter dem Horizonte steht. Jene Gegenden haben daher Einen Tag von vollen 24 Stunden und Eine eben so lange Nacht im Jahre. Von den Polarkreisen an nach den Polen hin nimmt die Dauer des längsten Tages sehr schnell zu; in eben dem Maße aber auch die Dauer der längsten Nacht; und, wie ungleichmäßig diese Theilung zu den verschiedenen Jahreszeiten auch überhaupt ausfalle, so hat doch, nach der Ausgleichung, jeder Punkt der Erdoberfläche während eines Jahres die Sonne 6 Monate über, und eben so lange unter dem Horizonte. D. N.

Tagebogen. Es ist in d. Art. Tag angeführt worden, daß die verschiedenen Parallelkreise des Aequators von den verschiedenen Horizonten auch in verschiedene Hälften getheilt werden. Diejenige dieser beiden Hälften nun, welche über dem Horizonte steht, heißt der Tagebogen des betr. Gestirns, indem die Dauer der Sichtbarkeit dieses Gestirns auf die Zeit beschränkt ist, welche dasselbe in dieser Hälfte zubringt. Aus jenem Artikel erhellt zugleich, daß, nach Maßgabe der gegenseitigen Lage von Horizont und Gestirn, des letzteren ganzer Tagekreis (s. d. Art.) über oder unter dem Horizont stehen, und das Gestirn also, dem betr. Beobachter, entweder gar nicht unter- oder gar nicht aufgehen kann. D. N.

Tagekreise. Diesen Namen erhalten die Parallelkreise des Aequators besonders mit Bezug auf die verbundene, scheinbare tägliche und jährliche Bewegung der Sonne um die Erde. Die Sonne beschreibt nehmlich (s. Tag), wenn sie sich nicht im Aequator selbst befindet, täglich einen andern Parallelkreis desselben, welcher nun, in Bezug auf diese Bewegung, ihr jedesmaliger Tagekreis wird. Gleichergestalt kann man den Begriff auch auf andere Gestirne ausdehnen. D. N.

Tagezeichen, die astrologische Benennung der Sternbil-

der des Widders, der Zwillinge, des Löwen, der Waage, des Schützen und Wassermanns.

Tajo (spanisch und auf portugiesisch Tejo), ist einer von den großen Flüssen der pyrenäischen Halbinsel, welcher fast in der Mitte von Spanien, aus einer kleinen Quelle, Pie-izquierdo genannt, in der Landschaft Aragonien, auf der Sierra von Albaracein und den Gebirgen der Muela de San Juan, welche acht Monate des Jahres mit Schnee bedeckt sind, entspringt. Er vergrößert sich nach wenig Schritten seines Laufes durch andere Quellen, und fließt durch die Ebenen, welche seinen Namen führen, in die Provinz Cuença, die er von den Provinzen Soria und Guadalaxara scheidet. Nachdem er einige Gebirge, die seinen Strom unterbrechen, überwunden, fließt er sanft durch die Provinz Toledo, bewässert die schönen Gärten von Aranjuez, wendet sich um die Mauern von Toledo herum, geht dann durch die Stadt Talavera, durchfließet Estremadura, wo zu Alcantara eine prächtige 670 Fuß lange Brücke über denselben führt, und betritt dann, nachdem er 80 Meilen lang Spanien durchflossen hat, das Königreich Portugal, welches er 32 Meilen lang durchströmt. Bei Salvaterra unterhalb Santarem theilt er sich in zwei Hauptarme, den neuen Tejo und Mar del Pedro, vereinigt sich bei Villafranca, erhält eine Breite von zwei Meilen, und mündet sich zuletzt unterhalb Lissabon in das atlantische Meer. Der Tajo fließt von Nordosten nach Südwesten, ist in Spanien wegen seiner vielen Klippen und Untiefen nicht schiffbar, sondern blos in Portugal, wo er bis über Abrantes hinauf befahren wird und bis Santarem Ebbe und Fluth hat. Er hat gewöhnlich trübes Wasser und tritt jährlich (besonders in Portugal) über seine Ufer aus. Seine vornehmsten Nebenflüsse sind auf der Nordseite: der Xarama (mit dem Henares, Manzanares und Tajuna), Guadarrama, Alberche, Tintar, Alagon, Erras, Ponzul, Laca und Cecere; und auf der Südseite: der Guadiela, Algodor, Torcon, Sedana, Busa, Alija, Ibor, Magasca, Salor, Sever, Alpiarza, Zatas und Almansor.

Takelasche (Takel, Takelwerk), alles was zur Ausrüstung und Regierung eines Schiffs gehört, Taue, Segel, Segelstangen, Wieden, Rollen, Anker u. s. w. Daher abtakeln so viel heißt, als jenes Geräthe einem Schiffe abnehmen und ins Zeughaus bringen, takeln hingegen ein Schiff mit seinen Masten, Segeln, Stangen und Tauwerk so in Stand setzen, daß es in See stechen kann. Die wichtigsten Vorrichtungen zur Fortbringung eines Schiffs sind die Segel, zu deren Aufspannung ein Mast errichtet wird. Die Masten erhalten ihre Befestigung nach den beiden Seiten des Schiffs durch das Tauwerk. Das ganze System von solchen Tauen an einer Seite des Schiffs heißt Want, und wird zu Strickleitern eingerichtet, um auf die Masten steigen zu können. Auf den eigentlichen Masten errichtet man noch ein oder zwei andre, die man Stengen nennt. Bei der vollständigsten Takelasche führt ein Schiff drei Masten und das Bugspriet (ein Mast, der vorn schräg aus dem Schiffe liegt). Die Segel, welche nach dem Maste, an dem sie sich befinden, verschiedene Namen erhalten, werden durch horizontal liegende Hölzer geführt, die man Rahen (Segelstangen) nennt. Mit Hülfe der Segel wird der Wind zum Bewegen des Schiffes benutzt. Die Seite, von welcher der Wind herkommt, nennt der Seefahrer die Luffseite (Luftseite), die, nach welcher er hinweht, die Leeseite. Mittelst der schiefen Stellung der Segel aber wird es möglich, daß Schiffe mit

einerlei Winde nach gerade entgegengesetzten und sich an der Leeseite nach allen Winkeln kreuzenden Richtungen fahren können. Eben so kann man das Schiff mit Hülfe der Segel nach allen möglichen Richtungen drehen und in dieser Lage erhalten. Noch leichter geschieht dieß, so lange das Schiff in Bewegung ist, durch das Steuerruder. Um das Schiff auf einer Stelle zu erhalten, läßt man den Anker zugehen, d. h. in den Grund fallen; oder man legt das Schiff bei, indem man die Segel den Wind in entgegengesetzten Richtungen empfangen läßt. Doch kann man, ohne Zeichnung, dies Verfahren selbst nicht deutlich machen. Außer durch Segel wird das Schiff auch noch in Bewegung gesetzt durch das Rudern und Ziehen. Das letztere geschieht u. a. durch ein segelndes Fahrzeug, was man ins Schlepptau nehmen, oder durch ein ruderndes, was man bugsiren nennt. Mehr über dieß alles findet man in den bei dem Art. Seemannschaft angeführten Schriften.

Talkerde, s. Magnesia.

Talkstein, ein dem Speckstein nahe verwandtes, fettig und schlüpfrig anzufühlendes Fossil.

† Talleyrand-Perigord ist Oberkammerherr Ludwigs XVIII., Pair von Frankreich, Ritter des goldnen Vließes, des St. Stephan-, des St. Leopold-, des Elephanten-, des St. Andreas-, des Rauten-, des schwarzen Adler-, des Sonnen-Ordens u. a. m. Großofficier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts u. s. w.

Tanais, bei den Alten der Name des Don.

Tancred, ein Edelmann aus normannischem Geschlecht, der sich durch seine Heldenthaten beim ersten Kreuzzuge auszeichnete und mannichfach von den Dichtern besungen worden ist.

Tang (fucus) ist der Name für Gewächse des Meeres und salziger Wasser, welche mit den Conferven und Ulven zu der natürlichen Familie der Algen gezählt werden. Von den Conferven unterscheidet sich der Tang dadurch, daß er keinen gegliederten Bau hat. Die äußere Gestalt ist übrigens sehr verschieden. Den feinsten Fäden bisweilen ähnlich, werden sie doch oft blattartig, oft buschig und von knorpligem Bau. Ihre Früchte sind entweder unvollkommen und als bloße Keimkörner anzusehen, oder ächter in Schoten befindlicher Saamen.

* Tangente, im Allgemeinen jede gerade Linie, welche mit einer krummen (wenigstens mit jeder solchen krummen, die von einer geraden bloß in zwei Punkten geschnitten werden kann), nur Einen Punkt gemein hat, und ganz auf einer Seite derselben liegt (geometrische Tangente). Im trigonometrischen Sinne besonders: derjenige Theil der Berührenden beim Kreise, welcher auf dem Endpunkte eines der, den zugehörigen Bogen einschließenden Radien senkrecht steht (folglich den Kreis in diesem Punkte berührt), und vom verlängerten andern Radius (der Secante) geschnitten wird. Die trigonometrischen Tangenten, deren man sich außer dem Sinus, Cosinus u. s. w. zur Auflösung der Dreiecke bedient (s. d. Art. Trigonometrie), sind ihren relativen Werthe nach (d. h. mit Beziehung auf einen Halbmesser von einer gewissen Größe, für jeden Kreisbogen berechnet, und solche, ihre Werthe, oder meistens deren Logarithmen, in den trigonometrischen Tafeln, neben den Sinus und Cosinus derselben Bogen angesetzt. Wie diese Berechnung der trigonometrischen Tangenten, durch Beziehung auf Sinus, Cosinus und Radius geschehe, läßt sich, bei Verzeichnung dieser Linien und des zugehörigen Kreisbogens, durch bloße Vergleichung der entstehenden, beiden ähnlichen Dreiecke, sogleich

übersehen. — Zur Bestimmung der geometrischen Tangente, vermittelst der Subtangente, ertheilt die Differential-Rechnung unter dem Namen der directen Methode der Tangenten, eine sehr einfache Anleitung. Sie denkt sich nämlich die beiden Dreiecke, deren eins Tangente, Subtangente und dem Berührungspunkte entsprechende, senkrechte Ordinate; das andere aber die Differentiale des Bogens und der Coordinaten bilden (Leibnitzens sehr paßlich sogenanntes charakteristisches Dreieck): und findet durch Vergleichung dieser beiden Dreiecke die Subtangente $= \frac{y \Delta x}{dy}$. Um also den Werth der Subtangente für jede beliebige Curve zu bestimmen, hat man nur die Gleichung dieser Curve, für rechtwinklichte Coordinaten, zu differentiiren; aus letzterer Differentialgleichung den Werth $\frac{\Delta x}{dy}$ zu ziehen, und diesen mit y zu multipliciren. — Dieser directen Methode der Tangenten setzt die höhere Analysis eine umgekehrte Methode der Tangenten entgegen (s. wegen Letzterer d. Art. Inversa methodus tangentium). — Beim Clavier- oder Flügelbau heißen Tangenten die kleinen messingenen oder hölzernen Stäbchen, welche hinten auf dem Clavis stehen, und wenn dieser durch den Druck der Finger in Bewegung gesetzt wird, hinten an die Saiten schlagen. D. N.

Tangentialkraft. Um überhaupt einen anschaulichen Begriff davon zu erlangen, wie die Planeten, in Folge der Anziehung, welche die in dem einen Brennpunkte ihrer elliptischen Bahnen ruhende Sonne auf sie ausübt, sonst aber frei im Weltenraume schwebend, diese Bahnen beschreiben können, denke man sich, sie hätten uranfänglich in einem beliebigen Punkte derselben vom Finger der Allmacht einen Impuls erhalten, um sich in der, diesem Punkte entsprechenden, tangentiellen Richtung geradlinicht fortzubewegen. Damit vereinigte sich die Anziehung der Sonne (Centripetalkraft; s. d. A. Centralkräfte), und der Planet mußte also die Diagonale des Parallelogramms beschreiben, dessen Seiten jede dieser beiden Bewegungen, einzeln genommen, für eine gewisse Zeit darstellen. Im folgenden Zeitabschnitte würde der Planet, auch ohne alle weitere Einwirkung einer Kraft, und blos seiner Trägheit gehorchend, den angefangenen Weg in der Richtung dieser Diagonale fortsetzen; die Centripedalkraft wirkt aber wiederum auf diese erlangte Geschwindigkeit, um den Planeten aufs neue von der letzterhaltenen Richtung abzulenken. Auf diese Art entspringt, wie schon die Fortsetzung einer nach obigen Angaben entworfenen Zeichnung augenscheinlich lehrt, Bewegung um den Mittelpunkt der Kräfte (Central-Bewegung), und zwar blos in Folge der Centripetalkraft, wenn man nämlich von jenem ursprünglichen Impulse, als der angeblichen Ursache der sogenannten Centrifugalkraft (s. d. A. Centralkräfte), abstrahirt. Dem Planeten wohnt in jedem Punkte seiner Bahn eine gewisse Schwunggeschwindigkeit (Folge seiner seitherigen Bewegung, also ganz eigentlich Wirkung der Trägheit), oder ein Bestreben bei, die letzterhaltene diagonale Richtung fortzusetzen und sich somit zugleich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen. Diesem Bestreben widersetzt sich die, nach diesem Punkte gerichtete, Anziehungs (Centripetal) kraft. Letztere läßt sich aber wieder in zwei andere Kräfte zerlegen, deren

erstere (Normalkraft) auf der Bahn senkrecht ist und also bloß dazu verwendet wird, den Planeten in derselben zurückzuhalten, zu verhindern, daß die krummlinichte Bewegung nicht in ein Entfliehen nach geradlinichter Richtung ausarte; die letztere aber in die Richtung der Bahn selbst fällt, folglich darin nichts ändert, sondern nur auf die Geschwindigkeit wirkt: und diese letztere Kraft nun ist die hier betrachtete Tangentialkraft, so genannt, weil das Element der Curve mit der Tangente zusammenfällt. — Die Betrachtung der Lehre von den Centralkräften ist deßhalb von so ganz außerordentlicher Wichtigkeit, weil die durch Theorie nicht unterstützte Einbildungskraft der Aufgabe fast erliegt, sich einen freien schwebenden Körper zu denken, der unaufhörlich um einen, Anziehung auf ihn ausübenden, Punkt rotirt, ohne gleichwohl je mit diesem Punkte zusammenzustürzen. Allein diese Schwierigkeit wird wegfallen, wenn man es sich, nach dem Vorgetragenen, nur recht versinnlicht, daß selbst die Verbindung der Centripetalkraft mit der, dem Planeten schon beiwohnenden, Geschwindigkeit, weit entfernt das Schwungbestreben desselben zu vermindern, sogar oft auf Vergrößerung desselben wirkt, und die Natur dieser Verbindung, bei richtigem Verhältnisse der Centripedalkraft zum ursprünglichen Impuls, also das Zusammenfallen mit dem Sonnenkörper ganz unmöglich macht. Es ist noch zu bemerken, daß beim Vortrage dieser Lehre gewöhnlich des aus den angeführten Gründen entspringenden Bestrebens des Planeten, sich vom Mittelpunkte der Kräfte zu entfernen, unter dem Namen der Centrifugalkraft gedacht werde, daß wir aber Anstand genommen haben, dasjenige mit dem Namen einer Kraft zu belegen, was offenbar nur Wirkung der Trägheit ist. Von dem ursprünglichen Impuls ist dabei so wenig mehr die Rede, als, bei der Theorie des Pendels, von dem ersten Stoße, der ihn in Bewegung setzt, wonächst er, andere Einflüsse bei Seite gedacht, in bloßer Folge der Einwirkung der Schwere, seine Schwingungen in alle Ewigkeit fortsetzen würde: ein Gleichniß, welches uns, bei Behandlung dieser schwierigen Materie, immer sehr paßlich vorgekommen ist. D. N.

* Tanz. Tanzkunst. Tanz ist die strenge rhythmische Bewegung des menschlichen Körpers durch die Füße. Einer solchen Bewegung überläßt sich selbst der noch ungebildete Mensch gern, sobald ein mächtiges Gefühl der Freude und Freiheit ihn treibt und über den gewöhnlichen Zustand erhebt. Der vollendete Zustand aber strebt auch, sich angemessen, harmonisch und mit ungewöhnlichem Maße zu verkünden. Darum finden wir Tänze der Wilden, und feierliche Tänze bei festlichen Gelegenheiten, Kriegs- und Friedenstänze, Hochzeittänze rc. überall, und überall die Bewegung des Körpers an die Veräußerung eines innern Zustandes angeknüpft; und hierin besteht die Grundlage der Tanzkunst. Wird nun einestheils den Bewegungen der Füße, und mit ihnen den sie begleitenden Geberden des Körpers, die möglichste Ausbildung, mithin die größte Mannichfaltigkeit, Fertigkeit und Biegsamkeit, und das wohlgefälligste Maß in der Folge ihrer Bewegungen (Eurhythmie) gegeben, und tritt anderntheils das Talent hinzu, die mannichfaltigsten Gefühlszustände, Stimmungen und Situationen durch jene rhythmischen Bewegungen anschaulich und nach Willkür auszudrücken; so zeigt sich die Tanzkunst als schöne Kunst, die in Hinsicht der Geberden eine (durch die Bewegungen des ganzen Körpers) beschränkte Mimik (s. d. Art.), in Hinsicht der Folge dieser

Bewegungen eine rhythmische Kunst ist, und sich darum mit der Musik, welche den vollkommensten Rhythmus hervorbringt und erweckt, am liebsten verbindet (s. d. Art. Kunst, schöne Künste). Als rhythmische Mimik ist sie daher auch den Gesetzen des Rhythmus, so wie den allgemeinen Gesetzen der Mimik und der Kunst überhaupt unterworfen. Sie ist also hiernach keine bloße, wenn auch künstliche, Bewegung der Füße; und selbst die größte Fertigkeit im Springen und Hüpfen macht noch nicht den schönen Tanz. Eben so ist sie auch von dem unwillkürlichen Ausdruck beschränkter Gemüthszustände durch eine rhythmische Bewegung des Körpers, welchen wir bei dem gesellschaftlichen Tanze des gemeinen Lebens finden, durch höhere Bedeutsamkeit, Mannichfaltigkeit und willkürliche Beherrschung des Ausdrucks verschieden. Da sie aber als schöne Kunst betrachtet etwas Inneres, in sich Vollendetes, harmonisch veräußern und zur Anschauung bringen soll, so fragt sich, welches ist der Kreis von Stoffen, welche diese Kunst zu bearbeiten und darzustellen fähig ist. Die natürlichste Antwort ist: nur dasjenige ist Stoff dieser Kunst, was sich durch mannichfaltige abwechselnde, rhythmische Bewegungen des ganzen Körpers, und die dadurch gebildeten Formen desselben, so wie in den diese Bewegungen begleitenden Geberden ästhetisch versinnlichen läßt. Denn da der Tanz zwar von den Bewegungen der Füße ausgeht, aber nicht auf dieselben durchaus eingeschränkt ist, sondern der ganze Körper zugleich in abwechselnden Formen und Geberden angeschaut wird; so läßt sich auch der Tanz als ein ästhetisches Ganzes bestimmter, auf einander folgender Gefühle, Meinungen und Situationen ausbilden; und die Musik, indem sie die rhythmischen Bewegungen des Körpers begleitet, wirkt, wie bei der Begleitung der poetischen Worte, zur Verstärkung des lyrischen Ausdruckes mit. Aber er ist, wie wir sagten, durch die Bewegung des ganzen Körpers beschränkt, insofern es nämlich unmöglich ist, den Geberden die Ausführung und deutliche Ausbildung zu geben, welche in dem Zustande des ruhenden, oder in weniger abgemessener Folge bewegten und fortschreitenden Körpers möglich ist. Sonach hat also die Mimik, in ihrer selbstständigen Ausbildung, namentlich als Pantomine im engern Sinne (s. d. Art.), einen noch größern Spielraum, als die Tanzmusik, und die letztere muß, selbst in ihrer höchsten Gattung, dem Ballet, immer von jener unterstützt werden. Die Tanzkunst nämlich beschränkt sich auf die Darstellung solcher Zustände und deren Verbindung, welchen eine strengrhythmische Bewegung des Körpers entspricht, und die durch letztere für sich verständlich sind. Von der andern Seite sind aber doch von ihr eben sowohl die bloß künstliche Mechanik als der Ausdruck der sinnlichen Wollust und des thierischen Wohlgefühls, als der Würde der schönen freien Kunst überhaupt widersprechend, ausgeschlossen. Der Tanz, als Kunstwerk betrachtet, kann daher auch nicht eigentlich eine abgeschlossene poetische Handlung im Sinne des Drama, am allerwenigsten eine tragische Handlung darstellen, welchem Unternehmen schon die abgemessene Bewegung des Körpers anschaulich widerspricht; sondern er kann entweder 1) nur einzelne Gefühle und Neigungen, oder 2) eine Reihe von Gefühlen und Situationen zu einer sinnlichen Handlung zusammenreihen, deren Einheit dann mehr in der Einheit der Wahrnehmung und des Gefühls besteht. Das Hülfsmittel dieser Anreihung ist die pantomimische Darstellung und die scenische Kunst, wodurch das pantomimische Ballet entspringt (s. Pantomime). — In der letztgenannten Beziehung theilt man den Tanz in

den lyrischen und in den dramatischen ein. Mit dieser Eintheilung verbindet sich eine andere, welche Art und Anwendung des Tanzes überhaupt betrifft, nämlich die Eintheilung des Tanzes in den gesellschaftlichen und in den theatralischen. Der gesellschaftliche Tanz (d. i. derjenige, welcher das gesellschaftliche Vergnügen zum Zwecke hat, und gewöhnlich nur von Liebhabern [Dilettanten] ausgeführt wird) ist meistens lyrischer Art, er drückt eine einzelne Stimmung, z. B. die ernste und anständige, heitere, hüpfende, wilde und ungebundene Freude ꝛc. aus. Aber er ist selten kunstmäßig, oder muß wenigstens zur niedern Gattung der Tanzkunst gerechnet werden. Zu dieser Gattung gehören auch verschiedene Nationaltänze, welche eignen Rhythmus haben und mit eignen Melodieen begleitet werden. Sie sind zugleich als characteristische Tänze von vorzüglichem Werthe. Hieher gehören die Menuet, die Allemande, die Angloise, die Polonoise, der Ländler, Walzer, die Eccossoise u. s. w. — Zu den theatralischen Tänzen gehören theils die lyrischen Tänze, welche in Opern und Schauspiele eingeflochten sind, oder als Zwischenspiele aufgeführt werden; theils die Ballets im engern Sinne (s. Ballet), in welchen sich die Tanzkunst in ihrem höchsten Umfange und Vermögen zeigt, nämlich der dramatische Tanz, welcher ein historisches oder mythisches und poetisches Factum zum Gegenstande hat. Man macht gewöhnlich die Eintheilung in idealische, characteristische und groteske Tänze. Am angemessensten ist ein Stoff aus der romantischen und idyllischen Welt, dem sich das Komische und Groteske leicht einflicht. Der Anspruch an die einzelnen Charaktere, die hier zusammenwirkend erscheinen, ist nicht so streng, wie im rezitirten Drama oder im Singspiel, nicht einmal wie in der eigentlichen Pantomime; doch müssen dieselben sich anschaulich aussprechen, und zu einem bewegten Gemälde verbunden seyn. Um die Folge dieser künstlichen Bewegungen, wie die Töne eines Tonstücks, schriftlich oder vielmehr bildlich zu verzeichnen, hat man die Chorographie erfunden (s. d. Art.). — Ueber die Geschichte der Tanzkunst nur Folgendes. Wenn man von den Tänzen der alten Griechen und Römer hört, und berichtet wird, man habe den Archilles, den Alexander ꝛc. die Liebesgeschichte des Mars und der Venus, die Freiheit ꝛc. getanzt, so ist dieses von der fortschreitenden, pantomimischen Darstellung eines Charakters oder einer Fabel, weniger von dem eigentlichen Tanze zu verstehen, da überhaupt das Wort tanzen, saltare (s. d. Art. Pantomime) bei den Alten in sehr weiter Bedeutung genommen, auch das Geberdenspiel dazu gerechnet ward, und bei den Griechen ὀρχησις die Kunst der Geberden und Bewegungen überhaupt bezeichnete, mithin die Action in sich begriff. Ueberhaupt war die Tanzkunst bei den Griechen früherhin von Poesie und Schauspielkunst gar nicht getrennt. Der Tanz wurde sogar bei allen religiösen Festen, verbunden mit Hymnengesang angewendet, und die Griechen, bei welchen diese Kunst Orchestik hieß, erreichten auch in ihr einen hohen Grad der Vollkommenheit, so fern diese vorzüglich in der zarten Bedeutsamkeit der Geberden und Bewegungen besteht, die wie der Gang des Schauspielers durch Tact geregelt waren. Von den Römern pflanzte sich der Tanz auf die Volksbühnen der Italiener fort. Schon im 16. Jahrh. schrieben mehrere Italiener (z. B. Rinaldo Corso und Fabricius Caroso) über den Tanz. Sie, und vorzüglich die Franzosen (geborne Tanzmeister, wie sie Kant nennt), haben die neuere Tanzkunst ausgebildet und

auf den höchsten Gipfel ihrer heutigen Vollkommenheit gebracht, so daß das Ballet der pariser großen Oper lange Zeit das non plus ultra der Tanzkunst gewesen zu seyn scheint, und zum Theil noch ist. Was der Deutsche jedoch auch in diesem Fache zu leisten im Stande ist, zeigt das in seiner Art einzige Kinderballet in Wien, von dem genialen Tanz- und Balletmeister Horschelt errichtet. Unter Ludwig XIV. wurde durch Beauchamp der erste Grund zu dem künstlichen theatral. Tanz der Franzosen gelegt. Noch mehr aber verdankt die Tanzkunst dem als Theoretiker und Praktiker berühmten Noverre (s. d. Art.), welcher sowohl d'Arbeau's als Romeau's Schriften über die Tanzkunst weit hinter sich zurückließ. Auch heutzutage bilden die französischen und italienischen Tänzer zwei verschiedne Schulen, von welchen jedoch die erstere das Uebergewicht hat. Die Namen Gardel, Vestris ꝛc. zeigen das Höchste der neuern Tanzkunst an, und mehrere jetzt beliebte Ballette, vorzüglich Zephyr und Flora, sind fast weltberühmt geworden. — Indessen ist es doch auch nicht zu läugnen, daß der theatralische Tanz auch zu einem seiltänzerischen Springen, Equilibriren und Kunststückmachen ausgeartet, und der Tanz immermehr die plastische Kraft und Bedeutung verloren hat. Je riskanter und halsbrechender eine Stellung ist, desto größer der Triumph, und die Franzosen haben auch in dieser Hinsicht die Palme errungen." Ausführlich handeln über die Geschichte des Tanzes im Allgemeinen Bourdelot histoire de la danse sacrée et profane, ses progrés et ses révolutions depuis son origine etc. Paris 1724. 12. und Cahusac traité de la danse anc. et moderne, Paris 1753, 12. 3 Thle. (auch deutsch). Ueber den Tanz der Griechen und Römer: Rambach von Orchestik oder Tanzkunst der Griechen im 3ten Bande S. 617 seiner Uebersetzung der Potterschen Archäologie, und Bergsträßer Gedanken von der Orchestik oder über den Tanz der Alten im 3ten Bde des Schirachschen Magazins der deutschen Kritik; über die Tänze der Juden insbesondere Zeltner de choreis vet. Judaeorum diss. Altorf 1726. 4. und Renz de religios. saltationibus vet. Judaeor. Lips. 1738. 4.; von den christlichen Tänzen, Brömel (von den Festtänzen der ersten Christen, Jena 1701, 4.); von den Tänzen der Chinesen, Mémoires sur les Danses chinoises in den Variétés literaires Bd. 1. S. 472 und Bd. 2. S. 309; von den Tänzen wilder Völker, Lafiteau in s. Moeurs des sauvages Thl. 1. S. 181, 203, 410 und in den Reisebeschreibungen ꝛc. — Theoretische Anweisungen zur Tanzkunst sind nach Noverre wenige von Bedeutung geschrieben worden. Zu ihnen gehören Martinets Anfangsgr. d. Tanzk. mit vorzügl. Rücksicht auf die Menuet, a. d. Franz. Lpz. 1797; Kattfuß Taschenb. für Freunde und Freundinnen der Tanzkunst oder Choregraphie ꝛc. Lpz. 1800 — 1802 in 2 Thln. m. K. und Mädels Tanzk. f. d. elegante Welt ꝛc. Erf. 1805. T.

Tanzmusik. Das Eigenthümliche dieser Musik beruht auf dem Vorherrschen des Rhythmus, welcher die tänzerischen Bewegungen hebt und unterstützt. Bei wilden Völkern ist diese musikalische Begleitung, (denn hier ist die Musik dienend und untergeordnet,) sehr einfach, ja monoton. Einige bedienen sich, wie wir wissen, nur der eintönigen Trommel oder Cymbel. Bei den kunstsinnigen Griechen tanzte man zum Gesang. Heutzutage aber ist die Tanzmusik reine Instrumentalmusik und es fehlt unsern gewöhnlichen Tanzstücken das Characteristische in dem Grade, als der Tanz blos zum unwill-

kürlichen Ausdrucke der Empfindung durch Bewegung der Füße herabgesunken ist. Nur die Melodie der Nationaltänze weniger gebildeter Völker zeichnet sich noch durch einen Charakter aus, welcher schwer nachzuahmen ist. Die höhere theatralische Tanzmusik (Balletmusik) aber setzt voraus, daß der Componist alle Arten des Rhythmus hervorzubringen, und durch diesen vorzüglich Charakter und Empfindung zu bezeichnen geschickt sey. In dieser Gattung haben sich große Meister ausgezeichnet, z. B. Benda, Weigl, Winter, Hummel, Gyrowetz, Reichardt, Righini, Clementi, Pleyel, Kauer, Müller, Wranizky ꝛc. T.

Taprobana, bei den Alten der Name der Insel Ceylon.

Tarquinius Superbus der siebente und letzte der alten römischen Könige, der durch seinen Uebermuth und seine Zwingherrschaft (was beides sein Beiname bezeichnet) sich mit Recht verhaßt machte, und nebst seinem Sohne, Sextus (dem Schänder der Lucretia), die Veranlassung war, daß Rom in einen Freistaat umgewandelt wurde. Schon seine Thronbesteigung war durch ein scheusliches Verbrechen gebrandmarkt; denn er hatte seinen Schwiegervater, den vorigen König, Servius Tullius, auf Anstiften, wie es heißt, der eignen Tochter desselben, seiner Gattin, ermordet. Um sich als eigenmächtiger Gebieter zu sichern, umgab er sich mit einer bewaffneten Leibwache, die meist aus Ausländern bestand. In mehrern Kriegen mit den Nachbarn zeigte er sich als einen tüchtigen und glücklichen Feldherrn; doch alles dieß schützte ihn nicht gegen den Unwillen der von ihm Unterdrückten, an deren Spitze sich Brutus stellte (s. d. Art.). In einem Alter von 76 Jahren, nach einer 25jährigen Regierung, mußte er mit seinem Sohne flüchten, und starb 90 Jahr alt, in Kumä, nachdem er umsonst, durch List und Gewalt, versucht hatte, sich seiner vorigen Herrschaft wieder zu bemächtigen, indem er zuerst eine Verschwörung zu seinen Gunsten im Rom anzuzetteln suchte, und dann, da dies mißlang, mit Hülfe des etruskischen Königs, Porsenna, und nachher der Sabiner, Lateiner und anderer benachbarter Völkerschaften, die Römer bekriegte.

Tarsus, die alte große Hauptstadt Ciliciens, eine Zeitlang der Sitz eigner von der persischen Oberherrschaft abhängiger Könige. Es ließen sich hier unter der Regierung der Seleuciden viele Griechen nieder, die sogar eine Art von hoher Schule für Philosophie und Philologie daselbst gründeten, welche zur Zeit der römischen Kaiser sehr berühmt war und in ihrer größten Blüthe stand. Hier wurde der Apostel Paulus geboren und empfing seine gelehrte Bildung. Jetzt ist es ein armer Ort; doch zeugt der Umfang der alten Mauern von der ehemaligen Größe.

Taschenbücher- und Almanachsliteratur in Deutschland. „Die deutsche Literatur unserer Tage bietet im Gegensatze zu der frühern ein merkwürdiges Bild dar. Wir brauchen kaum ein halbes Jahrhundert zurückzugehen und die Bücherbänke in Deutschland blicken uns finster, streng, gelehrt, fast abschreckend an. Ungeheure Folois gönnen auch den beleibtesten Quartanten nur unwillig einen Raum und diese sehen wieder mit Stolz auf das noch scheu sich anschmiegende Geschlecht der Octavbände herab. Wie anders ist es jetzt u. s. w.“ So beginnt eine gehaltreiche Beurtheilung der Almanachsliteratur von 1820 im Hermes St. IV., die sich von den gewöhnlichen Recensionen der Almanache, wie sie sich in unsern Tageblättern befinden, wie eine Lessingsche Kritik von einer Müllnerschen

und Böttigerschen unterscheidet, und wir müssen unsere Leser einladen, von derselben vollständig Kenntniß zu nehmen, wenn sie sich über diesen Zweig des deutschen Bücher- und Literaturwesens, wie er geworden und wie er ist, genau unterrichten wollen. Bei unserm beschränkten Raume können wir uns nur einige literarisch bibliographische Andeutungen darüber erlauben. Der Ursprung unserer jetzigen Taschenbücher für die elegante Welt verliert sich in die Anhänge, welche man den Kalendern für das Volk, dergleichen z. B. der hinkende Bote seit länger als anderthalb hundert Jahren gewesen, jährlich zu geben pflegte. Es entstand die Idee, den gebildetern Ständen bei der Gelegenheit, wo sich auch diese mit einem Kalender für das nächste Jahr zu versehen pflegten, eine Sammlung kleiner unterrichtender und unterhaltender Aufsätze in die Hände zu liefern. Man begnügte sich dabei zuerst mit einer blos zierlichen Form. Nach und nach steigerte sich das Bedürfniß durch die sich mit diesem Zweige der Literatur beschäftigende Industrie und Concurrenz. Man fügte Kupfer hinzu, anfangs wenige und von geringem Kunstwerth. Chodowiecky und sein ausgezeichnetes Talent für die Charakteristik in kleinen Zeichnungen begünstigte und entwickelte diese Liebhaberei bald außerordentlich. Die Ansprüche an die chalkographische Ausstattung so wie an den äußern Schmuck haben sich seit dieser Zeit immer gesteigert und wir sehen jetzt nicht blos alle unsere eigenen Künstler zum wahren Kunstverderb mit diesen Lilliputblättern beschäftigt, sondern sie genügen selbst nicht für das Bedürfniß, und die Unternehmer suchen sogar die Chalkographen in Frankreichs und Englands Hauptstadt auf. Wo ferner noch vor zwanzig bis dreißig Jahren eine einfache Broschirung zureichte, sieht man jetzt mindestens saubere Bände mit Goldschnitt und Figuren, und gar nicht selten sind Bände von echtem Maroquin, von Seide, ja vom zierlichsten Moire mit silbernen Schlössern. So viel Hunderte vor dreißig Jahren dem Unternehmer ein solches Büchlein kostete, eben so viel Tausende muß er jetzt darauf verwenden und das Unternehmen ist gegenwärtig fast halsbrechend für die Buchhändler geworden; denn irgend ein zufälliger Umstand, der sie hindert, das Taschenbuch zeitig auf den Markt zu bringen, der es nur um einige Wochen verspätet, kann den Verlust des ganzen darauf verwendeten Kapitals nach sich ziehen. Dieselbe Steigerung, welche in den Ansprüchen auf das Aeußere Statt gefunden, ist auch bei der Zusammenstellung des Inhalts eingetreten und wir sind dahin gekommen, daß sich fast die ganze poetische Literatur der Deutschen in diese Ephemeren geflüchtet hat und nur in dieser Form noch Sammlungen gedeihen. Auch sind die Ansprüche der Autoren, welche Beiträge dazu liefern, in gleichem Grade gestiegen; man verlangt und bezahlt in Goldstücken, wo sonst einige Silberthaler zureichten, ja es gibt eine Classe von sonst achtbaren Schriftstellern unter uns, welche ein förmliches Gewerbe mit ihren Erzeugnissen für Taschenbücher treiben und ihre Producte jährlich höher auszumünzen suchen. Man bestellt wohl gar bei ihnen, wie man sich ein Kleid bestellt, Gedichte, Erzählungen und Aufsätze aller Art nach vorgeschriebenem Maaß und sie übernehmen es, jeden gegebenen Auftrag pünktlich auszurichten, so fern nur der dafür erheischte ansehnliche Ehrensold bezahlt wird, was nicht selten sogar pränumerando geschehen muß. Man sieht hieraus, daß diese Unternehmungen jetzt in der Regel nicht blos von den Verlegern, sondern auch von den Dichtern, Autoren und Redactoren aus Industrie

betrieben werden, und das Publikum dies bemerken muß, so darf man nicht minder annehmen, daß ihre Culminationsepoche vorüber und ihr Herabsinken nahe ist. Wir wollen hier nur noch über diejenigen Taschenbücher, welche in ihrer Epoche die größte Celebrität erlangten oder noch besitzen, einige literarisch bibliographische Notizen geben.

Eines der ersten Taschenbücher dieser Art, die in Deutschland mit Beifall gelesen wurden, war das Lauenburger. Es erschien zuerst 1770 und wurde bis 1798 fortgesetzt, fristete sich darauf noch zwei Jahre unter andern Titeln und erlosch dann. — Die Gothaischen Hofcalender, welche auch die Genealogie der europäischen und deutschen Fürstenhäuser lieferten und außerdem mancherlei brauchbare Notizen mittheilen, erschienen zuerst 1764 und von 1766 an auch französisch. Sie sind ohne alle oder doch ohne bedeutende Unterbrechung bis jetzt fortgesetzt worden und haben besonders im Auslande eine Art von diplomatischer Autorität gehabt. Ihr Absatz ist gegen sonst sehr gesunken. — Lichtenbergs Beiträge und sein fortgesetzter geistreicher Commentar zu den verkleinert darin mitgetheilten Hogarthischen Kupferstichen waren es vorzüglich, was dem Göttinger Taschenkalender von 1776 bis 1813, wo er aufhörte, ein großes Lesepublikum verschaffte. Er erschien zugleich eine Zeitlang in einer franz. Uebersetzung. Das Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer, welches unter der Redaction von Claudius (nicht des Wandsbecker, sondern des Leipziger) erschien, hatte sich durch die eine Zeit lang mit Glück fortgeführte Geschichte der darin eingeführten Familie Ehrenberg ein großes Publikum erworben. Am Ende schlief dies freilich aus Langerweile dabei ein und das Taschenbuch hörte nun (1813) einige Jahre auf, bis ein neuer Verleger und ein neuer Redacteur (Herr Hofrath Rochlitz) es (1818) wieder ins Leben zurückriefen. — Das ebenfalls in Leipzig erscheinende Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, das vor allen andern ein großes Glück in der deutschen Lesewelt gemacht hat, erschien zuerst 1791 im Verlage von Voß und Leo und wird bis jetzt (1820) und zwar seit zwei Jahren sogar zweifach fortgesetzt. Der erste Jahrgang kostete 16 Gr., die spätern stiegen successiv bis 1 Thlr. 16 Gr. Die Redaction der ersten Jahrgänge hatte der als Bibliograph und Buchhändler bekannte Roch, in dessen Verlag auch das Taschenbuch bald nachher überging. Später kam es in den Verlag des Buchhändlers Enoch Richter (Firma Gleditsch), in welchem es ungestört eine Reihe von Jahren blieb und während welcher Zeit es der Hofrath Becker und nach dessen Tode der Hofrath Kind redigirten. Letzterer, der das Eigenthumsrecht an diesem Taschenbuche für die Beckerschen Erben zu besitzen behauptete, gerieth darüber mit dem genannten Verleger in Streit, der eine Trennung beider zur Folge hatte. So besitzt das deutsche Publikum seit zwei Jahren (1819 und 1820) ein doppeltes Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, von welchem das eine durch Kind bei Göschen und das andere bei Gleditsch durch den Prof. Wendt in Leipzig zusammengestellt wird. Das Cottaische Taschenbuch für Damen wurde 1798 begonnen. Er hat sich durch die bedeutenden Connexionen dieser Handlung stets interessanter Beitäge von Huber, Pfeffel, Lafontaine, Göthe und Jean Paul zu erfreuen gehabt und sich dadurch erhalten. Das Aeußere dagegen ist, wie bei allem Cottaischen Verlag,

chst vernachlässigt. — Cotta unternahm 1802 ein ähnliches Taschenbuch in französischer Sprache unter dem Titel: Almanach des Dames, und ließ dasselbe in Paris zusammenstellen und drucken, wie auch dort die Kupfer dazu stechen. Es ist eine Compilation von pieces fugitives, und sein Verdienst beschränkt sich auf die oft hübschen Kupferchen. — Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft wurde 1800 von dem Buchhändler Wilmans, damals in Bremen, unternommen, und wird jetzt bis mit Erfolg fortgesetzt. Der jetzige Redacteur ist Stephan Schütze. Die Minerva, ein ebenfalls sehr beliebtes Taschenbuch, das 1809 zuerst herauskam und wahrscheinlich von dem Verleger, Herrn Gerhard Fleischer, selbst zusammengestellt wird, hat sich durch die Idee, zu den Kupfern Darstellungen aus den Werken Schillers zu wählen, welche von Böttiger mit einem Commentar begleitet wurden, sehr beliebt gemacht. Ueber diese Commentare erklärt jener Recensent im Hermes sich folgendermaßen: „Selten bestraft sich wohl das Entfernen von einem durch Neigung und Kenntniß angewiesenen Wirkungskreise (archäologischen Studien) auffallender als bei diesen Kupfererklärungen (Böttigers).“ „Der Verf.,“ bemerkt der Recs. weiter, „sich auf Anlaß Shakspeare's und Schillers an die bewegte literarische Gegenwart hingebend, macht ein Angeschlossenbleiben an die schöne, antike Vergangenheit für die Zukunft doppelt wünschenswerth, und wenn dieser Aufsatz (zu Minerva 1820) wirklich der letzte dieser Art seyn soll, so haben die Freunde des Alterthums gewiß sich und ihrer Belehrung Glück deßhalb zu wünschen. Nicht schwer, doch hier zu weitschichtig, würde eine Aufzeichnung von Irrthümern und Widersprüchen seyn, in welche der Verf. durch ein System, kein System zu haben, verfallen mußte, so daß selbst das Richtige und Feine untergeht oder wirkungslos bleibt. Es genüge, ein so heterogenes Personal als das folgende, dem nach der Reihe Lob gespendet wird (und nirgends in geringer Gabe), auszuheben, um ein Erreichen allerseitiger Befriedigung, wo nicht allerseitigen Gefallens, als eine literarische Unmöglichkeit darzustellen: Shakspeare, Schiller, Münter, Opel, Göthe, Gersterberg, Bouterweck, Wieland, Lucian Buonaparte, Dannecker, Ramberg, Kügelgen, Seckendorf, Raphael Tischbein, Bendel-Sternau, Müllner, Raupach, Mellisch, Eßlair, Talma, Madam Schröder, A. W. Schlegel, Collin, Millin, Genelli, Wiener Modejournal, Klingemann, Zimmermann in den Originalien, die Originalen selbst, Peucer, Robert, Whateley, Steevens, Herder, Tieck Garrick, New monthly magazine, Füßli, Madam Bethmann, Blümner, Madam Siddons, Einsiedel, Gozzi, Garlieb Merkel, Holbein, Blumenhagen; alle diese Namen werden in einer bunten Mosaik auf ein Paar Bogen excerpirt, citirt und gelobt. Kommt hingegen einmal ein leichter Tadel vor, so fehlt es an der rechten (oder an aller) Gründlichkeit, welche in der Nennung des Namens besteht u. A. Ein Anderes ist es bei diesem Commentator, wenn der Gescholtene nicht mehr lebt, wie es z. B. mit Wetzeln u. A. der Fall ist.“ Im Jahre 1815 erschien unter der Leitung Fouqué's und des Buchhändlers Schrag das Frauentaschenbuch, das wegen seines meistens wohlgewählten Inhalts und seiner zierlichen Kupfer beim Publikum freundliche Aufnahme fand. Zu den beliebten Erzeugnissen dieser Art sind ferner noch Cornelia von Schreiber, Penelope von Theodor Hell und Vergiß mein nicht von Clauren Heun zu zählen. Die Aglaja, welche in Wien von

Wallishäuser herausgegeben und vielleicht auch zusammengestellt wird, zeichnet sich durch sehr sauber in punktirter Manier ausgeführte Kupfer von John aus. Nicht minder machen wir noch auf die Alpenrosen, ein in Bern erscheinendes Taschenbuch, aufmerksam, das von Wyß, Kuhn, Hegner (dem geistreichen und gemüthvollen Verfasser der Molkenkur, Saly's Revolutionstage und der Reise unter dem Titel: Auch ich war in Paris) und andern schweizer Gelehrtern und Dichtern oft mit trefflichen Beiträgen ausgestattet ist. — Wir erwähnen des Taschenbuchs Urania zuletzt, weil es von dem Herausgeber dieses Lexicons geleitet wird. Dieses Institut erhielt dadurch, daß es zum größern Theil Werke liefert, welche die Ehre, nicht den äußern Werth eines Preises gesucht haben, und nicht aus einer Bestellung hervorgegangen oder auf die Autorität eines Namens aufgenommen worden sind, einen eigenthümlichen Charakter. Nach dem die ersten Jahrgänge dieses Taschenbuches (für 1810, 12, 15, 17) auf die gewöhnliche Weise unter verschiedenen Redactionen waren zusammengestellt worden, faßte der Unternehmer desselben den Gedanken, ihm durch öffentliche Preisaufgaben, zu denen alle Dichter Deutschlands eingeladen würden, einen höhern Werth zu geben. Er setzte daher Preise aus auf die beste poetische Erzählung und auf das beste Lehrgedicht in der Epistelform. Das Glück krönte gleich den ersten Versuch (im J. 1818) mit einem seltenen Erfolg. Ein junger Dichter, Ernst Schulze, fühlte sich durch sie begeistert, und es entstand „die bezauberte Rose, eine poetische Erzählung in drei Gesängen," die als das schönste Gedicht, das die deutsche Poesie in dieser Gattung besitzt, genannt werden kann, und so lange dauern wird, als es eine deutsche Sprache und Poesie gibt. Es ist seitdem vielfach gedruckt und nachgedruckt worden und befindet sich in den Händen von Tausenden *). Merkwüridg wurde dabei noch der Umstand, daß die Krönung dieses Gedichts die letzten Stunden des jungen Sängers versüßte. (Man vergleiche darüber den Art. Schulze (Ernst) im achten Bande.) Auch in den folgenden Jahren 1819 und 1820 ist die Ausbeute der Preisaufgaben nicht gering gewesen und man kann hoffen, daß der Herausgeber dieses Institut auf die so glücklich begonnene Weise fortsetzen werde. Wenn auch nicht unsere ersten Dichter zur Concurrenz treten werden, so bietet sie doch unsern jungen noch namenlosen Dichtern Gelegenheit dar, ihre Kräfte zu versuchen und verschafft ihnen die Gewißheit, blos nach ihrem Talent und nicht nach Nebenrücksichten beurtheilt zu werden. — Die äußere Ausschmückung der Urania gehört auch zu den vorzüglichsten.

Wir führen weiter noch verschiedene deutsche Taschenbücher auf, die sich besondern Zwecken gewidmet hatten oder noch widmen. Unter diesen verdient vor allen das von Mohn herausgegebene Niederheinische Taschenbuch (Düsseldorf bei Schreiner) genannt zu werden, welches in sechs Jahrgängen von 1799, 1800, 1, 2, 3 und 5) eine Reihe der schönsten Bilder der damaligen Düsseldorfer Gallerie in vortrefflichen Stichen von Heß mittheilte, welche Blät-

*) Die dritte Auflage dieses Gedichts ist 1820 in fünf verschiedenen Ausgaben erschienen, die nach ihrer verschiedenen Ausschmückung 1 Thlr. — 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. — 2 Thlr. 12 Gr. und 3 Thlr. kosten.

diesem Taschenbuche für Sammler einen dauernden Werth zusichern. Der unermüdliche und unerschöpfliche Kotzebue begann 1803 n dramatisches Taschenbuch unter dem Titel: „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf m Lande," welches bis zu seinem Tode im Jahre 1819 mit oßem Beifalle fortgesetzt worden ist. Es enthält neben vielen rivialitäten auch eine nicht geringe Zahl lebendiger, geistreicher nd unterhaltender dramatischer Gemählde, die noch lange unsere ühne und die Darstellungen von Dilettanten erheitern werden. ür das Jahr 1820 erschien die Sammlung noch aus Kotzebue's lachlaß gefüllt. Von 1821 an übernimmt Theodor Hell (Winkler) ne neue Zusammenstellung *).

Oefters sind auch ausgezeichnete Werke unserer Dichter zuerst n der Gestalt von Taschenbüchern von den speculirenden Verlegern eliefert worden. So brachte Vieweg in Braunschweig 1793 Göthe's ermann und Dorothea zuerst als Taschenbuch, Unger in erlin 1802 Schillers Jungfrau von Orleans; eben so uch Cotta späterhin auf gleiche Weise Göthe's natürliche ochter, letztere jedoch mit geringerem Glücke.

Noch müssen wir der deutschen Musenalmanache erwähnen, obleich dieselben gegenwärtig nicht mehr an der Mode sind, und von Verlegern und Buchhändlern als die incurrantesten Artikel betrachtet verden. Die berühmteste Sammlung derselben ist die von Bürger und Voß. Der französische Almanach des Muses brachte beide Freunde auf den Gedanken, eine ähnliche Sammlung für Deutschland u bilden, und ihr Bemühen wurde in jener durch den bekannten Götinger Freundesverein für die deutsche Poesie so bedeutungsreichen Zeit nit großem Erfolge gekrönt. Von 1770 bis 1776 gaben beide Dichter die Sammlung unter dem Titel: Göttingischer Musenalmanach (auch Blumenlese) gemeinschaftlich heraus. Von 1777 — 1794 besorgte sie Bürger allein. Von 1795 bis 1803, wo er aufhörte, war Carl Reinhard der Herausgeber. Voß begann 1777 eine besondere Sammlung in Verein mit Göcking, welche bis 1798 fortdauerte und sich von jener durch den Titel Hamburgische poetische Blumenlese auszeichnete. Auch Schiller begann 1796 eine solche Sammlung und durch die Aufnahme der Xenien erhielt dieser erste Jahrgang einen so außerordentlichen starken Absatz, daß er mehreremal neu aufgelegt werden mußte. Es erschienen nachher noch die Jahrgänge 1797 — 1800. Zu den anziehendsten Sammlungen dieser Art wurde auch der Wiener Musenalmanach gerechnet, welcher in den Jahren 1781 — 88 und 96 von Blummauer und Ratschky herausgegeben und dann einige Jahre lang von Leon fortgesetzt wurde. In neuerer Zeit hat sich das Interesse an diesen ausschließlich poetischen Blumenlesen so vermindert, daß gegenwärtig auch nicht eine einzige Sammlung dieser Art mehr besteht. Wetzel kündigte für 1820 ein neue an, allein der Tod raffte den talentvollen Dichter weg, ehe er den ersten Jahrgang hatte ordnen können. B — s.

*) Auch der sich in allem versuchende D. Müllner hat einige Jahre lang einen dramatischen Almanach für Privatbühnen herausgegeben. Da er selbigen aber mehr als ein Behikel betrachtete, sich dabei auf eine geschickte Weise leben zu können, so hat er aus Mangel an Absatz bald aufgehört.

Taste, s. Clavis.

*Tatarei, das Land der Tataren. Man unterschied ehemals in den geographischen Werken die europäische und asiatische Tatarei, jene hieß die kleine, diese die große Tatarei. Zu der europäischen rechnete man die Halbinsel Crimm, das Land der Nogaier Tataren, der Budschiakischen Tataren oder Bessarabien und einen Theil des Landes zwischen dem Dniester und Dnepr oder die Otschakowsche Provinz. Nachdem aber (seit 1784) alle diese Länder unter die Oberherrschaft Rußlands gekommen sind, hat die ehemalige Benennung der europäischen Tatarei aufgehört, und sie bildet jetzt die russischen Statthalterschaften Taurien (s. d.) Cherson — von 904 Quadratmeilen mit 300,000 Einw. — in welchem die Städte Cherson, Odessa und die Festung Otschakow, und Jekatarinoslaw, von 1510 Q. M. mit 541,000 Einw. — Außer den Tataren leben hier auch Leute aus verschiedenen Nationen, die größtentheils durch den Handel dahin gezogen worden sind. Die asiatische Tatarei verdient wegen ihrer ungeheuern Ausdehnung mit Recht den Namen der großen. Sie gränzt an die Provinzen des asiatischen Rußlands, Persien, Tibet und das chinesische Reich. Der nördliche Theil derselben (Dschagatai) enthält große Steppen; ein Theil der Einwohner zieht als Nomaden umher. Die Völkerschaften, welche diesen Theil bewohnen, sind sehr von einander verschieden; sie leben größtentheils unter eignen Fürsten (Chans); einige derselben stehen jetzt unter russischem Schutze, doch meistens nur auf entfernte Art. Der südliche Theil der großen Tatarei heißt die große Bucharei (s. d.), ein hochgelegenes, 20,000 Q. M. großes, angebautes und bevölkertes Land. Der Handel den die Russen mit der Bucharei treiben, ist sehr bedeutend. Unter mehrern Handelsstädten der letztern ist Samarcand, ehemals die Residenz Timurs, eine der vorzüglichsten. Die kleine Bucharei steht unter chinesischer Oberherrschaft.

*Tataren, ein sehr zahlreiches, in Europa und Asien in sehr vielen Zweigen und unter verschiedenen Benennungen verbreitetes Volk, dessen eigentlicher Name Turk oder Turkomanen war. Einst herrschend und als Eroberer das Schrecken ihrer Nachbarn, nicht ohne Cultur, wovon noch Ueberreste und Denkmäler sich finden, gehorchen sie jetzt großentheils fremden Regenten. Nur in einigen Gegenden Asiens, die für den Eroberer wegen ihrer Unfruchtbarkeit nicht anlockend, oder wegen ihrer Entfernung nicht wohl zugänglich waren, haben sie noch ihre Unabhängigkeit behauptet, sind aber auch deswegen weniger bekannt geworden. In Rußland machen sie durch ihre große Anzahl — man schätzt sie auf drei Millionen Köpfe — ein Hauptvolk unter den Bewohnern dieses Reiches aus. Die meisten tatarischen, zu Rußland gehörigen Horden sind in den südlichen Provinzen des Reichs eigentliche Staatsbürger, in festen Sitzen und mit einigen sehr vervollkommneten Gewerben; sie sind für Rußland das, was ehedem die Mauren in Spanien waren, stille, friedfertige und fleißige Menschen, die zur Cultur des Landes beitragen. Einige tatarische Colonien sind in den Gouvernements Orenburg, Kasan und Tobolsk unter russische Dörfer zerstreut; mehrere Horden gehören bloß als abhängige Schutzverwandte zum russischen Reiche. Die verschiednen im russischen Reiche lebenden tatarischen Volkszweige sind: die eigentlichen Tataren, die Nogaier, Baschkiren, Kirgisen, Jakuten und Teleuten.

ie eigentlichen Tataren sind Abkömmlinge der beiden großen
orden, welche die Nachfolger Dschingis-Chans in Sibirien und an
r Wolga errichteten. Zu ihnen werden die kasanischen, astrachani-
en und taurischen Tataren gerechnet. Bei diesen Stämmen ist noch die
ihre Nationaleigenthümlichkeit, auch im Aeußern, bemerkbar. Der
hteTatar ist wohlgebildet, von mittlerer Größe, schlank, mit kleinen aber
haften und viel sagenden Augen, der Kopf ist oval, das Haar dunkel,
e Gesichtsfarbe frisch und lebhaft, Haltung und Betragen ist anständig
d selbst nicht ohne Würde. Dabei ist er offen, freundlich, theilneh-
end und gastfrei, friedfertig aber muthvoll, liebt Unterricht und Kün-
, Ackerbau und Handwerke. Auch das weibliche Geschlecht ist nicht
ne Anmuth und Reiz. Der fünfte Theil dieser Tataren hat die christ-
che Religion angenommen, die übrigen sind noch Mohammedaner.
ie leben in Städten und Dörfern, aber auch unter Zelten, zum
heil nomadistrend. Die in Sibirien zerstreut lebenden
ataren haben, durch Vermischung mit andern Völkerschaften, ihren
genthümlichen Charakter verloren. Einige von ihnen sind ansässige
andbauer, die meisten nomadisiren. In Ansehung der Religion sind
Mohammedaner oder Heiden. Die Nogaier, die um den Kuban
nd die Wolga oder auch in andern Gegenden zerstreut leben, Mo-
ammedaner sind und größtentheils nomadisiren, stehen in der körper-
chen Bildung und in Rücksicht der Civilisation weit unter den eigent-
chen Tataren. Noch viel tiefer stehen die Baschkiren (Basch-
art), die in den Gouvernements Orenburg und Perm leben, aus
7,000 Familien bestehen, im Sommer nomadisiren, im Winter
ch in Dörfern und hölzernen Häusern aufhalten und eine bürgerliche
Verfassung haben, welche der Verfassung der Kosaken ähnlich ist.
Sie dienen, wie diese, im Kriege. In ihrer äußern Bildung ist viel
Verschiedenheit. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich durch ein plat-
es Gesicht, größere Ohren und stärkeren, mehr mit Fleisch belegten
Gliederbau von den eigentlichen Tataren. Sie sind sehr unreinlich,
oh, dreist, kriegerisch und unbiegsam, aber gewandt und gastfrei.
Ihre Hauptbeschäftigung ist Vieh- und Bienenzucht, ihre Religion die
mohammedanische. Weit mehr, als die übrigen, nähern sich den ei-
entlichen Tataren in der äußern Bildung den Kirgisen, die in der
roßen Orenburger Steppe wohnen, bloß Viehzucht treiben, unter
elten wohnen und Mohammedaner sind. Die Jakuten und Te-
uten, der Anzahl nach die schwächsten Volksstämme, haben fast alle
lehnlichkeit mit den eigentlichen Tataren verloren, sind fast ganz ohne
Cultur, haben Götzendiener und nomadisiren. Die in Rußland zerstreut
ebenden Bucharen haben alle Vorzüge des ächten Tataren, wohnen
meistens in Städten und Dörfern und sind fleißige Arbeiter.

Taubheit ist Mangel des Gehörs aus krankhaften Ursachen.
Diese können bei dem künstlichen Baue des Ohrs sehr verschieden seyn,
und sind oft schwer zu erforschen. Dahin gehören Verknöcherungen,
Anschwellungen, abgelagerte Krankheitsstoffe, Unempfindlichkeit des
Trommelfells und der Nerven u. s. w. (S. auch d. Art. Taub-
stumme.)

Taucherglocke. Schon früh dachte man darauf, den Tauchern
unter dem Wasser Luft zu verschaffen. In Aristoteles Problemen
kommt eine Stelle vor, wo von einem Kessel gesprochen wird, der

umgekehrt dem Taucher auf den Kopf gesetzt werde und ihm so viel Luft erhalte, als er nöthig habe. Eine ganz verschiedne Vorrichtung ist die, welche in den ältesten Ausgaben von Vegetius Kriegskunst abgebildet ist. Hier hat der Taucher eine lederne Kappe um den Kopf; an dieser ist in der Gegend des Mundes eine lange lederne Röhre befindlich, die bis an die Oberfläche des Wassers reicht und durch die er also Athem holen kann. Seit 1538 finden wir die Taucherglocke in Gebrauch. In diesem Jahre nemlich ließen sich vor Kaiser Carl V. zu Toledo zwei Griechen sehen, die unter einem großen umgekehrten Kessel mit brennenden Lichtern sich unter das Wasser ließen und nach geraumer Zeit trocken wieder herausgezogen wurden. Baco von Verulam beschreibt eine ähnliche Maschine von Metall, und als einige Schiffe von Philipps Armada bei der Insel Mull in den schottischen Gewässern gescheitert waren, machte man vielfache Versuche, die versunkenen Schätze durch Vervollkommnung der Taucherkunst zu bergen. Allein diese Versuche schlugen fehl und erst hundert Jahre darnach (1687) gelang es einem gewissen W. Phipps, einen Theil jener Schätze, 300,000 Pf. St. an Werth, hervorzuziehn. Am berühmtesten ist die Taucherglocke geworden, welche E. Halley 1716 erfand. Diese war 8 Fuß hoch, mit Blei überzogen, und am untern Rande dergestalt mit Gewichten beschwert, daß sie überall gerade zu stehen kam. Oben war ein starkes Glasfenster eingesetzt und im Umfange waren lederne mit Luft angefüllte Schläuche befindlich, die durch Röhren mit dem innern Raum der Glocke in Gemeinschaft standen. Halley machte selbst mehrere Versuche damit. Er ließ sich zehn Klafter tief ins Meer und versicherte, bei ruhiger See sey durch das Fenster der Glocke so viel Licht hineingefallen, als zum bequemen Lesen und Schreiben nothwendig gewesen. Auch der Schwede Triewald machte sich durch Verbesserung der Taucherglocke bekannt. Er ließ die Glocke nur bis an den Hals der Tauchers gehn.

* **Taufgesinnte** nennen sich diejenigen Christen, welche die Taufe der Kinder verwerfen, nur Erwachsene dieses Sakraments fähig achten und jeden auch schon getauften Christen, der zu ihrer Partei übertritt, wiedertaufen, daher sie bei ihrem Aufkommen im 16. Jahrh. und noch bis in die neuern Zeiten von ihren Gegnern Wiedertäufer oder Anabaptisten genannt wurden. Die in der ältesten christlichen Kirche allerdings nicht üblich gewesene Kindertaufe (s. Taufe) war schon im Mittelalter von mehreren separatistischen Parteien, z. B. von den Petrobrusianern, Katharern, Piccarden u. a. m. für unstatthaft erklärt, aber in der herrschenden Kirche aus wichtigen Gründen beibehalten worden. Als nun der Fortgang der Reformation jeder neuen Meinung freien Lauf zu öffnen schien, wurden 1521 zu Zwickau in Sachsen zuerst einige Feinde der Kindertaufe laut, mischten sich zum Theil im Bauernkriege unter die Rebellen und schieden ihr gesetzloses fanatisches Treiben völlig von der Sache des Protestantismus (s. d. Art. Münzer). Mit ihren unberufenen, auch von Laien verrichteten Wiedertaufen der Erwachsenen verbanden sie Grundsätze, die aller kirchlichen und bürgerlichen Ordnung widerstrebten, indem sie weder das christliche Lehramt noch die obrigkeitliche Gewalt anerkennen, sondern eine völlige Gleichheit aller Christen einführen wollten. Der besonders unter dem gemeinen Volke am Rhein, in Westphalen, Holstein, der Schweiz und den Niederlanden seit 1524 merkbaren Ver-

ehrung ihres Anhanges setzten die Obrigkeiten bald scharfe Maßre-
ln entgegen. In Deutschland ergingen seit 1525 kaiserliche und
eichstags-Verordnungen gegen die Wiedertäufer, an vielen wurde
e angedrohte Todesstrafe vollzogen, was auch in der Schweiz und
n Niederlanden geschah; nur der Landgraf von Hessen begnügte
h, sie einsperren und unterrichten zu lassen. Dennoch sammelten
h immer neue, durch die Reisen ihrer Propheten und Lehrer zusam-
enhängende Haufen dieser Leute, deren Lehre damals aus folgenden
ätzen bestand: „Die Gottlosigkeit herrsche überall, ein neues Ge-
schlecht heiliger Menschen müsse gegründet werden, ihnen ohne Unter-
schied des Geschlechts sey die Gabe der Weissagung und Auslegung
ttlicher Offenbarungen verliehen, daher bedürfe es für sie keiner
elehrsamkeit, denn das innere Wort gelte mehr als das äußere;
in Christ solle Processe führen, obrigkeitliche Aemter verwalten,
schwören, und etwas Eignes haben, sondern allen alles gemein seyn."
Mit solchen Meinungen kamen Johann Bockhold oder Bockel-
n, ein sechsundzwanzigjähriger Schneider aus Leyden, und Jo-
hann Matthias oder Matthiesen, ein Becker aus Harlem,
533 nach der eben für die Reformation gewonnenen Stadt Münster
Westphalen, wo sich bald ein Theil des aufgeregten Volkes, un-
r andern auch der evangelische Prediger Rothmann und der Raths-
rr Knipperdolling, zu den Wiedertäufern schlug. Vergebens
eß der Magistrat ihnen die Kirchen verschließen; sie erstürmten mit
rem täglich wachsenden Anhange das Rathhaus und erzwangen gegen
nde des Jahrs einen Vergleich, der die Freiheit der Religions-
nung beider Parteien sichern konnte. Doch verstärkt durch allerlei
ruhiges Gesindel aus den benachbarten Städten machten sie sich kurz
rauf gewaltsam zu Herren der Stadt und jagten die Gegenpartei
naus. Matthiesen trat als Prophet auf und überredete das Volk,
in Gold, Silber und andres bewegliches Gut zum gemeinen Ge-
auche auszuliefern und alle Bücher außer der Bibel zu verbrennen,
rlor aber bei einem Ausfalle gegen den Bischof von Münster, der
e Stadt belagerte, das Leben. Nun warfen sich Bockhold und Knip-
rdolling zu Propheten auf. Die Kirchen wurden zerstört, zwölf
ichter wie in Israel über die Stämme bestellt, und auch diese Re-
erungsform bald wieder umgeworfen, indem Bockhold sich unter
m Namen Johann von Leyden zum Könige des neuen Zions (so
nnten die münsterischen Wiedertäufer ihr neues Reich) erheben und
rmlich krönen ließ. Seit diesem Zeitpunkte (1534) wurde Münster
n Schauplatz aller Ausschweifungen wilder Schwärmerei, viehischer
Wollust und unmenschlicher Grausamkeit. Die Einführung der Viel-
eiberei, das Loslassen aller Zügel gesetzlicher Ordnung mußte dem
thörten Volke die Rohheit, Habsucht und Raserei seines jungen
yrannen und seine täglich wachsende Gefahr von außen verbergen.
ockhold lebte in fürstlicher Pracht und Schwelgerei, ließ Manifeste
r Empörung gegen auswärtige Regenten, gegen den Papst und
uthern ausgehen, drohete mit seiner Rotte alle Andersdenkenden zu
rnichten, machte sich den Seinen durch häufige Hinrichtungen furcht-
r und wußte, während Hunger und Seuchen in der Stadt wütheten,
n Taumel der unglücklichen Bewohner zu einem hartnäckigen Wider-
ande gegen die Belagerer zu benutzen. Von diesen wurde Münster
dlich den 24. Juni 1535 durch Verrätherei eingenommen und dem

Reiche der Wiedertäufer durch Hinrichtung ihrer Anführer ein Ende gemacht. Bockhold, Knipperdolling und Krechting wurden mit glühenden Zangen zu Tode gemartert und dann in eisernen Käfigen am Lambertusthurm zu Münster zum Schrecken aller Rebellen aufgehenkt. Indeß hatten doch nicht nur einige von den 26 Aposteln, welche auf Bockholds Befehl ausgegangen waren, sein Reich zu verbreiten, hie und da Eingang gefunden, sondern auch mehrere von der münsterischen Rotte unabhängige Lehrer der Wiedertaufe und des schwärmerischen Glaubens an die Stiftung eines neuen Reiches reiner Christen fortgefahren, ihre Visionen und Offenbarungen in den oben genannten Gegenden zu verbreiten. Sie verwarfen zwar die Vielweiberei, Gütergemeinschaft und Grausamkeit gegen Andersgesinnte, welche in Münster ausgeübt worden war, pflanzten aber die übrigen Lehren der älteren Wiedertäufer und eigne irrige Meinungen von der Menschwerdung Christi, zu denen der damalige Sacramentsstreit Anlaß geben konnte, auf ihre Anhänger fort. Die merkwürdigsten dieser anabaptistischen Propheten waren Melchior Hoffmann und David Joris. Jener, ein Kürschner aus Schwaben, der sich als Lehrer seiner Partei erst 1527 in Kiel, dann 1529 in Emden, endlich in Straßburg herumtrieb, wo er auch 1540 im Gefängnisse starb, bildete besonders durch seine chiliastischen Verheißungen einer ihm und seinen Jüngern bevorstehenden Erhebung eine eigne Secte, deren zerstreute Glieder sich unter dem Namen der Hoffmannianer lange in Deutschland erhielten, bis ihre Reste endlich den Taufgesinnten zufielen. Daß Hoffmann noch vor seinem Tode widerrufen habe, gestanden sie nie ein. Tiefer und phantasiereicher zeigte sich David Joris oder Georg, ein Glasmaler aus Delft, geb. 1501 und 1534 wiedergetauft, in seinen vielen theosophischen Schriften, die bei aller Verworrenheit der Begriffe doch durch Schwung und Innigkeit blenden konnten und neben schlichten Erzählungen von den seltsamen Visionen und höheren Eingebungen, deren Joris sich rühmte, durch einen geheimnißvollen Vortrag christlicher Lehren größere Wunder ahnen lassen, als sie aussprechen. Durch solche Mittel sammelte er bei dem Bemühen, die streitenden Parteien der Wiedertäufer zu vereinigen, sich selbst einen Anhang von Stillen im Lande, die, wie die Gichtelianer Böhme's Schriften, seine Werke, besonders sein 1542 zu Deventer erschienenes Wunderbuch, studirten und ihn als eine Art neuen Messias verehrten. Schwankend in seinen Meinungen irrte er lange umher, bis er endlich, um Verfolgungen zu entgehen, 1544 unter dem Namen Johann von Brügge in Basel Bürger ward und nach einem zwölfjährigen ehrbaren Leben in der Gemeinschaft der Reformirten 1556 daselbst starb. Erst 1559 kam seine geheim gebliebene Ketzerei an den Tag; ruchlose Lehren und Handlungen wurden ihm meist ohne Grund Schuld gegeben, worauf der basler Rath ihn verurtheilen und seinen Leichnam verbrennen ließ. Ein Freund dieses Joris war Nicolai, der Stifter der Familisten, die jedoch nicht unter die Wiedertäufer gehören (s. d. Art. Liebesfamilie). Da nach den münsterischen Unruhen unter den Evangelischen allmählig der Grundsatz geltend wurde, keinen Ketzer, der nicht Empörungen stiftete, am Leben zu strafen, konnten diese und ähnliche Haufen von Sonderlingen ihr Wesen im Stillen treiben, wenn sie sich ruhig verhielten. Doch bis über die Mitte des 16. Jahrh. standen unter den

Wiedertäufern noch Propheten auf, die häufige Störungen der bürgerlichen Ordnung verursachten und daher die nicht geringe Zahl der Märtyrer dieser Secte vermehren mußten, wie denn auch unter den Ketzern, die Alba in den spanischen Niederlanden hinrichten ließ, nicht wenige Wiedertäufer waren. Der Duldung würdig wurden sie erst, nachdem ihr bisheriges verworrenes Treiben der Ordnung, Ruhe und bürgerlichen Sitte gewichen war, welche die Einrichtungen Menno's (s. d. Art.) unter ihnen begründet hatten. Dieser besonnene Mann verband sie um die Mitte des 16 Jahrhunderts zu geregelten Gemeinen, welche unter dem Namen Mennoniten, Mennisten oder Taufgesinnte, wie sie sich selbst jetzt noch nennen, im nördlichen Deutschland und Holland mit pünktlicher Nachahmung aller Eigenheiten der ältesten apostolischen Kirche ein für sich bestehendes Kirchenthum stiften. Nur konnte er nicht hindern, daß sie schon 1554 über den Grad der bei dem Kirchenbanne anzuwendenden Strenge uneinig wurden. Die Strengeren belegten jedes einzelne Vergehen wider Sitte und Kirchenordnung mit dem Banne und trieben die Folgen desselben so weit, daß auch die eignen Ehegatten und Verwandten aller Gemeinschaft mit den Bestraften entsagen sollten, die Gelinderen wollten nur bei beharrlichem Ungehorsam gegen die Gebote der heiligen Schrift überhaupt den Bann anwenden, und dieser Strafe selbst nicht nur mehrere Arten von Ermahnungen und Verweisen (gradus admonitionis) vorangehen lassen, sondern auch außer dem kirchlichen Verhältnisse keine Folgen einräumen. Da kein Theil nachgab und die Strengen sofort den Bann über die Gelinden aussprachen, so blieb es bei der noch jetzt fortdauernden Trennung der Taufgesinnten in zwei Hauptparteien. Die Gelinden heißen Waterländer, weil ihre ersten Gemeinen im Waterlande am Pampus in Nordholland und bei Franecker wohnten, wurden aber von den Strengen auch Grobe und zur schimpflichen Bezeichnung ihrer minderen Reinheit Dreckwagen genannt; dagegen die Strengen, welche aus Friesen in und um Emden, flämischen Flüchtlingen (Flamingern) und Deutschen bestanden, sich Feine d. h. besonders Gottselige und Genaue nannten. Menno billigte nicht ganz die übertriebene Strenge der Feinen, wollte aber doch weder die Friesen verlassen, deren Lehrer er war, noch neue Trennungen verursachen. Erst nach seinem Tode 1565 brach die Zwietracht unter den Feinen aus und diese zerfielen in drei Parteien, unter denen die Flaminger, ohnehin als Exulanten eifriger und fanatischer als die übrigen, bei der äußersten Strenge des Kirchenbanns beharrten, die Friesen wenigstens nicht ganze Gemeinen damit belegen und ihn auch bei einzelnen Excommunicirten nicht bis zur Zerstörung ihrer Familienverhältnisse treiben wollten, die Deutschen aber sich nur durch strengere Vermeidung alles Luxus von den Friesen unterschieden. Zu diesen Deutschen gehörten die in Holstein, Preußen, Danzig, der Pfalz am Rhein, Jülich, Elsaß und der Schweiz angesiedelten, wie auch bis zum dreißigjährigen Kriege in Mähren stark verbreiteten Taufgesinnten. Sie haben sich durch das Concept von Köln (ein dort angenommenes Glaubensbekenntniß) 1591 wieder mit den Friesen vereinigt, hauptsächlich weil ihre Trennung den Handelsverkehr störte, in dem die Taufgesinnten bald viel Thätigkeit zeigten und eine Quelle des Wohlstandes fanden. Mit diesen vereinigten Friesen und Deutschen verbanden sich nach mehreren vergeblichen Friedensversuchen endlich auch die strengsten Taufgesinnten, die ohne Unterschied ihrer Herkunft den Namen Flaminger beibehal-

ten hatten, auf einer Synode ihrer beiderseitigen Lehrer zu Harlem im J. 1649, indem sie fünf Glaubensbekenntnisse 1) die Friedensschrift der Flaminger zu Amsterdam v. J. 1630, Olyff Tacxken (Oelzweig) betitelt, 2) Jan Cenisons Bekenntniß der vereinigten Friesen und Hochdeutschen v. J. 1630, 3) Jan Cornelissens Confession der 1632 zu Dortrecht versammelt gewesenen Flaminger, 4) das Concept von Kölln und 5) Jacob Sutermanns Bekenntniß an die Generalstaaten v. J. 1626, mit Vorbehalt der Glaubensregel des göttlichen Wortes, als symbolische Bücher ihrer Partei anerkannten. Dadurch wurde nun zwar die feindselige Erbitterung, mit der sie einander bisher gegenseitig verbannt, verfolgt und die Ueberläufer von einer Partei zur andern wiedergetauft hatten, doch keinesweges allen Parteiungen unter den Taufgesinnten gesteuert. Schon gleich nach der Vereinigung der Friesen mit den Deutschen sonderte sich von jenen ein Haufen Unzufriedener ab, die diesen Verein und die mildere Kirchenzucht mißbilligten, unter Jan Jacob, ihrem Lehrer, eine eigne Gemeine nach den strengsten Grundsätzen bildeten und den Namen Janjacobschristen erhielten, aber nie zahlreich wurden. Während der Friedensunterhandlungen der Flaminger mit den Friesen trat unter jenen ein friesischer Landmann Uke Wallis mit der Meinung auf, daß Judas und die Hohenpriester, weil sie durch die Hinrichtung Jesu Gottes Absicht erfüllt hätten, selig geworden wären, und sammelte seit 1637 eine besondere Partei, welche zwar diese Meinung aufgab, aber doch durch Widerwillen gegen jede Vereinigung und Rückkehr zur äußersten Strenge der alten Flaminger von den übrigen Taufgesinnten geschieden blieb. Diese Ukewallisten oder Gröninger, weil ihre Secte in der Gegend von Gröningen entstand, nahmen Unzufriedene aus den vereinigten Parteien auf und nannten sich daher vorzugsweise die alten Flaminger oder die alten Friesen, wurden aber von ihren Gegnern auch Dompelers, d. h. Untertaucher, genannt, weil einige ihrer Gemeinen das dreimalige Untertauchen des ganzen Körpers bei der Taufe anwendeten, dagegen die übrigen Taufgesinnten das Besprengen des Kopfs für hinlänglich halten. Außer Friesland haben sie sich, wiewohl nicht zahlreich, nach Litthauen und Danzig verbreitet; auch stimmen die Taufgesinnten in Gallizien (Reste der ehemaligen mährischen), welche wegen ihrer Kleidertracht in Knöpfler (die die Kleider zuknöpfen) und Heftler (welche statt der Knöpfe Heftel von Drath brauchen und Bärte tragen) getheilt sind und etwa 24 Familien einfacher Landleute ausmachen, in der Beibehaltung der älteren Lehre und strengen Handhabung des Bannes bei merkwürdiger Sittenreinheit mit den Ukewallisten überein. Zu der Partei der alten Flaminger oder feinsten und nicht vereinigten Taufgesinnten gehören noch die Danziger und die Schweizer. Jene bestehen aus einigen kleinen Gemeinen im danziger Gebiete, in Ostpreußen und in den Niederlanden, welche letztere von danziger und preußischen Familien abstammen, und nennen sich auch Clarchen, Clarici (die Feinen), wie man aus ihrer 1678 bekannt gemachten lateinischen Confession sieht. Die Schweizer sind Reste der schweizerischen Exulanten, die während der im 16ten und 17ten Jahrh. anhaltend fortgesetzten Verfolgungen der Taufgesinnten in der Schweiz nach den Niederlanden kamen, und machen jetzt nur zwei kleine Gemeinen aus. Diese verschiedenen, nicht vereinigten Zweige der sogenannten Feinen oder alten Flaminger haben ein festes Beharren bei den alten Grundsätzen und Gewohnheiten der ganzen Secte mit einander gemein. Sie ver-

verfen den Ausdruck Person in der Trinitätslehre, erklären nach Menno's Dogma die Unsündlichkeit der Menschennatur Christi daraus, daß er in dem Leibe Mariens aus Nichts von Gott erschaffen, obwohl von dem Blute der Mutter genährt worden sey, halten nur die Taufe ihrer Partei für gültig und taufen sogar solche wieder, die von einer ebenfalls strengen Partei zu ihnen übergehen, so daß z. B. Danziger sich bei den Ukewallisten und diese bei jenen die Wiedertaufe gefallen lassen müssen, und beobachten das Fußwaschen als eine von Christo gebotene Handlung nicht blos gegen Reisende ihrer Partei, wie auch die vereinigten Feinen thaten, sondern in gottesdienstlichen Versammlungen. Den Eid, die Bekleidung obrigkeitlicher Aemter und jede nur durch Gewalt mögliche Vertheidigung des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens, halten sie wie alle Taufgesinnte überhaupt, für unerlaubt, daher sich diese sonst ohne Unterschied die waffenlosen Christen nannten; nur beobachten die alten Flaminger hierin und in der Kirchenzucht eine größere Strenge und Consequenz, als die übrigen Taufgesinnten. Unsittlichkeit, Waffentragen, Verheirathung mit einer Person außer der Gemeine, Luxus in Kleidung und Hausgeräthe bestrafen sie durch Excommunication ohne Gradus admonitionis und dehnen die Kraft des Bannes immer noch auf das häusliche Leben aus. Die Danziger schlossen sogar die, die sich abmalen ließen, zu Bestrafung der Eitelkeit aus. Ueberhaupt suchen sie dem Beispiele der Einfachheit, Reinheit und demokratischen Verfassung des ersten apostolischen Kirchenthums, dessen Wiederherstellung ursprünglich allen Taufgesinnten Herzenssache war, immer noch am genauesten nachzukommen, daher sie ihre Lehrer durch die ganze Gemeine wählen und keine Amtskleidung tragen lassen und die Gelehrsamkeit geringschätzen. In neuern Zeiten haben sie freilich viel von ihrer Strenge allmählig nachgelassen, und besonders die Wiedertaufe der Ueberläufer aufgegeben, dagegen Christen, welche blos in ihrer Kindheit getauft wurden, noch bei allen Parteien der Taufgesinnten nur durch Wiedertaufe aufgenommen werden können. Die 1649 vereinigten Flaminger, Friesen und Deutschen, welche anfangs auch zu den Feinen gehören wollten, neigten sich nach und nach zu den Gelinden und Groben, zu denen sie jetzt eben so wie die durch Zusammentritt einzelner Gemeinen verbrüderten Friesen und Waterländer, Waterländer, Flaminger und Friesen, Flaminger und Waterländer gerechnet werden. Doch verschwanden mit der Zeit auch diese verschiedenen Benennungen, da sie keine Verschiedenheit der Lehren und Grundsätze mehr bezeichneten. Desto wichtiger wurde die in der großen Gemeine der vereinigten Waterländer, Flaminger, Friesen und Deutschen 1664 durch die Neigung eines Theils derselben zu den Grundsätzen der Remonstranten entstandene Trennung. Galenus Abrahamssohn von Haen, ein gelehrter Arzt und Lehrer der Taufgesinnten, von sanftem Charakter und ausgezeichneten Gaben, wurde der Anführer dieser neuen Partei, die man nach ihm Galenisten nannte. Er behauptete, daß weniger die Lehre als ein frommes Leben über den Werth des Christen entscheide und daher keinem Redlichen und Schriftgläubigen die Kirchengemeinschaft zu verweigern sey, und verrieth dabei socinianische Ansichten von Christo und dem h. Geiste. Samuel Apostool, ebenfalls Arzt und Lehrer der Gemeine, erklärte sich mit dem orthodoxen Theile derselben gegen solche Neuerungen und für das Festhalten der alten Bekenntnisse und Gewohnheiten. Die Frage, welcher von beiden Parteien das bisher gemeinschaftlich besessene Kirchengut bei der

21 *

Trennung verbleiben solle, wurde durch die holländische Regierung zum Vortheile der Galenisten entschieden, weil diese sich für, die Apostoolen (so nannte man die altgläubige Partei) aber gegen die fernere Kirchengemeinschaft der verschieden Gesinnten erklärten. Daher blieben die Galenisten im Besitze der Kirche, welche im Giebel das Zeichen des Lammes hatte und Gelegenheit gab, sie die Gemeine vom Lamme zu nennen. Die Apostoolen, gegen 700 Köpfe stark, hielten nun ihren Gottesdienst abgesondert erst in den Houtinen, dann auf dem Eingel in der Sonne, einem Hause zu Amsterdam, nach dem sie Gemeine von der Sonne genannt wurden. Da diese Namen jedoch nur die Gemeinen zu Amsterdam angehen, bezeichnet man die beiden Hauptparteien der Gelinden oder Groben, denen sich in der Folge alle übrigen Taufgesinnten dieser Gattung, namentlich die vereinigten Flaminger und Waterländer den Apostoolen, die Waterländer bei den Thoren den Galenisten, anschlossen, richtiger nach der Verschiedenheit ihrer Grundsätze. Es gibt daher jetzt, außer den oben beschriebenen nicht vereinigten Zweigen der alten Flaminger oder eigentlichen Feinen, zwei Hauptparteien der Taufgesinnten, die Apostoolen, welche sich wegen ihrer Anhänglichkeit an die nach Menno's Lehre aufgesetzten älteren Confessionen Mennoniten im engeren Sinne nennen, und die Galenisten, die man Remonstrantisch-Gesinnte, auch Arminian-Baptisten, nach Arminius, dem Stifter der Remonstranten, nennt. Die Mennoniten behaupten, weil sie auch zu den Gelinden gehören, zwar nicht mehr Menno's Dogma von der Schöpfung Christi in dem Leibe Mariens, taufen auch keinen Ueberläufer wieder, belegen bloß grobe Vergehungen mit dem Banne und lassen ihm Warnungen vorangehen, verlangen auch keine gänzliche Meidung der Gemeinschaft mit den Excommunicirten, halten aber noch sorgfältig über das Verbot des Eides, der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern. Das von einem ihrer Lehrer, Cornelius Riß, abgefaßte und 1776 zu Hamburg deutsch erschienene Glaubensbekenntniß der wahren Mennoniten stimmt fast ganz mit dem reformirten Lehrbegriffe überein. Jetzt sind sie bei der Erschlaffung der Kirchenzucht unter den Feinen in Holland und Deutschland von diesen wenig verschieden. Am weitesten vom Glauben und von der Kirchenzucht der alten Taufgesinnten sind die Remonstrantischen abgewichen. Sie verwerfen alle symbolischen Bücher, gestatten die größte Lesefreiheit, daher es unter ihnen viele Socinianer gibt, dulden Andersgesinnte und nehmen Christen von allen Confessionen auf, jedoch nur in wenigen Gemeinen ohne Wiedertaufe, die Feinen und Mennoniten betrachten sie als Brüder. Den Bann üben sie fast nur durch Ausschließung vom Abendmahle und noch seltner aus als letztere, gestatten Kriegsdienste und Verwaltung obrigkeitlicher Aemter, selbst den Aussageeid und verbieten nur den Versprechungseid. Sie achten die Gelehrsamkeit hoch und haben zu Amsterdam ein Seminarium zur Bildung ihrer Prediger errichtet, an dem auch Jünglinge von der Mennonitischen Partei Antheil nehmen. In Holland erlangten die Taufgesinnten schon unter Wilhelm I. Duldung und 1626 vollkommene Religionsfreiheit. In diesem Lande sind jetzt 131 Gemeinen mit 183 Lehrern von allen Parteien der Taufgesinnten, unter denen die meisten zu den Remonstrantischen, etwa ein Drittheil zu den Mennoniten und nur einzelne nicht zahlreiche Gemeinen zu den Feinen gehören. Die Taufgesinnten in Deutschland, wo sie besonders in den Rheinländern häufig sind, in Ostpreußen, der

Schweiz, Elsaß und Lothringen halten sich zu den eigentlichen Mennoniten. Im Cultus der Taufgesinnten aller dieser Parteien findet man wenig Abweichung von den Formen des protestantischen Gottesdienstes, doch stehen sie den Reformirten auch hierin näher als den Lutherischen. Die Feinen haben Aelteste oder Bischöfe, die die Sacramente verwalten, Lehrer, welche predigen, und Diaconen oder Almosenpfleger, und wählen alle diese Beamte durch Stimmenmehrheit der Gemeinen; die Mennoniten haben Lehrer und Diaconen, von denen erstere die eigentlichen Pastoren, die andern nur Vermahner oder Prediger sind, beide aber von dem Kirchenrathe (Presbyterium) gewählt werden. Eben so halten es die Remonstrantischen. Im Allgemeinen verdienen die Taufgesinnten das ihnen sonst beigelegte Lob des Fleißes, der Wirthlichkeit, Stille und Sittenreinheit noch jetzt, nur haben sich viele unter ihnen so sehr an die Weltsitte gewöhnt, daß das Gepräge der Eigenheiten ihrer Secte sich immer mehr verwischt und dieselbe überhaupt in Verfall und Abnahme zu seyn scheint. Außer aller kirchlichen Verbindung mit den hier beschriebenen Nachkommen der alten Wiedertäufer bildete sich die Secte der **Baptisten** in England. Wiedertäufer, die sich vom festen Lande nach England geflüchtet hatten, wurden unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern mit Feuer und Schwert verfolgt, auch Elisabeth verbannte alle Taufgesinnte. Erst im Anfange des 17ten Jahrh. gründeten die Baptisten in Großbritannien ihre Gemeinen, welche meist aus Ueberläufern von den Presbyterianern bestanden, daher sie auch schon um 1630 in **Particular-** oder **Antinomian-Baptisten**, die ganz bei der Lehre Calvins, auch im Artikel von der Prädestination, blieben, und in **General-** und **Universal-** oder **Arminian-Baptisten** zerfielen, die den Calvinischen Lehrbegriff in diesem Punkte verließen und bei einer den Remonstranten eigenen Gleichgültigkeit gegen Unterscheidungs-Lehren auch socinianischen Meinungen den Zugang zu ihren Gemeinen öffneten. Noch eine dritte Secte stiftete in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. ein gewisser **Franz Bampfield** unter den Baptisten, indem er die Feier des Sonnabends oder Sabbaths einführte, daher seine Anhänger **Sabbatharier** hießen; diese verloren sich aber meist wieder aus England und dauern nur noch in Nord-Amerika fort. Alle **Baptisten** haben gleich anfangs von den Eigenheiten der Taufgesinnten nur die Verwerfung der Kindertaufe und den Gebrauch, die Erwachsenen zu taufen, angenommen. Sie thun dieß durch dreimalige gänzliche Untertauchung, weshalb sie von den Holländern unter die Dompelers gerechnet werden. Den Eid, die Kriegsdienste und die Verwaltung obrigkeitlicher Aemter erlauben sie, in ihrem Geiste und Cultus stimmen sie mit den übrigen Dissenters in Großbritannien überein, mit denen sie auch 1689 Religionsfreiheit erhielten. Seitdem besolden sie eigne Lehrer, welche selten Laien sind und in der Regel in den Lehranstalten der Presbyterianer ihre Bildung erhalten. Im Anfange des 16ten Jahrh. hatten sie in England 147 Gemeinen ihrer drei Parteien, unter denen die Particular-Baptisten ungeachtet ihrer strengeren Kirchenzucht nach und nach die zahlreichsten wurden, eigne Seminarien für ihre Prediger anlegten und in der Mitte des vorigen Jahrh. den Kirchengesang bei ihrem Gottesdienste einführten. In Nordamerika, wohin im 17ten Jahrh. viele Mennoniten gekommen waren und noch jetzt bestehende Gemeinen gestiftet hatten, sind auch die Baptisten weit verbreitet. Im Staate Kentucky haben sie 16 Gemeinen mit 30 Predigern und in den meisten

der übrigen Freistaaten wenigstens einige, im Ganzen 956 Kirchen der Particular-Baptisten, 20 der Universal-Baptisten und 12 der Sabbatharier. Ihre Thätigkeit in der Bekehrung der Heiden und in der Bedienung von Christen, die keine Gemeinen bilden, durch reisende Prediger, verschafft ihnen immer größern Anhang. Die Baptisten in England stifteten 1792 eine Missionsgesellschaft, welche jetzt 21 Missionsplätze in Ostindien und auf den Inseln, mit 42 Missionären unterhält. Die gelehrten Sprachforscher D. Carey und D. Marshman, welche mit Unterstützung der großbritannischen Bibelgesellschaft die Uebersetzung der Bibel in 7 lebenden orientalischen Sprachen besorgen und in ihrer Druckerei zu Serampore gegenwärtig ans Licht stellen, sind Baptistische Missionsprediger. — Unter die Abkömmlinge der alten Wiedertäufer rechnet man endlich noch die Dunkers, welche in den nordamerikanischen Freistaaten Pensylvanien und Maryland einige Congregationen haben. Sie stammen von deutschen Flüchtlingen ab, welche im 17ten Jahrhundert nach Nordamerika kamen. In Rücksicht der Taufe der Erwachsenen sind sie Dompelers und stimmen mit den Baptisten überein, weichen aber darin von ihnen ab, daß sie, wie die alten Wiedertäufer, es für unerlaubt halten, Processe zu führen, Waffen zu tragen, zu fechten, zu schwören und Zinsen zu nehmen. Ihre Dogmen scheinen nicht bestimmt zu seyn. Der Hauptpunkt ihres Glaubens ist die Meinung, daß die künftige Seligkeit nur durch Büßungen, Entsagungen und Selbstpeinigungen erworben werden könne. Ephrata, ein Dörfchen in Pensylvanien, das auch Dunkerstown heißt, ist ihr Hauptort. Hier leben die unverheiratheten Glieder der Secte in abgesonderten Häusern wie Mönche und Nonnen äußerst mäßig, genießen blos Vegetabilien, kleiden sich in weiße Kutten, sprechen wenig, und theilen ihre Zeit zwischen Arbeit und Gebet. Ermahner und Diaconen, bei den Frauenzimmern Diaconissinnen, führen die Aufsicht. In ihren Versammlungen, welche die Geschlechter täglich abgesondert, und nur einmal wöchentlich am Sabbath zusammen halten, darf jeder laut beten und sprechen. Die besten Sprecher halten Vorträge. Ihr Gesang ist nach dem Zeugnisse des Reisenden Liancourt harmonisch und sehr wohllautend, ihre Liturgie höchst einfach, ihr Wandel rein und ihre Industrie bewunderungswerth. Das Abendmahl halten sie des Nachts, und verbinden damit ein Liebesmahl, wobei sie Fleisch essen, einander die Füße waschen, den Bruderkuß und Handschlag geben. Wer sich verheirathet, gehört nicht mehr zu den vollkommenen Brüdern und Schwestern, die gar keinen Umgang mit einander haben, sondern zu den Verwandten der Gemeine, welche in benachbarten Orten wohnen, und ihre Kinder den Vollkommenen zur Erziehung überlassen, aber fortfahren an den wöchentlichen Versammlungen der Gemeine Theil zu nehmen. Aus dem ansehnlichen Fond der Gemeine, der durch den Ertrag ihrer Arbeiten wächst, erhalten die Verwandten, wie die Vollkommenen ihren Unterhalt. — So sind denn aus den Nachkommen der alten Wiedertäufer, die durch ihre Empörung gegen jede gesetzliche Ordnung, durch vorgebliche Offenbarungen und chiliastische Schwärmereien die Welt umstürzen wollten, friedliche Christen geworden, die wegen ihrer bürgerlichen Tugenden von jeder weisen Regierung gern geduldet werden, und statt des prophetischen Dünkels ihrer Vorfahren nur durch Sittenreinheit streben, eine Gemeine Gottes zu seyn. E.

*Taurien (Taurischer Chersones), eine Statthalterschaft des europäischen Rußlands. Sie begreift die Halbinsel, welche ehe-

nals die Crimm (s. d.) hieß, die Halbinsel Taman, jetzt Tmutarakan, und die Länder und Steppen, welche die Nogaischen und Budschiakischen Tatarn bewohnen. Auch steht mit derselben die Provinz der Kosaken des schwarzen Meeres in Verwaltungsverhältnissen. Sie hat, nach Hassel, einen Flächeninhalt von 1646 Quadratmeilen mit 301,400 Einwohnern, nach Wichmann nur 1025 Q. M. und 207,000 Einw., mithin nur 201 Menschen auf 1 Q. M. Diese Länder, welche in ältern Zeiten von Scythen und griechischen Colonisten bewohnt wurden, dann eine Zeitlang unter den griechischen Kaisern standen, vom Ende des 12ten Jahrhunderts zum Theil den Genuesern gehorchten, wurden im 13ten Jahrhundert von den Tataren, und am Ende des 15ten Jahrhunderts von den Türken erobert. Die Crimm hatte ihren eigenen Chan, der aber von dem türkischen Kaiser abhing, von diesem die Bestätigung seiner Würde erhielt, und ihm zur Heeresfolge verpflichtet, mithin türkischer Vasall war. Seit dem J. 1698 drangen russische Heere wiederholt in die Crimm ein, deren Bewohner durch ihre Streifzüge häufig Verderben über die benachbarten Provinzen verbreiteten, aber nur Verwüstung des Landes, ohne es behaupten zu können, waren die Resultate der russischen Unternehmungen. Allein im J. 1771 wurde die Crimm von den Russen, unter Dolgorucki, erobert, und die Pforte war genöthigt im Frieden zu Kutschuck Kainardschi (s. Friedensschlüsse) 1774 die Crimm als ein völlig unabhängiges Land anzuerkennen, das unter einem, von der Nation selbst gewählten, Chan stehen sollte. Der Chan Shahin Gueray, dessen Wahl die Russen unterstützt hatten, fand sich, von der türkischen Gegenparthei gedrängt, endlich veranlaßt eine Zuflucht in Petersburg zu suchen. Nach seinem Tode erklärte Rußland, durch ein Manifest vom 19. April 1783, die Crimm für russisches Eigenthum, und die Pforte, die einen neuen Krieg zu wagen sich scheute, trat durch eine Convention (im Januar 1784) die Crimm völlig an Rußland ab. Die Crimm hörte nun auf ein eigner Staat zu seyn, und wurde, nebst den dazu gehörigen Provinzen, unter dem alten Namen Taurischer Chersones oder Taurien dem russischen Reiche einverleibt. Dem kaiserlichen Titel wurde der Zusatz: Czar des taurischen Chersones, hinzugefügt. Potemkin, der zu der, freilich nicht ohne Gewaltsamkeit erzwungenen, Unterwerfung der tatarischen Einwohner mitgewirkt hatte, erhielt von seiner Monarchin den Beinamen: der Taurier. Das Land wurde in eine russische Statthalterschaft umgewandelt, und in Kreise getheilt, deren es gegenwärtig sechs gibt. Es sind in dieser Statthalterschaft viele, aber nicht große Städte. Simferopol, eine ehemalige Residenz der Chane, ist der Hauptort; wichtig ist die Festung Kinburn an der Mündung des Dnepr; Perecop (Orcapi) ist eine Festung auf der Landenge, welche die Crimm mit dem festen Lande verbindet; die Städte Feodosia (Theodosia), Sewastopol und Eupatoria sind bedeutend wegen des Handels auf dem schwarzen Meere, der nun fast ganz in den Händen der Russen ist. Das asowsche und schwarze Meer umgeben die Halbinsel auf beiden Seiten; ein Meerbusen, welchen das erstere bildet, wird das faule Meer oder auch Siwasch (russisch Guilojemore) genannt. Bei dürrer Jahreszeit trocknet er unter Verbreitung eines unangenehmen Geruchs von dem stehenden und faulenden Wasser ganz aus; dann kann man ihn zu Fuß und zu Pferde passiren; zu andern Zeiten kann er beschifft werden. Der Theil von Taurien zwischen der Landenge und dem Dnepr besteht aus großen Ebenen, die zum Theil unfruchtbar und unangebau

(Steppe) sind. Der nördliche Theil der Crimmschen Halbinsel ist wasser- und holzleer, mit magerem, salzigem, zum Ackerbaue untauglichem Boden; ihre südliche gebirgige Hälfte aber gehört zu den schönsten, fruchtbarsten reizendsten Ländern der Welt. Die Thäler, in denen sich kleine Flüßchen und Bäche schlängeln, sind vortrefflich angebaut; sie haben ergiebige Aecker, schöne Weinberge und eine große Anzahl bewohnter Dörfer. In den Gärten hat man Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Pflaumen, Mandeln, Granaten, Feigen, Birnen, Aepfel, Melonen, Arbusen. Der beste Wein wächst bei Sudak und Koos, welche Gegenden in guten Jahren 30,000 Eimer Wein liefern. Der Sudaksche Wein gleicht dem Champagner vollkommen. Ein Reisender, Clarke, der 1800 und 1801 diese Gegenden besuchte, rühmt die Thäler Balaklawa und Baidar als die schönsten, und nennt die Gegend zwischen Kutschuck-Koi und Sudak paradiesisch, wo alle Arten von europäischen Früchten den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen. Diese Halbinsel bringt außer den genannten Produkten auch viel Getreide, Hirse, Tabak, Honig, Wachs, Seide hervor; desgleichen ist die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht erheblich. Die Schafe liefern die sehr bekannten und beliebten krausen, grauen Lämmerfellchen, die den Namen der crimmischen führen. Die Haupteinwohner sind mahommedanische auf der Halbinsel ansässige Tataren, welche Ackerbau, Viehzucht, Handlung und Gewerbe treiben. Auch leben hier Russen, viele Griechen und Armenier, Juden, Zigeuner, Europäer von verschiedenen Nationen, indem die russische Regierung viele Ausländer als Colonisten in das Land zieht, und denen, die sich hier niederlassen wollen, dreißig Freijahre bewilliget. Der Handel wird theils von den Tataren selbst, theils von den im Lande sich niedergelassenen Griechen, Armeniern und Juden betrieben. Das ehemalige Caffa (s. d. Art.), jetzt Feodosia, war 200 Jahre hindurch, so lange es die Genueser besaßen, eine der wichtigsten Handelsstädte, und die ganze Halbinsel überhaupt war ehemals in verschiedner Hinsicht ein merkwürdiges Land. Ein Verzeichniß von mehreren Schriften über Taurien und die Crimm, s. in Wichmann's Darstellung der russischen Monarchie 1813, 1r Thl. S. 24. Eine Erwähnung verdient auch des holländischen Admirals Kinsbergen Karte von der Crimm in 4 Blättern.

* Tauris, an den Flüssen Spintscha und Atschi, hat 300 Caravanserais, 250 Dschamien und Moscheen mit glasirten Ziegeln bedeckt, 20,000 Häuser und 150,000 Einwohner. Sie ist mit Mauern von Backsteinen umgeben, die durch viele ungeheure Thürme gedeckt werden. — Jetzt ist sie die Residenz des Prinzen Abbas Mirza, des Kronerben von Iran, welcher nach europäischer Art organisirte und exercirte Truppen unterhält (s. d. Art. Persien).

* Tautologie, nach Anderer Aussprache Tavtologie, heißt in der Sprachdarstellung die Bezeichnung eines Begriffs durch mehrere Ausdrücke, welche ganz dasselbe sagen, oder die Zusammenstellung solcher Ausdrücke, wodurch der Begriff nur unnöthig wiederholt wird, z. B. wie Engel in seiner Lobrede auf Friedrich den Großen sagt: große Anstalten können scheitern, können fehlschlagen. Sie ist verschieden von der Wiederholung derselben Ausdrücke, die zuweilen mit Nachdruck (und um die Aufmerksamkeit auf einen Begriff zu leiten) gebraucht wird, so wie auch von der Anwendung mehrerer Ausdrücke, durch welche ein Gegenstand von verschiednen Seiten oder mit verschiednen Graden der Lebendigkeit bezeichnet wird. Sie ist

unnöthige Wiederholung desselben Gedankens in anderer Form, und daher ein Fehler gegen die natürliche Kürze der Rede, welcher meist unbewußt begangen wird, indem der Sprechende oder Schreibende durch die zweite Bezeichnung einen andern Gedanken, oder einen bedeutsameren Ausdruck anzuwenden glaubt. Ihre Quelle ist Gedankenlosigkeit und Armuth der Gedanken, Mangel an Sachkenntniß und Gewandtheit in der Sprache. Oft glaubt man durch einen solchen Ausdruck die Sache deutlicher zu machen oder zu erschöpfen, und will sich selbst durch das hinzugefügte zweite Zeichen genauer bestimmen oder verbessern. Es ist daher bei vertraulicher Mittheilung, welcher eine gewisse Nachlässigkeit nicht hoch angerechnet werden darf, und folglich beim freien mündlichen Vortrage dieser Fehler eher zu verzeihen, als beim vorbereiteten und schriftlichen Vortrage.

Tautochronisch oder isochronisch (vom griechischen ἰσόχρονος, gleichzeitig), nennt man Wirkungen, welche in gleichen Zeiten erfolgen, z. B. die Schwingungen des Pendels, die, wenigstens im theoretischen Bezuge, sämmtlich von gleicher Dauer sind.

Tautochronische Linie. Die Cycloide (s. d. A.) hat die merkwürdige Eigenschaft, daß ein fallender Körper ihren tiefsten Punkt immer in gleich langer Zeit erreicht, er mag nun bis dahin einen größeren oder kleineren Bogen der Curve zu durchlaufen haben: die, in dem nämlichen Verhältnisse wachsende, Geschwindigkeit gleicht jene Verschiedenheit aus. Die Curve heißt deßhalb tautochronisch. Hier ist von der Schwerkraft die Rede, die den fallenden Körper belebt: für andere Kräfte gibt es tautochronische Linien von anderer Gestalt; diese Untersuchungen gehören aber nicht hieher.

Taxidermie heißt die Lehre, Thiere gehörig auszustopfen und aufzubewahren.

Telamon, s. Argonauten.

*Teleskop, soviel als Fernrohr, s. d. Art. Fernrohr und Spiegelteleskop. Hier wollen wir noch folgendes hinzufügen. Teleskope unterscheiden sich dadurch von Perspectiven oder Sehröhren gewöhnlicher Art, daß sie metallene, concavgeschliffene Spiegel haben, welche die sich darin abbildenden Gegenstände ungeheuer vergrößert zurückgeben. Pater Mersenne entdeckte es (Mitte des 17ten Jahrhunderts), durch den Engländer Hadley (1726) und den Schotten Short wurde es verbessert, durch Herschel zur Vollkommenheit gebracht. Herschel gab dem Spiegel, der im Grunde des Rohres liegt, eine solche Stellung, daß der Brennpunkt desselben nicht nach der Axe oder Mitte der Röhre, sondern nach dem untern Rande der obern Oeffnung fällt, — damit der Beobachter, wenn er oben hineinsieht, sich die Bilder der Gegenstände nicht selbst verdunkle. Dorthin stellt also nun der Beobachter sein Ocularglas, und beobachtet bei vollem Lichte die in diesem Spiegel abgebildeten Gegenstände, indem ihr Bild mit seinen Lichtstralen ungehindert über seinen Kopf hinweg in die Röhre hineinfällt. Das große Herschel'sche Teleskop von 40 engl. Fuß Länge und 4 Fuß 10 Zoll im Durchmesser, vergrößert die Fixsterne 3000 Mal. Dieses Riesenteleskop war in Slough aufgestellt, und ist von Lucian Bonaparte gekauft worden. Eine nähere Beschreibung davon findet man in der Dresdner Abend-Zeitung St. 12., 1818.

Tellurium (in der Mineralogie), ein durch Klaproth untersuchtes, bis jetzt nur gediegen, und nur in den Goldgruben Sieben-

bürgens angetroffenes Metall von zinnähnlicher Farbe. Es hat unter allen bekannten Metallen die geringste specifische Schwere.

Tellurium (in der Astronomie), eine, besonders den Anfängern in den astronomischen Wissenschaften zu empfehlende, Maschine, zur Anschaulichmachung der, in der Theorie der Bewegung der Erde um die Sonne vorzutragenden Lehren. Es bezieht sich namentlich auf den beständigen Parallelismus der Erdaxe und die daraus entspringenden Folgen für Abwechselung der Jahreszeiten, Tageslängen u. s. w.; wobei die Einbildungskraft einer Unterstützung durch ein Modell vorzüglich bedarf. Die Axe der, den Erdball vorstellenden, Kugel ist unter einem Winkel von 66 1/2° gegen die Ebene desselben geneigt, und wird, durch eine Kette ohne Ende, in dieser Stellung erhalten, während man die Erde einen Umlauf um die, durch eine zweite Kugel vorgestellte, Sonne beschreiben läßt. Aus letzterer Kugel ragt eine, den Sonnenstrahl vorstellende, bewegliche Spitze hervor, die man bis zur Erdkugel vorschieben und so zeigen kann, welchen Punkten derselben der Sonnenstrahl zu jeder Zeit vertical entspricht.

Tenaille, s. Außenwerke.

Tenedos, eine allberühmte Insel des Aegeischen Meeres, unweit der asiatischen Küste, da wo Troja lag. Sie hatte 80 Stadien im Umfange und einen Apollotempel. Noch führt sie den alten Namen, der schon bei Homer vorkommt.

Teniers (David), Vater und Sohn, zwei berühmte Mahler der flamändischen Schule. Besonders ausgezeichnet ist der Sohn. Er war im Jahr 1610 zu Antwerpen geboren, und wählte zum Vorbild in seiner Kunst den großen Rubens, den er im Helldunkel sogar noch übertraf. Wenige Mahler haben die Natur mit so ungemeiner Treue nachgeahmt; keiner hat ihn in der Zartheit des Pinsels und in der Schönheit des Colorits übertroffen. Die gewöhnlichsten Gegenstände seiner Darstellungen sind Scenen der Fröhlichkeit; aber auch Schlachten, Heereszüge, Thiere, Seestücke gelangen ihm nicht minder vollkommen, und erhielten unter seiner Hand ein neues Leben, eine eigenthümliche Gestalt. So zahlreich seine Werke sind, so stehen sie doch in hohem Preise. Teniers lebte übrigens in sehr glücklichen und angenehmen Verhältnissen, meistens zu Antwerpen und Brüssel, und starb an letzterm Ort im Jahr 1694.

Teplitz, Stadt und berühmter Badeort im Leutmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, in einer lachenden fruchtbaren Ebene zwischen dem hohen Erzgebirge und dem böhmischen Mittelgebirge, verdankt seine Entstehung den warmen Quellen, die Ritter Kolostug, wie es heißt, 762 hier entdeckte. Er ließ hier ein Schloß bauen, und nannte es Teplaulicze (Warmort). Gegenwärtig sind hier 324 Häuser und gegen 2500 Einwohner. Die Stadt ist nicht regelmäßig gebaut, die Häuser aber sind mit freundlichen hellen Farben übertüncht. Die Herrschaft Teplitz gehört dem Fürsten Clary, der hier ein geschmackvolles Schloß mit einem herrlichen Garten besitzt, welcher stets zum Gebrauch geöffnet ist. Das Schauspielhaus am Schlosse hat Professer Theil in Dresden erbaut. Die Schloß- und Dechant-Kirche ist sehr einfach gebaut. Auf dem Todtenacker bei Schönau ist Seume's von Elise Frau von der Recke errichteter Grabstein, so wie das Grabmal des russischen Generals Mellesino, das des Fürsten von Anhalt-Pleß und andre Gräber der bei Culm gefallenen Krieger zu bemerken. Das Merkwürdigste der Stadt sind ihre Bäder. Das große Männerbad, die zwei Weiberbäder in der Stadt, und

as Weiberbad in der Vorstadt wurden im J. 1580 errichtet. Spä-
r kamen eine Menge andere hinzu, z. B. das warme, mittlere und
ühle Bad im fürstlichen Herrnhause, mit einem Garten, wo der
chöngefaßte Gartenquell eine auflösende Trinkquelle, eine zum Au-
enbade und eine zum Baden enthält. In Teplitz sind gegenwärtig
3 Stadt-Badebecken. Man glaubt, ein unter der Erde fortbren-
ender Steinkohlenflötz erhitze die Sumpfwasser dieses Thals und löse
ie Kalklager und Schwefelkiese auf, welche in den heißen Quellen
ufsprudeln, und nur einmal, am Tage des Lissaboner Erdbebens
1. Nov. 1755), 6 — 7 Minuten lang gänzlich ausblieben, dann
ber eine halbe Stunde lang in blutrother Farbe mit solcher Gewalt
nd Menge ausbrachen, daß sie alles überschwemmten. Sieben Bä-
er haben besonders gefaßte Quellen; das große Männerbad und das
emeine Weiberbad in der Stadt, das Frauenbad in der Vorstadt,
as tiefe Bad und die Fürstenbäder. Die Einwohner, welche das
ob der Reinlichkeit, Dienstfertigkeit und Billigkeit verdienen, ernäh-
en sich nicht blos von den durch die Badegäste herbeigeführten Ge-
chäften, sondern treiben auch viel Ackerbau, und verfertigen etwas
Tuch, Leinwand, wollene Bademäntel, Beinkleider und Strümpfe.
Teplitz ist der Sitz eines fürstlich Claryschen Amtes. Das nahe,
chöngebaute Dorf Schönau wird der Stein-, Schlangen-
und Schwefelbäder wegen von Curgästen bewohnt. Auch sind
ier schöne und große Hospitäler für Arme und für das Militär an-
elegt, z. B. die große Caserne für die Kranken der böhmischen Ar-
mee, welche sich monatlich ablösen. — In den reizenden Umgebungen
von Teplitz besuchen die Fremden den Wacholderberg, die originelle
Anlage der Schlackenburg, das Dorf Dorna mit einem angenehmen
Garten und merkwürdigen Porphyrlagern, das ehemalige Jesuitenstift
Mariäschein, die Bergstadt Graupen mit einer Burgruine, das Jagd-
schloß Doppelburg, das Kloster Ossegg, das Städtchen Bilin mit
einem Sauerbrunnen, die Ruine des Schloßbergs bei Teplitz, den
Millschauer Berg mit einer unendlichen Aussicht, das Städtchen Dux
mit einer Naturaliensammlung, Kunstsachen, Gemählden und man-
cherlei Reliquien von Wallenstein, Schwatz mit einem Garten, und
Culm, wo 1813 eine Schlacht vorfiel (s. Culm, Schlacht bei), zu
deren Andenken der König von Preußen im Jahr 1818 daselbst ein
von Eisen gegossenes pyramidalisches Denkmal, dessen Spitze das ei-
serne Kreuz bildet, mit einer einfachen Inschrift, setzen ließ, welches
Bischof Eylert von Potsdam mit einer passenden Rede einweihte. Ueber
Teplitz s. des Raths Eichler Beschreib. Prag 1818.

Termiten, eine höchst merkwürdige Art von Insecten. Man
nannte sie bisher auch weiße Ameisen, Holzläuse, Verwüster. Jetzt
werden sie unter dem Namen Termiten als ein eigenes Geschlecht in
die fünfte Ordnung unter die Insecten mit häutigen Flügeln gesetzt.
Es gibt Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Von den fünf
verschiedenen Gattungen dieser Insecten, die man bis jetzt kennt, ist
die gemeine Termite, deren Vaterland Ostindien, Neuholland und
Afrika innerhalb der Wendekreise ist, die berühmteste. Das Männ-
chen und die Geschlechtslosen gleichen bei oberflächlicher Ansicht der
Kopflaus; letztere auch in der Größe, wogegen die Männchen fast
noch einmal so lang sind. Bei den Weibchen ist schon die natürliche
Größe viel beträchtlicher; bei ihnen findet aber der merkwürdige Um-
stand Statt, daß zur Zeit der Befruchtung ihr Hinterleib dermaßen
anschwillt, daß das Insect eine Länge von drei Zoll erlangt. Wahr-

scheinlich werden aber nicht alle Weibchen, sondern nur die Königin in einem Stocke befruchtet. Das Weibchen ist in diesem Zustande so mit Eiern angefüllt, daß es binnen 24 Stunden deren wohl 80,000 legt. Aus den Eiern entwickeln sich Maden, die nach einiger Zeit in den Nymphenstand übergehn, worin sie bis auf die fehlenden Flügel dem vollkommnen Insect ziemlich gleichen. Den Nachrichten zufolge gibt es in jedem Stock auch einen König, der wahrscheinlich allein die Königin befruchtet. Die Geschlechtslosen besorgen die Arbeit und Geschäfte. Ob sich die Männchen und Weibchen auch begatten, oder ob sie blos da sind, um beim Abgang den König und die Königin aus ihrer Mitte zu ersetzen, ist bis jetzt noch nicht bestimmt. — Die Termiten wohnen in bewundernswürdigen Gebäuden, die sie mit vereinter Kraft über der Erde errichten. Es sind kegelförmige, aus Sand, Lehm und ähnlichen Stoffen aufgeführte Hügel, 10 bis 12 Fuß hoch, am Fuße von einem Umfang von 7 bis 8 Fuß, und von solcher Festigkeit, daß mehrere Menschen hinaufsteigen können. Sie ähneln in der äußern Form den Hütten der wilden Afrikaner, und finden sich in manchen Gegenden von Afrika und Neuholland so häufig, daß man aus der Ferne ein Dorf zu sehen glaubt. Das Innere ist ungemein künstlich eingerichtet. Die dicken Wände enthalten eine Menge röhrenförmiger Gänge, von denen manche fast einen Fuß im Durchmesser haben. Im Innersten sind die Wohnungen des Königs und der Königin, um sie her die Zellen der Geschlechtslosen, dann kommen die Zellen der Jungen und endlich die Vorrathskammern. Die Geschlechtslosen als die Arbeiter sind in steter, rastloser Thätigkeit. Hier bringen sie Baumaterialien herbei, dort reißen sie Zellen ein und errichten neue; hier werden die Jungen, dort der König und die Königin besorgt. Dem Menschen sind die Termiten sehr schädlich, denn sie schweifen weit umher, dringen in die Wohnungen der Menschen, und zerstören, wenn sie nicht zeitig entdeckt und verjagt werden, alles darin Befindliche bis auf Stein und Metall, ja die Wohnungen selbst. Das scharfe Oel aus dem Acaciensaamen schützt vor ihnen, und was damit bestrichen ist, lassen sie unberührt. Die Afrikaner essen sie.

Ternate, s. Gewürzinseln.

Ternaux, Chef eines der ersten und reichsten Handelshäuser Frankreichs, dessen Thätigkeit zugleich die ansehnlichsten Wechselgeschäfte und die bedeutendsten Manufacturen in feinen Tüchern und in Shawls, die nur den ächten Cachemir-Shawls an Feinheit und Schönheit nachstehen, umfaßt, ist zugleich Abgeordneter von Paris in der Deputirtenkammer, wo er zu der Partei der Doctrinaires gerechnet wird. Er ward 1818 gewählt und hatte Benjamin Constant zum Mitbewerber. Ternaux wurde von dem damaligen Ministerium (von Richelieu-Lainé) sehr unterstützt, und seine Erwählung machte großes Aufsehen. Frankreich verdankt dem Hause Ternaux die größten Fortschritte in der Industrie, und erst im verflossenen Jahr (1819) hat dasselbe versucht, Cachemir-Ziegen in Frankreich einheimisch zu machen, zu welchem Ende es eine große Heerde von 1200 Stück einführen ließ. Man gab die Kosten dieses Versuchs auf 50,000 Thaler an. Die Resultate desselben müssen sich erst in der Folge ergeben.

Territion, s. Tortur.

Territorialpolitik und Territorialausgleichungen. Die Zersplitterung des deutschen Reichs in eine Menge landesherrlicher Gebiete (s. d. Art. Westphälischer Friede) hatte zur Folge, daß jeder Landesherr in seinem Lande sich als unabhängig zu

etrachten anfing, und wenn nur einigermaßen die auswärtigen Verhältnisse ihn begünstigten, sein Gebiet zu vergrößern suchte. So geschah es, daß einzelne deutsche Fürsten in die Reihe europäischer Mächte vom zweiten und dritten Range eintraten, und ihre Politik mit dem System einer europäischen Hauptmacht verflochten, was sie dem Interesse des deutschen Reiches und dem ihrer Mitstände entfremdete, öfter auch mit beiden in feindselige Reibung brachte. Die Stellung der deutschen Fürsten unter sich und zum Ganzen wurde also statt concentrisch zu bleiben, wie es die Natur eines wohlorganisirten Staatskörpers verlangt, immer mehr excentrisch. Zwar hielt das Reich noch bis zum Basler Frieden zusammen, weil eine gesunde Politik den ersten deutschen Mächten, vorzüglich Friedrich dem II., in der Erhaltung desselben die eigene Sicherheit zeigte; allein jener Zusammenhang war locker, und die Verbindung Oesterreichs mit Italien, Preußens mit Polen, und Hannovers mit England zu sehr in das politische Schicksal von ganz Europa verwebt, als daß das deutsche Reich bei andringender Gefahr in der Mitte von Europa seinen eigenen politischen Schwerpunkt hätte behaupten können. Schon diese Schwäche des Ganzen mußte jeden einzelnen deutschen Landesherrn bewegen, seine volle Aufmerksamkeit auf Erhaltung und Wohlfahrt seines Hauses und Landes vorzugsweise zu richten. Das System nun, welches er in Hinsicht auf das Reich und auf Europa, so wie in Hinsicht auf seine Nachbarn, sowohl in den innern als in den äußern Angelegenheiten seines Landes beobachtete, nannte man Territorialpolitik. Sie suchte, wenn es nicht anders seyn konnte, ihren Zweck auch auf Kosten des Ganzen oder des Schwächeren zu erreichen. Dieß zeigte sich zuerst im westphälischen Frieden; dann wußte vorzüglich das Cabinet Ludwigs XIV. diese Territorialpolitik der deutschen Höfe für seine Zwecke zu benutzen. Endlich gab der Basler Friede, dann der zu Campo Formio den deutschen Fürsten auf dem Rastadter Congresse die Ueberzeugung, daß, so wie die mächtigsten deutschen Staaten zunächst nur für ihren Vortheil mit Zustimmung Frankreichs zu sorgen bedacht gewesen waren, ihnen gleichfalls nunmehr nichts übrig sey, als eben so zu handeln. Damit begann nach dem Lüneviller Frieden jener statistische Seelenhandel mehrerer deutschen Höfe mit Talleyrand zu Paris, der durch den Reichsdeputationsreceß in eine gewisse publicistische Form gebracht wurde. Als nachher die Triple-Allianz Oesterreichs, Englands und Rußlands im J. 1805 die süddeutschen Fürsten gewissermaßen in Napoleons Arme stieß; so erfolgte ein neuer Länderhandel durch das Mediatisiren im Rheinbunde. Dieser dauerte fort, bis der Umsturz der alten und der Aufbau der neuen Ordnung in Europa und Deutschland die Ausgleichung der Länderansprüche aller Betheiligten durch Tausche, Mediatisirung, Theilungen u. s. w. zur Hauptaufgabe des Wiener Congresses machte. Kaum war diese Ausgleichung geschehen, als der Pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 neue Tausche, Theilungen und Gränzberichtigungen zur Folge hatte. Es ist hier nicht der Ort, jede Quadratmeilen- und Seelenabschätzung, wie sie nach den Foderungen der Territorialpolitik der verschiedenen deutschen Staaten ausgeführt wurde, einzeln anzugeben. Wir bemerken nur, daß man dabei, wo nicht gerechte Entschädigungsansprüche und vorhandene Verträge das Geschäft bedingten, von dem Grundsatze ausging, Aufopferungen an Landgebiet nur dann zu verlangen, wenn die Wohlfahrt des ganzen Bundes diese nöthig machte; übrigens nahm man auf Lage (Contiguität), finanzielle und militärische Verhältnisse bei

den Länderausgleichungen Rücksicht; doch wollte man für das Ganze solche Einrichtungen treffen, daß dadurch die Einheit und Wohlfahrt der Nation mehr befestigt und begründet, die ehemalige Zerspaltung des Reichs durch das Territorialinteresse aber so viel als möglich vermieden würde. In diesem Sinne erklärten sich 1815 Oesterreich, Preußen und Hannover. Gleichwohl konnte nicht vermieden werden, daß auch kleine Bezirke in verschiedene Portionen zerrissen und diesem oder jenem, oft durch mehrere andere Staaten weit davon entfernten Staate zugetheilt wurden, was künftig noch mehrere Ausgleichungen und Tausche zur Folge haben wird. Daß es dabei vielfache Territorialstreitigkeiten geben mußte, liegt in der Sache. Wir gedenken hier nur eines Beispiels statt aller, des jüngst erst entschiedenen, merkwürdigen Territorialstreits zwischen Baiern und Baden. Das Ganze ist die höchst lehrreiche Geschichte eines staatsrechtlichen diplomatischen Processes, in welchem ein Souverän an die öffentliche Meinung appellirte, und den Proceß gewann. — Aller Zwist ging von dem zwischen Oesterreich und Baiern zu Ried den 8. Oct. 1813 — einseitig über das Interesse eines Dritten — abgeschlossenen Vertrage aus. Denn als sich Baiern durch jenen Vertrag mit Oesterreich (noch vor der Schlacht bei Leipzig) dem großen Bunde zur Befreiung Europa's anschloß, stipulirte es zugleich für sich in geheimen Artikeln gewisse Bedingungen, die in seiner Territorialpolitik lagen, und Oesterreich übernahm die Zusage der übrigen Bundesmächte. Der 2te geheime Art. bestimmte nämlich eine Oesterreich und Baiern angemessene Militärlinie; im 4ten Art. willigte Baiern in die Abtretung von Ländereien, die zu der neuen Gränzabrundung Oesterreichs erfoderlich seyn könnten, und begnügte sich mit der allgemeinen Zusicherung einer vollen Entschädigung. Dagegen versprach Oesterreich im 3ten Art. sich zu verwenden, und nöthigenfalls alle seine Streitkräfte aufzubieten, um dem Könige von Baiern die vollkommenste, auf die geographischen, statistischen und finanziellen Verhältnisse berechnete, dem Königreiche Baiern wohlgelegene und mit demselben ununterbrochen zusammenhängende Entschädigung zu verschaffen. — Späterhin wurde Würtemberg in dem Vertrage vom 2. Nov. 1813 (also nach der Schlacht bei Leipzig) die Verbindlichkeit zu allen Länderabtretungen auferlegt, welche die geographischen, militärischen und politischen Verhältnisse der deutschen Staaten erheischen möchten. Auch Baden mußte den 20. Nov. sich alle Cessionen gefallen lassen, welche die Befestigung und Erhaltung von Deutschlands Macht und Unabhängigkeit erfodern würde. Hierauf schloß Baiern mit Oesterreich zu Paris den geheimen Vertrag vom 6. Jun. 1814, wornach Baiern an Oesterreich Tirol und Vorarlberg sofort abtrat, Salzburg aber und das Inn- und Hausruckviertel noch abtreten sollte, und dafür Würzburg und Aschaffenburg erhielt; Oesterreich hingegen versprach abermals, sich zu verwenden, daß nicht nur Mainz, sondern auch möglichst ausgedehnte Besitzungen auf dem linken Rheinufer, so wie die alte Rheinpfalz an Baiern abgetreten, und daß Würtemberg, Baden, Darmstadt und Nassau bewogen werden sollten, die wegen Herstellung directer Communicationen erfoderlichen Gebietstheile abzutreten. Vergl. Schöll: Hist. des traités de paix. X. 581 fgg. und XI. 567 fgg.) In diesem Sinne schlossen die Gesandten von Oesterreich, Rußland, Preußen und Baiern, ohne Mitwirkung und Einwilligung Badens — welches vielmehr dagegen protestirte — und der übrigen

deutschen Fürsten, welche Länder abtreten sollten, einen Tractat zu Wien den 23. April 1815, nach welchem Baden den Main- und Tauberkreis, so wie die rechte Rheinpfalz an Baiern und andre Landestheile an Würtemberg abgeben, dafür aber am linken Rheinufer entschädigt werden sollte. Dieser Tractat ward von den hohen Mächten nicht ratificirt. Gleichwohl enthielt das (ebenfalls ohne Badens Mitwirkung abgefaßte) Wiener Protocoll vom 3. Nov. 1815 ähnliche geheime Verpflichtungen für Baden, und zu den obigen für Oesterreich bestimmten Ausgleichungsgegenständen kam noch das Breisgau hinzu. Im Pariser Protocoll vom 3. Nov. 1815 wurden die übrigen Abtretungen Baierns an Oesterreich nochmals bestimmt, und sodann ein gegenseitiger Cessions- und Gränzvertrag den 14. April 1816 zu München zwischen Oesterreich und Baiern abgeschlossen, der die Territorialverhältnisse beider Staaten ordnete. Die Entschädigung wegen des nicht geleisteten Zusammenhangs der Länder sollte nach diesem Vertrage in Frankfurt ausgemacht werden; und in geheimen Artikeln garantirte Oesterreich für sich und seine Alliirten dem König von Baiern und dessen Erben den Heimfall der Rheinpfalz mit 67,000 Einw., wenn die gerade und männliche Linie des jetzt regierenden Großherzogs von Baden aussterben sollte; der 2te, 3te und 4te geheime Art. bestimmten als Entschädigung für die nicht erfüllte Bedingung des geographischen Zusammenhangs eine von Oesterreich jährlich an Baiern zu zahlende Summe von 100,000 Gld. so lange, bis der badensche Main- und Tauberkreis (95,000 Einw.) nach dem Aussterben der geraden und männlichen Linie des regierenden Großherzogs wirklich an Baiern fiele, was Oesterreich in Frankfurt durchzusetzen versprach. — Dagegen bewies Baden, daß alle diese Verfügungen von Oesterreich und Baiern über die Länder eines Dritten, ohne Zustimmung dieses Dritten nur einseitig, und für denselben nicht verpflichtend seyen, daher Baiern wegen seiner Entschädigung sich einzig an den versprechenden und dazu verpflichteten Theil, also an Oesterreich, zu halten habe. Von Baden seyen in seinem Beitrittsvertrage vom 20. Nov. 1813 nur solche Abtretungen in einem geheimen Artikel versprochen worden, qu'exigeront les arrangemens futurs en Allemagne, calculés pour le maintien de la force et de l'indépendance de ce pays. Im 4ten Art. habe man dem Großherzog seine Souverainetät und Besitzungen garantirt. Auch nach dem zweiten Beitrittsvertrage Badens vom 12. Mai 1815 soll die politische Existenz des Großherzogthums Baden unangetastet bleiben. Ueberdieß widersprächen jene Verträge Oesterreichs mit Baiern der deutschen Bundesacte, nach welcher die deutschen Bundesstaaten sich gegenseitig über ihre sämmtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen Gewähr leisten. — Man sieht, wohin die sich selbst widersprechende Freigebigkeit der Diplomatik mit Garantien und Abtretungen, mit Entschädigungen und Versprechungen, bald in geheimen, bald in öffentlichen Verträgen geführt hat. Alles kam auf die leicht zu entscheidende Frage an, ob ohne Baierns Vergrößerung durch eine badensche Ländermasse mit etwa 260,000 Einw. die Behauptung der Unabhängigkeit des deutschen Staatenbundes gefährdet, und ob, wenn dieß nicht der Fall sey, Oesterreich allein, ohne daß ein Dritter die Kosten dazu hergäbe, Baiern zu entschädigen verpflichtet sey? Daß Baden von 1802 bis 1812 sich von 240,000 auf eine Million, Baiern von 2 1/2 Mill. auf 3 1/2 Mill. Einw. vergrößert, jenes also in einer Zeit von 10 Jahren sich vervierfacht, dieses nur einen Zuwachs von zwei

Fünftheilen seiner früheren Bevölkerung erhalten hatte, konnte an sich kein Grund seyn, Baden zu Länderabtretungen zu nöthigen. Indeß war es klar, daß Baden selbst durch jene Vergrößerung nicht so stark geworden sey, um Frankreichs unmittelbarem Angriffe einen Damm entgegenzusetzen. Allein der deutsche Bund kann und soll ja so wenig durch Baden als durch Baiern allein in seiner Unabhängigkeit geschützt werden, sondern durch die zweckmäßig organisirte Einheit des Ganzen, durch die noch zu bauenden Bundesfestungen (wo Baiern gerade wegen Ulm die meisten aus seiner Territorialpolitik entspringenden Schwierigkeiten macht) und durch das deutsche Bundesheer! Der Wiener Congreß hatte freilich, da er mit den verschiedenen Interessen der Territorialpolitik sich vorzugsweise beschäftigte, die organische Befestigung des Ganzen in wesentlichen Punkten aus dem Auge verloren; erst im J. 1819 fanden dieß die Diplomatiker selbst und traten im November d. J. in Wien zusammen, um das Verfehlte wieder gut zu machen. Jener Territorialstreit zwischen Baiern und Baden nahm bald einen sehr ernsthaften Charakter an. Der Großherzog von Baden erklärte den 4. October 1817 sein ganzes Gebiet, das alte und das neue, wie es dermalen bestand, für ein auf alle künftige Zeiten untheilbares und unveräußerliches Ganze, und zur Nachfolge in dasselbe die von seinem Großvater in einer Ehe zur linken Hand erzeugten und zu Markgrafen von Baden erhobenen Grafen von Hochberg (s. d. Art.) für berechtigt: darauf erschien in der Hamburger Zeitung (März 1818) ein Schreiben des Großherzogs von Baden an den König von Baiern, und des Letztern Antwort. Der Großherzog berief sich auf die öffentliche Meinung; und diese Meinung war allerdings für ihn. Doch zugleich sagte ihm sein richtiges Gefühl, daß der Thron am festesten durch die Einheit desselben mit dem Volke gestützt würde, darum stellte er seinem Volke die von demselben mit Dank und Freude empfangene Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818 aus, welche jene Declaration vom 4. Oct. 1817 als Bestandtheil enthält. Das Volk war mit dieser Verfassung so zufrieden, daß selbst die Pfälzer von ganzem Herzen Badner wurden. Nun erschienen Schriften von beiden Theilen, um die öffentliche Meinung aufzuklären; u. a. 1) von Bignon: Coup d'oeil sur les démêlés de Bavière et de Bade; 2) Baden und Baiern; 3) Actenstücke zur Beleuchtung der badenschen Territorialfrage (für Baiern aus officieller Feder), Deutschland 1818; — 4) des Prof. v. Moshamm freimüthige Betrachtungen über die badensche Territorialangelegenheit. Unterdessen ward die Ausgleichung der verschiedenen Länderansprüche an eine in Frankfurt niedergesetzte Territorialcommission, zu der die vier Hauptmächte ihre Gesandten Clancarty (englischer), Anstetten (russischer), Humboldt (preußischer) und Wessenberg (österreichischer) ernannten, verwiesen. Auch fiel in diese Zeit der Congreß zu Aachen. Baden mußte nach dem bisherigen Gange der diplomatischen Verhandlung allerdings fürchten, daß die Cabinetter ihm entgegen seyn möchten. Es beschloß also durch eine diplomatisch-militärische Demonstration jeder (bei dem nahen Todesfalle des kranken Großherzogs, der keine männliche Nachkommenschaft hatte, wahrscheinlichen) vorläufigen militärischen Occupation seiner von Baiern in Anspruch genommenen Provinzen zuvorzukommen, und bot daher seine Linientruppen und die Landwehr auf, zusammen 30,000 Mann, welche die Gränzen besetzten. Das Volk griff freudig zu den Waffen. Dieser auffallende

Schritt war klug berechnet. Der heilige Bund konnte unmöglich einen Arrondirungskrieg mitten in Deutschland gut heißen, welchen die öffentliche Meinung schon im Voraus für ungerecht erklärt hatte. Oesterreichs diplomatische Verwendung für Baiern konnte also in Aachen nicht Eingang finden; auch gab es manche Territorialfrage in Polen und anderwärts, die Oesterreich beunruhigen mochte. Darum ward der badensche Territorialstreit an die Commission in Frankfurt verwiesen. Bald darauf starb (den 8. Dec. 1818) der Großherzog, sein Oheim Ludwig folgte ihm, der badensche Landtag wurde eröffnet (im April 1819) und den 10. Jul. 1819 ward zu Frankfurt im Namen der vier großen Mächte ein Vertrag (es war die letzte Handlung der Territorialcommission, welche sich nun auflös'te) mit Baden abgeschlossen, nach welchem Baden von Oesterreich die Herrschaft Hohen-Geroldseck (2 1/2 Q. M. mit 4500 Einw.) in der Ortenau erhielt, dagegen einen verhältnißmäßigen Theil des Amtes Wertheim an Oesterreich abtrat; alle fremden Ansprüche auf die Pfalz und den Breisgau sollten abgethan, das Großherzogthum demnach überhaupt in seiner Integrität garantirt und die Succession der Grafen von Hochberg von den großen Mächten anerkannt seyn. Jene Abtretung von Hohen-Geroldseck an Baden erfolgte den 4. Oct.; dafür trat Baden den 27. Oct. 1819 das Amt Steinfeld (5,800 Einw.) an Oesterreich, dieses aber gedachtes Amt an Baiern ab. Durch diese Ausgleichung ist der Streit entschieden, wofern nicht künftig wieder geheime Artikel zum Vorschein kommen; denn Oesterreich ist Baiern die versprochene Entschädigung noch immer schuldig geblieben. — H.

Tertie, der 60ste Theil einer Secunde. — Tertien-Uhren sind solche, die auch diese Unterabtheilung der Zeit noch angeben.

Teschen, die Hauptstadt des Fürstenthums gleiches Namens im österreichischen Schlesien, von welchem seit 1766 der sächsische Prinz Albert den Titel als Herzog von Sachsen-Teschen führt.

* Teschener Friede vom 13 Mai 1779, zwischen der Kaiserin-Königin Maria Theresia und dem König von Preußen Friedrich II. — Mit dem Tode des Kurfürsten von Baiern Maximilian Joseph, den 30. Dec. 1777, war die jüngere oder Wilhelm'sche Linie des Hauses Wittelsbach erloschen, welche seit 150 Jahren in Deutschland eine (zum Theil von Frankreich geleitete) wichtige Rolle gespielt und dem Reiche in der Person Carls VII. einen Kaiser gegeben hatte. Nach dem Staats- und Lehnrechte und nach den Hausverträgen war, als nächster Agnat, der Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz, das Haupt der ältern oder Rudolphinischen Linie, der Nachfolger. Gleichwohl nahmen der Kaiser Joseph II. mehrere mit Baiern vereinigte Reichslehen, die Kaiserin-Königin Maria Theresia einige ehemals böhmische Lehen und andre Landestheile von Baiern, die verwittwete Kurfürstin von Sachsen, als Allodialerbin, verschiedene angebliche Allodialherrschaften und Capitalien, und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin die Landgrafschaft Leuchtenberg in Anspruch. Oesterreich ließ sofort nach dem Tode des Kurfürsten jene Provinzen (fast das halbe Baiern, 234 Q. M.) besetzen, und der Kurfürst von der Pfalz, welcher keine legitimen Nachkommen hatte, erkannte in einem zu Wien den 3. Jan. 1778 abgeschlossenen Vergleiche die Gültigkeit der Foderungen des Wiener Hofes an. Allein der Kurfürst war theils überhaupt, theils nach Familienverträgen mit den Agnaten des Hauses, nicht zu solchen Verfügungen berechtigt, und jener Vertrag war ohne

die Zustimmung des nächsten Agnaten, Carls II., Herzogs von Zweibrücken, des Hauptes des Birkenfeld'schen und Nachfolgers des Sulzbachischen Astes, welcher mit Carl Theodor ausstarb, ungültig. Das Verfahren des Wiener Hofes erregte daher allgemeinen Unwillen. Friedrich II. sah die deutsche Reichsverfassung und mit dieser das bestehende Gleichgewicht und die Sicherheit der preußischen Monarchie bedroht. Er sandte deshalb insgeheim den Grafen von Görtz an den Herzog von Zweibrücken nach München, worauf der Herzog Preußens Schutz vertrauend, dem Wiener Vertrage nicht nur nicht beitrat, sondern auch durch eine dem Reichstage den 16. März übergebene Erklärung seine Rechte verwahrte. Da nun Frankreich blos die Rolle eines Vermittlers übernahm, so versuchte Friedrich erst den publicistischen Weg, um Oesterreich von der Ungültigkeit seines Verfahrens zu überzeugen; allein vergeblich. Zwar wollte Maria Theresia so wenig den Krieg, als Friedrich; allein Joseph und Kaunitz bestanden hartnäckig auf die Vollziehung des Vertrags vom 3. Jan. Friedrich erklärte daher den 3. Jul. die Unterhandlungen für abgebrochen, und drang den 5. Jul. über Glatz und Nachod mit 100,000 M. in Böhmen ein. Die Elbe trennte sein Heer von dem österreichischen, das eben so stark war. Joseph führte den Oberbefehl, unter ihm Lascy. Der Herzog Albert von Sachsen-Teschen deckte mit 30,000 M. Mähren, und Laudon stand mit 20,000 M. an der Gränze gegen die Lausitz. Hier rückte das zweite preußische Heer unter dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, mit Einschluß des sächsischen Bundesheeres 113,000 M. stark, den 17. Jul. über Gabel in Böhmen ein. Laudon wußte jedoch die Vereinigung beider Heere zu verhindern, und Lascy vermied eine Hauptschlacht. Also mußten wegen Mangel an Unterhalt beide preußische Heere im October Böhmen wieder räumen. Während hierauf der König österreichisch Schlesien besetzte, überfiel der österreichische General Wurmser den preußischen General Prinzen von Hessen-Philippsthal den 18. Jan. 1779 bei Habelschwert in der Grafschaft Glatz und nahm ihn mit 1200 M. gefangen. Unterdessen hatte Maria Theresia schon im Jul. 1778, ohne Josephs Wissen, Friedens-Unterhandlungen im Lager des Königs durch den Baron von Thugut angeknüpft, wobei auch die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit der preußischen Monarchie zur Frage kam. Im December 1778 traten Frankreich und Rußland als Vermittler hinzu; und Katharina ließ ein Heer unter Repnin gegen die Gränze von Galizien vorrücken. Hierauf ward Waffenstillstand, und man eröffnete einen Friedenscongreß zu Teschen den 14. März 1779. Graf Cobenzl unterhandelte im Namen von Maria Theresia, Baron Riedesel preußischer, Baron Breteuil französischer, Fürst Repnin russischer Seits. Carl Theodor (welcher Josephs Interesse gegen Zweibrücken begünstigte) sandte den H. von Törring, Zweibrücken den H. von Hohenfels, und das mit Preußen alliirte Sachsen den Grafen Zinzendorf. Da bald darauf Rußland mit der Pforte zu Constantinopel den 21. März 1779 Friede gemacht hatte, so befürchtete Oesterreich, Katharina möchte sich ganz mit Preußen verbinden. Es gab also nach, und der Friede ward zu Teschen den 13. Mai 1779 unterzeichnet. So endigte ein Krieg, an dem Pfalz, für welches er geführt wurde, keinen Theil nahm, so wenig als Baiern, das streitige Land den Schauplatz dazu hergab, zum Vortheil des Kurfürsten Carl Theodor, gegen dessen Willen der Krieg Statt gefunden hatte. Durch jenen Krieg wurde die Nebenlinie Birkenfeld (jetzt Her-

og Wilhelm in Baiern, residirt in Bamberg) welche aus ungleicher Ehe entstanden war, nach Aussterben der Hauptlinie Zweibrücken-Birkenfeld, für erbfähig erklärt; der freie Heimfall der fränkischen Fürstenthümer an Preußen nach dem Primogeniturrechte ward von Oesterreich anerkannt. Meklenburg erhielt das Privilegium de non appellando; Kur-Pfalz trat in den Besitz des ganzen bisherigen Kurfürstenthums Baiern und erhielt Mindelheim, überließ jedoch das Innviertel (38 Q. M.) an Oesterreich; Kursachsen wurde für seine Allodialerbschaft mit sechs Mill. Gld. und mit der von Böhmen an Pfalz und von Pfalz an Sachsen abgetretenen Lehnshoheit über Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein (s. Schönburg) abgefunden. Das Reich bestätigte diese Beendigung des sogenannten baierschen Erbfolgekriegs im J. 1780. Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie des teschener Friedens. Da nun derselbe den westphälischen Frieden aufs neue bestätigt hatte, so wurde Rußland auch der Garant des Friedens von Münster und Osnabrück, was ihm Recht gab, sich in die Angelegenheiten des deutschen Reichs zu mischen. Friedrich II. verlangte nichts, nicht einmal den Ersatz der Kriegskosten. Ihm ward dafür der Ruhm zu Theil, daß er allein das Recht und die Verfassung des Reichs vertheidigt und die Fortdauer des Hauses Pfalz-Baiern in Süddeutschland geschützt habe. Darum hing der baiersche Landmann Friedrichs Bild unter seine Schutzheiligen auf. Friedrich selbst schloß späterhin, damit nicht ähnliche Eingriffe von Oesterreich in die deutsche Reichsverfassung, um das bisherige Gleichgewicht aufzuheben, erfolgten, den deutschen Fürstenbund (s. d. Art. und d. Art. Friedrich II.) Vergl. v. Dohm's Denkwürdigk. meiner Zeit, 1. Band.

Tethys (nicht zu verwechseln mit Thetis), eine Tochter des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde) und Gemahlin ihres Bruders Oceanus, dem sie mehrere tausend Söhne und Töchter gebar, Flüsse, Bäche und Quellen. In den Orphischen Hymnen heißt sie die Königin im meerfarbnen Gewande. Sie erscheint als personificirtes Meer, und ihr Name (die Ernährerin, Amme) scheint darauf hinzudeuten, daß man das Wasser als das zur Erzeugung und Ernährung aller Dinge Nothwendige betrachtete.

† **Tettenborn**. Im J. 1818 trat er aus dem russischen Dienst in den badenschen zurück, leitete die wichtige Territorialangelegenheit, deren glücklichen Ausgang Baden vornehmlich ihm verdankt, erwarb sich nicht minder um die Verfassungsurkunde großes Verdienst und ist jetzt badenscher Gesandter am Wiener Hofe.

Teutoburger Wald, der Schauplatz der berühmten Völkerschlacht zwischen dem römischen Feldherrn Quinctilius Varus und dem Cheruskerfürst Hermann, welche sich im Jahre 9 n. Chr. Geb. ereignete. Die Ursachen, so wie die einflußreichen Folgen dieser Deutschland von dem Joche der Römer befreienden Schlacht, sind in den Artikeln Hermann und Varus, auf welche hier verwiesen wird, näher angedeutet, deßhalb bedarf es hier nur der Erörterung der Gegend, wo sie statt fand, und dieses war nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller der Teutoburger Wald. Obgleich diese Benennung noch jetzt vorhanden ist und eine Bergkette im Lippeschen dadurch bezeichnet wird, so ist sie dennoch nicht genau bestimmend, weil die Römer ohne Zweifel einen größeren Bezirk, als jene Bergkette, darunter begriffen. Aus dieser Ursache hat es verschiedene Meinungen über das eigentliche Schlachtfeld gegeben. Die richtigste ist ohne

Zweifel die, welche dasselbe in die Nähe von dem Badeorte Pyrmont und zwar einige Stunden davon westlich verlegt, weil sich dort noch eine Menge Namen und Gegenstände des Alterthums bis jetzt erhalten haben, die sich nur auf jenes Blutbad beziehen, und von keinem andern Zufall entstanden seyn können. Hierzu gehören insbesondere folgende: der Hermannsberg, auch Arminiusberg genannt, ein einzeln gegen anderthalb Stunden von Pyrmont entfernt liegender Berg, auf welchem jetzt die Gränzen von Pyrmont, Lippe und Preußen zusammen treffen. Es soll der Sage nach die Burg Hermanns darauf gestanden haben, auch finden sich noch Ueberreste von Mauerwerk, Wällen und dergleichen. Ob die Deutschen damaliger Zeit aber auch schon feste Burgen bauten, ist hier nicht zu untersuchen; wenigstens geht aus dem Namen hervor, daß Hermann ihn einstmals im Besitz hatte. Ferner der Varen- oder Varusbusch, eine kleine Anhöhe, wo der Sage nach das Zelt des Varus gestanden haben soll; der Kriegsbusch; das Streit-, das Siegesholz, der Siegeshof, das Siegesfeld, der Blut- oder Heldenbach u. a. m. befinden sich mehr oder weniger in der Nähe des Hermannsberges. Ebenso gibt es in derselben Gegend viele Schanzen und Gräben, auch zwei Reihen Grabhügel, in welchen Asche, Knochen und Urnen gefunden werden. Letztere gleichen denen, welche unläugbar deutschen Ursprungs sind. Noch sind nicht alle Hügel geöffnet, und es ist also Hoffnung vorhanden, vielleicht künftig noch mehrere, auf jene Begebenheit hinweisende, Alterthümer zu finden. Sowohl das Vorstehende, als auch der nicht zu übersehende Grund, daß sich mehrere Sagen von jener Völkerschlacht bei den Bewohnern der Gegend noch bis jetzt erhalten haben, und daß diese Sagen sich auf daselbst noch vorhandene Ueberreste alter Zeit beziehen, beweisen wohl genügend die Richtigkeit der obigen Meinung, daß nemlich das Schlachtfeld in dieser Gegend und insbesondere die erstern Tage über statt fand, wenn auch das Ende derselben, da die Römer sich möglichst nach den festen Plätzen am Rheine zurückzuziehen suchten, — auf dem Winne- (oder Sieges-) felde, im Lippeschen, erfolgte.

Thaler, s. Joachimsthaler.

Thauwetter, Aufthauen des Eises, der Vorgang in unserer Atmosphäre, da Eis und Schnee wieder flüssig zu werden anfangen. Die Ursachen dieser Erscheinung, namentlich des oft überaus schnell und ganz unerwartet eintretenden Thauwetters, sind bei weitem noch nicht gehörig erforscht. Sichtbar sind die Wirkungen der Sonnenstrahlen, der warmen Süd- und Westwinde; allein diese Gründe reichen zur Erklärung in allen Fällen nicht hin; und man sieht sich fast gezwungen, der Meinung derjenigen Naturforscher beizutreten, welche ein Centralfeuer (s. d. Art.), und ein öfters, unverhältnißmäßiges Hervorbrechen der daher entstehenden Grundwärme annehmen. Leichter läßt sich erklären, warum beim Eintritte und Anhalten von Thauwetter oft eine empfindliche Kälte verspürt wird, indem bei Verwandlung so großer Eismassen in Wasser, eines festen Körpers in einen tropfbar-flüßigen, allerdings eine ungeheure Menge Wärmestoff verschluckt werden muß (s. Wärme). Oft beruhet diese Empfindung scheinbar vermehrter Kälte bei eintretendem Thauwetter aber auch auf einer, durch die mit-eingetretene Naßkälte verursachten, Sinnentäuschung, welche durch das Thermometer sogleich widerlegt wird. — Ueber mehrere, beim künstlichen Aufthauen des Eises vorkommende, merkwürdige Umstände gehen wir weg, weil sie sich unmittelbar auf

die Theorie des Wärmestoffs beziehen, und wir daher auf diesen Art. verweisen müssen.

Theatercoup, ein Ausdruck, welcher von der sich früher bildenden französischen Bühne und Theaterkritik entlehnt worden ist. Coup an und für sich bedeutet schon im gemeinen Leben eine gewaltsam ausgeführte, und daher überraschende, mehrentheils auch gewagte Handlung, weil es ursprünglich von scharfen und schneidenden Instrumenten, vorzüglich vom Schwerte, gebraucht wird, wie unser deutsches Wort Hieb und Stich. Auf das Schauspiel angewendet, hieße daher ein Coup ein schnell, unvorbereitet eintretendes und daher überraschendes Ereigniß, wodurch der dramatische Dichter die Handlung unterbricht; und dieses ist die erste und eigentliche Bedeutung des obigen Ausdrucks. Da nun jedes Drama in einer zusammenhängenden und beschlossenen Reihe von Handlungen bestehen soll, die sich aus sich selbst entspinnt, in sich verwickelt und auflös't, so ist ein solcher Theatercoup im Drama überhaupt unzulässig. Es fallen aber unter diesen Begriff nicht die überraschenden Handlungen und Wirkungen, welche durch den Charakter der Personen, z. B. eines Wildfangs im Lustspiele, vorbereitet und in ihnen begründet sind, sondern die Begebenheiten, wodurch die Dichter unvorbereitet und mithin willkührlich den Zusammenhang der dramatischen Handlung unterbricht, gesetzt auch sie wären in dem geschichtlichen Stoffe, welchen er bearbeitet, gegeben. Daß so viele Theatercoups in Schauspielen von Theaterdichtern gebraucht oder von Beurtheilern ungerügt übersehen werden, kommt daher, weil dramatische Werke so selten als organisches Ganzes gefaßt oder gebildet werden, und die Mehrzahl der erstern auf einen flüchtigen Effect hinwirkt, weshalb die Theatercoups vorzüglich in Spectakelstücken zu Hause sind, — oder auf Spannung der Erwartung, welche man durch eine Verwicklung der Handlung steigert, die nur von außen her gewaltsam auflösbar ist, und gleichsam durch Zerhauen des Knotens bewirkt wird. Am meisten kommen daher auch solche Theatercoups bei der Auflösung vor, und eine bessere Haltung der Charaktere würde sie in den meisten Fällen entbehrlich machen. Es ist natürlich, daß im Gebiete des Wunderbaren (wie z. B. in dramatischen Märchen und der romantischen Oper) die Freiheit des Dichters größer ist, als im strengen, der Wirklichkeit gleichsam näheren Drama; doch bleibt auch hier fehlerhaft was, ohne in dem Charakter dieser Gattung und der Idee der besondern Fabel begründet zu seyn, von außen her den Gang der Handlung verändert. — Weil ferner Ueberraschung eine gewöhnliche Wirkung des Theatercoups ist, so hat man auch jedes eine starke Ueberraschung und Ergreifung beabsichtigende und bewirkende Mittel der theatralischen Darstellung einen Theatercoup genannt. Es ist aber klar, daß auch der rauschendste Beifall der Menge das willkührliche Herbeiziehen oder grelle Hervorspringen eines auffallenden Ereignisses, welches den natürlichen Gang der Handlung unterbricht, nicht rechtfertigen kann. Da nun, je öfter dergleichen Hülfsmittel gebraucht werden, sie desto mehr ihre überraschende Wirkung verlieren und die poetische Armuth des Dichters beurkunden, so hat man überhaupt auch 3) ein verbrauchtes Mittel der dramatischen Auflösung Theatercoup genannt, wodurch der Autor, wie man sich ausdrückt, den Knoten schnell zerhaut. Dieß geschieht besonders oft durch Erkennungsscenen oder Rettungsscenen, wiewohl dieselbe Handlung dem Inhalte nach hier vorbereitet, dort willkührlich überraschend seyn kann.

Theaterdichter heißt derjenige, welcher zum Behuf der Darstellung auf der Bühne ein dramatisches Gedicht fertiget. Nicht jeder dramatische Dichter ist in diesem Sinne Theaterdichter, weil man auch für Gedichte, die zur Darstellung auf der Bühne weder geeignet, noch bestimmt sind, der dramatischen Form sich bedienen kann; wie z. B. Göthe im Faust. Umgekehrt nennt man bisweilen Leute Theaterdichter, die eben so wenig Dichter sind, als z. B. ein Wachsstock ein Stock. Es sind die Verfertiger derjenigen Theaterstücke, welchen das Wesen der Poesie fehlt: das Ringen der Phantasie nach einer das Gemüth befriedigenden Idealisirung der Begebenheiten, Handlungen, Sitten und Charaktere. Eine dritte Bedeutung hat das Wort als Amtstitel. Theaterdichter heißt derjenige, welcher bei einer Bühne angestellt ist, um für dieselbe Gelegenheitsgedichte (Antritts- und Abschiedsreden, Festspiele u. dergl.) zu schreiben. Die reisenden italienischen Opergesellschaften pflegen ihn Signor Poëta zu nennen, und er ist dort eine sehr untergeordnete Person, auch selten mehr, als ein Schreiber, der Sylben zählen, und reimen kann. In Deutschland fängt dies Amt an, aus der Mode zu kommen, weil die Directionen überall leicht Gelegenheitspoeten finden, welche für ihre Festbedürfnisse auf Bestellung arbeiten. Ein anderes Geschäft dieses Amtes, das Verfertigen von Theaterstücken, oder das leidige Bearbeiten schon existirender, nach Maßgabe des vorhandenen Personals, seiner Fähigkeiten oder seiner Wünsche, wird jetzt meistens von Schauspielern selbst, oder von Schriftstellern ihrer nähern Bekanntschaft betrieben.

A. Mr.

Theilbarkeit, die Eigenschaft der Körper, in Theile getrennt werden zu können. Wir gehen über den zwischen dem dynamischen und atomistischen Systeme geführten Streit, ob die Materie in's Unendliche theilbar sey, als müssig, weg; so lange die Körper unsern Sinnen erkennbar und unsern Instrumenten zugänglich sind, sind sie offenbar auch theilbar; die Quantität eines Körpers kommt aber bei seiner Natur nicht in Betracht, und die Gränze der Theilbarkeit ist also lediglich subjectiv. — Interessanter für ächte Naturforschung, deren Grundlage Erfahrung ist und bleiben muß, sind Beispiele von wirklich ausgeführter, weitgetriebener Theilung der Körper. Ein Gran Kupfer in Salmiak aufgelöst, färbt gegen 400 Rheinl. Cubiczoll Regenwassers, und leidet dabei, nach Musschenbroek's Berechnung, eine Zertrennung in fast 400 Millionen erkennbare Theile. Andere Beispiele enthält der Art. Geruch.

Theile der Körper. Man kann einen Körper entweder mechanisch in seine Theilganze zertrennen; oder chemisch in seine Bestandtheile zerlegen. Dieser Unterschied wird am besten durch ein Beispiel erhellen. Das Küchensalz besteht aus einer innigen Vereinigung von Salzsäure und sogenanntem Mineralalcali. Zerkleinert man einen Klumpen Küchensalz, so erhält man Salzkörner, Theilganze jenes Klumpens; scheidet man aber, durch chemische Hülfsmittel, die Salzsäure aus ihrer bisherigen Verbindung mit dem Mineralalcali, so erhält man die Bestandtheile des Salzes. Verbindet man, umgekehrt, ähnliche Theilganze zu einem Ganzen, z. B. Salzkörner zu einem Salzklumpen, so entsteht eine Zusammenhäufung, Aggregation; verbindet man aber, nach dem obigen Beispiele, Salzsäure und Mineralalcali zu Küchensalz, so entsteht eine Mischung. Die Vermengung unterscheidet sich von der Zusammenhäufung durch die Ungleichartigkeit der Theile des Gemenges.

Pfeffer und Salz z. B. werden zu einander gemengt, unter einander vermengt. —

Theilungsinstrument, eine in den neueren Werkstätten zur Verfertigung astronomischer Instrumente, eines Ramsden, Reichenbach u. a. zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Maschine, um Bogen- und Cirkelwerkzeuge, welche einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, auf das schärfste in Grade, Minuten u. s. w. zu theilen. Auch in der Uhrmacherkunst gebräuchlich.

Themisto, s. Athamas.

Theodolit, ein mathematisches, mit Fernröhren versehenes Instrument zum Aufnehmen der Gegenden und Messen der Winkel und Höhen.

Theorem, Lehrsatz, s. Lehrsatz.

Thermen (thermae), dem Namen nach eigentlich und ursprünglich warme Heilquellen, warme Bäder. Später dachte man sich dabei prachtvolle Badeanlagen, verbunden mit Spiel- und Uebungsplätzen, mit Musik- und Büchersälen, und mit Spaziergängen im Freien, welche unter dem südlichen italischen Himmel und bei den verderbten Sitten gleichsam als öffentliche Lustgemächer angesehen wurden. Unter den römischen Kaisern, welche sich durch Erbauung solcher Prachtanlagen auszeichneten, sind vorzüglich zu merken: Nero, Titus, Caracalla und Diocletian. Sie sind Denkmäler der Architektur, auf welche die alten römischen Künstler stolz seyn durften.

Thessalonich (Saloniki, Salonicht oder Selanik, in den ältesten Zeiten Therma), eine osmanische Stadt in der Sandschak gleiches Namens, welche man gewöhnlich zu Makedonia rechnet. In Rücksicht der Volksmenge ist sie die dritte Stadt und in Rücksicht des Handels die nächste nach Constantinopel in den europäischen Besitzungen der Osmanen. Sie liegt am Ende des durch viele Anschwemmungen in neuern Zeiten sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens und an dem steilen Abhange des Berges Kurtiah, in der Gestalt eines Halbzirkels erbaut. Hohe Mauern und Festungswerke umgeben diese Stadt, welche sich vor andern türkischen Städten durch eine größere Reinlichkeit auszeichnet und 70,000 Einwohner hat, darunter 10,000 Griechen und 23,000 Juden, welche leztern ohngefähr 3 bis 4000 Häuser bewohnen. Unter den Europäern, die sich hier aufhalten, sind mehr Deutsche und Franzosen, als Engländer. Die Straßen sind enge und ungepflastert, die Häuser im türkischen Style erbaut. Man findet hier zehn große, mehrere kleine Moscheen, neun Bäder, griechische Kirchen, griechische Klöster, eine catholische Kirche und eine jüdische hohe Schule, Hora genannt, mit 20 Lehrern, mehr als 1000 Zöglingen von vier bis vierzig Jahren, und mit vielen Büchersälen. Die zwei vorzüglichsten Moscheen sind zwei ehemalige der heiligen Sophia und dem heiligen Demetrius geweihete griechische Kirchen. In der leztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und zwei Gallerien tragen. Das mit sieben Thürmen versehene Castell liegt von einer Seite auf einer Anhöhe, von da man eine entzückende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt, die unabsehbaren Ebenen Makedoniens und die sie durchschlängelnden Flüsse hat. Der größte Theil der zum Castell gehörigen Mauer läuft längs des Meeresufers hin; sie wird jedoch von dem Hafenthore in der Richtung nach Westen hin unterbrochen. Dort befindet sich ein geräumiger sicherer Hafen, welcher 300 Schiffe fassen kann, und in welchen Schiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen christlichen Ländern einlaufen. Die Industrie

dieser Stadt besteht in Verfertigung von vielfarbigen Fußteppichen, welche vorzüglich von Juden verfertigt werden, und großen Ruf haben, von Tuch, Seiden- und Baumwollenwaaren und Saffian. Weit wichtiger aber ist der Handel; denn Thessalonich ist die Hauptniederlage fast aller Handelswaaren der europäischen Türkei, deutscher und anderer europäischer Handelsartikel. Auch wird ein bedeutender Geld- und Wechselhandel nach Wien und Smyrna getrieben. Getreide, Baumwolle, Tabak und Bauholz sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel. 1809 wurden 110,000 Ballen Baumwolle und eine Million Pfund Wolle ausgeführt. 1776 betrug die Ausfuhr über fünf Millionen und die Einfuhr über drei Millionen Piaster. Der hiesige District bringt jährlich 30 bis 40,000 Ballen Tabak, jeder zu 275 Pfund hervor. Man findet in und außer der Stadt noch viele Alterthümer mit Inschriften. Auf den Ebenen in der Gegend von Thessalonich lag Pella, die alte Hauptstadt Makedoniens. Nordwärts von diesen Ebenen zieht sich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt.

Theurung. Fast in allen Ländern Europa's hört man in unsern Tagen Klagen über Theurung, besonders der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, und fast überall sieht man die Regierungen emsig beschäftigt mit Maßregeln und Vorkehrungen, um solchen Klagen abzuhelfen. Aber der Zweck in dieser Hinsicht konnte immer nur höchst unvollkommen erreicht werden, so lange man sich über die Fragen: was ist Theurung? und worin liegt ihr eigentlicher Charakter? noch nicht gehörig verständigt hatte. Theuer und wohlfeil sind Begriffe, die mit den Begriffen von Werth und Preis und dem Verhältnisse des Einen zum Andern in der innigsten Beziehung stehen, aber gerade hierüber ist man im Allgemeinen noch so wenig im Reinen, daß man fast täglich die Ausdrücke theuer und kostbar, so wie wohlfeil und unkostbar mit einander verwechseln hört. So lange eine Waare nicht mehr kostet, als ihre Hervorbringung gekostet, mag dieselbe wohl kostbar seyn, aber ihr Preis ist dennoch nur angemessen; theuer wird derselbe erst, wenn er jene Schaffungskosten beträchtlich übersteigt, und wohlfeil, wenn er unter dieselben sinkt. — Was insbesondere die Maßregeln betrifft, welche hin und wieder in Deutschland getroffen wurden, um den hohen Preisen des Getreides abzuhelfen und die Bürger zu sichern vor den Gräueln einer Hungersnoth, so mußten dieselben häufig ihren Zweck gänzlich verfehlen und sogar ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, weil die Behörden, deren Beurtheilung die Wahl solcher Maßregeln überlassen worden, eine Entscheidung in dieser wichtigen Angelegenheit wagten, ohne zuvor die Hauptfrage, welche hierbei zu erörtern ist, gründlich untersucht, den Hauptpunkt, worauf es ankommt, genau erwogen zu haben, nämlich die Natur der Theurung. Soll nämlich irgend eine zu Markte gebrachte Waare fernerhin regelmäßig hervorgebracht werden, so muß nothwendig der angemessene Preis derselben, d. h. der zu ihrer Hervorbringung erfoderlich gewesene Aufwand, vom Käufer bezahlt werden. Dieser angemessene Preis aber hat in der Regel drei Bestandtheile, nämlich die Grundrente, den Kapitalgewinnst und den Arbeitslohn. Steigt der Marktpreis über den angemessenen, so wird er ein theurer, sinkt er unter denselben, so wird er ein wohlfeiler Preis. Da nun jene drei Bestandtheile des angemessenen Preises sehr schwankend sind, und durch mannichfaltige Umstände modificirt werden, so muß der angemessene Preis des Getreides selbst zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhält-

nissen höchst verschieden seyn. Der in Metallmünze ausgedrückte Nennpreis des Getreides kann daher zu der einen Zeit sehr hoch, und dennoch nichts weiter als der angemessene Preis desselben seyn, so wie er umgekehrt bei veränderten Umständen niedrig stehen und dennoch theuer seyn kann. Gesetzt z. B. der Aufwand, dessen der Landbauer im vorigen fruchtbaren Jahre bedurfte, um zehn Malter Korn zu erzeugen, reiche im gegenwärtigen schlechten Jahre kaum hin, fünf Malter hervorzubringen, so wird, wenn voriges Jahr der angemessene Preis des Malters vier Rthlr. war, derselbe im jetzigen acht Rthlr. seyn; stand nun der Marktpreis des Korns im vorigen Jahre auf 5 Rthlr., so war dies ein theurer Preis, so wie, wenn er im gegenwärtigen Jahre 7 Rthlr. beträgt, der Preis offenbar wohlfeil ist. Da der angemessene Preis des Getreides von so vielen zufälligen Umständen abhängt, über die der Mensch schlechterdings nicht zu gebieten vermag, so muß es nicht wenig auffallen, wenn man in unsern Tagen noch immer von einem Maximum der Getreidepreise reden hört, dessen Bestimmung doch so ganz unmöglich ist. Wer ein solches Maximum vorzuschlagen wagt, bedenkt gar nicht, daß man dazu einer vollkommen genauen Kenntniß der jedesmaligen Grundrente, der Kapitalgewinnste und der erfoderlichen Arbeitslöhne bedarf, und daß diese drei Elemente des Preises fast bei jeder Gattung der Urproduction, so wie in jedem Jahre verschieden sind, daß also auch das Maximum des Getreidepreises jedes Jahr und fast in Ansehung eines jeden einzelnen Produzenten höchst verschieden ausfallen muß. — Herrscht Handels- und Gewerbsfreiheit im Lande, so wird der Marktpreis dem angemessenen immer sehr nahe kommen; daß er nicht viel höher steige, dagegen schützt die Concurrenz der Produzenten, die dem Getreidebau, sobald er größern Gewinn als andere Productionen verspricht, sogleich mehr Kapitale und Productivkräfte zuwenden werden, so daß der angemessene Preis bald wieder hergestellt seyn muß. Fällt aber der Marktpreis tief unter den angemessenen, so werden die Produzenten eilen, ihre Getreidefluren in Tabak-, Cichorien-, Lein-, Waid-, Kümmel-, Hanf-, Rübsaat- oder Saffranfelder umzuwandeln, und so wird das natürliche Gleichgewicht bald wieder hergestellt seyn. Unpolitische, die Gewerb- und Handelsfreiheit störende Gesetze können zwar den Marktpreis des Getreides eine Zeitlang tief unter dem angemessenen halten, höchst traurig sind dann aber immer die Folgen davon. Der Landmann wird zu Grund gerichtet, vom Getreidebau, der ihm nur Schaden bringt, abgeschreckt und das jährliche Kornerzeugniß vermindert. Landwirthschaftliche Cultur kann nur durch die Hoffnung des Gewinns befördert werden, was die Größe desselben vermindert, hält jene zurück, und da der Werth der Landgüter durch den Grad ihrer Cultur bestimmt wird, so müssen erzwungene wohlfeile Preise diesen herabsetzen. In einem Prozesse, der zwischen einem Kirchenpatron und einem Pfarrer darüber entstand, daß dieser im Kirchengebete nicht die Bitte um Abwendung sehr wohlfeiler Zeiten beten wollte, fällte der berühmte Canzler Ludewig in Halle das Urtheil: daß es allerdings erlaubt sey, im Kirchengebete um Abwendung wohlfeiler kornverächtlicher Zeiten zu beten. (S. Hall. gel. Anz. 1734. S. 122.) — Dagegen, daß eine Sache nicht mehr koste, als die Production derselben mit einem billigen Gewinn beträgt, schützt die Concurrenz der Produzenten als Verkäufer der Sache, so lange der Production selbst keine Hindernisse in den Weg gelegt werden; den Produzenten auf der andern Seite zu

nöthigen, **unter** dem billigen Gewinn im Durchschnitt, Mißjahre eingerechnet, zu verkaufen, dazu gibt es kein gerechtes und kein ausführbares Mittel. Dagegen aber, daß eine Sache nicht mehr koste, als man gewohnt ist, auf dieselbe in gewöhnlichen Jahren zu verwenden, kann nichts schützen, weder Magazine noch Ausfuhrverbote noch freier Handel. Ist nämlich die Sache nicht in solcher Menge vorhanden, daß sie für Alle zureichen kann, so muß entweder ein Theil hungern, während der andere fortgenießt, oder es muß etwas seyn, das Alle nöthigt, mit dieser Sache zu sparen, dieß ist der **höhere Preis** der Sache. — **Magazine**, vom Staate für das Volk unterhalten, sind selbst ein Mittel zur Vertheurung der Früchte; Jeder hält zurück, sobald er hört, daß im Großen aufgekauft wird, die Magazine des Staats veranlassen bedeutende Kosten; diese fallen wieder auf den Preis der Sache, und gesetzt der Staat mache in dieser Hinsicht ungeheure Opfer, so fallen letztere doch am Ende auf das Land, Einige gewinnen und Andere verlieren unverdient dabei. Getreidemagazine werden von den Getreideverkäufern selbst weit besser vertheilt und minder kostspielig unterhalten als vom Staate, und die Concurrenz schützt am besten gegen übermäßigen Preis, denn eine allgemeine Verabredung derselben ist eine undenkbare Sache; wäre sie auch an sich möglich, so wäre doch ihre Ausführung unmöglich, denn Jeder hat nicht das Vermögen, mit dem Wiederverkaufe lange zu warten. — **Aufkauf** durch wenige Speculanten ist eben so wenig im Großen möglich, denn außerdem, daß sie sich den Ankauf vertheuern würden, gehören so ungeheure Kapitale, Raum und Kosten dazu, daß derselbe nicht wohl zu besorgen ist; allgemeiner Aufkauf kleiner Speculanten aber kann den Preis nicht erzwingen, es ist bloß eine Magazinirung für den Staat, der dem Publikum nicht schadet, sondern vielmehr nützt; denn kein übereinstimmender Plan findet hier Statt, und oft geht für den Unternehmer mehr dabei verloren als gewonnen wird. — **Ausfuhrverbote** sind eine Ungerechtigkeit gegen die Nachbarn und schützen im Allgemeinen nicht gegen Mangel und Theurung, nur zuweilen können sie örtliche Hülfe leisten. Wenn ein nothwendiges Bedürfniß irgendwo selten geworden, so ist es billig und gerecht, daß Nachbarn einander davon mittheilen, nicht daß sie einander hungern lassen, es geht ihnen sonst in ähnlichen Fällen eben so. Schon das Ausfuhrverbot an sich ist eine öffentliche Bekanntmachung, daß es fehlt; dieß allein reicht oft schon hin, Theurung herbeizuführen. — Eine **Preisregulirung** ist Eingriff in das Eigenthumsrecht. Die Staaten sind bloß zum Schutz desselben vorhanden, dieser Schritt ist der erste zum Rückfall in die Barbarei; die natürliche Folge davon ist Hungersnoth, denn man baut die Früchte nicht mehr, die aufgehört haben, freies Eigenthum zu seyn, die man mit Schaden bauen muß, und wollte man gar zum Anbau derselben zwingen, so setzt die Verarmung, der sinkende Werth der Güter, die Vernachlässigung derselben dem Zwange bald unüberschreitbare Gränzen. — Es gibt kein anderes Mittel, die ersten Bedürfnisse des Lebens im angemessenen Preise zu erhalten, als: nicht zu viel Hände der Urproduction zu entziehen und diese Production selbst so wenig als möglich zu erschweren. (S. **Kornhandel**, **Kornmagazine**, **Kornmangel**.) K.M.

Thibaudeau (Antoine Claire, Graf), einer der berühmtesten durch die königl. Ordonnanz vom 24. Juli 1815 aus Frankreich verbannten Franzosen, gegenwärtig mit kaiserlicher Erlaubniß in Prag sich aufhaltend. Er war bis zum Ausbruch der Revolution Advocat

n Poitiers, und wurde 1792 in den National-Convent gewählt. In dem Prozeß des Königs stimmte er für den Tod, war gegen die Appellation an das Volk und gegen den Aufschub des Urtheils. Während der Regierung des Convents wurde er mit vielen Sendungen in die Departements beauftragt, auf welchen er sich für die damalige Zeit mit Mäßigung benahm, übrigens allenthalben den entschiedensten Republikanismus zeigte. Nach dem 18. Brümaire wurde er von Napoleon sehr hervorgezogen, zum Präfecten in Bordeaux, und zum Staatsrath, ernannt; auch erhielt er den Grafentitel. Thibaudeau gehörte jetzt zu den eifrigsten und talentvollsten Anhängern Napoleons. Nach der Rückkehr desselben von Elba erhielt er wichtige Sendungen in die Departements, und wurde in die Kammer der Repräsentanten ernannt, in welcher er sich bis zu dem letzten Augenblick und als Paris schon ganz von den allirten Armeen umringt war, auf das heftigste gegen die Anerkennung der Bourbons erklärte. — In Prag, seinem jetzigen Aufenthalt, hat er in Verbindung mit seinem Sohne ein Handlungshaus errichtet.

Thierarzneikunde, Thierarzneikunst. Die Kenntniß der Thierkrankheiten, die Kunst sie zu verhüten, zu behandeln, ist der Gegenstand dieser Wissenschaft, die für jeden Staat überhaupt, besonders für jeden darin lebenden Oekonomen wichtig ist. Selbst dem Arzte kann sie ein nicht unbedeutender Zweig seiner Kunst seyn. Die Analogie vieler Krankheiten der Thiere und Menschen ist auffallend und die genaue Beobachtung der einen führt zu einer genauern Kenntniß der andern. Wenn Jenner die Kuhpocken nicht genau erforscht hätte, so würden wir noch immer die Menschenpocken Gesundheit, Schönheit, Leben bedrohen sehn. Die Beobachtung, daß einer Seuche unter den Menschen sehr häufig eine ähnliche unter den Thieren voranging, daß solche Thierepidemien mit den menschlichen ungemein oft viel Aehnliches haben, darf hiebei gewiß auch nicht übersehen werden. Schon Homer erzählt uns, wie die Pest im griechischen Lager zuerst damit anfing: daß

Maulthiere und Hunde stürzten dahin,
Und die rächenden Pfeile trafen zuletzt die Menschen.
Il. IX. 50.

Die Entzündungskrankheiten spielen bei Thieren und Menschen in ihrem Ursprunge, Fortgange, Ausgange eine ganz gleiche Rolle und die Behandlung ist in der Hauptsache dort und hier gleich. Ein Aehnliches ließe sich noch von vielen andern Krankheiten beider behaupten. Man sieht daher, daß Vieharzneikunde nichts als ein Zweig der Arzneikunde überhaupt ist, der, um cultivirt zu werden, alle die Hülfswissenschaften bedarf, die diese unterstützen: Chemie, Naturgeschichte, Botanik, Kenntniß der Arzneimittel; daß er in alle die Nebenzweige zerfällt, in welche wir die Arzneikunde eintheilen, in Physiologie, Pathologie etc., nur in Anwendung auf die Thiere gedacht, die uns umgeben etc. So wichtig aber auch diese Wissenschaft und Kunst immerhin erscheint, so wenig ist doch für sie mehrere tausend Jahre lang geschehen. Gingen schon viele Jahrhunderte hin, ehe der Arzt zu Ehren, zu bürgerlicher Würde kam, ehe ihm erlaubt wurde, jedes Hülfsmittel seiner Wissenschaft frei und ungestört zu benutzen — z. B. die Anatomie; — so traf dies Schicksal noch mehr denjenigen, der sich damit beschäftigte, die Leiden der den Menschen so wichtigen Hausthiere zu erforschen, und dies war die Ursache, daß noch seltner ein Mann von Kopf und Bildung daran ging. Columella ist un-

ter den Alten der erste, der einen Abschnitt in seinem Werke de re rustica über die Krankheiten der Pferde und Kühe hat. Celsus soll mehreres darüber geschrieben haben, doch haben wir es nicht. Ein eigentliches Werk darüber schrieb zuerst Vegetius, der im vierten Jahrhunderte lebte und vier Bücher de arte veterinaria schrieb. — Mit dem alsdann beginnenden Verfalle der Wissenschaften überhaupt konnte von dieser am wenigsten die Rede seyn, und was in dieser Art bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts etwa geleistet wurde, bezog sich ganz auf die Krankheiten des Pferdes, als des Thieres, das wegen seines hohen Preises den eigennützigen Menschen noch am ersten, besonders in England und Frankreich, bestimmte, seine Krankheiten zu erforschen, zu heilen. Inzwischen wüthete im 18ten Jahrhunderte zwischen 1746 — 1750 eine große Rindviehpest, und sie war es, die die Aufmerksamkeit großer Aerzte, wie der Regierungen, auf sich zog. Ramazzini, Lanzisi in Italien, Feuvages in Frankreich schrieben darüber. In Frankreich wurden in dieser Zeit Roßarzneischulen zur Bildung tüchtiger Kurschmiede und Roßärzte angelegt, die ein gewisser Bourgelet, Professor in Lyon, unter seiner Oberaufsicht hatte. Dieser Bourgelet erwarb sich nicht allein durch seine Vorträge in diesem Zweige der Vieharzneikunde große Verdienste, sondern noch mehr trug er zur Verbreitung richtiger Kenntnisse durch seine zahlreichen Schriften und seine Aufsätze in der Encyklopädie bei. Er war ein ungemein wissenschaftlich gebildeter Roßarzt, und übertraf darin noch seinen Collegen Genson in der Dauphiné, den die Leser in Marmontels Denkwürdigkeiten näher kennen lernen (2r Th. S. 50 u. folg.). Alle die Namen anzuführen, die vorzüglich in Frankreich, jedoch auch in Deutschland in diesem Fache berühmt wurden, wäre hier zu weitläuftig. Vergessen dürfen wir jedoch nicht, daß sich darunter die eines Linné, eines Camper, eines Gibson, der aus einem geschickten Wundarzte ein noch geschickterer Roßarzt wurde, eines Brecken, der Boerhave's Schüler war, u. s. f. befinden. In London ward im J. 1790 eine große Anstalt zur Bildung von Roßärzten errichtet, wozu die angesehensten Grundeigenthümer beitrugen. — Inzwischen kann es Keinem aus diesem Ueberblicke entgehen, daß es 1. eigentlich nur vorzüglich Aerzte waren, die hier die Bahn brachen und das Vorurtheil besiegten, das dagegen sprach; 2. daß die Roßarzneikunde vorzugsweise der Zweig war, der am frühesten und am besten cultivirt wurde. Es verging noch manches Jahr, ehe über die Krankheiten des Rind- und Schafviehes gleiches Licht verbreitet wurde, und noch jetzt in diesem Augenblicke handeln nur wenig Schriftsteller die Krankheiten dieser Thiere, noch weniger die der Schweine, der Hunde rc. mit der Genauigkeit ab, welche in Hinsicht des Pferdes schon lange beobachtet wurde. In Deutschland ist das Rohlwessche Vieharzneibuch noch immer das umfassendste in der Art. Noch seltner finden sich aber gebildete Thierärzte. Gute, wackere Roßärzte findet man wohl, wenigstens in allen großen Städten, bei großen öffentlichen Gestüten, und für ihre Bildung ist durch eine Menge Anstalten von Seiten der meisten Staaten gesorgt. Die Behandlung des Horn-, Schaf- und Borstenviehes ist aber meistentheils fast überall dem Landmann selbst und dem meist eben so ungebildeten Hirten überlassen. Was wir noch von Thierarzneischulen haben, läuft fast allein auf Roßarzneikunde hinaus und was für Thierarzneikunde gethan ward, verdanken wir, in Deutschland wenigstens, fast allein den Aerzten, die diesen Gegenstand zu ei-

nem Nebenstudium machten. Auf solche Art droht eine Rindviehpest, Schafseuche rc. allemal dem Wohlstande des Landes einen empfindlichen Stoß zu versetzen, weil es immer an Männern fehlt, die mit gehöriger Kenntniß und kräftigem Willen ihr entgegen arbeiten. Aus gleichem Grunde geht jährlich eine Menge der herrlichsten Kühe zu Grunde, weil die Entbindung den rohen Händen eines unkundigen Hirten anvertraut bleibt. Gewiß würde der Staat ein verdienstliches Werk beginnen, der für die Bildung tüchtiger Hirten in dieser Hinsicht sorgte; eine Sache, die den Wohlstand der einzelnen Landleute, denen eine Kuh oft alles ist, wie des Landes überhaupt — in so fern z. B. die Ausbreitung einer Rindviehpest am sichersten dadurch gehemmt würde — in unzähligen Fällen sicherte.

Thomisten, s. **Thomas von Aquino** und **Scholastiker**.

Thon, ein sehr verbreitetes Mineral, meist von grauer, aber auch anderer Farbe, regelloser Gestalt, erdigem Bruch, das sich mehr oder weniger fettig anfühlt, das Wasser begierig absorbirt, durch das Brennen hart wird und bei starkem Kalk und Eisengehalt in heftiger Gluth schmilzt. Die Bestandtheile sind Kieselerde, Thonerde, Wasser und in der Regel auch etwas Kalk, Eisenoxyd und Spuren salzsaurer Verbindung.

Thor, **Thouth** oder **Theuth**, eine uralte, etwas räthselhafte Gottheit der Aegypter, und zugleich eine Hieroglyphe, womit sie den Anfang des astronomischen Jahres bezeichneten. Nach ihnen war er der Urheber des astronomischen Jahres, und der Ordner der Gestirne und ihres Laufes. Ihm schrieb man auch wohl die Erfindung der Schrift und der Wissenschaft überhaupt zu; daher seine Aehnlichkeit mit dem griechischen **Hermes** und römischen **Merkur**, mit dem ihn **Cicero** (de nat. deorum III. 22) zusammenstellt.

Thran, ein flüssiges Fett, welches zum Theil von selbst auslaufend, anderen Theils aber, durch künstliche Mittel in den Thransiedereien, aus dem Specke der Wallfische, Robben, auch wohl der Heringe, wenn sie im Uebermaaße gefangen oder zum Verkaufe zu schlecht sind, gewonnen wird.

Thule. Unter diesem Namen kommt bei den Alten ein Land vor, das sie als die äußerste Gränze der Erde nach Norden bezeichnen. Wahrscheinlich nahmen die Alten selbst nicht immer dasselbe Land, oder dieselbe Insel dafür an, ja Viele dachten sich wohl gar kein bestimmtes Land darunter. Daher die große Ungewißheit, und die abweichenden Meinungen der Gelehrten. Nach **Pytheas** sollte es eine Insel seyn, 6 Tagereisen nördlich von Britannien. Manche dachten sich darunter eine der **schottländischen** Inseln, Andre und zwar die meisten, die **norwegische** Küste, noch Andre **Island**, und dieser Meinung ist auch **Mannert**.

Thüringerwald ist ein bekanntes deutsches Waldgebirge, eine Fortsetzung des Fichtelgebirges, und hängt im Südosten mit diesem zusammen, welcher Zusammenhang in der Gegend von Münchberg und Gefrees im Obermainkreise des Königreichs Baiern sichtbar ist. Der Thüringerwald erstreckt sich vom 50° 58′ bis zum 51° 12′ der Nordbreite, und erhebt sich in der Nähe der Städte Eisenach, Markfuhl und Salzungen aus dem Werrathale, und zieht sich südöstlich an der Gränze des vormaligen obersächsischen und fränkischen Kreises fort, bis er in der Gegend von Lobenstein ins Saalthal (wo er jedoch den Namen Frankenwald erhält), und um Cronach ins Main-

thal abfällt. Die Länge desselben beträgt 15 und die Breite zwei bis vier Meilen. Es ist ein langer Gebirgszug mit einem schmalen Kamme, und wird nur in der Nähe des Schneekopfs, an der Straße zwischen Suhl und Ohrdruf, zu einer breiten Fläche, von einer halben Meile im Durchmesser. Spitzen und Zacken wird man nirgends gewahr. Es gibt auf dem ganzen Gebirgsrücken nur drei kahle Felsengipfel, den Gerberstein, unweit Altenstein, den Tröhberg bei Winterstein und den Hermannsberg bei Oberschönau. Uebrigens sind die ausgezeichnetsten Punkte für dessen Ansicht der Inselsberg, der Schneekopf, der Küchelheyer, gewöhnlich Kickelhahn genannt, bei Ilmenau und der Burzel bei Breitenbach. Der Inselsberg erhebt sich hoch über die ganze Bergkette, ist nach einigen 2604, nach Andern 2791 oder 2832 Fuß hoch, und auf seiner obern Fläche ganz frei von Wald. Hier stößt das gothaische und hessische Gebiet zusammen. Der südliche Theil des Inselberges heißt der Inselstein, und ist eine steile nackte Felsenwand. Man sieht den Inselsberg fast in ganz Thüringen, ja vom Bracken. Der Schneekopf giebt nebst dem durch eine tiefe finstere Bergschlucht zusammenhängenden eben so hohen oder noch höhern Beerberge dem Inselsberge an Höhe nichts nach, oder übertrifft ihn wohl sogar, indem er nach Einigen 2760, nach Andern 2975 Fuß hoch ist, kann aber nicht überall gesehen werden, und hat daher nicht das ausgezeichnete Ansehen des Inselsberges. Der Dollmar liegt am äußersten Ende eines der südwestlichen Gebirgsarme, und seine große runde Basaltkuppe wird auf der ganzen fränkischen Seite gesehen. Der höchste Rücken des Hauptgebirges des Thüringerwaldes, so wie die höchsten Felsengipfel bestehen aus Granit, Thonschiefer und vorzüglich aus Porphyr, welcher hier am weitesten verbreitet ist. Das ganze Gebirge ist bis auf die äußersten Höhen mit Wald bedeckt, welcher meistens aus Tannen und Fichten besteht; einige Gegenden sind auch mit Laubholz, größtentheils Buchen bewachsen. Von dem Rücken des Thüringerwaldes fallen die Hauptthäler nach zwei Richtungen, nordöstlich und südwestlich, ab. Von dem größten Theile seines nordöstlichen Abhanges fallen alle Gewässer der Elbe, von dem westlichen und 2/3 des südlichen der Weser, und von dem kleinsten Theile im Süden dem Main zu. Eine besondere Merkwürdigkeit des Thüringer Waldes ist der Rennweg oder Rennsteig, ein Weg, der vom Anfange des Gebirges bis zur Saale ununterbrochen auf der Höhe des Rückens fortläuft, und nur wenige bewohnte Orte berührt. Von dem hessischen Antheile an bis zu dem reußischen Gebiete ist er überall mit hohen Gränzsteinen besetzt. Dem Harze ist der Thüringer Wald zwar in Ansehung seiner Höhe, Länge und Breite und seines Holzreichthums gleichzusetzen, aber nicht in Hinsicht des Metallreichthums und des Bergbaues. Das einzige Metall, das man in großer Menge findet, ist Eisen, besonders in dem preußischen und hessischen Antheile der vormaligen Grafschaft Henneberg, wo auch zahlreiche Hüttenwerke im Gange sind. Einige aus dem thüringer Walde kommende Flüsse führen Goldsand bei sich, und bei Ilmenau wurde vormals auch auf Silber gebauet. Der thüringer Wald gehört nicht einem Fürsten, sondern der Großherzog von Weimar, die sämmtlichen Herzöge des sächsischen Hauses, der Kurfürst von Hessen, der König von Preußen, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, auch der König von Baiern besitzen Theile dieses Gebirges. Zum Behuf derer, die das thüringer Waldgebirge bereisen wollen, dient vorzüglich von Hoffs und Jacobs thüringer Wald, Gotha 1807,

n 2 Bdn., mit Landcharten und Kupferstichen. Zum Beschluß geben wir von einigen theils am Fuße, theils auf der Höhe des Gebirges liegenden Orten die Erhöhung über der Meeresfläche an: Oberhof 2256, Gehlberg 1890, Zella St. Blasii 1266, Georgenthal 1008, Ruhla 966, Gotha 756 und Eisenach 546 Fuß hoch.

Tibur, eine der ältesten und ansehnlichsten Städte Latiums, am Flusse Anio (jetzt Teverone), da wo jetzt Tivoli liegt, in einer quellenreichen, anmuthigen Gegend. Kaiser Hadrian hatte hier eine prächtige Villa, aus der wir noch viele Alterthümer besitzen.

Tiedge (Christoph August), der unter den Dichtern Deutschlands einen ausgezeichneten Ruhm behauptet, ward 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren. Sein Vater war hier Rector der Stadtschule, ward aber wenige Jahre darauf als Conrector an das Gymnasium zu Magdeburg versetzt, wo er 1772 gerade in dem Zeitpunkte, als jener sein ältester Sohn die Universität beziehen wollte, starb, und eine zahlreiche Familie in der größten Dürftigkeit hinterließ. — Tiedge, der sich der Rechtswissenschaft widmete, entwickelte während seines dreijährigen Aufenthalts zu Halle ausgezeichnete Fähigkeiten. Nach vollendeten Studien ging er 1776, die juristische Laufbahn bei Seite lassend, nach Elrich, in der ehmaligen Grafschaft Hohenstein, zu der von Arnstädt'schen Familie als Hofmeister. Hier in einer herrlichen Gegend, gar bald in nähere Bekanntschaft getreten mit dem liebenswürdigen Dichter Göckingk, lebte er mehrere Jahre seinem Berufe und den Musen, die ihn in Verbindung brachten mit Gleim und Klamer Schmidt. Auch machte er hier schon die nähere Bekanntschaft der Frau von der Recke. Die ersten dichterischen Versuche Tiedge's, unter denen auch eine Operette in der damals beliebten Weißeschen Manier ist, stehen in der Zeitschrift Olla Potrida; auch findet man von den namhaft gemachten Jahren an seine frühern Gedichte, die Beifall erhielten, in den von Bürger und von Voß herausgegebenen Musenalmanachen. — Nachdem Tiedge im Sommer 1784 einen Besuch bei Gleim gemacht hatte, folgte er bald dessen Einladung, und zog nach Halberstadt, wo er in ununterbrochener Verbindung mit seinem Gleim und mit Klamer Schmidt lebte. 1792 zog er zu dem Domherrn von Stedern als Gesellschafter und Privatsecretär, und blieb auch nach dem im nächsten Jahre erfolgten Tode des Domherrn bei dessen nachgelassener Familie, mit der er nach Reinstädt bei Quedlinburg zog. Er ging dann mit der Frau von Stedern im Anfange des Jahres 1797 nach Magdeburg, wo er mit Archenholz, Matthisson und von Köpken glückliche Tage verlebte, kehrte aber wieder zu dem Landsitze zurück, dessen Umgebung er in vielen seiner Gedichte (die Roßtrappe, die Lauenburg u. s. f.) besang. Fortdauernde körperliche Leiden der Frau von Stedern bestimmten sie das benachbarte Quedlinburg zu ihrem Wohnorte zu wählen (1798). Tiedge begleitete seine Freundin und ihre zwei Töchter, deren Erziehung und Bildung er sich zum Beruf machte, dorthin, wo sie im Frühjahre 1799 nach einem langwierigen Krankenlager starb. Zwar hatte sie, vor ihrem Tode, durch testamentarische Verfügungen für Tiedge's bürgerliche Subsistenz gesorgt; zwar hatte er durch Gleims Vermittelung im Domstifte zu Halberstadt schon 1793 eine kleine Vicariatspräbende (ein Domcommissariat) erhalten, aber sein Gemüth war durch diesen Verlust zu tief erschüttert, als daß er in einer Gegend hätte länger verweilen können, wo alles ihn mit schmerzlichen Erinnerungen erfüllte. Er resignirte seine Präbende zu Gunsten eines jüngern Bru-

ders, machte mehrere Reisen im nordöstlichen Deutschland, und hielt sich abwechselnd längere Zeit zu Halle und zu Berlin auf. In dieser Stadt traf er wieder zusammen mit der Frau von der Recke, seiner Freundin, welche gleich ihm die Liebe zur Dichtkunst und zu allem Hohen und Schönen der Geistesbildung durchs Leben begleitet. Tiedge ward ihr Hausgenosse und Gesellschafter, machte mit ihr mehrjährige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien (1805—1808), und lebt als treuer Lebensgefährte bei und mit der würdigen Matrone, die, durch körperliche Leiden und reiche Erfahrungen bestimmt, ihren Lebenskreis auf eine fruchtreiche Häuslichkeit beschränkt, gewöhnlich den Winter hindurch zu Berlin, in den Sommermonaten in den böhmischen Bädern zu Teplitz und Carlsbad und auf dem Landgute der Herzogin von Curland, zu Löbichau bei Altenburg. Tiedge erwarb sich als Dichter zuerst einen Namen durch seine poetischen Episteln, eine Dichtungsart, welche damals durch die Bemühungen Gleims, Jacobi's, Klamer Schmidts und Göckingk's mit besonderer Vorliebe in Deutschland aufgenommen wurde. Wenn die genannten Dichter, jeder nach seiner Weise, dem Weg folgten, welchen die geistreichen leichten französischen Epistieldichter betreten hatten, so zeigte Tiedge eine Originalität, die sich zur didaktischen Poesie hinneigte, und bei der Ausbildung satirischer Gemälde, wie bei der Verherrlichung großer Naturscenen, einen ernstern Charakter festhielt, dessen zarteste Töne rein elegisch sich aussprechen. Hiebei offenbarte Tiedge ein tiefes reiches Gemüth und strebte nach einer Eleganz der Sprache, welche die leichte Gewandtheit der epistolarischen Mittheilung nicht beeinträchtigt. Durch so hervorstechende Eigenschaften empfohlen, trat er dann 1801 hervor mit seiner Urania, einem lyrisch-didaktischen Gedichte, dessen in kurzer Jahresfrist auf einander folgende zahlreiche Auflagen die günstigste Aufnahme bezeugen, welche jedoch mehr die einzelnen lyrischen Theile (später von Himmel in Musik gesetzt), und die eingewebten trefflichen Episoden, Rhapsodien und Gnomen fanden, als daß das Werk als ein poetisches Ganzes angesprochen hätte. Der mit Einsicht dem Gedicht vorgesetzte Plan konnte dieses nicht beseitigen, sondern verrieth vielmehr, daß die bedeutendsten Theile des Ganzen selbstständig gebildet und dann nach jenem Plane zusammengestellt, nicht aus dessen lebendigem Bewußtseyn hervorgegangen sind, weshalb denn auch die Verbindungen und Uebergänge der verschiedenen Theile mehr rhetorische Gewandtheit offenbaren, als poetische Einheit und gestaltendes Leben. Selbst der rühmliche Fleiß, den Tiedge bei den neuern Ueberarbeitungen dem Gedichte widmete, konnte diesen in dem Wesen desselben liegenden Mangel nicht beseitigen; wie sich denn überall das Talent des Dichters mehr offenbart in der Ausführung, als in der Gestaltung des Ganzen seiner poetischen Productionen. — Ein zweites didaktisches Gedicht, der Frauenspiegel (1807), welches sich nach seinem Inhalte und seiner Anlage mehr hinneigt zum epistolarischen Styl, für welchen Tiedge ein so entschiedenes Talent hat, wurde, vielleicht wegen seiner Eintönigkeit, mit Kälte aufgenommen, wogegen seine Elegien und vermischten Gedichte (2 Theile 1806 und 1807) einen Beifall ärndteten, der dadurch noch ausgebreiteter wurde, daß die beliebtesten Componisten viele lyrische Stücke der Sammlung mit sehr gefälligen Musiken begleiteten. Vorzüglich unter den Elegien sind Gedichte, die in der Würde des Vortrags, in der Tiefe der Empfindungen und in der Hoheit der Gesinnung den schönsten Blüthen der deutschen Poesie beigezählt werden können, z. B. die Elegie

auf das Schlachtfeld; auch mehrere Lieder sind anerkannt trefflich. Weniger glücklich scheint der Dichter im Fache der Romanzen zu seyn; denn man wird hier oft eine mahlende Wortfülle, erzählende Breite und enggeschlossene Manier der Redeform gewahr, die das Element des romantischen Lebens zerstören. — In den beiden kleinen Liederromanen: das Echo und der singende Baum, nähert sich der Dichter dem idyllischen Epos; in beiden Kränzen ist manches zarte Lied eingeflochten; doch wird gerade bei dieser Anerkennung am sichersten bemerkt, daß oft das Lied der Erzählung Eintrag thut, und dagegen die Erzählung lückenbüßende Lieder einweben ließ, die ohne diese Rücksicht eine freie Wahl würde ausgesondert haben. Auch bietet der zuletzt genannte Liedercyklus ein belehrendes Beispiel dar, daß die leiseste Ahnung des Bemühens eines Dichters, naiv seyn zu wollen, den Begriff des Naiven selbst zerstört.

Tierney (George), Mitglied der Kammer der Gemeinen in England, und eines der bedeutendsten Häupter der Opposition. Tierney hatte sich dem Rechtsstudium gewidmet, um Advokat zu werden; aber seine Neigung zog ihn bald zur Politik hin, und er suchte nun ins Parlament zu kommen, was ihm auch 1786 gelang. Er trat sogleich zur Oppositionspartei und nahm an allen wichtigen Verhandlungen und Debatten (deren Anführung hier zu weitläuftig seyn würde) von dem ersten Augenblicke seines Eintritts ins Parlament bis auf die jetzige Zeit beständig lebhaften Antheil. Im J. 1798, bei Gelegenheit einer Debatte über die Vorrechte der Marine, behauptete Pitt, Tierney's Opposition habe keinen andern Zweck, als den öffentlichen Dienst zu lähmen. Dieser wollte ihn über diesen beleidigenden Ausdruck zur Ordnung gerufen wissen, allein Pitt, statt nachzugeben, wiederholte seinen Satz in noch schärfern Ausdrücken. Dieser Auftritt hatte ein Duell zur Folge, bei welchem aber keiner von beiden Schaden litt. 1801 wurde er Mitglied des Addington'schen Ministeriums, das den Frieden von Amiens herbeiführte. Auch war er Mitglied des kurzen Grenville'schen Ministeriums. Tierney gilt für einen Mann von großen Talenten und einer ausgezeichneten Gewandtheit in Geschäften. Er versteht sich vollkommen auf alles, was die englischen Finanzen und die indischen Angelegenheiten betrifft, und die Minister haben sich sehr vor ihm zu hüten, da er keine Blöße, welche sie geben, ungerügt läßt.

Tigris, einer der größten Ströme Asiens, der in Armenien entspringt, sich in mehrere Arme theilt und mit dem Euphrat vereinigt. Er bildet die östliche Gränze Mesopotamiens und führt noch jetzt den alten medischen Namen, der einen Pfeil bezeichnen und die Schnelligkeit seines Laufes andeuten soll. Bei Bagdad, wo er durch mehrere Nebenflüsse verstärkt worden ist, beträgt seine Breite, nach Niebuhr, 600 Fuß.

Tirailleurs sind Infanteristen, die nicht in geschlossenen Haufen, sondern zerstreut fechten. Ihr Name zeigt schon, daß sie viel schießen. Schon in der Schlacht bei Pavia (1525) finden wir bei den Spaniern Haakenschützen und Musquetiers, die vor der Linie bald zerstreut, bald in kleinen Haufen fechtend durch ihr Feuer der französischen Cavallerie sehr lästig wurden. — Die Croaten der Oesterreicher sind in den drei schlesischen Kriegen immer als Tirailleurs gebraucht worden; nur ist zu bemerken, daß diese Tirailleurs gewöhnlich sehr gut schossen und deshalb zugleich den Dienst der Scharfschützen oder Jäger mit versahen. Im Revolutionskriege ward die

Zahl der Tirailleurs von den Franzosen eben so sehr vermehrt, als ihr Gebrauch geändert: ihre neuen Soldaten konnten in der kurzen Uebungszeit nicht die Manövrierfähigkeit erhalten, die zu der damaligen Tactik ihrer Gegner — den langen zusammenhängenden Linien — nöthig war, sie kamen also sehr zeitig auf die Colonnen, wodurch jene Mängel größtentheils beseitigt wurden, und schickten diesen, theils um die Gewalt des ersten feindlichen Anfalls zu brechen (vielleicht auch um einen den Linien der Gegner angemessenen Raum einzunehmen), theils um jenen ihre eigentlichen Bewegungen, so wie die etwa entstehenden Unordnungen zu verbergen, große Schwärme zerstreuter Infanteristen voran, welche knackerten. Eine lange Kriegspraxis bildete diesen ersten einfachen Gebrauch immer mehr aus, und jetzt sind die Tirailleurs ganz unentbehrlich. Sie leisten beim Angriff wie bei der Vertheidigung die wesentlichsten Dienste, und gewöhnlich besteht ein beträchtlicher Theil unserer Schlachten aus Tirailleurgefechten. Da sie auch jetzt — wo die damaligen Ursachen ihres Gebrauchs zum Theil weggefallen sind — angewendet werden, um den Feind von der eigentlichen Stellung der Colonnen ab- und überhaupt hinzuhalten, und Terrain-Abschnitte zu vertheidigen, in welchen man keine geschlossenen Massen aufstellen kann, so ist natürlich das Charakteristische ihres Gebrauchs: zerstreutes Gefecht mit bester Benutzung des Terrains von jedem Einzelnen, und Verzögerung der entscheidenden Schläge, die Bedingung des guten Schießens aber nur untergeordnet; denn wie wünschenswerth es auch sey, so ist doch die scherzhafte Erklärung: tirailliren heiße viel und schlecht schießen, in ihrer Einseitigkeit nicht ohne Grund. Hier liegt der Unterschied von den Scharfschützen, mit denen man die Tirailleurs oft verwechselt. Daß übrigens dieser erweiterte und veränderte Gebrauch der Tirailleurs, in Verbindung mit den Colonnen, die ganze Tactik geändert, und damit den entschiedensten Einfluß auf die Kriegsführung im Allgemeinen gehabt habe, liegt zu Tage. S-z.

Tizian, s. Titian.

Todeskampf (Agonie), wird der Zustand genannt, der unmittelbar dem Tode selbst vorhergeht, in welchem der Tod gleichsam mit dem Leben ringend und dasselbe besiegend gedacht wird. Nach Maaßgabe der Veranlassungen, die den Tod herbeiführen, ist dieser Zustand durch verschiedene Erscheinungen ausgezeichnet, welche bald in einer völligen Ermattung und Abspannung aller Lebensverrichtungen, bald in einem furchtbaren Sturme und in einer höchst unregelmäßigen Thätigkeit derselben bestehen, welche endlich nach sehr kurzer Rast den Tod herbeiführt. Das Bewußtseyn ist bald schon lange vor dem Tode erloschen, bald dehnt es sich durch den ganzen Todeskampf hindurch aus, und erlischt erst mit dem Ende desselben. Das Ansehen dessen, der mit dem Tode kämpft, ist schon leichenähnlich, das Gesicht blaß, gelblich, schmutzig, die Augen hohl, die Haut der Stirn angespannt, die Nase spitzig und weiß, die Ohren und Schläfe zusammengefallen; ein kalter, klebriger Schweiß bricht an der Stirn und den Extremitäten aus, die Ausleerungen des Stuhls und Urins geschehen unwillkührlich und bewußtlos, der Athem wird röchelnd, stockt und hört endlich ganz auf, und auf diesen Augenblick setzt man den Eintritt des Todes selbst. Die Dauer dieses Zustandes ist sehr verschieden, bald nur minutenlang, bald sich mehrere Tage hinausdehnend. — Wo wirklicher Todeskampf einmal eingetreten, da ist keine Rettung mehr; nur erleichtern läßt sich dieser Zustand durch

freundliche Zusprache, Tröstung, Gebet, Theilnahme, die auch bei dem nicht fehlen soll, dessen Bewußtseyn erloschen zu seyn scheint; denn man kennt jetzt viele Zustände, in denen kein Bewußtseyn vorhanden zu seyn schien, und aus denen doch sogar Erinnerung übrig blieb; ja wer will sagen, ob auch mit dem letzten Athemzuge schon in jedem Falle das Bewußtseyn aufhört? So lange der Sterbende schlucken kann, mag man ihm ein wenig Wein von Zeit zu Zeit einflößen. Arzneimittel sind unnütz, dem Sterbenden unangenehm und nur in den Fällen zulässig, von denen man es nicht mit Gewißheit erkennen kann, ob der Todeskampf zugegen sey, oder nur eine noch besiegbare Schwäche. Grausam ist auch die Gewohnheit, dem Sterbenden das Kopfkissen wegzuziehen. B. P.

* Todesstrafe (poena capitalis). Die Strafe am Leben ist in allen ältern und neuern Staaten angewendet und für nöthig geachtet worden. Nur ein mißverstandenes Gefühl von Menschlichkeit konnte in den neuern Zeiten Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe erregen; und dieß geschah, seit Beccaria sein Buch von den Verbrechen und Strafen herausgegeben hatte. Wenn aber von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt die Rede ist, so wird damit gefragt, ob die Strafe überhaupt bis zum Tode gehen könne, oder, was gleichviel ist, ob es Fälle gebe, in welchen die Staatsgewalt auch den Tod, als Folge der Uebertretung eines Gesetzes, verfügen, und über jemand verhängen könne, oder ob die Todesstrafe überhaupt ungerecht sey; nicht, ob sie nur in einzelnen Fällen, und in welchen unzulässig sey; denn es wird keinem einfallen zu behaupten, daß die Todesstrafe überall rechtmäßig und zweckmäßig zugefügt, oder im Gesetze für mögliche Verbrechen bestimmt worden sey. Was nun die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen überhaupt anlangt, so muß dieselbe in der Angemessenheit einer solchen Strafe an gewisse Verbrechen bestehen, denn das rechtliche Princip der Bestrafung (s. d. Art. Strafe) ist ein Princip der Ausgleichung, und lautet: wie das Verbrechen, so die Strafe. Hienach also soll die Strafe als Folge mit der Gesetzübertretung unzertrennlich verbunden, und durch Größe und Beschaffenheit derselben bestimmt seyn. Gibt es nun Verbrechen, welche den Tod beabsichtigen, und zur Folge haben, Mord und Todtschlag, so ist auch der Tod ihre vollkommen angemessene Strafe. Denn gibt es einmal eine Strafgewalt, und kommt dieselbe dem Staat als Rechtsgesellschaft, um seines Zweckes willen, nothwendig zu, und ist die Anwendung derselben nur durch das Verbrechen bestimmt, so muß dieselbe sich auch auf das Leben der Bürger erstrecken, gegen welches von dem pflichtvergessenen Bürger gefrevelt werden kann; und das unmittelbare Verbrechen gegen das Leben der Bürger wird am natürlichsten mit dem Leben des Verbrechers gebüßt. Denn wer das Leben eines Bürgers willkührlich vernichtet, sey nun der Mord nur Mittel, oder Zweck, der hebt die Grundbedingung der bürgerlichen Gesellschaft und des Rechts auf; er macht sich also, weil das Recht gegenseitig ist, durch seine Handlung selbst der Rechte, die er zerstörte, des Lebens überhaupt verlustig. Allein auch daraus geht hervor, daß das Verbrechen gegen die Existenz des Staats, welches man im strengen Sinne Hochverrath nennt, in so fern dasselbe nämlich die Aufhebung der Wirksamkeit des Rechtsgesetzes in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft, und damit aller Sicherheit bezweckt, ebenfalls mit dem Tode bestraft werden könne. Hiezu fügen Einige auch das Ver-

kaufen eines Menschen in die Sclaverei, welches jedoch an und für sich durch Beraubung der Freiheit, nach dem Gesetze der Ausgleichung, angemessener bestraft zu werden scheint. Obige Verbrechen sind es also, für welche die Todesstrafe rechtmäßige Strafe ist. Die Gründe dagegen, welche man angeführt hat, um die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe zu beweisen (die meisten derselben findet man in Bergks Uebersetzung des Beccaria 2. Theil, S. 65 u. ff.), sind größtentheils von einem ganz falschen und einseitigen Standpunkte aus hergenommen. Man behauptet nämlich z. B., man könne nicht am Leben strafen, denn das Leben sey ein unveräußerliches Recht. Allein alle Rechte schlechthin sind nur wirksam unter der Bedingung der gegenseitigen Anerkennung der Persönlichkeit, von der alle Rechte abhängen, mithin auch das Recht auf Leben; wer daher am Leben gestraft wird wegen eines begangenen Mordes, der veräußert sein Recht nicht, sondern die Strafgewalt entzieht ihm das Recht, dessen er sich durch rechtswidrige Handlung verlustig gemacht hat, weil sie überhaupt die rechtmäßige Gewalt gegen alle Störung der Rechtsgesellschaft ausübt. So kann man also auch nicht sagen, es könne niemand am Leben bestraft werden, weil sich niemand zur Todesstrafe anheischig machen könne. Allerdings kann sich niemand zur Todesstrafe anheischig machen, in so fern er sich nicht zum Verbrechen anheischig machen darf, sondern der Staat ist befugt, sie zuzufügen, in so fern sie überhaupt das dem Verbrechen angemessene Uebel ist, welches als Folge mit demselben verbunden werden muß; und der Verbrecher ist ihr unterworfen, weil jeder Mensch den Gesetzen einer Rechtsgesellschaft, als dem ausgesprochenen allgemeinen Willen ihrer Glieder und der zu ihrer Geltendmachung wirksamen Gewalt des Staats unterworfen ist, und als Bürgschaft eines solchen Rechtsvereins jeder sein Leben einsetzen soll. Die hier angeführte Einwendung ist vorzüglich die des Beccaria, der den Staat auf Verträge gegründet, und behauptet, man könne nicht durch Verträge einwilligen, sich im Fall eines Verbrechens das Leben nehmen zu lassen. Rousseau leitet dagegen in seinem Contrat social die Todesstrafen aus eben diesen Verträgen her. Andere Einwendungen gegen die Todesstrafe sind hergenommen von der politischen und moralischen Ansicht der Strafe. Man sagt nämlich, die Todesstrafe schrecke nicht ab, und bessere auch nicht. Indessen ist nur die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen erwiesen, so würde die Nichterreichung dieser mit der Strafe sich verbindenden Zwecke im Einzelnen kein Grund gegen die Anwendbarkeit der Todesstrafe seyn. Allein es läßt sich die Behauptung, daß die Todesstrafe diese Zwecke nicht erfülle, gar nicht unbedingt im Allgemeinen, sondern nur in Beziehung auf einzelne Fälle, mithin nur auf dieselbe Weise aufstellen, wie man dieß auch von jeder andern Strafe behaupten kann, weil kein Mittel gewisse Zwecke überall erreicht; wiewohl es gewiß ist, daß die Todesstrafe für die Mehrheit der Verbrecher wirklich die abschreckendste ist. So wenig man nun aller andern Strafen entbehren kann, welche man abschaffen müßte, wenn jener Grund gültig wäre, so wenig kann derselbe die Todesstrafe für zweckwidrig, geschweige denn für unrechtmäßig erklären. Aber man hat ferner gesagt, man bedürfe der Todesstrafe nicht, da man sie durch andere Strafen ersetzen könne, ohne die Handlung des Verbrechers in der Strafe nachzuahmen. Hierauf ist zu antworten, da zwischen dem Verbrechen und der Strafe, vermöge des rechtlichen Princips dersel-

ben, eine nothwendige Proportion Statt finden muß, so ist die Handlung des Mörders und die Todesstrafe in dem Erfolg zwar gleich, aber als Handlung selbst, d. i. in Beziehung auf Gesinnung und Zweck derselben unvergleichbar. Diese Nothwendigkeit der Retorsion, welche in dem Begriffe der rechtlichen Strafgewalt liegt, hört auf, wenn man an die Stelle der Todesstrafe eine andere Strafe an sich setzen wollte. Man sagt, man könne sich vor den gefährlichsten Menschen sichern durch Landesverweisung oder lebenslängliches Gefängniß. Aber erstens setzt dieß voraus die nicht zu erweisende Behauptung, daß die Strafe den Zweck habe, die bürgerliche Gesellschaft vor nachfolgenden gesetzwidrigen Handlungen des Verbrechers zu sichern. Und dann können in der That die angeführten Strafen die Todesstrafe nicht absolut ersetzen. Denn abgesehen davon, daß die Rückkehr des Verwiesenen nicht ganz verhindert, und die Landesverweisung eine Ungerechtigkeit gegen andere bürgerliche Gesellschaften werden kann, in welche der gefährliche Verbrecher flüchtet, so behält der landesverwiesene Mörder selbst alle Rechte, welche er frevelhaft verletzt hat, und verliert bloß die bürgerlichen Rechte hinsichtlich desjenigen Staates, in welchem er verbrochen hat; ein Verlust, der nur als zweckmäßige Strafe des Verbrechens gegen denselben individuellen Staat, und zwar nur so lange angesehen werden kann, als noch die Vaterlandsliebe in einem hohen Grade lebendig ist. — Die Todesstrafe wirkt auch sicherer als Landesverweisung und lebenslängliches Gefängniß. Was das lebenslängliche Gefängniß anlangt, welches man statt der Todesstrafe vorgeschlagen hat, so ist dieses die natürlichste Retorsion der Verbrechen, welche an der Freiheit der Bürger begangen werden, und da es Fälle gibt, in welchen es das Schreckliche einer schnellen Todesstrafe noch übertreffen kann, so ist die Behauptung der Philanthropisten, welche die Todesstrafe durch eine mildere, und wie man sich ausdrückte, weniger grausame Strafe ersetzen wollten, auch in Beziehung auf die lebenslängliche Einsperrung unbegründet, die doch dem Staate noch die Last auflegt, den Mörder, der das Leben vermöge seiner Handlung verwirkt hat, auf öffentliche Kosten zu erhalten. Wenn man endlich ganz auf gemeine Weise gesagt hat, daß der Gemordete durch die Hinrichtung des Mörders nicht wieder lebendig werde, so hat man die Strafe ganz materiell als Ersatz und das Verbrechen gegen das Leben gleich einer Privatinjurie betrachtet, deren Bestrafung von dem Willen des Verletzten abhängig ist. Allein die Strafe ist rechtmäßig, abgesehen von einem materiellen Vortheil, welchen verletzte Personen dabei erhalten können, das Verbrechen aber bringt die Ungleichheit zwischen dem rechtlichen und unbescholtenen, und zwischen dem gewisser Rechte unwürdigen Bürger zu Tage, und ruft die Strafgewalt des Staats auf, dem letztern diese Rechte zu entziehen; so wie das Verbrechen insbesondere, welchem die Todesstrafe als rechtmäßige Strafe entspricht, ein Verbrechen gegen die ganze Rechtsgesellschaft ist, die durch den Mord des Einzelnen, oder durch den unmittelbaren Angriff auf ihr eigenes Bestehen, in den Bedingungen ihrer Wirksamkeit angegriffen wird, und den höchsten Grad von Gefährlichkeit hat. Wenn nun überhaupt die Todesstrafe nicht unrechtmäßig und zweckwidrig ist, so kann sie doch nach Beschaffenheit der Fälle modificirt, ferner in eine andre verwandelt, ja durch Begnadigung gehoben werden, wenn sie an sich dem gegebenen Falle nicht entsprechen würde. Dieses ist der Fall z. B. bei sehr ungleichen Verhält-

nissen der Personen, oder wenn der Mord noch mit einem andern Verbrechen, oder Anzeigen besonderer Rechtswidrigkeit verknüpft ist. Hier wird eine Schärfung der Strafe (poena capitalis qualificata) eintreten, wodurch zugleich auch das Volk auf die Größe des Verbrechens aufmerksam gemacht wird. Diese Schärfung kann in einer Verbindung der Todesstrafe mit einer Polizeistrafe bestehen, oder die Art und Vollziehung der Todesstrafe betreffen; z. B. Hängen ist eine entehrendere Todesart als Köpfen. Aber so wie überhaupt die Retorsion, welche bei der Strafe Statt findet, nicht materiell zu nehmen ist, so kann der Staat, ohne seine Würde als Rechtsinstitut aufzugeben, auch keineswegs die Todesart mit besondern Qualen (Rädern, Kneipen mit Zangen), Vierteln, Ersäufen, Verbrennen, und Mißhandlungen des Verbrechers verbinden, wodurch die strafende Gerechtigkeit in eine grausame, blutige Rachgewalt ausarten, und die Menschheit, wie Kant sagt, in der leidenden Person zum Scheusal gemacht würde. Guillotiniren, Enthauptung durch das Schwert und Erschießen würden daher die einfachen Todesstrafen seyn. Im Uebrigen aber muß man bei Bestimmung und Beurtheilung der Art und Vollziehung der Todesstrafe, auch Culturstufe und Sitte der Völker nicht ganz aus den Augen lassen, besonders was die Gefährlichkeit eines Verbrechens für den Staat und den Zweck der Abschreckung betrifft. Nach eben diesem Grundsatze werden die Strafen zu betrachten seyn, welche der Mörder noch an seinem Leichnam erfahren kann, z. B. Aufstecken des Körpers auf den Schandpfahl, unehrliches Begräbniß. Zwar sagt man, ein Todter sey kein Object der Strafe; allein so wie der Mensch im bürgerlichen Verein ein Recht auf Ehre noch nach seinem Tode hat, so kann ihm diese bürgerliche Ehre auch mit der Todesstrafe und nach dem Tode durch besondere symbolische Handlungen entzogen werden. In gebildeten Staaten aber sucht man den Ekel und Widerwillen, den der Anblick des getödteten und verstümmelten Verbrechers erregt, und welcher leicht in Abscheu gegen die rächende Gerechtigkeit übergehen kann, zu vermeiden, und achtet das Verbrechen mit dem Tode abgebüßt. — Daß übrigens die Vollziehung der Todesstrafe öffentlich seyn müsse, ergibt sich aus der Beziehung der Verbrechen auf das Volk. Dem Volke muß die Gewißheit gegeben werden, daß das Verbrechen nicht straflos bleibe; die hierdurch entstehende Ansicht von der Strafgerechtigkeit wirkt sicherer und stärker im Volke, als selbst die Härte der Todesstrafen; die geheime Vollziehung der Todesstrafen aber würde in vielen Fällen zum grausamen Mißbrauch der Gewalt führen. Die Todesstrafe kann, wie oben angedeutet worden, unter gewissen Umständen auch in eine mildere Strafe verwandelt und (jedoch nur in seltenen Fällen) durch Begnadigung gehoben werden. Dieß kann natürlich nicht der Fall seyn ohne Milderungsgründe, d. h. ohne solche Umstände, durch welche gewisse Bedingungen, die bei der Anwendung des Gesetzes vorauszusetzen sind, aufgehoben werden, oder in Hinsicht auf die Unvollkommenheit der Criminalgerechtigkeit überhaupt; und die Anwendung dieser Milderung geschieht, wenn diese Milderungsgründe nicht selbst im Gesetz angedeutet worden sind, meistens von Seiten des Fürsten selbst, dem als Gesetzgeber die Erkenntniß über diesen Fall unmittelbar zusteht, und erscheint dann als ein Werk der Gnade, weil niemand nach dem Gesetze Erlaß der vom Gesetz im Allgemeinen bestimmten Strafe mit Gewißheit erwarten darf. Hieher würde gehören der Fall, wo es entschieden ist, daß

emand einen andern getödtet hat, um selbst getödtet zu werden; denn hier würde, weil die Strafe der Absicht des Verbrechers in diesem Falle nicht angemessen seyn würde, eine andere Strafe eintreten, nicht aber gehört hieher der Fall, wenn einer, der gemordet hat, sonst unbescholten lebte, und seine Gesinnung für den Staat nicht weiter gefährlich scheint; der Richter findet in dem Gebiete der Gesinnungen keine bestimmte Gränze. Eher wird die Härte der Verhältnisse die Strafe des Kindermords mildern, der von der Mutter an dem neugebornen unehelich erzeugten Kinde begangen wird. Eine völlige Begnadigung wäre aber wohl dann möglich, wo wegen einer dringenden, aber vorübergehenden Lage des Staats das Wohl desselben geböte, gewisse in Hinsicht derselben besonders gefährliche Handlungen, z. B. Subordinationsfehler im Kriege, mit Todesstrafe zu belegen, und andere Verdienste des Fehlenden, oder das Verschwinden dieser Umstände, oder endlich die Menge der Theilnehmer an einem solchen Vergehen gegen den Staat oder eine regierende Person die Begnadigung empfähle. Größtentheils wirkt in solchen und ähnlichen Begnadigungsfällen auch Rücksicht auf die Familie des zu Bestrafenden. So ungerecht diese Rücksicht werden kann, wenn sie für sich zum Begnadigungsgrund gemacht wird, eben so ungerecht ist es, wenn man die mit der Todesstrafe verbundenen Wirkungen, als Verlust der bürgerlichen Ehre, der Standesrechte oder des Vermögens auf die Familie ausdehnt; denn kein Unschuldiger darf durch den Schuldigen leiden, so weit die menschliche Gerechtigkeit Schuld und Unschuld unterscheiden kann. Bekannt ist dagegen die Constitution der Kaiser Arcadius und Honorius, welche den Verlust des Vermögens, des Erbfolgerechts und der bürgerlichen und Standesehre der Kinder des Verbrechers mit der Strafe des Hochverraths verbanden, von welcher Grausamkeit man längst abgegangen ist. — Was nun die Praxis überhaupt anlangt, so hat man nirgends die Todesstrafe ganz entbehren können, ja selbst da, wo man sie aus einseitigem Menschlichkeitsgefühl abschaffen wollte, ist man genöthigt gewesen, sich ihrer wiederum zu bedienen, und zwar aus dem Grunde, weil nach der herrschenden Ansicht des sinnlichen Menschen der Tod das größte Uebel ist, dem selbst das mühsamste Leben, so lange demselben zu entgehen noch Hoffnung übrig bleibt, vorgezogen zu werden pflegt, mithin weil die Todesstrafe die abschreckendste ist. Indessen ist es gewiß, daß in einem Staate auch dahin gewirkt werden soll, die Todesstrafe immer mehr entbehrlich zu machen, nämlich dadurch, daß man durch moralische und polizeiliche Anstalten zur Verminderung der Verbrechen wirke, auf welche die Todesstrafe gesetzt ist. Die vordem und jetzt nur noch zum Theil in Deutschland üblichen Todesstrafen sind: 1) Enthauptung durch das Schwert, 2) Erschießen, besonders beim Militär, 3) der Galgen oder das Henken, 4) Rädern von unten (die schärfere Strafe) und von oben, 5) Säcken oder Ersäufen, 6) Vierteln, 7) Verbrennen, 8) Pfählen. Die fünf letztern kommen fast nicht mehr vor; — die dritte (in England und Italien häufig), und die vierte, zum Theil als geschärfte Todesstrafe. Die sonstigen Schärfungen, als Schleifen zur Gerichtsstätte auf der Kuhhaut, Reissen und Kneipen mit glühenden Zangen u. a., sind als barbarisch ganz abgekommen; dagegen findet sich noch das Abhauen der Hand vor der Tödtung, das Aufstecken des Kopfes und der Hand des Enthaupteten auf den Pfahl, oder das Flechten des Körpers auf das Rad, Verbrennen des Körpers nach der Enthauptung (nebst Zer-

streuen der Asche in die Luft, alte Strafe des Hochverraths in England), Begraben des Enthaupteten unter dem Galgen oder unter der Richtstätte, endlich (wiewohl nur hier und da) das Niederreißen des Hauses und die Errichtung eines Schandpfahls (das sonst sogenannte Zimmerbrechen). T.

Todsünden nennt die römische Kirche diejenigen Sünden, welche den ewigen Tod oder die Verdammniß nach sich ziehen, und zählt deren sieben.

Todter Winkel heißt sehr paßlich ein einspringender Winkel bei Festungswerken, welcher von dem Feuer keines andern Werkes bestrichen wird.

Todtes Meer ist ein großer Landsee in der zum türkischen Reiche in Asien gehörigen Provinz Syrien, der schon aus der biblischen Geschichte bekannt ist, indem hier das schöne Thal Siddim mit Sodom, Gomorra und andern Städten durch einen vulkanischen Ausbruch in den Abgrund versenkt wurde, und hierauf dieser See entstand, welcher von den Anwohnern Bahharet Luth, d. i. Loths Meer genannt wird. Er ist 11 Meilen lang, in der Mitte 3 Meilen breit, und hat nach Seetzens Angabe sechs Tagereisen im Umfange. Dieser See erstreckt sich von Norden nach Süden zwischen hohen Bergen, deren Boden aus Sand und Salz besteht, unter welchem man tiefer eine Lage von zähem, stinkendem, schwarzem Peche findet; daher hier keine andere Pflanzen als Kali wachsen, und die ganze Gegend eine Wüstenei ist. Einige Stunden von dem Südende ist der See so seicht, daß man im Sommer hindurch waten kann. Das Wasser ist überall klar und hell, aber äußerst salzig und von ekelhaftem Geschmacke. Am Ostufer legt sich das Salz in fußdicken Schollen an, und alle Steine an den Ufern sind voll Incrustate, denen der Gradirhäuser ähnlich. Alles, was in die Nähe des Sees kommt, selbst die Kleider der Reisenden, pflegt mit einer Salzkruste überzogen zu werden, so stark ist die unsichtbare beständige Ausdünstung des Wassers. Zuweilen steigen auch Dampfsäulen von Zeit zu Zeit aus demselben auf. Das Wasser des todten Meeres übertrifft an Salzgehalt alle bekannten Gewässer der Erde, und seine starke Anschwängerung mit bittern Salzen ist die Ursache, daß darin weder Thiere noch Pflanzen leben können, zugleich ist es dadurch bei so vergrößertem eigenthümlichen Gewichte fähig, Lasten zu tragen, die auf dem Ocean untersinken würden. In 100 Theilen Wasser sind 42,80 Theile Salz, davon 24,40 salzsaure Bittererde, 10,60 salzsaure Kalkerde und 7,80 salzsaures Natrum. Dies bestätigt das beschwerliche Untertauchen im See, das neuere Reisende versichern; dieß erklärt die merkwürdige Erscheinung, daß die schwerere Uferwelle des Sees nicht so leicht als anderwärts spielt, plätschert und an dem Ufer emporschlägt, und der Wind dieses Meer nicht so leicht wie andere Seen in Bewegung setzt. Aus der Tiefe des Sees quillt Asphalt oder Judenpech in sehr großer Menge durch die unterirdische Hitze geschmolzen hervor, welches durch die Kälte des Wassers aber wieder verdichtet wird, und wovon Seetzen erzählt, daß es zuweilen Stücke groß für Kameelladungen sind. Nach demselben Reisenden ist es porös, als wäre es vorher flüssig gewesen, und wird vorzüglich nur in der kalten und stürmischen Jahreszeit ausgeworfen. Verschieden von diesem ist das Pech einer zweiten Art, welches nur aus der Erde gegraben wird, wenige Schritte vom todten Meere, wo es in kleinen Stücken mit Salz, Kieseln und Erde vermengt liegt, nicht den Glanz und Naphthageruch von jenem hat,

und erst beim Gebrauche zum Theriak gereinigt wird. Mit dieser zweiten Art, (man nennt es Anotanon) scheint die ganze Nordküste des Sees umgeben zu seyn. Die vielartige Benutzung des Asphalts in alter und neuer Zeit zu Arznei, wie zu Bereitung des Theriak, der Mumien, (zum Einbalsamiren), zum Kalfatern der Schiffe, zur Sculpturarbeit, zur Färbung der Wolle, hat dieses Material bis heute zu einem wichtigen Handelsartikel gemacht. Der dortige Kalkstein mit dem Bitumen durchdrungen (Stinkkalk), welcher die brennbare Masse so verbirgt, daß sie nur durch Reibung hervorgelockt werden kann, da sich auch entzündet und bis zur Kohle glüht, ohne zu verbrennen, dieser sogenannte sodomitische oder Mosestein ist eben dieser geheimen Kräfte wegen im Oriente überall als mysteriöser Stein betrachtet, und als Material zu Amuleten seit den ältesten Zeiten verarbeitet worden. Aus ihm besteht ein großer Theil der Amulete, die man in den Catacomben zu Saccara gefunden hat, und noch gegenwärtig liefert er das meiste Material zu den Rosenkränzen, die jährlich zu Jerusalem für den Orient verfertigt und in ganzen Schiffsladungen auch nach dem Occident versendet werden. Dieser See nimmt den Hauptfluß von Palästina, den Jordan, auf, und hat keinen Abfluß; das Wasser, das ihm zuströmt, geht wieder durch die starken Ausdünstungen fort, welche durch die unterirdische Hitze des hier gewiß noch brennenden vulkanischen Feuerheerds erzeugt werden.

Tollheit (auch Tobsucht, Raserei, Wuth, mania, genannt) ist die Form der Geisteszerrüttung oder Seelenstörung, welche durch Wuth, Toben, Kühnheit und durch die Neigung zu zerstören und Andre anzufallen, ausgezeichnet ist. Die Tollheit kommt gewöhnlich in einzelnen Anfällen, die bisweilen gewisse Perioden halten, und zwischen denen der Kranke entweder an einer andern Form von Seelenstörung leidet oder auch ganz gesund zu seyn scheint. Die Anfälle kündigen sich meistens durch ein Gefühl von Zusammenschnüren in den Präkordien, durch Brennen in den Eingeweiden, Gefräßigkeit oder Ekel vor Speisen, Gesprächigkeit, Röthe und wilden Blick der Augen, Unruhe und Herumlaufen an. Im Anfalle, der gewöhnlich plötzlich eintritt und schnell seine Höhe erreicht, spricht der Kranke fürchterliche Dinge, schreit und heult, tobt wild herum, bricht in Gezänk und Verwünschungen aus, zerreißt mit ungewohnter Kraft seine Bande, und zerstört, was ihm aufstößt. Auch die nächsten Bekannte, Verwandte und Freunde werden angefallen, entweder mit heftigem Zank und Drohungen oder auch thätlich mit Waffen, den Händen und Zähnen; sie werden hart gemißhandelt, oft getödtet. Kann sich die Wuth nicht gegen Andre äußern, so wendet sie sich oft gegen den eignen Körper; der Kranke verwundet sich, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand ꝛc. Auf der Höhe des Anfalls wird das Gesicht blaß, gelblich, die Augen von Blut unterlaufen, die Zunge trocken; Schaum tritt vor den Mund, der Puls wird groß und fieberhaft, der Schlaf von schrecklichen Träumen (von Feuer und Brand, Schlachten und Zank) unterbrochen. — Der Ideengang hält gewöhnlich den ganzen Tag hindurch an, und ändert sich erst den folgenden. — Die Dauer der Anfälle ist sehr verschieden, bald nur eine oder einige Stunden, bald mehrere Tage; sie endigen sich gewöhnlich mit Abspannung, oft mit einem langen und tiefen Schlaf. — Die Veranlassungen, welche diese Krankheit herbeiführen, sind allzu mannigfaltig, die Curmethoden allzu ungewiß, als daß darüber hier etwas gesagt werden könnte. Daß aber diejenigen, welche Anfällen von Tollheit ausgesetzt sind, ganz vorzüglich

sorgfältig bewacht und auch in den Zwischenzeiten in Aufsicht gehalten werden müssen, versteht sich von selbst. Während der Anfälle sind Zwangsmittel nothwendig, um Unglück zu verhüten. B. P.

Tonnengewölbe nennt man in der Baukunst eines der stärksten, aber dabei einfachsten Gewölber, das, einen halben Cirkel bildend, auf zwei mit einander parallel laufenden Wänden anschließt. Sehr oft findet man in gothischen Kirchen und Gängen dergleichen Gewölbe angebracht.

Topognom, Ortsweiser, ein von dem dänischen Generaladjutanten v. Ries erfundenes Werkzeug, das zu Ortsbestimmungen dient.

*Toreutik (τορευτικη). Da dieses Wort so höchst verschieden und bald im weitern, bald im engern Sinne genommen wird, so wollen wir hier die Ansichten einiger vorzüglichen Archäologen darüber mittheilen. Zuerst Ernesti in seiner Archaeologia literaria Cap. V. nimmt es in so weiter Bedeutung, daß es beinahe dem Begriffe der Bildnerei gleich kommt, nur daß er als Nebenart derselben noch die Plastik im eigentlichen Sinne anführt. Er rechnet zur Toreutik die Bildhauerkunst (in Stein) (ars statuaria); die Bildnerei in Edelstein, Metallen und Elfenbein (caelatura) und in Holz (sculptura), doch setzt er hinzu, daß man diese Namen nicht durchgehends gleich gebraucht habe. Er sagt, die Griechen nennen τορευτὸν und γλυπτὸν, was mit dem Meißel oder einem ähnlichen Instrumente gearbeitet wird. Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst sagt, Toreutik sey die erhabene Arbeit in Silber und Erz genannt worden; die erhabene Arbeit auf Edelsteine dagegen αναγλυφὸν; beides ohne hinlänglichen Grund. Eschenburg und Heyne verstehen darunter die Bildgießerei. Letzterer führt in seinen antiquarischen Aufsätzen 2. B. S. 127 an: τορεύειν, welchem das lateinische caelare entspreche, sey bei den Alten nur von erhabenen Gußarbeiten gebraucht worden. Nach Schneider (griech. Handwörterbuch) ist es erwiesen, daß τορευω und τορευμα nur von halb oder ganz erhobener Arbeit in Metall gebraucht werden, welche durch Formen und Gießen, nicht durch Graben oder Graviren gemacht wird. Von einigen Schriftstellern wird es auch von erhabenen Figuren auf (irdenen und gläsernen) Gefäßen und geschnittenen Steinen gebraucht. Die spätern Griechen, wie Pausanias, brauchten es auch von ganz runden Figuren. Plinius aber hat unter toreutice überhaupt Bildnerei in Bronze verstanden. Endlich hat man angenommen, daß es auch von dem Ueberarbeiten und Vollenden der gegossenen Bilder mit dem Meißel gebraucht worden sey; so z. B. Veltheim.

*Torf. Unter diesem Namen kennt man in der nördlichen Halbkugel eine verbrennliche Erdart, welche auf sumpfigen Wiesen gefunden wird. Ganz unrichtig wird in einigen Gegenden Deutschlands auch die Braunkohle mit jenem Namen belegt, da doch beide wesentlich verschieden sind. Der Torf besteht in halbverweseten Wurzeln der Sumpfpflanzen, von brennbaren Stoffen durchzogen, die zum Theil als wirklicher Schwefel, oft aber nur als Erdharz erscheinen, und bisweilen blos in einer Verbindung des Wasserstoffs mit dem Kohlenstoff und den Extraktivtheilen der Sumpferde besteht. Es ist merkwürdig, daß es nur in den kältern Gegenden der Erde und in den höhern Regionen der Gebirge Torf gibt. Ja wir glauben annehmen zu können, daß in den Gegenden, welche nicht über 200 Schuh sich über die Meeresfläche erheben, nur dann Torf vorkommt,

venn solche Wiesen über dem 45. Grad Norder-Breite liegen. Denn je weiter nach Norden, desto häufiger wird der Torf, so daß die ganze Nordküste von Asien, bis auf 100 Meilen ins Land hinein, fast aus einem zusammenhängenden, über 800 Meilen langen Torf-Moor besteht. Dies hat höchstwahrscheinlich seinen Grund darin, daß der frisch fallende Schnee die schnellere Verwesung und Verdünstung der brennbaren Theile oder des Wasserstoffs hindert. Diese treten daher an den Extractivstoff des Bodens, und bilden dergestalt dieses Brennmaterial. Immer wird man auf den Torfwiesen Wasser von brauner Farbe und von einer gewissen Fettigkeit finden, welches sich nicht leicht mit dem Regenwasser vermischt. Sehr oft sieht man auch gelbrothe Ochererde mit der Torfart gemischt. Der Sauerstoff des in der Ocher zum Theil verkalkten Eisens verbindet sich mit dem Wasserstoff des Torfs zum Schwefelkies, daher man von dem besten Torf immer einen sehr starken Schwefelgeruch bemerkt. Solche Wiesen, wo Torf steht, sind gemeiniglich mit eigenthümlichen Pflanzen bedeckt. Unter den Moosen sind es die Gattungen sphagnum und splachnum, unter den Gräsern die Gattungen eriophorum, scirpus schoenus und einige Riedgräser, welche Torfboden anzeigen. — Das Torfstechen geschieht nach gewissen Regeln. Zuerst muß man Abzugsgräben für das Wasser machen, welches am besten bei trockener Witterung geschieht. Dann muß man den Boden ebenen. Dies geschieht durch Abstechen der obersten ungleichen Schicht, die ohnehin den schlechteten Torf enthält, weil auf ihn die atmosphärische Luft viel stärker eingewirkt hat, als daß er die nöthige Menge verbrennlicher Theile enthalten sollte. Die darauf folgende nun geebnete Schicht, sticht man in gleichförmigen, vierkantigen Stücken aus, und setzt sie zum Trocknen auf eine Anhöhe. So fährt man fort, eine Schicht nach der andern abzustechen, bis die untersten Lagen keine Reste von unverwesenen Pflanzen zeigen. Bei dieser Arbeit muß dahin gesehen werden, daß theils das Wasser nicht zu stark abfließe und die Torfwiese also ganz trocken gelegt werde, theils aber darf man die stehen bleibende Schicht nicht zu hoch unter Wasser liegen lassen, weil das gewöhnliche Wasser den Torf auszehrt und verdirbt; sondern die Torfschichten müssen, ehe sie gestochen werden, von ihrem eigenen Wasser, dem vorher angeführten braunen und fettigen durchzogen seyn, da dies die Brennbarkeit des Torfes erhält. Man muß ferner den Torf auch nicht zu tief stechen, weil man sonst auf unfruchtbare Erde kommt. Gewöhnlich aber steht Sand, oft wahrer Flugsand unter dem Torfe. Sticht man zu tief, so hat man außer dem Nachtheil, einen unbrauchbaren Torf zu bekommen, noch den, daß kein neuer Torf nachwächst, da es dann an den nöthigen Wurzeln solcher Pflanzen fehlt, die durch Vermehrung Torf liefern. Man muß aber immer dahin sehen, daß sich der Torf wiedererzeuge, welches ungefähr in 5 bis 10 Jahren geschieht, und auf diese Art kann unter günstigen Umständen eine Torfwiese, wenn sie richtig behandelt wird, eine unerschöpfliche Quelle von Feuerstoff werden. Daß man aber eine Wiese, die bisher keinen Torf gegeben, zu einem Torfmoor machen könne, scheint uns nicht glaublich, weil die eigenthümlichen Pflanzen, so wie das eigenthümliche Wasser dieser Wiesen, schwerlich durch Kunst erzeugt werden können.

Torricellische Leere. Die wichtigste Entdeckung, mit welcher Torricelli (s. d. Art.) die Naturwissenschaften bereichert hat, ist die wahre Theorie des Barometers. Sein großer Vorgänger Galilei hatte zwar bereits wahrgenommen, daß das Wasser in den Saug-

pumpen nicht höher als 32 Fuß steige; aber zu den Gründen dieser Erscheinung hatte sich sein Geist, gefesselt durch die Vorurtheile der Aristotelischen Philosophie, nicht erheben können. Torricelli kam auf den glücklichen Gedanken, sie von dem Drucke der Luft abzuleiten. Um seine diesfallsigen Versuche mit mehr Bequemlichkeit betreiben zu können, wählte er, statt des Wassers, Quecksilber, womit er eine hinreichend lange, oben zugeschmolzene gläserne Röhre, nach Art der Behandlung unserer jetzigen Barometer (s. d. Art.), füllte. Daher heißt der, bei diesem Versuche leer werdende, obere Theil der Röhre die Torricellische Leere. D. N.

Torricellische Röhre wird, aus den voraufgehenden Gründen, das Barometer genannt, welches auch in der That nichts weiter ist.

† Toscana. Nach Napoleons Sturz nahm, im April 1814, der Erzherzog Ferdinand III., zeitheriger Großherzog von Würzburg, wieder Besitz von Toscana. Hierauf vereinigte der Congreß zu Wien den Staat degli Presidj, das Fürstenthum Piombino nebst Elba (s. d. Art.) und die Enclaven, welche ehemals kaiserliche Lehen waren, mit Toscana; nach dem Tode der Erzherzogin Maria Luise von Parma wird auch das Herzogthum Lucca damit verbunden werden. Der jetzt regierende Großherzog von Toscana, Ferdinand III. (geb. 6. Mai 1769), Bruder des Kaisers Franz I. von Oesterreich, folgte seinem Vater Kaiser Leopold II. (s. d. Art.) in Toscana den 21. Jul. 1790; den 9. Febr. 1801 trat er in Folge des Lüneviller Friedens Toscana an den nachherigen König von Etrurien ab, erhielt dafür durch den Reichsdeputations-Schluß vom 27. Febr. 1813 Salzburg nebst Zubehör als Kurfürstenthum, trat dieses Land wieder ab im Preßburger Frieden den 26. Dec. 1805, erhielt dafür den 1. Febr. 1806 Würzburg; endlich gab ihm der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 Toscana zurück. Er ist Witwer. Sein Sohn, der Erbgroßherzog Leopold, geboren 1797, vermählte sich 1817 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen. — Das Großherzogthum Toscana ist eine Secundogenitur des Hauses Oesterreich (s. d. Art.). Es enthält gegenwärtig auf 410 Quadratmeilen in 30 Städten, 87 Marktflecken und 2559 Kirchspielen 1,250,000 Einwohner, also auf 1 Quadratmeile 2981 Einwohner, darunter 16,000 Juden, vorzüglich in Livorno (s. d. Art.). Der Regent ist unumschränkt. Das Land hat weder Constitution noch privilegirte Stände. Die Einkünfte belaufen sich auf 5 Millionen Gulden. Zur Bezahlung der Landesschuld wurden unter der französischen Verwaltung die Domänen verwandt; doch ist sie noch immer bedeutend. Die Truppenzahl ist 6000 Mann, ohne die Landwehr. Die Marine ist vernichtet; doch ist Toscana in dem Schutzbriefe, den Oesterreich von der Pforte gegen die Barbaresken erhalten hat, mit begriffen. Als Ritterorden sind vorhanden: 1. der Orden des heil. Stephan, gestiftet 1562, erneuert 1817. 2. der Orden des heil. Joseph, gestiftet in Würzburg 1807, auf Toscana übertragen 1817, als Verdienstorden für alle Stände catholischer Religion. 3. der Orden des weißen Kreuzes, gestiftet 1814 für das Militär.

Tott (Baron von), ein bekannter ungarischer Edelmann. Nachdem er 1755 im Gefolge des französischen Gesandten Vergennes Constantinopel besucht, und während eines achtjährigen Aufenthalts daselbst die türkische Sprache erlernt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, war dann eine Zeit lang französischer Resident bei dem Chan

er crimmischen Tataren, und begab sich nach dessen Tode wieder nach Constantinopel wo er von der Pforte zur Verbesserung des Artilleriewesens und der Stückgießerei, so wie zur Befestigung und Vertheidigung der Meerenge gebraucht wurde, und wesentliche Dienste leistete. Nach erfolgtem Frieden ging er nach Frankreich, besuchte darauf in Auftrag der Regierung die levantischen Handelsplätze, zog sich dann in die Einsamkeit zurück, und starb zu Tatzmannsdorf in Ungarn 1798. Wir verdanken Tott sehr interessante Nachrichten über die Türkei, Tatarei, den Archipelagus, Aegypten, Syrien u. s. w.

Tournois (Livre), s. Livre.

Trägheit, im physischen Sinne, ist das Vermögen der Körper, in ihrem Zustande zu beharren, sey dieser ein ruhiger, oder finde dabei Bewegung Statt. Man nennt dieses, zu den physischen Eigenschaften der Körper gehörende, Vermögen auch — und zwar richtiger bezeichnend — Beharrungsvermögen, Gleichgültigkeit gegen Bewegung und Ruhe. Es ist dieses aber keine Kraft, weil diese letztere Aenderung des Zustandes bedingt, sondern ein inneres, jedem Körper eigenthümliches Vermögen, in dem Verhältnisse zu bleiben, in dem er sich eben befindet. Daher schreibt man den Planeten Trägheit zu, weil diese ihre einmal angenommene Bahn stets verfolgen. — Im gewöhnlichen Sinne versteht man darunter Hang zur Ruhe, oder doch zur möglichst geringen Bewegung und Anstrengung: von den Geisteskräften gebraucht, wofern diese nicht durch physische Ursachen in ihrer Thätigkeit verhindert werden, erscheint Trägheit selbst als Untugend, weil die Pflicht der geistigen Wirksamkeit dadurch unausgeübt bleibt.

Tragisch — Tragödie. Das ursprünglich griechische Wort bedeutet eigentlich einen Bockgesang. Entweder weil dem Bacchus, an dessen Festen man ernsthafte, lyrische und heroische Gesänge öffentlich ausführte, ein Bock geopfert zu werden pflegte, oder weil der beste Sänger (Deklamator nach unserer Art zu reden) einen Bock zum Preis erhielt, wurde jenen Gedichten der seltsame Name zu Theil. Man schreibt die Erfindung der Tragödie in ihrer ersten, rohesten Gestalt dem Thespis zu, der zu den Zeiten des Solon lebte ihre Ausbildung zum Drama hingegen dem Aeschylus. So wie Aristoteles sie vorfand, beschrieb er sie als ein dramatisches Gedicht, welches zum Zweck hat, durch Furcht, Schrecken und Mitleid, welche die dichterische Nachahmung einer Handlung erregt, die Leidenschaften zu reinigen. Wie oft diese Erklärung auch nachgebetet worden ist, sie gibt wenig Licht, wenn man nicht den Begriff einer Reinigung der Leidenschaften durch Leidenschaften ins Klare setzt. Die künstliche Erregung jener genannten Leidenschaften, die uns in einen unangenehmen Zustand versetzen, kann wohl auf die Reinigung unseres Gemüths keinen andern Einfluß haben, als den, daß sie es stärkt und übt, die Leidenschaften überhaupt zu beherrschen. Zu einer solchen Uebung scheint in der That nichts geeigneter, als ein Zustand, in welchem der Mensch zu gleicher Zeit die Wirkung mächtiger Leidenschaften, und auch die Kraft fühlt, sich von ihr zu befreien, sobald er will. In diesen Zustand will uns die Tragödie versetzen. Sie will uns jene Leidenschaften, die auf der Sympathie beruhen, und schon darum das Bewußtseyn der inneren Freiheit weniger als die rein egoistischen verdunkeln, durch einen künstlichen Schein, durch Wahrheit des Gedankens ohne Wirklichkeit der That und Begebenheiten erregen, und indem sie den Mangel der Wirklichkeit nicht verhehlt —

Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an —

will sie uns das Gefühl des innern Vermögens lassen, uns davon nach Willkür wieder zu befreien, wäre es auch nur die Selbstmahnung an die Wesenlosigkeit dessen, was uns bewegt. Wer hat nicht wohl einmal in seinem Leben in demjenigen Halbschlummer schon geträumt, wo unser inneres Auge Schreckliches mit Ruhe oder Genuß anschaut, weil noch das Gefühl in uns wach ist, daß es unsre eigne Phantasie ist, welche den Traum erschafft? wo wir träumen mit dem schwankenden, schläfrigen Bewußtseyn, daß wir träumen? Gleich einem solchen Traume will der Dichter mit der Lebendigkeit seiner Gestaltungen auf uns wirken, und dadurch in uns die Kräfte aufwecken, die den Leidenschaften das Gegengewicht halten. Da es auf eine Uebung dieser Kräfte abgesehen ist; so muß er sich hüten, es mit der Erregung der sympathetischen Gemüthsbewegungen so weit zu treiben, daß wir dem Schmerz nur durch ein völliges Zerstören der traumartigen Täuschung entrinnen können. Denn sobald wir zu diesem Mittel greifen, fällt jene Uebung des moralischen Vermögens weg. Wir müssen die Vorstellung, in der Lage der Handelnden zu seyn, aushalten können, selbst da, wo wir sie darin untergehen sehen, indem wir in uns noch das Daseyn der Kräfte fühlen, deren sie für den Augenblick beraubt zu seyn scheinen. Aus diesem Gesichtspunkte vielleicht ist die Aristotelische Erklärung mit demjenigen zu vereinbaren, was in neuern Zeiten über das Wesen der Tragödie philosophirt worden ist. Wir pflegen die Tragödie in unserer Sprache Trauerspiel zu nennen (vergl. Schicksalstragödie), und es scheint nicht, daß die Klarheit des Begriffs bei diesem Purismus gewonnen habe. Wohl manche dramatische Schriftsteller haben das Traurige mit dem Tragischen verwechselt, und statt eines wahren Trauerspiels einen τράγος (Bock) gemacht. Es läßt sich aus der obigen Erklärung entwickeln, daß das Wesen der Tragödie nicht auf dem traurigen, Mitleid erregenden, zu Thränen rührenden Ausgange, sondern auf der Größe und Erhabenheit der Haupt-Idee ruht, auf welche die Fabel hinweis't, und welche sie als ein lebendiges Beispiel belegt. Indem das Gemüth über die Folge trauert, muß der Geist an der Größe und Erhabenheit ihrer Ursache sich ergötzen können, weil sonst nichts, als eine unvermischt schmerzliche Empfindung in uns entstehen kann, welcher wir nur durch die Selbstmahnung an die Täuschung zu entrinnen vermögen. Die meisten neuern Kunstphilosophen haben das weniger eingesehen, als gefühlt, und sich angestrengt, die Frage, was tragisch sey, a priori aufzulösen, und den Begriff dieses Beiworts auf ein höchstes Princip zurückzuführen. Das kann schon darum nicht gelingen, weil der Sinn des gedachten Beiwortes sich wesentlich ändert, je nachdem man es mit diesem oder jenem Hauptworte verbindet. Gebraucht man es von der Haupt-Idee, welcher der Stoff zum Beleg, zur Anschaulichmachung dient, so fällt sein Sinn mit dem Begriffe des Erhabenen zusammen. Sagt man es von einer Fabel, oder einem einzelnen Theile derselben, so drückt es nur die Eigenschaft aus, vermöge deren die Begebenheiten uns zu einer erhabenen Haupt-Idee aufzuregen geschickt sind, woraus keineswegs folgt, daß jede derselben an sich und allenfalls mit ihren nächsten Ursachen betrachtet, ein erhabener Gegenstand für die Anschauung sey. Spricht man von dem Helden (des Stücks), von seinem tragischen Charakter, so weicht dessen Bedeutung noch weiter vom Begriffe des Erhabenen ab. Aristoteles will den Helden

ugendhaft aber menschlich schwach. Das ist an sich nicht erhaben; iber der Held soll auch eben nicht durch seine moralische Größe uns mponiren, sondern hauptsächlich unsern Antheil, unser Mitgefühl erwecken und festhalten, damit das, was in dem Stücke mit ihm sich egibt, mit Geist und Gemüth auf die erhabene Haupt-Idee uns leite. Redet man endlich von tragischen Hebeln, so versteht man darunter Mittel zu Aufregung unseres Geistes und Gemüths, die oft den Anschein des Kleinen vielmehr, als des Erhabenen an sich tragen, und isweilen gerade dadurch um so zweckdienlicher werden, weil die Anschauung einer großen Idee uns um so mehr überrascht, wenn wir nittelst des gleichsam electrischen Stoßes der Ideenverbindung durch leine Begegnisse daran gemahnt werden. So ist es im Lear mehr ls einmal ein Einfall des Hofnarren, der wie ein Blitz das colossale Gebäu der moralischen Weltordnung erleuchtet, und unserem Geiste chtbar macht. Schon um dieser Verschiedenheiten willen ist es eine bsurdität, den Begriff des Tragischen, als einen abstracten, in einer nzigen Erklärung erschöpfen zu wollen, wenn man auch nicht gerade s zu dem unverständlichen Galimathias hinauf abstrahirt, daß das ragische ein Mißverhältniß der menschlichen Willenskraft zu den ebensgöttern sey. Diejenigen fehlen nicht weniger, welche es nseitiger Weise einen Kampf der menschlichen Freiheit mit der Nothendigkeit, des Willens und der That mit dem Schicksal u. s. f. nenn. Das Komische menschlicher Handlungen ist in vielen Fällen chts anderes. Jener Kampf gehört zum Wesen des Drama überupt. Am sichersten bleiben wir bei der lexicographischen Erklärung hen: Tragisch heißt, was zur Tragödie gehört, in ihr zweckmäßig oder auch von ihr herrührt; ja selbst, was ihr durch seine Wirng verwandt ist. Tragisch in dem letztbezeichneten Sinne ist Schils Gedicht: die Kraniche des Ibicus, und die berühmte Gruppe des okoon, obschon sie keine Tragödien genannt werden können. A. Mnr.

Trajectoria. Wenn ein Körper durch gleichzeitige Einwirng mehrerer Kräfte in Bewegung gesetzt wird, so beschreibt er ungewissen Umständen eine krumme Linie; diese heißt seine „Trajeria," vom lateinischen trajicere, von einem Orte zum andern affen. Der durch die Kraft des Wurfs in Bewegung gesetzte Stein B. wird durch die, außerdem auf ihn einwirkende Kraft der Schwere seiner ursprünglich geradlinigen Richtung allaugenblicklich abgekt, und, wofern der Wurf nur nicht vertical gewesen ist, in welm Falle der Stein in der nämlichen Richtung wieder herunterfällt, Beschreibung einer parabolisch gekrümmten Linie, als seiner Trajectoria, gezwungen. S. Ballistik.

Transspiration (gewöhnlich Transpiration) Ausdünstung, Verrichtung der Haut, gewisse Stoffe aus dem Blute abzusondern in Luftgestalt aus dem Körper zu schaffen. (S. d. Art. Haut.)

† Transzendent. In der Mathematik heißen transzenntische (oder transcendente) Linien diejenigen Curven, deren Na durch keine algebraische Gleichung erklärt werden kann. Descarnannte sie mechanische Linien, und verwies sie aus der Georie, Leibnitz aber nahm sie wieder auf, indem er eine besondere von Gleichungen erfand, wodurch ihre Natur eben sowohl erklärt d, als die der algebraischen Curven. A. Mnr.

† Trappe (La). Ein Reisender, der 1818 La Trappe bete, fand daselbst schon 100 Trappisten, wovon nur die kleinere lfte eigentliche Professen oder Glieder des ersten Ordens sind, die

größere aber aus Laienbrüdern und Frères donnés besteht. Letztere halten sich nur einige Zeit zur Bußübung in La Trappe auf, um ernste Eindrücke zu empfangen. Die Professen tragen dunkelbraune Kutten, Mäntel und Kappen, welche ihr Gesicht fast ganz verhüllen. Die Novizen sind mitunter noch sehr jung, und werden durch grausame Behandlung zum Gehorsam gegen die jetzt strenger als je gehandhabte Regel gewöhnt. Dieser Orden hat jetzt auch wieder ein weibliches Kloster unweit La Trappe. E.

Trautmannsdorf (das gräfliche Haus von), ein berühmtes altes österreichisches Geschlecht, dessen Namen mehrere Schlösser oder Flecken in Tyrol, Steyermark und Oesterreich führen. Der tapfere Hector von Trautmannsdorf, Friedrich des Schönen von Oesterreich Mitgefangener zu Trausnitz, erhielt vom Kaiser Ludwig 1336 einen Kampfbrief, der seinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten 352jährigen Adel bestätigte. Maximilian von Trautmannsdorf (s. d. Art.) wurde mit seinen beiden Brüdern vom Kaiser Ferdinand II. im J. 1623 in den Reichsgrafenstand erhoben. Im December 1804 erhielt das Haus nach dem Rechte der Erstgeburt für die männlichen Nachkommen die reichsfürstliche Würde; daher gibt es außer dem älteren Aste der böhmischen Hauptlinie, die fürstlich ist, noch mehrere gräfliche Linien. Die Güter des Hauses liegen in Oesterreich, Böhmen und im Großherzogthum Hessen; dahin gehören Weinsberg und Neustadt am Kocher, die Grafschaft Umpfenbach und die Majoratsherrschaften Theinitz, Hostau, Gitschin, Brandeis, Hirschstein u. a. m. Der jetzige Majoratsherr, Fürst Ferdinand zu Trautmannsdorf (geb. 1749), ist k. k. geheimer Rath, Kämmerer, Staatsund Conferenzminister und erster Oberhofmeister des Kaisers und Oberster aller k. k. Leibgarden. K.

Trautmannsdorf (Maximil. Graf von), geboren zu Grätz 1584, gestorben zu Wien 1650, war einer der ersten Staatsmänner und Diplomatiker seiner Zeit. Er brachte das Friedenswerk zu Münster und Osnabrück 1648 zu Stande. Früher hatte er sich standhaft gegen den kühnen Uebermuth des Cardinalbischofs Melchior Clesel (Minister des Kaisers Matthias) erklärt und viel beigetragen, um dem Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) die Nachfolge nach Matthias in Oesterreich, Ungarn und Böhmen zu verschaffen. Im Jahre 1619 schloß er zu München den wichtigen Bund Ferdinands II. mit Maximilian von Bayern (s. d. Art. dreißigjähr. Krieg) ab; darauf verabredete er als kaiserlicher Gesandter in Rom mit dem Papste und mit dem spanischen Gesandten die gemeinschaftlichen Maaßregeln zur Führung des Kriegs. Auch übernahm er wichtige Aufträge bei Wallenstein, der ihn sehr achtete. Trautmannsdorf hatte durch vertrauten Umgang von Jugend auf den schwindelnden Ehrgeiz dieses Feldherrn kennen lernen, und war der Erste, welcher dem Kaiser über die gefährlichen Plane Wallensteins die Augen öffnete. Darum wurde er mit dem Hofkriegsrathe von Questenberg zur nähern Untersuchung in Wallensteins Lager abgesendet. Nach der Nördlinger Schlacht (1634) bewog er den Churfürsten von Sachsen, sich von Schweden zu trennen, und schloß den Prager Frieden 1635 ab, durch den Sachsen die Lausitz erhielt. Sein größtes Werk und sein größtes Verdienst aber war der Abschluß des westphälischen Friedens. (S. d. Art.) Trautmannsdorf hatte sich bei seinem schnellen und durchdringenden Verstande vorzüglich durch Reisen gebildet. sanft und freundlich, dabei voll Würde und Verschwiegenheit, diente

nur der Sache, ohne eitle Sorge für seinen persönlichen Ruhm und Einfluß. Die Jesuiten haßten ihn, weil er duldsam war; Ferdinand II. war er treu ergeben mit der Anhänglichkeit eines Jugendgespielen. Ferdinand III. ehrte ihn, wie seinen väterlichen Freund. Bei dem Friedenswerke selbst war er die Seele des Ganzen. Vergebens reizten Servien und Oxenstierna durch ihren Siegertrotz seine persönliche Empfindlichkeit; er blieb stets gemäßigt und unerschütterlich. Sein fester Charakter und seine Ruhe hielten den Gegner in Schranken. Dadurch rettete er Oesterreich und Deutschland aus dem Unheil jenes verderblichen Kriegs. Gleichwohl schrieb er den Erfolg mit bescheidener Entsagung seinen gelehrten Mitarbeitern zu. Aber Vollmar hatte nur die Formen des Instruments abgefaßt; Trautmannsdorf hatte das Werk geschaffen und vollbracht. S. über ihn von Hormayr im östert. Plut. und von Woltmann in der Geschichte des westphälischen Friedens. K.

Trebellius Pollio, ein römischer Geschichtschreiber des dritten Jahrhunderts, der die Biographien der Kaiser von Philippus bis Claudius schrieb. Von seinem Werke, das nachlässig und weitschweifig geschrieben ist, haben wir nur noch einen Theil übrig.

Treibheerd, Treibeheerd, flache weite Heerde, deren man sich in der Hüttenkunst zur Scheidung des Silbers vom Blei bedient.

Treue ist in moralischer Bedeutung die unveränderliche Bewährung wohlwollender Gesinnungen gegen Andere. Sie geht hervor aus einem Herzen voll Liebe und Pflichteifer, äußert sich vorzüglich gegen Höhere, oder solche, die uns gleich sind, und ist eine freie Handlungsweise, gesetzt auch, daß wir ihnen äußerlich verpflichtet wären. So redet man von Kindestreue, Dienertreue, Unterthanentreue, aber auch von Treue in der Liebe und Freundschaft. In allen diesen Gestalten derselben ist ein Festhalten an der Erfüllung einer Pflicht des Wohlwollens, der Achtung und Ehrfurcht, wozu man in seinen Verhältnissen gegen Andere eine Auffoderung findet, ein Anschließen an Andere, welches Achtung der Pflicht, und einen hohen Grad der Liebe, Freundschaft oder Ehrfurcht bewährt. In den Künsten redet man von Treue besonders, wo vom Verhältnisse einer Copie zum Original die Rede ist. Eben so in der Geschichte bei Darstellungen und Schilderungen, die wir mit den vorhandenen Quellen und Ueberlieferungen gewisser Begebenheiten zusammenhalten. Die ästhetische Treue ist die Uebereinstimmung einer Kunstdarstellung mit den Bedingungen und wesentlichen Eigenschaften, unter welchen ihr Gegenstand in Natur, Leben und Geschichte erscheint. Sie gränzt daher an Haltung und Wahrheit, und ist wie diese dem Gesetze der Schönheit unterworfen, daher sie nicht Veränderung und Verschönerung überhaupt, sondern nur die willkürliche ausschließt. Es gibt daher sogar eine gewisse Treue, welche peinlich werden kann, weil, indem sie die bloße Abhängigkeit der Darstellung von einem andern Gegenstande an den Tag legt, den selbstständigen Werth verliert, den ein Kunstproduct durch seinen freien Ursprung im Geiste haben soll. Die geographische und historische Treue ist daher nicht das oberste Gesetz einer Darstellung. (S. auch den Art. Nachahmung und Copie.) Mehr herrscht die Treue in denjenigen niedern Gattungen der Kunst, wo die Darstellung einer bestimmten Individualität Aufgabe ist, mithin in den Portraits (s. d. Art.); und doch besteht sie auch hier mehr in der übereinstimmenden Auffassung des Ganzen, als in der sclavischen Nachahmung des Einzelnen und Veränderlichen.

Göthe sagt daher trefflich: der Künstler darf keinesweges streben, daß sein Werk eigentlich als Naturwerk erscheine. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt seyn, und dieser Geist findet das Treffliche auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff. Er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft; aber der geistreiche Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, und das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt. T.

Triangular- oder Trigonalzahlen, eine Classe der Polygonalzahlen, welche erhalten wird, wenn man, mit der Einheit anfangend, die Zahlen, wie sie ferner auf einander folgen, in Gestalt eines gleichseitigen Triangels

1.
2. 3.
4. 5. 6.
7. 8. 9. 10. u. s. w.

ordnet. Die auf der rechten Seite desselben folgenden:

1. 3. 6. 10.

nämlich heißen, weil sich die Anzahl ihrer Einheiten in Gestalt gleichseitiger Triangel . . . . u. s. f. ordnen läßt, Triangularzahlen. Sie sind nichts als eine arithmetische Reihe zweiter Ordnung, d. h. eine solche, wo die zweiten Unterschiede beständig werden. Denn die Unterschiede der Glieder der vorunstehenden Reihe sind 2. 3. 4. . . . . und die Unterschiede dieser Unterschiede, d. h. die zweiten Unterschiede, 1 . 1 . . . . beständig.

Trianguliren. Wenn der Feldmesser eine weit ausgedehnte Erdstrecke aufzunehmen hat, so muß er damit anheben, eine Anzahl von Haupt- oder Fixpunkten auf dieser Strecke zu bestimmen, die er als Winkelpunkte von Triangeln betrachtet, in welche also die Strecke zerlegt erscheint. Diese Operation heißt das Trianguliren. Man wählt Triangel, wegen der Leichtigkeit, mit welcher sich bei denselben aus einigen gemessenen Bestimmungsstrecken die übrigen durch bloße Rechnung finden lassen, wie dies im Art. Trigonometrie gezeigt ist.

Tribrachys, s. Rhythmus.

Tribus. Romulus theilte die Einwohner Roms in drei Abtheilungen, die er nach der Zahl Tribus nannte. Jede hatte ihren Vorsteher, Tribunus, und war in 10 Curien getheilt. Servius Tullius theilte die Stadtbewohner nach den vier Bezirken der Stadt in vier Theile, welche den Namen Tribus behielten. Zu diesen vier tribus urbanae kamen noch die tribus rusticae, in welche die Landbewohner getheilt waren, und deren Zahl nach und nach auf 31 stieg, so daß die Gesammtzahl 35 betrug.

* Trigonometrie. Nach seiner Etymologie bedeutet das Wort Trigonometrie nur Dreieckmessung. Der Begriff ist aber viel weiter, und fodert die Bestimmung der Lage und Entfernung aller Punkte des Raumes, wenn beides von einigen derselben bekannt ist. Der Landmesser, um uns deutlicher zu machen, mißt eine oder einige Standlinien, einige Winkel, und findet hieraus alle übrigen Bestimmungs-

stücke durch bloße Rechnung. Dies einzige Beispiel wird hinreichen, um auf die ganze practische Wichtigkeit der Trigonometrie aufmerksam zu machen. Denkt man sich die verschiedenen Punkte des Raums durch gerade Linien verbunden, so sind, außer der Länge dieser Linien und den Winkeln, welche sie unter sich einschließen, noch diejenigen zu betrachten, die die verschiednen Ebenen mit einander machen, auf die sie sich beziehen. Wenn der Landmesser, um wieder zum obigen Beispiele unsre Zuflucht zu nehmen, Behufs der Aufnahme eines Plans von einer Gegend, eine Anzahl Bergspitzen von ungleicher Höhe zu Fixpunkten (s. Triangulíren) gewählt hat, die er sich zu Dreiecken verbunden denkt, so liegen diese Dreiecke in verschiedenen Ebenen, und müssen also in dieser Beziehung auch noch besonders berücksichtigt (auf die Horizontalebene reducirt) werden, damit die Entwerfung des Plans, auf welchem alle diese verschieden erhöheten Gegenstände in einer Ebene erscheinen, ausführbar sey. Betrachtet man dagegen die scheinbare Himmelskugel, in deren Mittelpunkte der Beobachter zu stehen scheint, so kann man sich die verschiedenen Punkte derselben durch Bogen vereinigt denken, welche von diesem Mittelpunkte aus gezogen sind; und es entstehen auf diese Weise, statt der vorher erwähnten geradlinichten, sphärische oder Kugeldreiecke, welche ihrer Seits wiederum zur Bestimmung der respectiven Lage der Kugelflächenpunkte dienen. Somit ist die allgemeine Foderung ausgesprochen, welche man an die Trigonometrie macht, die, nach der angegebenen Modification, hinwiederum auch in die ebene oder geradlinichte und in die sphärische zerfällt und im Allgemeinen lehrt, aus drei gegebenen Bestimmungsstücken eines Dreiecks (unter denen aber, wofern von einem geradlinichten die Rede ist, eine Seite seyn muß; einer in einem besondern Falle eintretenden Ungewißheit nicht zu gedenken), die drei übrigen durch Rechnung zu finden. Wie sie dies in jedem speciellen Falle anfange, kann hier nicht gezeigt werden; der allgemeinste Begriff davon ist im Art. Sinus gegeben. Dr. N.

Trilling (Dreiling oder Laterne) ist in der Maschinenkunst diejenige Art des Getriebes, wo die Triebstöcke zwischen zwei Scheiben eingesetzt sind.

Trillion, eine Million Billionen, oder eine Million in der dritten Potenz. Um sie in Zahlen auszudrücken, bedarf es also einer Eins mit achtzehn anhängenden Nullen.

Trinklied, s. Skolien.

Triole ist in der Musik eine Verbindung (Notenfigur) von drei Noten, welche den Zeitwerth von zweien gleicher Bezeichnung haben. Sie wird gewöhnlich durch eine 3 über der Notenfigur angezeigt,



der Zeit nach, man muß also die Triole immer so eintheilen, daß der erste Ton derselben mit der ersten von den zwei gleichgeltenden zusammentrifft, der zweite zwischen hineinfällt, die letztere wieder ein wenig nach kommt. Schwerer ist es, die Triole zu vier kürzeren Noten, also z. B. die Achteltriole zu vier Sechszehntheilnoten einzutheilen. Die Triolen sind verschieden von den Tripelnoten, d. h. No-

ten des ungeraden Tactes, z. B. die drei Haupttheile des Dreiachteltacts. Hier sind die drei Theile, welche den Tact bilden, nicht gleich zwei andern gleicher Bezeichnung, sondern die zwei ersten fallen auf ein Viertel, die letzte gilt ein Achtel, z. B.



Die drei Achtelnoten im Basse, im Beispiele, sind daher keine Triolen. Auch kann sich wegen ihrer selbstständigern Geltung auf jeder Tripelnote die Harmonie ändern, auf den Noten einer Triole, wo die zweite als Ausfüllung angesehen wird, nicht. Ueber den Vortrag der Triolen s. Leopold Mozarts Violinschule 6. Abschnitt.

Triple-Allianz von 1717, s. Quadruple-Allianz.

Trippel (Alex.), einer der berühmtesten Bildhauer der neuern Zeit, geboren zu Schafhausen 1747, gestorben zu Rom 1793. Man bewundert in seinen Arbeiten, die von einem tiefen Studium der Antike zeugen, schöpferische Einbildungskraft die wirksamste Bestimmtheit des Ausdrucks, das genaueste Ebenmaaß in den Umrissen und die zarteste Behandlung des Marmors im Nackenden.

Trismus, Kinnbackenkrampf, eine unwillkürliche und so feste Zusammenziehung der Kinnladenmuskeln, daß die Zähne unbeweglich fest auf einander gepreßt werden, und, wenn sie noch im Anfang, oder bei geringerem Grade des Krampfes, oder bei Abwechselung desselben, sich an einander reiben, ein Geräusch entsteht, welches man Zahnknirschen nennt.

Trivium, s. Schulen.

Troas, s. Troja.

Trockenheit ist der Zustand des trocknen Körpers; trocken aber ist ein Körper, dem die fühlbare Feuchtigkeit entzogen ist. Die Luft ist trocken, wenn sie keine auf das Hygrometer (s. d. Art.) wirkende Feuchtigkeit enthält. Trocken ist, wie kalt, nur ein negativer Begriff.

* Tropenländer sind die Länder unter den Tropen oder den Wendekreisen, deren genauere Kenntniß wir hauptsächlich den großen Forschungen Alexander von Humboldts verdanken. Alles, was Clima und Vegetation und überhaupt die Natur Schönes und Großes hat, vereinigt sich in diesen Gegenden. In einer senkrechten Höhe von 14,400 p. F., von den Palmen- und Pisanggebüschen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, erscheinen die verschiedenen Climate gleichsam schichtenweise über einander gelagert. In jeder Höhe erleidet die Luftwärme Jahr aus, Jahr ein fast keine Veränderungen; alles in der Atmosphäre geht nach unwandelbaren Gesetzen. Daher hat jede Höhe unter den Tropen ganz bestimmte Eigenheiten, die von so mannigfaltigen Formen sind, daß ein Gebirgsabhang der peruanischen Andeskette, welcher 500 Klaftern hoch ist, mehr Verschiedenheit in Naturerzeugnissen darstellt als eine vierfach größere Fläche in der gemäßigten Zone. Dies gilt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher vom 10ten Grad nördlicher, bis zum 10ten Grad südlicher Breite geht; näher nach der gemäßigten Zone tritt schon mehr Un-

bestimmtheit und ein mehr unähnlicher Charakter ein. In dieser Gegend finden wir die Kette der Andes, deren höchster Gipfel, der Chimborasso, 3357 Toisen Höhe erreicht, den verheerendsten aller feuerspeienden Berge, den Cotopaxi (s. d. Art.) von 2952 Toisen, und den Antisana, dessen dick beeis'ter Gipfel sich 2993 Toisen über der Meeresfläche erhebt. In den heißesten Gegenden ist die mittlere Luftwärme 27°, wenn sie in Paris und Rom 11°, 9 und 15° ist, und die Abnahme der Wärme verhält sich dergestalt, daß, wer unter den Tropen 1281 Toisen an der Andeskette ansteigt, aus dem Clima von Berlin in das von Rom gelangt. Der Luftdruck muß natürlich unter diesen Umständen höchst verschieden seyn. Je höher man gelangt, desto mehr nimmt Ermattung und Schwäche des ganzen Nervensystems zu; man fühlt bisweilen Neigung zum Erbrechen; über 2975 Toisen fließt das Blut aus Lippen, Augen und Zahnfleisch. So trocken auch die Luftschichten auf den Gebirgen sind, so schwebt doch ein fast immerwährender Nebel über 1283 Toisen an denselben, welcher der Vegetation dieser hohen Wildniß ein unnachahmlich prangendes Grün leiht. Die tiefern Tropenregionen enthalten in ihrer viele Monate hindurch wolkenfreien Luft eine so große Menge Wasser, daß die Tropenvegetation sich blos durch Anziehung desselben in der Trockenheit ganzer fünf bis sechs Monate aufrecht erhalten kann; daß eine Blätterfülle ununterbrochen fortdauert in einem Lande wie Cumana, wo es oft in zehn Monaten weder Regen, noch Thau und Nebel gibt. Die Höhe der untern Wolkenschicht scheint 615 Toisen zu betragen; die des dicken Gewölkes über 16 — 1700 Toisen, und die der kleinen leichten obersten Wölkchen 4104 Toisen. Die tiefen Luftschichten zeigen gewöhnlich eine nur geringe electrische Ladung, die dagegen in den Wolken vereinigt zu seyn scheint. Dieser Mangel im Gleichgewicht erregt heftige Gewitter, in der Ebene einige Stunden nach Mittag, in den Flußthälern stets bei Nacht; am stärksten sind diese in den Gebirgsebenen; über 1026 Toisen sind sie seltner, und noch höher zeigen sie sich höchstens nur in Hagel und Schnee. Sternschnuppen sind in diesen wärmern Ländern außerordentlich häufig. Humboldt hat die Luftbläue unter den Tropen viel dunkler gefunden als in gleicher Höhe in den gemäßigten Zonen. Von den Tropennächten sagt er: die schönsten spanischen und italienischen Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Aequator glänzen alle Gestirne mit ruhigem planetarischen Lichte. Funkeln ist kaum am Horizonte bemerkbar. Die schwächsten Fernröhre, welche man aus Europa nach beiden Indien bringt, scheinen dort an Stärke zugenommen zu haben: so groß und beständig ist die Durchsichtigkeit der Tropenluft. Wegen der Reinheit derselben ist das Licht der Sonne viel stärker, als in Europa unter gleicher Höhe, so daß man sich mehr vor der Helle als der Wärme fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe wird bei uns in der Regel nicht gesehen; aber in den Tropenländern erscheint sie in einem röthlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufsteigt. Die Nerven werden durch das Sonnenlicht, dessen Kraft an den niedern Gegenden geschwächt ist, in den höhern so gereizt, daß die Einwohner von Quito und Mexiko außerordentlich über Schwäche klagen, wenn sie in 1800 Toisen Höhe den stechenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Von den Gebirgsarten liegt der Granit auch hier zu unterst. Auf ihm der Gneus, der in Glimmerschiefer, so wie dieser in Thonschiefer übergeht. Auf ihm erscheint sodann der Porphyr, der

Mandelstein, der Trapp und alle neuere Flötzformationen. Die Steinkohlenflötze der Tropengegend liegen oft 1352 Toisen hoch; Versteinerungen finden sich noch in einer Gegend von 2205 Toisen Höhe. An brennenden Vulkanen sind die Tropenländer vorzüglich reich, und man zählt deren vom Cap Horn bis Analaska 54. Nach glaubwürdigen Sagen war der Capa-Urcu einst höher als der Chimborasso, stürzte aber nach langen, durch acht Jahre dauernden Ausbrüchen seines Vulkans zusammen, so daß er jetzt nichts als emporstarrende Zacken zeigt, die, wenn die sinkende Sonne sich an den beeis'ten Trümmern bricht, das herrlichste Farbenspiel geben. — In der Region der Palmen- und Bananen-Gewächse, vom Meere an bis 513 Toisen Höhe, gibt es Mais, Cacao, Ananas, Orangen, Caffee, Zuckerrohr und Indigo; ferner Riesenschlangen, Manati's, Krokodille, Flußschweine, Alouaten, Sapajou Affen, Faulthiere, Papageien, Tanagra's, Hocco's, Löwen, Jaguars, Tiger, Hirsche, Ameisenbären, giftige Fliegen, Bremsen, Spinnen und Ameisen. In der Region der baumartigen Farrenkräuter, von 513 — 1026 Toisen, findet man alle Getraidearten, Baumwolle, den Tapir, das Nabelschwein; in der obern Region der Cinchona, von 1026 — 1539 Toisen, den stärksten Getraidebau, die Tigerkatze, Bären und den großen Hirsch. In den kalten Gebirgsstrecken von 1539 — 2052 Toisen ist der kleine Puma-Löwe, der kleine weißstirnige Bär und sogar manche Colibriart zu treffen. Die Region der Grasfluren, von 2052 — 2565 Toisen, nährt Kameelschafe, Vicunna's, Alkapa's ꝛc. Der Condor allein schwebt in einer Höhe von 3334 Toisen. Mehr hierüber s. in dem Werke: Ideen einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemählde der Tropenländer von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

Tropfbarkeit, s. Flüssigkeit.

Tropfen ist eine kleine Quantität von Flüssigkeit, welche Kugelgestalt angenommen hat. Wovon aber ist die Kugelgestalt abhängig, welche der Regentropfen während seines Falls durch die Luft annimmt? Von der nämlichen mächtigen, durch das ganze Universum verbreiteten Kraft des Zusammenhanges, welcher die Weltkörper ihre Kugelgestalt verdanken, welche verhindert, daß ein Stäubchen derselben verloren gehe, und von deren Daseyn uns die Erscheinungen überzeugen, ohne daß wir im Stande wären, etwas Befriedigendes über ihre Natur anzugeben.

Tropfstein, s. Stalaktit.

Tropisches Jahr, s. Astronomie.

Tros, s. Troja.

Troygewicht, das Markgewicht, dessen man sich in England und Holland beim Golde und Silber bedient.

Trübsinn, s. Melancholie.

Tscherkassen, s. Circassien.

Tuberkeln, im Allgemeinen Knoten und kleine Verhärtungen, welche nach Entzündung kleiner Fett- und Schleimdrüsen, auch anderer Drüsen des lymphatischen Systems zurückgeblieben sind. Insbesondere kleine Verhärtungen in der Lunge, von der Größe der Hirsenkörner bis zu der einer Erbse und Haselnuß, Ueberbleibsel von Entzündung der Schleimdrüschen in der Lunge, oft aber auch Folgen von Skrofeln und ursprünglicher Bildung. Sie behalten immer die Neigung, sich wieder zu entzünden, wodurch sie sich jedesmal vergrößern, und endlich Veranlassung zur Lungensucht geben, indem zuletzt die größern in Eiterung übergehen und Lungengeschwüre bilden.

Sie verrathen sich durch Beengung des Athems bei stärkerer Bewegung, besonders bei dem Bergsteigen, durch kurzen trockenen Husten, durch flüchtige Stiche in der Brust, u. a. m. Wer Tuberkeln in den Lungen hat, muß alle heftige Erregung des Blutes, Laufen, Tanzen, hitzige Getränke u. s. w. vermeiden, und kann durch eine zweckmäßige Diät immer noch ein hohes Alter erreichen.

Tugend ist die vollkommene Uebereinstimmung aller Kräfte und Thätigkeiten des Menschen unter der Gesetzgebung der Vernunft. Da die Harmonie, welche unter der Gesetzgebung der Vernunft die verschiedenen Vermögen des Gemüths bestimmt, nur Eine seyn kann, so gibt es auch nur Eine Tugend. Die mancherlei Arten der Tugenden sind nur eben so viele Aeußerungen der Einen Tugend.

Tulpe, eine bekannte Blumengattung, welche jetzt in allen Gärten zu finden, und die doch erst seit 1559 in Europa bekannt geworden ist. In diesem Jahre blühete die gewöhnliche Gartentulpe zuerst in Augsburg, und der berühmte Botaniker, Conrad Geßner, gab von ihr die erste Nachricht. Sie war aber von dem österreichischen Gesandten zu Constantinopel, Busbeck, zuerst nach Deutschland geschickt worden. Der Name Tulpe ward ihr wegen der Aehnlichkeit der Blumen mit dem Turban der Morgenländer, der eigentlich Dülbend gesprochen wird, beigelegt. Obgleich die Blume in allen morgenländischen Gärten noch früher allgemein war, als in den europäischen, so stammt sie doch nicht aus dem classischen Boden Griechenlands und Kleinasiens, sondern aus Taurien, oder der Crimm, wo sie Pallas und Marschall von Biberstein wild wachsend fanden. Daher kommt sie auch bei den Alten nie vor, obgleich andere Tulpenarten in Griechenland, in Italien und im südlichen Europa wild wachsen. Ueber den zu einer gewissen Zeit bis ins Unsinnige getriebenen Tulpenhandel sehe man den Art. Blumenhandel in Holland.

Turkhestan, eine Landschaft in Mittelasien, die man zu der freien Tatarei rechnet, und welche am rechten Ufer des Sir Darja (Jaxartes bei den Alten) liegt. Turkhestan, d. i. Türkenland, ist das Stammland der jetzigen Osmanen, und wird jetzt von einem kirgisischen Regenten beherrscht, der mit den Einwohnern sich zur mohammedanischen Religion bekennt. Dies Land ist wohl bewässert und fruchtbar an Getraide, Gartengewächsen, Obst, vorzüglich Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Maulbeeren, Kirschen. Auch treibt man Viehzucht und Seidenbau. Die Einwohner sind Tataren, welche einige Cultur besitzen. Nach Elphinstone begreift man unter dem Namen Turkhestan alles Land längs des Gebirges Belur und im Norden von Sir Darja; desgleichen vom Belur-Gebirge ostwärts, so weit man Türkisch spreche, heiße es auch unter fremden Beherrschern Chinesisch Turkhestan, und das Alpenland zwischen dem Amu Darja (Oxus) mit türkischen Einwohnern sey das afghanische Turkhestan zu nennen, weil das Afghanen-Oberhaupt da seinen Einfluß ausübt. — Turkhestan, Stadt an einem Nebenflusse des Sir-Daria, ist jetzt in Verfall, und hat kaum 300 Erdhütten, keine Bazars und wenig Handel. Nach Witsen ist in der Mitte der Stadt ein gezimmertes pyramidalisches Sepulcrum, in welchem ein Scheikh (ein Chodscha, d. i. ein Nachkomme Mohammeds) verehrt werde. Man nenne es Astana, es sey 162 Fuß lang, 150 breit, die Mauern zierlich bemahlt, vergoldet und mit Thürmen versehen. Daneben wird das Grab des Eroberers von Sibirien (Iskir, Sibir, aus Dschingiskhans Geschlecht) verehrt.

Türkische Münzen finden sich insbesondere seit der Eroberung von Constantinopel durch Mahommet II. im Jahr 1453, seitdem sie eigne Münzen schlagen. Frühere Münzen sind entweder persische mit türkischem Stempel, oder kufische mit altarabischer Schrift, welche die Chalifen zu Bagdad, Damascus, Kufa (woher der Name kufische Münzen entstanden) und andern Orten in Asien und Afrika, — auch zu Corduba in Spanien — prägen ließen. Unter den türkischen Münzstädten sind Constantinopel, Alexandrien, Bagdad, Cahira, Algier, Tunis, Tripolis rc. die bekanntesten. Ein fester Münzfuß findet in diesem Reiche nicht Statt, wo oft die Willkühr als Gesetz gilt, und insbesondere die Statthalter in den entfernteren Provinzen den Münzfuß nach Belieben ändern. Der türkische Glaube verbietet Bildnisse von Personen überhaupt, daher enthalten auch ihre Münzen keine dergleichen, sondern auf einer Seite nur den Thoghra, d. h. den Namen und die Insignien des Sultans in verschlungenen Linien, auf der andern einen Spruch aus dem Koran. Die Jahreszahl ist nach der Hedschra angegeben. Die bekanntesten türkischen Münzen, nach welchen auch gerechnet wird, sind die Piaster, welche ungefähr 12 Gr. gelten, die Para's, deren 40 auf einen Piaster und die Asper, deren drei auf einen Para gehen.

Turkomannien ist der Name vorzüglich zweier asiatischen Länder, welche von den Turkomannen, richtiger Truchmenen (einem Volke, das sich auch noch in mehreren andern Gegenden Asiens verbreitet hat) bewohnt werden. Das eine Turkomannien oder Truchmenenland ist ein Theil der freien Tatarei, und liegt auf der Ostseite des caspischen Meeres, zwischen diesem und dem Aralsee, eine meist sandige zum Theil unfruchtbare Steppe, die Mangel an Bewässerung leidet, jedoch auch einzelne, ziemlich fruchtbare Landstrecken in sich schließt; zum Theil ist das Land auch bergig. Es bringt etwas Getraide hervor, doch ist die Viehzucht wichtiger als der Ackerbau. Es gibt daselbst Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Wildpret und an Geflügel und Fischen ist kein Mangel. Die Einwohner, Truchmenen, gewöhnlich Turkomannen genannt, sind ein tatarischer Stamm, sehr roh, unwissend, ungebildet, Freiheit liebend und mit Gesetzen unbekannt. Sie leben nomadisch, nur wenige treiben Ackerbau und Gewerbe. Sie haben weder Fürsten noch Adel, sondern stehen blos unter erwählten Stammältesten, die jedoch auch wenig Ansehen und Gewalt haben. Sie können gegen 40,000 Mann ins Feld stellen. Die herrschende Religion ist die Mohammedanische. Dazu gehören die kulalischen Inseln im caspischen Meere, wohin die Russen des Seehundfangs wegen kommen, der Bezirk Mangischlak mit dem Hafen Katschak-Kultuk, welcher für einen der besten an den Küsten des caspischen Meeres gehalten, und des Handels wegen häufig von russischen Schiffen besucht wird. Das zweite Turkomannien, auch türkisch Armenien genannt, begreift den türkischen Antheil an dem Lande Armenien (wovon der östliche Strich zu Iran gehört), und liegt im östlichen Theile der asiatischen Türkei, zwischen Iran, den russisch caucasischen Ländern, Natolien, Syrien und Kurdistan. Es ist ein ziemlich rauhes Gebirgsland, wo sich die Zweige der Gebirge Taurus und Caucasus in einander verflechten, sich der sehr hohe Ararat erhebt, und wo die Flüsse Tigris, Euphrat und Kur entspringen. Der Boden ist im Ganzen nicht sehr fruchtbar, so daß sein Anbau einen anhaltenden Fleiß erfodert. Doch gibt es auch, besonders in dem südlichen Theile, schöne Gegenden, die einen ergiebigen Boden haben,

nd unter andern Feigen, Mandeln, Granatäpfel ꝛc. hervorbringen. Die hier wohnenden Turkomannen, oder Truchmenen (außer welchen s auch Armenier gibt), sind gleichfalls ein nomadisirendes Volk, das n Horden getheilt ist, deren jede ein Oberhaupt an der Spitze hat. hr Vermögen besteht meistens in Vieh, in Büffeln, Kameelen, Zieen und besonders Schafen. Die Weiber spinnen Wolle und weben apeten. Die Männer thun nichts, als Tabak rauchen und ihr Vieh üten. Sie sind beständig zu Pferde, haben ihre Lanze auf der Ach-l, den krummen Säbel an der Seite, die Pistole im Gürtel, und nd muthige Krieger, die von den Türken gefürchtet werden. Dieses ürkische Armenien oder Turkomannien ist in die drei Paschaliks Ar-rum oder Erzerum, Kars und Wan getheilt. Man findet darin die iemlich ansehnlichen Städte Arzerum oder Erzerum, Bajazet und Wan.

Turnziel. Die Idee der Turnkunst, vom Leibe aus und an nd mit demselben auch Seele, Geist und Herz zu bilden und zu iben, weicht ganz von der Ansicht unserer Väter ab, welche die Bilung zur Frömmigkeit und Gottesfurcht als die einzige feste Grundage aller Erziehung betrachteten. Die Gegner der Turnkunst glauben aher so wenig an die Erreichung dieses Turnziels, daß sie vielmehr en Turngeist selbst anklagen, als einen Geist roher Gleichgültigeit gegen das, was die sittlich edle und geistig feinere Bildung der Jugend, von der man Bescheidenheit, Anspruchlosigkeit, Liebenswürigkeit und ernste Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit verlangt, bisher begründen sollte. Die Vorwürfe, welche man der Turnkunst an sich macht, als seyen ihre Uebungen dem Körper und der Gesundeit nachtheilig, wollen wir nicht wiederholen, da kein Arzt in dieser Hinsicht gegen das Turnen gesprochen, und der königlich preußische Obermedicinal- und Regierungsrath von Könen in seinem amtlichen Berichte (vergl. desselb. Verf. Leben und Turnen. Berlin, 1817) die Turnübungen als höchst zuträglich und heilsam in Schutz genommen hat. Denn die Vorbereitungen sind so einfach, die Stufenfolge o allmählig, die Vorsichtsmaaßregeln so sorgfältig und die Aufsicht o genau, daß wohl nichts dabei zu wünschen übrig seyn möchte. Nur das öffentliche Wetturnen erscheint weniger empfehlungswerth, auch önnten solche Uebungen, welche den Kunststücken der Gaukler zu ähnich sehen, von den Turnplätzen verbannt werden. Wird im Allgemeien das fehlerhafte Uebermaaß vermieden, so kann man der Turnunst keineswegs vorwerfen, sie raube Zeit, ermatte für Geistesantrengungen und gebe zu viel Zerstreuung. Aber eben darum ist Aufcht von Seiten des Staats nöthig, denn die Turnmeister selbst möchen wohl das richtige Mittelmaaß nicht allezeit treffen, da man weiß, wie sehr diejenigen, die eine Kunst ausschließend treiben, geneigt sind, hre Beschäftigung für die Hauptsache in der Welt zu halten. Die Bestimmung über Zeit, Ort und Maaß der Leibesübung sollte daher on den Ordnern der ganzen Erziehungs- und Unterrichtsanstalt abangen. Indeß tadelt man nicht ohne Grund, daß die meisten Turer in Gang, Stellung, Haltung und Bewegung etwas Ungefälliges nd unangenehm Derbes, ja sogar in ihren Gesichtszügen nicht selten inen unjugendlichen Ernst und fast finstern Ausdruck zeigen. Hieran st aber nicht sowohl die Turnkunst Schuld, als vielmehr die falsche Vorstellung der Meister, welche die unbefangene, leichte, fröhliche Geberdung eines bescheidenen, offenen und eben dadurch für sich einehmenden Knaben mit glatter und gehaltloser Zierlichkeit verwecheln. Sie sehen auf dem Turnplatze nur auf einseitige Ausbildung

der bloßen Kraft, wodurch nothwendig die Erwerbung eines gefälligen Anstandes sehr erschwert wird. Darum darf für diesen Zweck die Tanzkunst nicht aus der Reihe der jugendlichen Leibesübungen ausgeschlossen werden, wohlverstanden, daß die Tanzkunst etwas anderes lehren soll, als Tänze. Endlich bemerkt man, daß die bisherige Turnkunst alle Knaben und Jünglinge, ohne Rücksicht auf ihre künftige Bestimmung, gleichförmig muskelkräftig und gelenksam ausarbeite; da doch mehrere, z. B. die Reck-, Barren- und Klimmübungen, nur mit Vorsicht bei solchen Statt finden sollten, die zu ihrem künftigen Berufe einer besonders leichten, biegsamen und geschmeidigen Hand bedürfen, wie Mahler, Kupferstecher, Wundärzte, Geburtshelfer, Tonkünstler u. s. w. — Die strengste Rüge hat sich gegen den Geist des Turnens erhoben, in wie fern er die höhere Ausbildung des Menschen, die sittliche, begründen soll. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß gewisse Eigenschaften des Charakters, als: Entschlossenheit, Besonnenheit, Ausdauer und Muth, aus dem durch das Turnen erprobten Gefühle der Kraft mit entspringen können; allein dies berechtigt nicht zu der übertriebenen Anpreisung des Turnens als des wichtigsten Erziehungsmittels zur Umbildung und Wiedergeburt des Volkes. Die tiefste, die reinste, die umfassendste und die in allen Verhältnissen bewährteste Bildung geht von der herrschenden Gesinnung aus, und kein menschliches Surrogat kann für die Entwickelung der Gesinnung der Menschen das leisten, was der religiöse Glaube an Gott, Unsterblichkeit, Tugend und Freiheit Großes und Vortreffliches erzeugt. Zwar machen die Turngesetze (in Jahns deutscher Turnkunst) die strengste Befolgung des Sittengesetzes zu ihrer Aufgabe; allein die Turnmeister glauben (vgl. Passows Turnziel), daß die Turnkunst durch sich selbst mittelst ihrer Allgemeinheit und Oeffentlichkeit jenes Resultat hervorbringe, und daß die religiöse Bildung, die Erhebung der Seele zu Gott, einem reiferen Alter, „wenn die Vernunft der Sinnlichkeit Meister zu werden begonnen hat," vorbehalten bleiben müsse! Als wenn das Kind in seiner reinen Unbefangenheit — daher das große Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen u. s. w. — Gott zu lieben unfähig wäre! Aber auch sehr unbestimmt, ja bedenklich ist die Vorschrift der Turngesetze, welche Abneigung gegen alle Ausländerei und endlich rücksichtslose Hingebung an das Wohl der Turngemeinschaft *), den Turnern zur Pflicht macht, und zu welcher Anmaßung verleitet der Turnmeister seine jungen Turner, wenn er sie auffodert, Muster, Beispiel und Vorbild zu werden, oder wenn ein Andrer die Turnknaben mit Verachtung gegen das ältere Geschlecht als gegen ein „kümmerliches in „sich versunkenes Daseyn" erfüllt, und sie erinnert, daß einzig von ihnen als den Reinsten der Zeit, „Hülfe," die „Wiedergeburt des Volks" und die „Genesung des kranken Geschlechts" zu erwarten sey! Glaubt der junge Turner, daß er durch die Turnübungen diesen persönlichen Vorzug und diese öffentliche Bedeutsamkeit erlange, so wird er gleichgültig vornehm auf alle Bestrebungen des stillen Ernstes und des bescheidenen Fleißes der nicht turnenden Jugend herabsehen. Diese gehört ja zu den „timiden" Naturen! Es war daher wohl folgerecht, daß unter den Tugenden, welche die Turnmeister nach Jahns Theorie

*) Das auf den letztern Punkt sich beziehende Turngesetz ist von Jahn öffentlich zurückgenommen worden. Auch treffen diese Bemerkungen Guts Muths Turnlehre nicht.

er Jugend einzuflößen unternahmen, der Demuth, jener Hingebung n den göttlichen Willen, nicht gedacht wurde, welche allein das Herz mit dem Geiste, die Kraft mit dem Willen dauerhaft pflichtmäßig verbindet, und die Hoffnung mit dem Schicksal versöhnt. Ganz im entgegengesetzten Sinne sah man bei der spartanischen Erziehung dahin, daß der Jugend neben Kraft, Gewandtheit, Muth, Ausdauer und Entschlossenheit zugleich die tiefste Ehrfurcht vor den bestehenden Einrichtungen und persönliche Achtung des älteren Geschlechts eingeflößt wurde. Doch diese Bemerkungen treffen mehr einen zufälligen Auswuchs in Jahns Turnlehre, als die Sache selbst. Und wenn die Gegner den dermaligen Turngeist beschuldigen, daß er Anmaßung, Selbstgefühl, Rücksichtslosigkeit und Unbescheidenheit bei der Jugend hervorbringe, so müssen sie dennoch auf der andern Seite zugeben, daß — größtentheils eine Folge des Turnehrtriebes — zugleich Ernst, tüchtiger Fleiß, Mäßigkeit und vor allen Dingen Keuschheit zugenommen haben. Selbst die unter dem Namen Burschenschaft bekannte Verbindung der Studirenden auf Universitäten, welche die meisten Turner unter sich zählt, ist in vieler Hinsicht auf die sittliche Vervollkommnung der Jünglinge höchst lobenswürdig berechnet. Sie würde alle Gegner entwaffnen, wenn sich zu der offenbar edlen Richtung des Willens, die sie bezeichnet, noch Demuth und Bescheidenheit gesellten. Auch den düstern Ernst einer die Verhältnisse und die Zeit überspringenden Thatkraft milderte dann die Anmuth eines sich auf sich selbst beschränkenden, in dem Idyllen-Leben des Wahren, Guten und Schönen sich frei und froh bewegenden Geistes. Dies hat Guts Muths in s. Abr. der deutschen Gymnastik (Katechismus der Turnkunst, Frankfurt a. M. 1818) nicht übersehen. Er prägt ausdrücklich dem jungen Turner ein: Du sollst dein Muth- und Kraftgefühl unter der Zucht deines Geistes in Demuth halten. Du sollst dich nicht zur Schau stellen. Muthwillig mit seiner Leibeskraft Jemanden zu nahe treten, heißt Gefallen haben an der unvernünftigen Stärke des Rosses. Du sollst Maaß halten in der Arbeit des Leibes. Du sollst der geistigen Ausbildung nicht die Zeit stehlen für die leibliche u. s. w. Schon diese Verschiedenheit der Ansichten einzelner Turnlehrer beweist die Wichtigkeit der Aufgabe, die bisherige Turnerziehung mit dem wahren Geiste der Jugendbildung in Uebereinstimmung zu bringen. Unstreitig hat sich der Stifter der Turnkunst selbst dabei den höchsten Zweck, ein sittliches Ziel, redlich gedacht und zu erstreben vorgesteckt. Darüber gibt sein Buch: Deutsches Volkthum (1808; N. A. 1817) die beste Auskunft. Allein er will die sittliche Gesinnung, auf welcher das feste Gebäude der menschlichen Gesellschaft errichtet werden soll, nur durch äußere menschliche Einrichtungen erwecken und ausbilden, ohne die ewig feste Grundlage aller Gesinnung, die Religion, welche allein das Sichtbare dem Unsichtbaren, die Masse dem Gesetz, durch freiwilligen Gehorsam — aus Liebe — unterzuordnen vermag, zum Grundstein seines Gebäudes zu machen. Jede Kunst muß sich aber auf die Natur ihres Gegenstandes, das Turnen also auf das Verhältniß des Körpers zum Geiste beschränken. Daher ist die Turnkunst nur ein Bestandtheil der männlichen Erziehung, nicht die Basis derselben überhaupt. Denn wenn sie auch gewisse sehr schätzbare Eigenschaften, wie Muth, Ausdauer, Entschlossenheit erweckt und befestigt, so vermag sie dennoch, da ihr Verfahren vielmehr eine blos äußerliche Abrichtung, als eine innere Gestaltung ist, die moralische Gesinnung im Ganzen, den Geist der Tugend überhaupt

durch sich selbst weder zu gründen noch einzuflößen. Sie kann, wenn sie nicht selbst mit einer höheren Aufgabe in Widerspruch kommen soll, kein anderes Ziel haben, als Bildung eines gesunden, kräftigen, leiblich geschickten und tüchtigen Geschlechts; sie muß daher der ganzen übrigen — religiös-sittlichen Erziehung sich unterordnen, folglich den allgemeinen Grundsätzen derselben nicht widerstreben, noch deren Wirksamkeit durch vorherrschende Einseitigkeit hemmen, sie muß, wie es bereits in den dänischen Volks- und Kriegsschulen geschieht, auf Stand, Beruf und die besondern Anlagen der einzelnen Zöglinge sorgfältig Rücksicht nehmen, sie muß dem Körper nicht blos Kraft, Gewandtheit und Fertigkeit überhaupt ertheilen wollen, sondern zugleich auf Anstand und gefällige Form der Bewegungen sehen, vor allen Dingen aber das Entbehrliche von dem Nothwendigen wohl unterscheiden. — Vergl. über diesen wichtigen Gegenstand: Beckedorfs Rec. in den Wiener Jahrb. der Literat. 5. B. 1819, S. 215 fgg. und den Hermes 2. St. 1819. H.

Typhon oder Typho (ecnephius vibrans, vortex) wird vom Plinius jener heftige Sturm oder Wirbelwind genannt, der noch jetzt, vorzüglich im großen indischen Weltmeere, bei China, Japan und auf der Halbinsel jenseits des Ganges während der wärmern Jahreszeit erscheint. Gewöhnlich bricht er mit Heftigkeit aus einer dichten und schwarzen Wolke hervor. Diese Art Wirbelwind hat mit jenen plötzlichen Stürmen im äthiopischen Meere und vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welche Travados genannt werden, große Aehnlichkeit. Diese letztern zeigen sich ebenfalls, wie der Typhon, bei stillem und heiterm Wetter und fangen mit einer kleinen schwarzen Wolke an, breiten sich nach einer Stunde überall aus und zerstören mit größter Wuth die Schiffe in dem Hafen und auf dem Lande die Wohnungen. Es ist nichts Seltnes, daß in den 3 Monaten April, Mai und Junius, an manchen Tagen zwei bis drei solcher verwüstenden Travaten, außer dem Cap der guten Hoffnung, auch auf der Küste von Guinea, in Loango und Guardafui entstehen. Wenn ein solcher Typhon oder Wirbelwind eine Wolke faßt, so entstehen daraus die sogenannten Wasserhosen (s. d. Art.). Die Blitze und der schweflige Geruch, welche man bei diesen Lufterscheinungen wahrnimmt, zeigen wohl deutlich, daß hier die Electricität eine mitwirkende Ursache ist. Diese Naturkraft mag nun aus den höheren Luftregionen herab, oder aus dem Innern der Erde, wie aus dem heißen Meeresgrunde bei China, in die Atmosphäre heraufwirken, so scheint wohl so viel außer Zweifel zu seyn, daß der freie Wärmestoff und seine Modifikationen, die Electricität — magnetische oder galvanische oder eine andere Abart jener Hauptkraft — zur Bildung oder Production dieses Phänomens das Ihrige beitragen. Dr.

Typolithen, Spurenstein, sind diejenigen Versteinerungen, wo nur die äußere Form des organischen Naturkörpers geblieben ist. Dieser letztere wurde nämlich in der Bildungsperiode der Erdrinde von noch flüssigen, später verhärteten, mineralischen Stoffen umgeben, nicht aber durchdrungen, wie bei andern Versteinerungsarten, ging dann in Verwesung über und hinterließ keine anderen Spuren als die seiner Form, an dem umgebenden Mineral. Es wurde die leere Höhlung aber auch oft durch andere anorganische Körper ausgefüllt, welche dann Versteinerungskerne genannt werden. Die Typolithen finden sich nur von Conchylien, nicht von andern Naturkörpern.

Typometrie heißt die von Breitkopf (s. d. Art.) erfundene, und nachher auch von andern, z. B. von Haas d. J. zu Basel, ausgeübte Kunst, Landkarten mit beweglichen Typen zu drucken.

Tyrrhenia, Tyrrhener, ein alter Name für Etrurien und seine ältesten Bewohner, die aus Lydien eingewandert seyn sollen, und als geübte Seefahrer und Handelsleute, auch wohl als Freibeuter, erwähnt werden.

Tzetzes (Johann und Isaak), zwei Brüder, die in der Mitte des 12ten Jahrhunderts nach Chr. zu Constantinopel lebten, von denen wir noch Commentare über griechische Schriften, vorzüglich über den Lykophron, haben, und von Johannes auch Gedichte in griechischer Sprache, deren eines die Geschichte des trojanischen Krieges bis zum Anfang der Ilias, ihren Inhalt selbst, und die Begebenheiten von Hektors Tode bis zur Heimkehr der Griechen erzählt; das andre größre eine Erklärung der Homerischen Mythen liefert. Beide sind schätzbar, nicht sowohl in poetischer Hinsicht, wo ihr Werth unbedeutend ist, als deshalb, weil sie mehrere alte Bruchstücke, Nachrichten und Mythen aus ältern verloren gegangenen Quellen enthalten.

U.

Uebel ist im Allgemeinen alles dasjenige, was ein denkendes und empfindendes Wesen von seinem Zwecke entfernt. Der Zweck des Menschen aber ist ein doppelter: ein physischer, der das Wohlseyn des physischen Lebens, und ein moralischer, der die sittliche Veredlung beabsichtigt; und diesem nach gibt es auch ein physisches und ein moralisches Uebel. Jenes entfernt ihn vom äußerlichen Wohlbefinden, z. B. Schmerz, Krankheit, Mangel, dieses von der Sittlichkeit.

Ueberbein, ein verhärteter Auswuchs an den Sehnen, auch wohl an den zartern Knochen der Hände und Füße, dergleichen durch Stoß und Druck erzeugt werden kann.

Uebergangsgebirge sind diejenigen Gebirge, welche gleichsam den Uebergang von den Ur- zu den Flötzgebirgen bilden, und eine Reihe Gebirgsarten in sich fassen, welche Uebergangsgebirgsarten genannt werden. Die Uebergangsgebirge entstanden später als die Urgebirge, mithin nach der chaotischen Periode der Bildung der Erdrinde und als schon die Schöpfung der organischen Körper begonnen hatte, jedoch früher als die Flötzgebirge. Sie verbinden die reinere Bildung mit der gröberen, und sind weniger chemisch als die Ur-, aber auch weniger mechanisch niedergeschlagen, als die Flötzgebirge. In ihnen finden sich zuerst Versteinerungen und Abdrücke organischer Naturkörper, z. B. Conchylien, See- und Sumpfpflanzen, und zwar insbesondere solche, deren Originale in der jetzt lebenden Natur nicht mehr aufgefunden werden; allein sie sind nicht in so großer Menge vorhanden, als in den Flötzgebirgen. Die Uebergangsgebirgsarten sind gewöhnlich auf den Urgebirgen, und unter den Flötzgebirgen gelagert, so wie es die Reihenfolge der Entstehung mit sich bringt; in gleichem Verhältnisse stehen daher die Uebergangsgebirge rücksichtlich der Höhe zu den beiden anderen Gebirgsformationen, so daß sie niedriger als die Urgebirge, höher aber als die meisten Flötzgebirge sind. — Sie sind erzführend, enthalten aber nur wenige Metallgeschlechter. Zu den Uebergangsgebirgsarten rechnet man

folgende theils einfache, theils gemengte Mineralien: 1. die Grauwacke, eine mechanisch gemengte, aus Bruchstücken von Feldspath, Quarz, Thon- und Kieselschiefer zusammengesetzte, durch ein thoniges Bindemittel verbundene Gebirgsart, gewöhnlich von grauer Farbe; 2. Uebergangs-Thonschiefer; 3. Uebergangs-Kieselschiefer; 4. Uebergangs-Kalkstein, der als Marmor bearbeitet wird, und nicht selten schroffe Klippen, enge tiefe Thäler und Höhlen bildet, z. B. die Baumanns- und Bielshöhlen am Harz und viele andere, in denen sich der herabträufelnde Kalksinter zu den mannigfaltigsten Figuren gestaltet, welche die rege Einbildungskraft dann zu abenteuerlichen Dingen umschafft; 5. den Uebergangsgyps; 6. den Uebergangstrapp, wozu wiederum Hornblende, Grünstein, Kugel- und Lederfels, so wie der porphyrartige und mandelsteinartige Trapp gezählt wird. — Man rechnete die Uebergangsgebirgsarten früher zu den Urgebirgen, jedoch Werner erhob sie zu einer besondern Classe, so wie sie seitdem auch von allen übrigen Mineralogen als eine besondere Gebirgsformation aufgeführt werden.

Ultra nennt man jetzt überhaupt Alle, die aus Vorurtheil und Leidenschaft in dem, was sie wollen, weder Maaß noch Ziel halten, und das Ziel verlieren, indem sie über dasselbe hinausstreben. Die Benennung ist aus dem Worte Ultrarevolutionärs entstanden, womit man im Jahre 1793 diejenigen bezeichnete, die in ihrem republikanischen Schwindel die Gränzen der angenommenen Revolutionsgrundsätze überschritten. Von vielen herrschsüchtigen Demagogen geschah dies absichtlich, um ihre Gegner verdächtig zu machen und aus dem Wege zu räumen. Das berüchtigte Revolutionstribunal (s. d. Art.), Dantons Werk, war die Giftfrucht jener Tollheit der schwarzen Jakobiner. Seit der Rückkehr der Bourbons auf den Thron von Frankreich bildeten sich die Parteien der Ultraroyalisten und der Ultraliberalen: Gegensätze, die sich aus dem Meinungskampfe der Revolutionären und Antirevolutionären entwickelt und sich mehr oder weniger über einen großen Theil von Europa verbreitet haben. Beide sind überspannte Wortkämpfer, jene für die alte, diese für die neue Zeit; dadurch haben sie eine wichtige Bedeutung in der Geschichte der öffentlichen Meinung und des Zeitgeistes erhalten. Die neuere Geschichte Frankreichs insbesondere läßt sich ohne die genaue Kenntniß beider Parteien nicht verstehen. — Die Ultraroyalisten erklärten sich, weil die freisinnigen Vertheidiger der Volksrechte auf die Philosophie Voltaire's und Rousseaus sich beriefen, gegen alle Philosophie und nannten sich die Unaufgeklärten. Lemestre und Bonald schrieben im Sinne dieser ersten Ultra, und Chateaubriand war der geistvollste Sachwalter der neuen Frömmelei. Bonaparte haßte die Aufgeklärten, welche er Ideologen nannte; aber eben so sehr haßte er die Ultra als Finsterlinge und Bourbonisten. Schon nach der ersten Restauration gab es Ultra, aber noch nicht als politische Partei nach einem Plane handelnd. Sie organisirten sich als Faction erst während der hundert Tage. Denn in Gent schoben Jaucourt (der Minister), Louis, Beugnot u. A. alle Schuld des 20. März auf die Ultraroyalisten; dagegen war der Graf von Bruges (Soults Freund) die geheime Seele der Ultra's, welche sich um den Grafen von Artois stellten und den Republikanern, dann den Liberalen überhaupt, alle Schuld des 20. März beimaßen. Damals bildeten die Grafen Lally, Chateaubriand u. A., die sich an den Grafen Blacas (s. d. Art.) anschloßen, eine Art von Mittelpartei.

lls aber Talleyrand, das Haupt der Partei Jaucourts, Beugnots nd Louis, mit Ludwig XVIII. nach Paris zurückgekehrt war, schob r die H. H. Blacas, Lally und Chateaubriand vom Ministerium eg; daher traten diese, (Lally nur für den Augenblick) auf die Seite er Ultra's. Damit begann die eigentliche politische Verbindung er Ultra's gegen das Ministerium, welche noch jetzt fortdauert. Um ene Männer gruppirten sich die meisten Royalisten, selbst die liberal Gesinnten. Ihr erstes Werk war der Sturz Fouché's und des an Fouché haftenden Talleyrand'schen Ministeriums. Decazes bewirkte iesen Sturz. Talleyrand hatte ihn zum Polizeipräfecten ernannt, n diesem Amte schlossen sich die Ultra's, vorzüglich der Herzog Ju- es de Polignac, an ihn an. Nach Fouché's Fall wurden Decazes nd Vaublanc die eigentlichen Minister der Ultra's. Allein Letzterer erdarb den Plan, die ganze Verwaltung im Sinne der Ultra's um- ubilden, durch seinen Ungestüm, seine Ueberspannung und Eitelkeit: aher die Spaltung zwischen ihm und Decazes, der erste Keim der Trennung der Ministeriellen und der Ultra's. Die Kammer von 1815 ehörte größtentheils der geheimen Faction der Ultra's an, welche die eistlichen Güter der Kirche und die Güter der Emigranten ihren Eigenthümern zurückgeben wollten. Dieser geheime Bund stand um Monsieur; der Stifter desselben aber war der durch Talent, Energie nd dunkle Intriguensucht ausgezeichnete Graf von Bruges. Allein er französische Charakter ist für Verschwörungen zu lebhaft; die Fran- osen verschwören sich auf offener Straße; sie reden zu viel; also durch- chaute Decazes sehr bald ihr ganzes, auf eine Contrerevolution hin- rbeitendes Verfahren. Er stellte Lainé an Vaublancs Platz, und egann den Kampf mit den Ultra's, wobei ihn das aus Anhängern er Revolution zusammengesetzte Fouché'sche Polizeiministerium treff- ich unterstützte. Hierauf erfolgte die Auflösung der Kammer der De- utirten von 1815 und die merkwürdige Ordonnanz vom 5. Sept. 1816. (S. d. Art. Frankreich.) Allein um so heftiger entbrannte er Kampf der Ultra's gegen die Liberalen, welche in der neugewähl- en Kammer der Deputirten das Uebergewicht erlangten. Beide Par- eien bedienten sich gegen einander der Waffen der Verleumdung. Die Ultra's nannten sich jetzt selbst Ultra's und stempelten diesen an- änglichen Spottnamen zu ihrem Ehrennamen. Nun schlossen sich ogar ehemals berüchtigte Jacobiner an die Ultra's an, z. B. Dona- ieu und Canuel; daher man die Ultra's ihrer leidenschaftlichen Hef- igkeit wegen auch weiße Jacobiner nannte. Sie beförderten Unruhen, um ihren Diensteifer geltend zu machen. (S. Lyon im J. 1817.) Dergleichen Umtriebe wurden ein engeres Vereinigungs- nittel für die Liberalen, die nun in der Minerve française eine Art Nationaltribune neben der Deputirtenkammer errichteten. Darauf pflanzten die Ultra's ihre Standarte in dem Conservateur auf. Un- erdessen neigten sich Richelieu und Lainé immer mehr zu den Ultra's, olglich Decazes zu den Liberalen. Die Erhaltung des Wahlgesetzes vurde der Triumph der Letztern; dadurch kam Decazes (den 29. Dec. 1818) ganz empor, und Abbé Louis, ein Erbfeind der Ultra's, ward Minister. Auch der Kriegsminister Gouvion St. Cyr ist ein Feind er ultraroyalistischen Garde. Dagegen war Talleyrand, als ein Feind er Minister, aus dem Lager der Liberalen in das der Ultra's über- egangen. Er und Molé, der gestürzte, ehrsüchtige, talentvolle Mi- ister, leiteten die Tactik der Pairskammer im Jahre 1819, als sich ier der Aristokratismus gegen die Minister und die Charte verschwor,

und zuerst die Abschaffung des Wahlgesetzes in Vorschlag brachte. Von außen spielte der Baron Vitrolles eine große Rolle in den Cirkeln der Ultra's. Endlich siegten die Minister in der Pairskammer durch die Ernennung von sechzig neuen Pairs (5. März 1819). — Zu den Ultra's gehörten (nach den Lettres Normandes) im Jul. 1819, von 262 Mitgliedern der Pairskammer 115, an deren Spitze jene Zeitschrift den Kanzler d'Ambray setzt; unter ihnen: Marquis Barthelemy, Marschall Victor, Card. Beausset, Vicomte Chateaubriand, Graf von Clermont Tonnere, die Herzoge von Duras und Fitzjames, Marq. Fontanes, Card. la Luzerne, Gen. Marq. Lauriston, Marq. Pastoret, Herzog und Graf Polignac, Marschall Oudinot, Baron Seguier, Präsident des Pariser Appellationshofes, Fürst Talleyrand, Card. Talleyrand, Marschall Macdonald, Marsch. Suchet u. A. Außerdem zählt man 59 ministerielle Pairs, darunter die Marschälle Beurnonville und Davoust, Gen. Maison, Exminister Molé, der Herzog von Cadore (Champagny) u. A. Unter 79 liberalen Pairs nennt man die Grafen Boissy d'Anglas, Chaptal, Daru, Lacepede, Lanjuinais, Volney, La Tour Maubourg, Mollien, die Marschälle Lefebre, Moncey, Jourdan, Marmont, Mortier, Kellermann; die Herzoge von Brancas, von Broglie, von Choiseul, von Rochefoucault, von Piacenza (Exconf. Lebrun) u. A. m. Im Namen der Ultra's sprechen in der Kammer der Deputirten Hr. von Villele und von Corbières, die Häupter der verständigeren Ultra's, deren man 1819 etwa dreißig in der Kammer der Deputirten zählte. Ihnen ist vorzüglich das Wahl- und das Recrutirungsgesetz (das alle Stände nach dem Grundsatze der Gleichheit behandelt) zuwider. Die reinen Ultra's, etwa zwanzig, welche von keinem Nachgeben wissen und unter denen die heftigsten den Ankäufern die Nationalgüter entreißen, jeden, der nicht ihrer Meinung ist, aus seinem Amte vertreiben, die Protestanten verjagen, und alle, die in ihren Augen politisch strafbar sind, zum Tode verurtheilen oder verbannen wollen, folgen der Fahne des H. de la Bourdonnaye. Zu den Ultra's gehören geistreiche Schriftsteller: als Bonald, Lemestre Montlozier, Chateaubriand, Fievée und Andere. Als ehrsüchtige und talentvolle Intriguanten unter ihnen bezeichnet man den Grafen Bruges und den Baron Vitrolles. Endlich zählen sie Abtrünnige von nationaler Bedeutung in ihren Reihen, unter Andern Talleyrand und Lainé. Die Ultra's haben die Gunst der Prinzen, und ihre ersten Familien umgeben den König; allein ihr Betragen im Jahre 1815 und ihr Ränkespiel mit den Waffen der Verläumdung und geheimer Anklagen, — ob sie gleich von Religion, Tugend und altadelicher Großmuth sprechen, — haben sie in den Augen der Nation verächtlich gemacht. Offenbar haben sie dadurch auch die Partei der Liberalen, in deren Namen in der Kammer der Deputirten gewöhnlich H. von Chauvelin spricht, zu kühneren Aeußerungen gereizt; und es ist kein Zweifel, daß, wenn die Minister den Ultra's nachgäben, die größere Masse der leidenschaftlich Liberalen sich exaltiren, für die Republik sich erklären und über Adel und Priester herfallen würde. In der Kammer von 1818 kannte man übrigens unter 242 Deputirten nur 20 Ultraliberale. — Die Uebrigen theilten sich in Doctrinaires, Ministeriellliberale (60), Reinministerielle (60) und solche, die es nur bedingt sind (50). Den Ultraroyalisten und den Ministern gegenüber stehen die Independenten, welche alle Verbannten zurückgerufen wissen wollen. Sie haben keinen Chef; doch nennt man sie gewöhnlich die Partei des H. Lafitte

die große Mehrheit der Deputirten ist gegen sie. Seit der Sitzung vom 17. Mai 1819, wo der Minister Deserre sein dreimaliges Jamais gegen die Zurückberufung der verbannten Regiciden aussprach, haben sich viele Liberale an die Independenten angeschlossen. Uebrigens wird in keiner von beiden Parteien auf Sittlichkeit gesehen; in beiden spielen zum Theil solche Männer die erste Rolle, die als unsittlich öffentlich anerkannt sind. Am lebhaftesten bekämpfen sie sich in den Zeitungen. Die Ultraroyalisten, deren Organ der Conservateur ist, gehören an: die Quotidienne, die Gazette de France, das Drapeau blanc und das Journal des débats. Auch bedienen sie sich eines englischen Tagblattes, der New Times, um ihre Meinungen zu verbreiten. Die ultraliberalen Journale sind: das Journal de Commerce (le Constitutionel), das J. général, (l'Indépendant), die Renommée, (des H. Benj. Constant) und der Censeur (der H. H. Comte und Dunoyer). — In Deutschland gibt es Ultra in entgegengesetzten Richtungen des Alten und des Neuen im Kampfe in der Theologie wie in der Gymnastik. In der Politik haben Reichsräthe und Mediatisirte die Rolle der deutschen Ultra übernommen, und während die Liberalen sich auf den 13ten Artikel der Bundesacte und auf so manches andere Fürstenwort berufen, stützen jene sich auf den 14ten Art. der Bundesacte, und verfechten die alten Vorrechte. Man hat daher vorgeschlagen, die deutschen Liberalen Dreizehner und die Ultra's Vierzehner zu nennen. Vergl. den Artikel Liberale.

Umfang, s. Volumen.

Umgekehrte Methode der Tangenten, s. Inversa methodus tangentium.

Umlauf, Revolution, heißt die Bewegung eines um einen Mittelpunkt laufenden Körpers durch seine ganze Bahn. Die Zeit, in welcher ein solcher Körper seine ganze Bahn einmal zurücklegt, heißt die Umlaufszeit. Das Verhältniß der dabei Statt findenden geschwindern oder langsamern Bewegung zu der Entfernung vom Mittelpunkte und der dem Körper mitgetheilten Kraft und anderen Einwirkungen erläutert die Mathematik. — Ueber die Umlaufszeit der bis jetzt bekannten Planeten um die Sonne s. d. Art. Sonnensystem.

Umlaufender Wind. So nennt der Seefahrer den Wind, wenn er sich schnell von einem Compaßstriche zum andern dreht.

Umschattig. Man versinnliche sich die Stellung der Bewohner der kalten Zonen auf der Erdkugel, und wähle zur Verdeutlichung einen Bewohner des Pols selbst. Hat die Sonne sich ihm nähernd, den Aequator (seinen Horizont) erreicht, so geht sie ihm, bis zur Rückkehr zu demselben, nicht mehr unter, sondern läuft, in und über dem Horizonte, ganz um ihn herum, so daß sich sein Schatten, im Verlauf von 24 Stunden, immer durch alle Punkte desselben dreht. Dies gilt, mit der von der kürzern Dauer der Erscheinung abhängigen Einschränkung, auch für die übrigen Bewohner der kalten Zonen; und sie heißen deswegen Umschattige.

Umtriebe (demagogische) in Deutschland. Ein neues Criminal-Kunstwort bezeichnet ein neues Verbrechen, ein neues Verbrechen bringt neue Rechtsformen, neue Strafen hervor, und fällt das Verbrechen einer ganzen Nation zur Last, so ist es Rechtens, daß die ganze Nation dafür Strafe leide. — — — — — Diese Bemerkungen kann man machen bei dem großen Prozesse, den die aufsehende Gewalt des Staats gegen den verführten und verdorbenen Zeitgeist

und gegen die Schuljugend der deutschen Nation im Jahr 1819 begonnen und bereits (im März 1820) bis zum Schlußberichte der in Mainz versammelten Central-Untersuchungs-Commission fortgeführt hat. Zwar gibt es Ungläubige, die den Umfang des angeschuldigten und gewissermaßen schon bestraften Verbrechens noch in Zweifel ziehen; ja sie gehen so weit, behaupten zu wollen, der Thatbestand der großen Schuld, als ob frevelnde Giganten schon ein ganzes Alpengebirge über einander gethürmt hätten, um einige und dreißig Throne von ihrer Höhe in den Pfuhl der Demokratie hinabzustürzen, sey nichts als ein elender Maulwurfshaufen. Allein diese irrige Ansicht von blöden Maulwurfsaugen wird durch die in öffentlichen Urkunden, in der preußischen Staatszeitung und in andern Blättern bisher aufgedeckten Schulfrevel bereits hinreichend widerlegt. Man denke nur an Alles, was dem Beginnen demagogischer Umtriebe vorausgegangen ist! — Die Theilnahme des Volks und der Jugend, besonders der akademischen, an dem Kampfe gegen Napoleon zur Wiederherstellung der deutschen Fürstenthrone hatte die Fürsten in Wien bewogen, ihren Völkern neue, dem gegenwärtigen Zustande ihrer gesteigerten Cultur angemessene ständische Einrichtungen (vgl. die Proclamationen und Declarationen, so wie die in Klübers Archiv aufbewahrten diplomatischen Noten) zu versprechen. Dieses Versprechen brachte in den durch jene Theilnahme ohnehin schon exaltirten Köpfen ein allgemeines Hinneigen zu einer neuen Ordnung hervor, indem man, weil die Fürsten den alten Kaiserthron nicht wieder aufrichteten, und sich selbst von den Fesseln des Reichslehnwesens für immer losmachten, auch in Ansehung der Völker die alten auf die Reichslehnverfassung gegründeten Territorial-Feudalstände für aufgehoben ansah. Aber bald verrieth eine „heimliche Unruhe und eine dumpfe Gährung" in Reden und Schrift die, wie uns dünkt, ungegründete Furcht, daß man bei der Organisation einer ständischen Aristokratie, welche Postulate anhöre und dem Volke zutheile, nichts als die Wiederherstellung der Feudalstände, blos um den Staatscredit zu untermauern, beabsichtige. Der Antagonismus zwischen der alten und der neuen Zeit regte sich aufs neue in dem Streite der Praxis mit der Theorie; daher wurden die Ströme nicht frei, und das Zollwesen blieb, wie es schon ein alter Schriftsteller bezeichnete, die mira insania Germanorum. Der dunkle Sinn des 13. Art. der Bundesacte und die im Sinne des Volks geschehene Vollziehung desselben in Bayern, Baden, Weimar, Würtemberg, Nassau 2c. reizte die Ungeduld der übrigen Völker Deutschlands. Aber in dem Wunsche derselben nach Reformen sah die Aristokratie ein revolutionaires Anwogen, dem sie als Damm sich entgegenstellen müsse. Nun entstanden gegenseitig Mißtrauen und Erbitterung. Mehr als ein Schriftsteller des Tages, auch wohl mancher unreife Kopf, schrieb vorlaut und unartig für die Volkssache. Denn man hatte zwar das Grab einer vernünftigen Freiheit der Rede und Schrift, den Censurzwang an einigen Orten selbst zu Grabe getragen, aber man hatte vergessen, vorher durch ein Gesetz über Preßmißbrauch die Gränzen des Erlaubten zu bezeichnen, und die Mittel, Strafbares zu hindern, sich zu sichern. Daher bewegte sich mancher im Gebrauche der neuen ungewohnten Redefreiheit etwas tölpisch; und es kam bei der lieben Jugend, welche sich für das Gute und Rechte — anfangs selbst mit Erlaubniß der Regierungen — zu begeistern angefangen hatte, wie bei jedem Weine, die sogenannte Zeit des Brausens. Die alte fromme Zucht und Ordnung war nämlich

schon längst aus der häuslichen Erziehung großentheils, und zum Theil auch aus den Schulsälen entwichen, so daß die Jünglinge immer unreifer die Akademie bezogen, von wo sie der Ruf ins Feld zweimal abrief. Sie kehrten für politische Ideen begeistert zurück, darum nahmen sie fortwährend Antheil an vielem, was man in der aufgeregten Zeit sprach, und behandelten Alles mit der vorherrschenden Richtung unserer Zeit — die bisher einzig und allein fast nur noch auf den Universitäten, wo die Denkfreiheit falsche Theorien besser zu widerlegen im Stande ist, als das Gebot der Macht, siegreich bekämpft wurde, — mit Gemüth und Einbildungskraft, den Verbündeten des altdeutsch-romantisch-ästhetisch-catholicirenden Mysticismus, und der von Friedrich Schlegel einst apotheosirten „göttlichen Grobheit." Indeß reizten auch wohl hier und da die vornehme Gleichgültigkeit gegen die Feier des 18 Octobers und das verächtliche Absprechen gewisser Leute über das Daseyn und die Bedeutung der eben so frommen als glorreichen Volksbegeisterung in den Jahren 1813 fg. das Volk und ganz besonders die erwachsene Jugend zum Unwillen. Da gab die Jubelfeier der Reformation dem Nationalgefühle einen erhöhten Schwung. In dieser — psychologisch sehr erklärbaren — Stimmung feierte die akademische Jugend das Wartburgsfest; zugleich bildete sich die Giganten-Coalition der acht und dreißigeinigen Burschenschaft. Diese auf Nationaleinheit gerichtete Verbindung und der politisch-literarische Polizei-Muthwille einiger Bursche beim Octoberfeuer des Wartburgsfestes gaben einer gewissen Partei die Waffen in die Hand, welche bewirkte, daß die akademische Freiheit von der Diplomatie und von der Polizei zugleich angegriffen ward. Dies reizte die jungen Leute heftig auf; dazu kam der Vorfall in Göttingen. Doch erst als Stourdza und Kotzebue in die Schranken traten, entstand in der Studentenwelt ein Lärm, wie ihn etwa Vater Homer bei dem Frosch- und Mäusekriege gehört haben mochte. Man nahm die Sache zu ernsthaft, und dadurch wurde sie es. So geschah es, daß mehrere junge Leute die Tramontana verloren; ja ein in der Gemüthsschwärmerei längst befangener, übrigens unbescholtener Jüngling exaltirte sich bis zum Fanatismus. Er griff zum Dolche und setzte Leben und Ehre an die Sache des Ganzen. Natürlich bewunderte mehr als Einer den Muth, der für etwas edel Gefühltes einem Meuchelmorde sich hingab; der durch das viel zu langmüthig geduldete Duellunwesen an Selbsthülfe gewöhnte jugendliche Dünkel übersah dabei, daß der Zweck falsch überdacht und daß das Mittel ein Verbrechen war. Bei Andern hingegen kamen zu dem gerechten Abscheu noch Furcht und Argwohn. Man glaubte an einen Assassinen-Bund; denn hier und da sprach ein Knabe wie ein Dolchritter. Nun wurden politisch verdächtig die, oft nur scheinbare, Rohheit vieler Turner, deren Gesetze übrigens (man lese Guths Muths Katechismus) streng sittlich waren, der allerdings anmaßende Ton eines großen Theils der jungen Welt und das renommirende Deutschthum der Burschenschaft. In dem ärgerlichen Streite über Turnen und Turnziel übertrieben die Turnfreunde viel, und verdarben durch ihr Zunftspiel alles. Das Kindlein wurde mit dem Bade ausgeschüttet. Als das Gefährlichste erschien die geheime Verbindung. Hatte aber der Tugendbund schon früher den Trieb zu solchen Verbrüderungen selbst unter Männern genährt, und hatte späterhin die Kette der Adelsbundes dem Volke Besorgnisse eingeflößt, so war es sehr natürlich, daß auch in der Studentenwelt das alte Spiel mit Ordens und Landsmannschaften sich als Burschenschaft erneuerte. Sie bezweckte

in dieser Form — es ist Thatsache — viel Gutes und Löbliches; die Jugend vergaß dabei freilich, daß es zum Guten keiner geheimen Verbindung bedarf, die ohnehin nur zu oft der eigenen Selbstständigkeit des Jünglings von Charakter nachtheilig werden kann. Politische Anfeindung machte jene Verbindung, welche übrigens ohne Theilnahme der akademischen Lehrer zu Stande gekommen war, nur noch enger und den Geist derselben hartnäckiger. So entstand eine Opposition der Gesinnung und Meinung, welche die politische Farbe der Zeit an sich trug, auch in der Schul- und akademischen Jugend, wie sie schon im Volke durch die hingehaltenen oder bestrittenen politischen Erwartungen, Erinnerungen und Ansprüche sich gebildet hatte. Zwar blieb es beim Schreiben, Sprechen und Lesen; als aber endlich das politische Leben in den süddeutschen Ständekammern sich regte, und die Furcht immer mehr zunahm, daß auch in Preußen und Oesterreich der Wunsch nach einem Repräsentativsystem, wie es in einem großen Theile Deutschlands schon vorhanden war, laut werden möchte, da bot der durch dies alles zusammengenommen erschreckte, beleidigte, erzürnte Cabinetsgeist dem Zeitgeiste offene Fehde. Voll von dem Glauben an eine allgemein vorhandene Verschwörung, beschloß man der Hydra demagogischer Umtriebe in ganz Deutschland mit einemmale die Köpfe abzuschlagen, oder die wilden Schößlinge des Baumes der Erkenntniß des Guten und des Bösen — alle gefährliche Theorien der Lehr- und Preßfreiheit mit der Wurzel auszurotten. Vorläufig wurden in der preußischen Monarchie die Turnplätze geschlossen; dann fanden in Töplitz ministerielle Verabredungen Statt; zugleich erfolgten in Berlin im Juli 1819 Verhaftungen von Studenten und jungen Gelehrten. Jahn wurde nach Spandau, dann nach Cüstrin und späterhin nach Berlin zurück in gefängliche Haft gebracht, und vor die seit dem 16. September mit der Untersuchung beauftragte gerichtliche Immediat-Commission gestellt. Ueber zwei Dolche, die man bei ihm fand, gab er sogleich befriedigende Auskunft. Mehrere, die für seine Schuldlosigkeit, in Ansehung der öffentlichen Bezüchtigungen, in öffentlichen Blättern Zeugniß abzulegen gewagt hatten, verloren dieser Publicität wegen ihre Stellen im Civil- und Militärdienste. In Bonn nahm ein Polizeibeamter aus Berlin die Papiere von drei Professoren, Arndt und den beiden Welcker, in Beschlag, was (nach einem Schreiben des Staatskanzlers) „nicht sowohl wegen eines persönlichen Verdachts gegen sie, als vielmehr zur näheren Ermittelung der in Deutschland vorhandenen demagogischen Umtriebe verfügt worden war." Denn als sich um dieselbe Zeit, im August, in Carlsbad die Minister von Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Sachsen, Würtemberg, Baden, Sachsen-Weimar, Meklenburg und Nassau versammelt hatten, war das Gerücht von einer entdeckten Verschwörung zum Umsturz der deutschen Throne allgemein, man sprach von einem in den Papieren eines Studenten gefundenen Plane zu einer deutschen Republik. Eine Chateaubriand zugeschriebene Schrift: Des sociétés secrètes en Allemagne etc. sah überall geheime Verbindungen zu Revolutionen, selbst in den Bibelgesellschaften und in der Lancasterschen Methode. Die Polizei war in voller Thätigkeit. Auf der churhessischen Universität Marburg forschte eine besonders dazu niedergesetzte Commission dem demagogischen Gespenste nach. Sie entdeckte so wenig als die in Heidelberg, Tübingen, Erlangen und die gleich anfangs in Jena mit größter Strenge angestellte Untersuchung von Sands Mitschuldigen, deren er keine hatte.

Doch glaubte man, revolutionairen Planen der Burschenschaft auf die Spur gekommen zu seyn. Auch die Verhaftungen im Nassauischen führten zu keinem Resultate, und in Meklenburg-Schwerin wurden zwei als Staatsgefangene eingezogene Candidaten nach Urthel und Recht als völlig straflos freigesprochen. Unterdessen hob man die Turnanstalten in beiden Hessen, in Sachsen-Weimar und in andern Ländern auf. In Jena verlor der Hofrath Oken seine Professur, weil er die Isis, die noch fortdauert, nicht aufgeben wollte, und Prof. Fries verlor, wie es heißt, sein Lehramt, behielt jedoch seinen Gehalt, ohne daß beiden eine Verführung der Jugend zu demagogischen Umtrieben zur Last gelegt wurde. Schon fing das Publicum an zu glauben, daß nur ein blinder Lärm Deutschland geängstigt und die öffentliche Aufmerksamkeit von andern Dingen abgezogen habe; ja Benjamin Constant behauptete (de l'Etat de l'Europe sous le point de vue constitutionel) geradezu, daß die Voraussetzung dieser „conspiration ténébreuse" denjenigen Classen willkommen gewesen, die dabei interessirt seyen, daß jede Constitution ausgesetzt und jede Reclamation in Aufruhr umgedeutet werde. Dieser Franzose erinnerte uns, daß „Arndt, Görres, Jahn (der erste Freiwillige im J. 1813) die deutsche Jugend vor Kurzem noch zum Kampfe für ihre legitimen Fürsten aufgefodert hätten; wie sey es denkbar, daß sie jetzt gegen dieselben conspiriren sollten! Nur lästige Mahner gebe es in Deutschland an erhaltene Verheißungen, „keine Verschwörer." Allein es gab dafür, was wir besser wußten, deraisonirende Phantasten, ungezogene Tadler und unberufene Staatsredner. Daher ward in Deutschland die Ueberzeugung der Diplomaten von dem Vorhandenseyn revolutionairer Verbindungen immer fester. Diese Ueberzeugung erklärte der Präsidial-Vortrag des österreichischen Bundestagsgesandten in der Epoche machenden Sitzung des Bundestages vom 20. Sept. 1819. Europa erstaunte über die Raschheit und die Einmüthigkeit (obwohl in Ansehung der letztern Zweifel sich erhoben, weil das erste Protokoll, welches die Widersprüche einiger Bundesmächte enthalten haben würde, erst nach manchem Hin- und Herreden zurückgenommen worden seyn soll), mit welcher diese hohe Versammlung bei diesem Anlaß als Gesetzgeberin und Richterin für ganz Deutschland auftrat, und eine wahrhaft staatsrechtliche Reform ins Werk setzte, indem sie die Autonomie der einzelnen souverainen Staaten, in Bezug auf mehrere gemeinsam wichtige Gegenstände ihrer Verfassung und Gesetzgebung, der legislatorischen Gewalt des Bundes unterwarf, die im XI. Art. der Bundesacte sanctionirten Beschränkungen der Bundesgewalt überall, wo es auf Sicherheit, öffentliche Ordnung und Erhaltung des Besitzstandes ankommt, aufhob, und zugleich den bisher noch fehlenden Schlußstein der Bundesverfassung, die Bildung einer wirklichen Vollziehungsmacht des Bundes im Innern, aufstellte. Nie hatte Oesterreich im alten deutschen Reiche auf eine so wirksame Art seine Initiative geltend gemacht, als an diesem Tage, der den deutschen Staatenbund factisch einem Bundesstaate näher brachte, und dadurch den Nationalwunsch nach größerer Einheit des Ganzen in allem was national gemeinsam ist, unerwartet in einigen Punkten auf einmal realisirte. Eben so rasch vollzogen die einzelnen Regierungen, was ihre Gesandten, ohne weitere Instructions-Einholung, unterzeichnet hatten. Ein erfreuliches Zeichen für die Nation, welche jetzt die seit dem westphälischen Frieden im alten Reiche vermißte Kraft des Ganzen zu einem neuen Le-

den sich gestalten sah. Bei alle dem war es für die, welche bisher an keine revolutionairen Umtriebe geglaubt hatten, — widersprachen doch selbst mehrere, ja, sonderbar genug, eigentlich alle Regierungen dem Daseyn derselben in ihren Ländern! — ein niederschlagender Beweis von der Größe und Furchtbarkeit des verborgenen Uebels, daß noch vor den geendigten Untersuchungen, Anklage, Urtheil und Strafe zugleich vermittelst allgemeiner Polizeiverbote ausgesprochen wurden. Oesterreich foderte nämlich in jenem Präsidial-Vortrage die Bundesversammlung auf, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die in einem großen Theile von Deutschland herrschende unruhige Bewegung und Gährung der Gemüther zu richten, welche sich in „Aufruhr" predigenden Schriften, in weit verbreiteten sträflichen Verbindungen, selbst in einzelnen Greuelthaten (Sand und Löning) offenbart habe. Der Präsidialgesandte fand zwar die Quellen des Uebels zum Theil in Zeitumständen, und zeichnete besonders aus: 1. die Ungewißheit über den Sinn des 13. Art. der Bundesacte; 2. die unrichtigen Vorstellungen von den der Bundesversammlung zustehenden Befugnissen und der Unzulänglichkeit der Mittel; allein er klagte auch als Mitschuldige an die Gebrechen des Schul- und Universitätswesens, und den Mißbrauch der Presse. Oesterreichs Verlangen, daß so lange die Bundesversammlung den 13ten Art. der Bundesacte nicht ausgelegt habe, die in mehreren Bundesstaaten eingeleiteten Constitutions-Arbeiten noch ruhen möchten, wurde nebst allen von der Präsidialgesandtschaft vorgelegten, auf fünf Jahre gültigen, Entwürfen von der Bundesversammlung sofort genehmigt. Es ward nämlich die zur Vollziehung der für die innere Sicherheit im Bunde zu fassenden Beschlüsse der B. V. entworfene provisorische Executionsordnung als Bundesform anerkannt; es wurden auf allen deutschen Universitäten Curatoren angestellt, die darüber zu wachen haben, daß die Professoren keine gefährliche Lehren vortragen und die Studirenden kein politisches Treiben mehr verfolgen. („Die Studenten sollen nichts vorhaben, als sich zugleich für das gelehrte und für das thätige Leben vorzubereiten.") Kein deßhalb abgesetzter Professor soll je wieder ein anderes Lehramt in Deutschland erhalten; kein Student, der an der Burschenschaft oder ähnlichen Verbindungen ferner noch Theil nimmt, soll in einem öffentlichen Amte angestellt, und kein relegirter Student soll auf irgend einer andern deutschen Universität zugelassen werden. Es ward ferner eine allgemeine Censur für alle Zeitblätter und Schriften, die nicht über zwanzig Bogen im Drucke stark sind, angeordnet, und der Bundesversammlung eine unmittelbare Censurgewalt über alle mißfällige Schriften, in welchem deutschen Staate sie auch erscheinen mögen, ohne weitere Appellation eingeräumt; worauf mehrere Regierungen nicht blos die ihrem Volke verfassungsmäßig zugestandene Preßfreiheit sofort suspendirten, sondern auch die Vorschriften jener Censur noch strenger abfaßten (vgl. Hermes V. die Vorrede). Endlich ward eine Central-Untersuchungs-Commission von sieben Mitgliedern (ernannt von Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Baden, Darmstadt) mit Einschluß eines Vorsitzenden in Mainz niedergesetzt, welche ausschließlich zur weitern Untersuchung der gegenwärtig in mehrern Bundesstaaten entdeckten revolutionairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen bestimmt ist, die nöthigenfalls sogar verdächtige Individuen aus jedem deutschen Bundesstaate requiriren, verhaften und nach Mainz abführen lassen kann, und deren Bericht über die gemachten Entdeckungen bald erwartet wird. Unterdessen setzte

man die Untersuchungen an mehrern Orten mit großem Eifer fort. Jedermann fragte jetzt: Wer sind die Verschwörer? und wo sind sie? Da erschien die Schrift von Görres: Deutschland und die Revolution, welche vor jenen Beschlüssen geschrieben war, und scharfen Tadel über einige Regierungen aussprach, auch in erhabener Mystik viel irriges behauptend, manches Ultramontane, Phantastische und selbst illiberale vorschlug. Das Buch ward confiscirt, und der Verf. entzog sich durch die Flucht nach Frankreich der über ihn schon verhangenen Festungsstrafe. Hierauf las man in dem Journal général des Pays-bas einen aus Berlin datirten Artikel, welcher aus zehntausend Actenstücken ungefähr zwölf Fragmente mittheilte von sinnlosen revolutionairen Aeußerungen, ohne jedoch hinzuzufügen, wer sie gethan, wie viele deren seyen, wo und zu welchem Behufe sie so gesprochen oder geschrieben, und was sie machinirt, d. h. wirklich veranstaltet hätten. Man schloß wohl nicht mit Unrecht aus jenen Aeußerungen, z. B. „Alexanders, Friedrich Wilhelms Throne müssen fallen," daß Leute, die so sprechen und schreiben konnten, sehr dumme, wo nicht verrückte Verschwörer seyn müßten, welche mehr Anlage noch zu Tollhäuslern als zu Zuchthäuslern hätten. Uebrigens behauptete jener Artikel, der vielen Lesern aus einer echten Quelle geflossen zu seyn schien, in zuversichtlichem Tone: man habe seit 1812 versucht, Verbindungen unter den studirenden Jünglingen auf den deutschen hohen Schulen, selbst in Berlin, zu Stande zu bringen. Der Plan sey gescheitert; allein im Stillen gereift, habe er sich bei dem Wartburgsfeste entfaltet. (So mußte er ja wohl gleich im Entstehen offenkundig genug seyn!) Nun kenne man bereits 14 solcher Verbindungen (die furchtbare Burschenschaft), alle zu Einem Zwecke verbunden; unabhängig von diesen, dem Anscheine nach noch ziemlich unschuldigen, größeren Vereinen, bestünden besondere Ausschüsse von auserwählten, durch Fähigkeit und glühenden Eifer ausgezeichneten Mitgliedern. Wer noch nicht bis zu dem Fanatismus erhitzt sey, daß er als thätiges Werkzeug bei der gewaltsamen Wiedergeburt des Vaterlandes — dem geheimen Zwecke aller dieser Verbindungen — sich hinzugeben verlange, bleibe in den Propyläen, und werde nie in das Heiligthum zugelassen. Man habe bis jetzt vier dieser Ausschüsse entdeckt, (also kennt man ja die Verschwörer!), welche die vierzehn größeren Verbindungen leiteten: drei auf Universitäten, den vierten in der Residenz eines deutschen Fürsten; sämmtlich über den Plan und über die Mittel einverstanden, die bestehenden Verfassungen umzustürzen; nur nicht darüber, ob das in einen Körper zusammengeschmolzene Vaterland eine Wahlmonarchie oder einen demokratischen Freistaat bilden soll. Die Mitglieder nennen sich selbst nach ihrer Kleidung (wahrlich sehr offenherzig!) die Schwarzen, und zählen nicht blos Studenten, sondern Männer aus allen Ständen, während die eigentlichen Häupter sich noch zu verbergen wüßten. Unter den Eingeweihten gebe es den höhern Grad der Unbedingten, welche das, was ihnen als das Eine, was noth thue, erscheine, durch jedes Mittel zu vollziehn entschlossen seyen. Sand sey ohne Zweifel Einer aus dieser Classe. (Was sich aber trotz aller Nachforschungen und nach allen gemachten so wichtigen Entdeckungen dennoch nicht erwiesen hat!) — Wenn man die Behauptungen dieses Artikels mit den bis jetzt bekannt gewordenen Resultaten der Untersuchung vergleicht, so geräth man in Versuchung, den ganzen Artikel für einen Criminal-Roman, oder für ein Phantasma zu halten, das die Polizei geäfft

hat; wenn er nicht gar eine Mystification ist. Man erinnert sich dabei unwillkührlich an die von einem gewissen Oates erfundene Verschwörung, an welche England, nach Hume's Bericht, zehn Jahre lang glaubte, und die mehreren Menschen das Leben kostete! — Nachdem jener Artikel eines niederländischen Journals ganz Europa mit der großen Verschwörung der Schwarzen bekannt gemacht hatte, las man bald darauf in mehrern öffentlichen Blättern ein merkwürdiges, mit dem Namen Bernstorff unterzeichnetes, angebliches Circular des Berliner Cabinets an die Gesandten und diplomatischen Agenten bei den fremden Höfen, welches noch mehr Furcht vor dem geheimen Uebel „eines erkünstelten Mißvergnügens verbreitete, das neben dem natürlichen (in den Verhältnissen der Zeit gegründeten) herrsche, und das aus irrigen Grundsätzen, aus verderblichen und chimärischen Theorien, aus geheimen und strafbaren Absichten, aus niedrigen und eigennützigen Leidenschaften entstanden, und durch die Schriften einer revolutionären Partei verbreitet worden sey." — Diese aus Wahlverwandtschaften von Meinungen und Gesinnungen hervorgegangene Partei habe sich durch förmliche Gesellschaften verstärkt, welche den Umsturz von Deutschland zur Absicht hätten, um eine einzige und untheilbare Republik (!!) oder sonst eine Chimäre gewaltsam zu realisiren. Sands und Lönings Attentat sey, wenn sie auch keine eigentlichen sogenannten Mitschuldigen hätten, nichts desto weniger die Folge der allgemeinen Denkungsart einer gewissen Classe, das Zeichen einer ernsthaften, tiefen, ausgebreiteten Krankheit! Preußen habe die Nothwendigkeit eingesehen, durch außerordentliche Mittel die Finsternisse aufzudecken, unter welchen die furchtbare Verbindung falscher Lehren und der Bedürfnisse mit den persönlichen Leidenschaften bereitet worden. Allenthalben hätten Thatsachen die Muthmaßungen bestätigt und die Thätigkeit einer Partei bewiesen, die für eine mehr oder weniger entfernte Zukunft den Saamen der Empörung im Finstern ausstreut. Die geheimen Anführer würden durch Gleichheit der Grundsätze und Gesinnungen mit einander verbunden, und seyen durch eine natürliche Anziehung mit einander verknüpft. Sie wollten alle politischen Unterschiede unter den Völkern Deutschlands aufheben; zu diesem Endzwecke hätten sie sich der aufwachsenden Generation bemächtigt, der sie den Geist der Unabhängigkeit und des Stolzes einhauchten: Vernichtungsgrundsätze, eingehüllt in abstruse Metaphysik und in eine mystische Theologie, um den politischen Fanatismus durch religiösen Fanatismus zu verstärken u. s. w. — Dem Verfasser dieses Artikels sind solche Lehrbücher auf den protestantischen Universitäten nicht bekannt. Im Mittelalter gab es dergleichen; auch unsre Mystiker neigen sich mehr oder weniger fast Alle zum Catholicismus jener Zeit hin, und der verst. Graf Friedr. Leop. von Stolberg empfahl selbst in seinem Aufsatze über den Zeitgeist die knechtische Barbarei des dunkelsten Mittelalters. Dagegen enthalten unsre besseren Compendien über Moralphilosophie, Politik und Oekonomie nichts Abstruses noch Metaphysik. — Indeß gesteht der Verf. selbst ein, daß hier nicht von einer Verschwörung die Rede ist, sondern von der Vorbereitung einer Revolution von Preußen und ganz Deutschland, nicht im jetzigen Augenblicke, sondern in der Zukunft. (Aber wie unterscheidet sich eine solche Vorbereitung zu einer Revolution von einer Verschwörung?) „Gegen Individuen allein mit Strenge verfahren, welche als mit den Absichten und Umtrieben der Partei am meisten vertraut und nicht als die

rafbarsten (wer ists denn sonst?) verhaftet worden waren, wäre ine partielle Maßregel gewesen; in den Ursachen (d. i. in den beiden roßen Vehikeln der öffentlichen Meinung, nämlich der Druckerpresse ind des öffentlichen Unterrichts) mußte man den Wirkungen vorbeuen." Hierauf wird der „Wunsch nach einer Nationalrepräsentation ils demokratisch" gerügt und als die aus dem Mißbrauche der Presse ind aus dem schlechten Lehrgeiste entstandene politische Krankheit eies Theiles von Deutschland (doch nicht Würtembergs, Bayerns, Baens 2c.) bezeichnet. Darum seyen gemeinschaftliche Maßregeln nöthig jewesen. Am Schlusse sagt das Schreiben noch, daß die Gewebe der evolutionären Umtriebe sich in viele Länder erstrecken, wo sie durch esondre Untersuchungen entdeckt worden, ohne daß man sie verfolgen ann, daher werde ein allgemeiner, blos temporärer Untersuchungs-Ausschuß alle Thatsachen am besten auffinden und zusammenstellen. lebrigens hätten die Mächte Europa's, die ihre Anstrengungen gegen ie Umwälzungen, so wie gegen die Grundsätze der französischen Revolution vereinigt, Legitimität und Eigenthum auf ihre alten Grundagen (ist dies in Genua, Venedig, Sachsen, Polen 2c. 2c. wirklich jeschehen?) wieder eingesetzt, und diesen Zustand der Dinge sich gejenseitig garantirt. Je größer nun die Macht Deutschlands sey (durch das enge Anschließen Preußens an Oesterreich), desto leichter werde sie alle Entwürfe hemmen, die dem Bunde der Bruderliebe und der heiigen Allianz zuwider wären. — Dieses Umlaufschreiben befestigte den vankenden Glauben an die drohende Gefahr aufs neue. Unterdessen jingen die Untersuchungen fort und die Beschlüsse vom 20. Sept. vurden vollzogen. Doch war die Vollziehung hier und da äußerst nild. Die Universität Göttingen behielt auf erhobene Beschwerde ihre Censurfreiheit; in Leipzig und in Sachsen überhaupt blieb es bei den bisherigen Censurverordnungen, die für hinreichend angesehen wurden, um so mehr, „da die Unterthanen durch ihr Betragen keine Ursache zu Nachforschungen wegen demagogischer Umtriebe gegeben hätten." In Jena wurde der Prof. Martin, als er unter solchen Umständen keine Vorlesungen halten zu können sich erklärte, durch den Großherzog von jener Vormundschaft freigesprochen, der seine Collegen unterworfen blieben. Anderwärts war die Curatel strenger. In Landshut besuchte der k. Commissär, Herr v. Günther, die Vorlesungen der Professoren und ließ Examinatorien halten. Auch nahm er des dasigen Professors Köppen Abhandlungen über das dermalige Verhältniß der deutschen Universitäten in Beschlag. In Heidelberg und Freiburg erhielt der Commissär das Recht, die Hefte der Studenten zu untersuchen und die von der Dogmatik und dem öffentlichen politischen System in ihren Vorträgen sich entfernenden Professoren zurechtzuweisen u. s. w. Der akademische Senat zu Freiburg sandte daher eine Protestation gegen solche die Lehrfreiheit beschränkenden Maßregeln an den Hof ein. In Berlin protestirte die Universität gegen die von der Bundesversammlung den Universitäten gemachten Anschuldigungen. Bayern, Würtemberg, Baden u. s. w. behaupteten ihr Repräsentativsystem; und ersteres soll, wie man sagt, auch in Wien, wo einer der muthigsten Vertheidiger der bayerschen Constitution, Herr von Zentner, an dem Ministercongresse Theil nahm, nebst der würtembergischen Gesandtschaft (Herr von Mandelslohe und Herr von Trott), die Oeffentlichkeit der ständischen Versammlungen gerettet haben. Aus gültigen Rechtsgründen weigerte sich der aus Cöln nach Berlin in Haft gebrachte Mühlenfels daselbst im Verhöre zu antworten. Ueberhaupt

waren am Ende des Januars 1820 nur an wenig Orten noch Verhaftungen vorgefallen. So saßen zu Bonn im Gefängnißhause der Student Sichel nebst dem vormaligen Turnlehrer Baumeister und dem Studenten Colonius, alle drei in Criminaluntersuchung. In Wetzlar wurden der Director des Gymnasiums, Ludwig Snell, so wie der ehemalige Turnlehrer an demselben, Sartorius, ein genauer Freund von Sand, verhaftet, und in Criminaluntersuchung gezogen. Doch wurden, seit man das Verfahren in der Untersuchungssache in den Weg der Gerechtigkeit überwiesen hatte, mehrere der Verhafteten freigelassen. Dies geschah zu Wien, wo einige junge Schweizergelehrte verhaftet worden waren, in Berlin und an andern Orten. Der Freilassung der Uebrigen sah man entgegen. Da man nun in der Gegenwart keine verbrecherischen Handlungen entdeckte, da sich nicht einmal gegen Jahn solche Beweise, wie man sie suchte, vorfanden, und da man eben so wenig aus den Nachforschungen über die Vergangenheit und die ehemals geäußerten Gesinnungen den Anfangspunkt verbrecherischer Entwürfe herausfinden konnte; so gerieth man in Verlegenheit und fragte sich: was wird denn aus der großen Verschwörung werden, mit welcher wir Europa in Angst gesetzt haben, wenn wir nicht einmal einen einzigen Verschwörer an das Tageslicht bringen können? Die bereits am 8. Juli 1819 in Beschlag genommenen Papiere der Berliner Burschenschaft hatten blos auf die Spur geführt, daß der Prof. Dr. de Wette in Berlin ein Trostschreiben an Sands Mutter erlassen habe. Die preußische Regierung trug daher bei der königl. bayerschen auf die Vernehmung der Sandschen Familie über die Verhältnisse zum Professor de Wette und auf die Mittheilung jenes Schreibens an. Bei der nähern Untersuchung ergab sich zwar in Ansehung jener Verhältnisse nichts Verdächtiges; allein die von Sands Aeltern dem Landgerichte zu Wunsiedel (den 5. August) ausgelieferte Abschrift des de Wette'schen Schreibens an die Justizräthin Sand vom 31. März veranlaßte die Vernehmung des Dr. de Wette, und da er sich zu dem Inhalte der Abschrift seines Privatbriefes bekannte, die sofortige Entlassung desselben von seinem Lehramte durch eine Cabinetsordre. Dies alles aber entsprach den Erwartungen von der Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen keineswegs, und schon las man in öffentlichen Blättern die einlenkende Bemerkung, „die außerordentlichen Maßregeln im Preußischen wegen demagogischer Umtriebe und geheimer Verbindungen seyen vielleicht nicht genug in der eigenthümlichen Farbe, die sie in Preußen als preußische (?) nothwendig besitzen, allgemein erblickt und gefaßt worden." — „Die Vorkehrungen hätten fast nur die Zukunft zum Gegenstande gehabt, und wären der möglichen Gefahr entgegengetreten. Es sey der Regierung um Enthüllung, um Einsicht und Kenntniß zu thun gewesen, um Abschreckung und Warnung, damit im Dunkeln sich kein Uebel gestalte und vermehre, das späterhin nur trauriger bestritten würde." Endlich ward das Publicum durch die im 15ten und den folgenden Stücken der preußischen Staatszeitung (Februar 1820) enthaltenen „actenmäßigen Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutschland" aufgeklärt, und nun sah man allerdings, wie groß die Gefahr gewesen war. An der Spitze der deutschen Radicalreformer erscheint hier ein ehemaliger Jenaischer Student, Ferdinand Johann Witt, der Sohn eines holsteinischen Pferdehändlers, welcher erst in Kiel, dann in Jena bis Ende 1818 studirt und zuletzt in Altona unter Polizeiaufsicht gestanden, dann

ber, im Oct. 1819, — weil er es in Deutschland nicht mehr habe ushalten können, — sich nach England eingeschifft, und in London ie auffallenden Artikel über Deutschland im Morning Chronicle ge- chrieben hatte. Dieser Enthusiast, der nach dem Protokolle des Je- aer Universitätsgerichts vom 21. December 1818, schon in Jena für inen überspannten, wo nicht halb verrückten Menschen galt, soll da- elbst nebst Sand und andern in Arrest gewesenen Individuen zu einem ngern Vereine gehört haben. Er ist Verfasser der Flugschrift: „Neue- es aus Churhessen," und hat sich selbst als Verfasser des aufrühre- ischen Gedichts: „Die deutsche Jugend an die deutsche Menge zum 8. October 1818, 30 oder 35 gleichviel!" angegeben. Auch soll er in Werk über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Revolutionen och unter der Feder haben. Jene Aufsätze von ihm im Morning hronicle stimmen mit den im Juli 1819 in Beschlag genommenen, n Wahnsinn gränzenden, politischen Tiraden eines unter Polizei- ufsicht stehenden Gymnasiasten in einer preußischen Stadt fast wört- ich überein. Dieser Gymnasiast hat nämlich geschrieben: alle 38 (oder ach seiner eigenen Erklärung zum Protokolle: die souverainen Für- ten Deutschlands) zu tödten, ist ein leichtes Ding!" u. s. w. In inem andern Aufsatze im Morning Chronicle vom 16. Nov. schildert in Deutscher die jugendlichen Verbindungen, welche an die Stelle er 1814 aufgelös'ten deutschen Union getreten sind, und die die nach- erigen demagogischen Umtriebe veranlaßt haben. Ferner theilt die Staatszeitung als Beweise der Jugendverführung, daß man nämlich n Schulen gelehrt habe: „die Jugend sey schon im Knabenalter mün- ig, und müsse daher frühzeitig mit den Grundlagen einer auf repu- likanischen Grundsätzen aufzurichtenden Verfassung sich beschäftigen, o daß sich Tertianer und andere Schulknaben zu Staatsreformatoren und Constitutionsverfassern berufen geglaubt" — jedoch ohne die Namen der jungen Verfasser zu nennen, mehrere schriftliche Expecto- ationen dieser Lykurgus-Embryone mit, und fügte die Bemerkung hinzu, daß sie sämmtlich leidenschaftliche Schüler der Turnplätze ge- esen seyen. Wir führen hieraus nur so viel an: 1. Ein sechzehn- ähriger Gymnasiast schreibt phraseologischen Unsinn über Einheit und Freiheit an einen jungen Privatdocenten, den 19. Mai 1819. 2. Aehn- iche schwärmerische Luftblasen beschreibt ein sechzehnjähriger Tertia- er den 30. November und den 29. December 1819 einem Seminari- sten. 3. Erklärt sich ein zwanzigjähriger Seminarist schriftlich über as wiederkommende heilige deutsche Kaiserthum; auch die Turngemeinden haben der Wiederkunft eines deutschen Kaisers entgegen geharrt. 4. Ein Buchdruckerlehrling schreibt dito an einen Seminaristen. 5. Ein achtzehnjähriger Handlungsbursche schreibt Aehnliches an einen Schulamtscandidaten den 24. Sept. 1819. 6. Ein Schüler, der eben confirmirt werden soll, legt demselben Seminaristen den 27. Nov. 1819 seinen Constitutionsentwurf von einem deutschen Kaiserthume vor, wie es in vierzehn Kreise einzutheilen sey u. s. w. Diese Solone äußern sich zum Theil mit beifälliger Bewunderung, oder wie ein zwanzigjähriger, unmündiger Schulamtscandidat, mystisch-albern über Sands That. 7. Noch kecker erklärt sich über das künftige „nicht mehr Bestehen der Kleinstaaten in Deutschland, die er Mäuse nennt, welche stets an unserer Volksthümlichkeit nagen" (die der gesundere und größere Theil der Deutschen aber als Staaten achtet, in welchen die liberalen Ideen sehr oft eine Freistätte gefunden haben und noch finden), ein D. M. in F. f. t. in einem Briefe vom 13.

August 1815. 8. Dieselbe politische Einheit Deutschlands (welche übrigens freilich in einem andern Sinne, die Beschlüsse vom 20. Sept. ebenfalls im Auge gehabt haben), ist in mehreren wissenschaftlichen Studentenvereinen, z. B. in G., J., F., ganz ernsthaft besprochen worden, wie die in der Staatszeitung ausgehobenen Stellen aus Briefen und Aussagen mehrerer Studenten und Magister beweisen; aber fast immer erscheint die Freiheit und Einheit Deutschlands unter Einem Kaiser nur als Idee; wie sie schon oft in gedruckten Büchern verhandelt worden ist. Falsche Theorien, selbst in der Politik, sind von jeher innerhalb und außerhalb der Mauern Iliums aufgestellt worden. Suchte nicht erst vor kurzem ein Recensent in der von Mastiauxschen Literaturzeitung (Heft III. 1819) den Grundsatz aus der Finsterniß des Mittelalters wieder hervorzuziehen: „daß der Papst, zwar nicht ex officio, aber auf Anrufen (der Unterthanen) den Huldigungseid relaxiren könnte?" Ueberhaupt darf man fragen, in welchem öffentlichen Blatte hat man sich unschicklicher gegen Regierungen und Staatsminister erklärt, als es in jenem Blatte geschehen ist, das die protestantischen Fürsten beschuldigt, die katholische Kirche unterdrücken zu wollen? — Die falsche Theorie wird nur durch die Theorie widerlegt, nicht durch die Macht: erst wenn Absicht und That hinzukommen, greift die Macht ein. Nun bringt aber die Staatszeitung selbst Zeugnisse bei, daß von gewaltsamen Mitteln, eine Einheit in Deutschland zu bewirken, in den Burschenschaften nie die Rede gewesen sey. Auch stößt man unter allen diesen Einheitspredigern auf wenig entschiedene Republikaner, die reine Volksherrschaft wollen; nur Eine Stimme — sie soll die eines der verborgenen Häupter seyn — läßt sich toll und gräßlich genug so vernehmen: „Wenn man nur erst die Vereinigung Deutschlands unter ein Haupt bewirkt hat, dann ist ja ein Hals leichter abgeschnitten, als 35, um die allgemeine deutsche Republik zu stiften!" — Hat aber die große Verbindung nur solche Häupter, so möchte sie wohl ganz eigentlich eine kopf- und hirnlose Ausgeburt politischen Aberwitzes, die sich zum Glück nur auf die Schulbänke verirrt hat, genannt werden können. Auffallend ist die Oeffentlichkeit, mit welcher diese Jünglinge ihren Galimathias in Briefen und Stammbüchern niedergeschrieben haben, so wie die Formlosigkeit ihrer Verbindungen. So verfahren keine Verschwörer. Im Allgemeinen scheint aus dem bisher Bekanntgemachten zu folgen, daß die Gesinnung und die Idee des Vaterlandes eine Menge jugendlicher Köpfe erhitzt und drehend gemacht hat, daß diese aber weislich die That der Zukunft überlassen haben. Das Materiale des Verbrechens beschränkt sich also nicht auf eine wirkliche Verschwörung, wie sie das Criminalrecht kennt, sondern auf demagogische — späterhin revolutionär genannte — Umtriebe in der Studentenwelt. Nun heißen aber Umtriebe (menées) nicht Absichten, Gesinnungen und Ideen, sondern Machinationen oder geheime Kunstgriffe, d. i. eine verborgene Art und Weise zum Schaden Anderer zu handeln; demagogisch aber bedeutet so viel, als das Volk unter dem Scheine des Rathgebens verführen. Alles kommt daher auf die Beantwortung folgender Fragen an, die sich bei diesem Prozesse von selbst darbieten: Wer hat das Volk verführt; wozu ward es verführt und wodurch? Was hat das verführte Volk als solches gethan, oder hat es sich verführen lassen? In Ansehung des Wer sind wir zwar noch im Dunkeln; doch beantwortet sich diese Frage zum Theil durch die bereits verhängte Bestrafung. Es sind nämlich als Volksverführer anzusehen

oder sie konnten es noch werden: 1. alle Herausgeber von Zeitungen und Schriften unter zwanzig Bogen; denn sie haben die Censurfreiheit auch da, wo sie bereits verfassungsmäßig ausgesprochen war, auf fünf Jahre verloren; 2. alle öffentliche Lehrer; denn die Lehrfreiheit auf Universitäten ist unter Curatel gesetzt worden; 3. alle Turnmeister; denn sämmtliche Turnplätze sind geschlossen, und das Turnwesen ist seit dem 2. Januar 1820 in der preußischen Monarchie gänzlich verboten; 4. einige öffentliche Lehrer, die ihrer Gesinnungen und Grundsätze wegen abgesetzt worden sind; doch hat man bis jetzt keinen derselben demagogisch-revolutionärer Umtriebe überführen können. Das: Wozu ist das Volk verführt worden? hat die Staatszeitung durch das von den Volksverführern selbst gebrauchte Wort: „wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung Deutschlands" bezeichnet; andere Schriften durch den „Umsturz der bestehenden Ordnung und Ruhe;" — doch habe diesen Umsturz erst die künftig erwachsende Generation zu Stande bringen sollen. Heißt eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung so viel als eine Umwälzung des politischen Zustandes durch die Theorie oder durch die Wissenschaft, d. h. durch eine Idee, die den Willen des Volks zu gewaltsamer That hinreißt? Wenn diese Idee nach den vorliegenden Acten: Freiheit und Einheit Deutschlands unter einem Kaiser ist, so hat sich das Volk, was den Kaiser betrifft, schon seit dem westphälischen Frieden daran gewöhnt, sie nicht mehr zu wollen; was aber die Einheit betrifft, so hat über eine kraftvolle Nationaleinheit alles Gemeinsamen unter den Vernünftigen in Deutschland stets dieselbe Meinung geherrscht; hierzu bedarf es nicht erst der Burschenschaft. Die Freiheit endlich ist eine Allen angeborne Idee und das Ideal der bürgerlichen Entwicklung überhaupt; oder wie ein alter Purist dieses Wort übersetzt: ein Schöngedacht! Was man aber unter Freiheit und Einheit verstehen soll, darüber ist der große Haufe von jeher nicht ganz im Klaren gewesen; am wenigsten wird ein Haufe junger Bursche darüber die öffentliche Meinung fixiren. Der blinde Fürstenhaß, zu dem mehrere derselben sich bekennen sollen, zeigt sich nicht im deutschen Volke; auch ist er von den Fürsten selbst durch ihre Regierung am sichersten entwaffnet worden. Das Gefährliche der akademischen Bundesidee liegt einzig und allein in der Lehre von der Nothwendigkeit einer Revolution, d. i. eines gewaltsamen Umsturzes; dieser Lehre aber hat zu jeder Zeit am kräftigsten die Zufriedenheit des Volks widersprochen. Theoretische Schulgrübeleien bringen nun und nimmermehr eine Revolution hervor, deren einziger Grund öffentliche Willkühr und öffentliches Elend ist. Die dritte Frage: Wodurch hat man das Volk verführt, ist bereits amtlich beantwortet, jedoch ist zugleich die Volksverführung auf die Schuljugend beschränkt worden, daher das Verbrechen eigentlich in pädagogischen und theoretisch-methodologischen Umtrieben besteht. Denn die erwachsene Generation, heißt es in der Staatszeitung, sey, „bei ihrer Rechtlichkeit und Vernunft" der Verführung für unempfänglich geachtet worden; darum hätten die Verführer sich der Jugend auf Universitäten, Gymnasien und Schulen bemächtigt. Hier haben wir also dasselbe Verbrechen, weßhalb einst Sokrates den Giftbecher trinken mußte. Nur fehlt es dießmal an dem Sokrates. Als Mittel der Verführung sind nach der Staatszeitung gebraucht worden: 1. die Larve der Deutschheit; 2. die Larve der Erkräftigung vermittelst des Turnens; 3) geheime Verbindungen in und außer der Akademie, beson-

ders die allgemeine Burschenschaft, und angeblich geheimere Grade derselben. „Das Turnwesen und die Burschenschaft, sagt das Circulare, hatten zur Absicht aus der gesammten Jugend einen Staat im Staate zu machen." 4. die Lehre von der Volksthümlichkeit, d. h. von republikanischen Grundsätzen (zwischen beiden ist doch wohl ein großer Unterschied!). Nach diesen Mitteln zu urtheilen, scheint die Zahl der Jugendverführer sehr groß zu seyn; denn wer weiß es, ob die vielen Anhänger und Lobredner des Deutschthums, des Turnwesens und der Volksthümlichkeit diese nicht als Larven vorgenommen haben? — Die vierte Frage beschränkt sich auf das, was die verführte Jugend als solche gethan hat; vom Volke selbst kann dabei nicht mehr die Rede seyn. Die Staatszeitung hat durch die abgedruckten Stellen aus Briefen, Aufsätzen und Protokollsaussagen den Vorwitz und den Wahnsinn mehrerer Knaben und Jünglinge hinlänglich nachgewiesen. Ueberhaupt sind bei diesem Prozesse gar mancherlei Ideen, Gesinnungen und Ansichten aus dem vertraulichen Umgange an das Licht und in Criminaluntersuchung gezogen worden; natürlich mußte auch bei der Abfassung der prohibitiven Strafbeschlüsse auf die möglichen Folgen, welche die realisirte Gesinnung in der künftig erwachsenen Generation hätte haben können, Rücksicht genommen, und den Verführern in Masse diese unheildrohende Gesinnung des jungen Volks als Schuld zugerechnet werden. Da nun die Aeltern für die Schuld der Kinder und die Lehrer für die Schuld der Jugend nach dem Criminalcodex der Probabilität verantwortlich sind, so war es Recht, daß die Leser ihrer gesetzlich bewilligten Freude an der Preßfreiheit und die akademischen Lehrer ihrer bisherigen Lehrfreiheit (was den Geist der Vorträge betrifft) verlustig wurden, daß die Schaar der Tages- und periodischen Schriftsteller für ihre leichtfertigen oder unartigen Collegen mitbüßten, und daß alle Turnplätze hermetisch versiegelt wurden; Hermes war ja schon im alten Griechenlande der Aufseher über die Athletik und führte den Vorsitz bei den Ringspielen! — Indeß erlauben wir uns nur eine Bemerkung. Schon vor dem Aufkommen des Turnwesens hat man in vielen Familien und gelehrten Schulen, auch da, wo es späterhin keine Turnplätze gab, wahrgenommen, daß in der männlichen Jugend „Bescheidenheit, Gehorsam, deutscher wissenschaftlicher Fleiß, Ehrfurcht und Vertrauen — nicht sowohl für Regenten und für bürgerliche Ordnung, — als vielmehr für Aeltern, Lehrer, Vorgesetzte und das Alter überhaupt, merklich abgenommen hatten. Man bemerkte, daß der alte, höchst strafbare, mit den sogenannten humanioribus ganz unverträgliche Pennalismus, der die Jüngern mißhandelte und das Schutzsuchen bei dem Vorgesetzten dem Schutzlosen zum Verbrechen machte, welches die ältern Buben oft auf die grausamste Art rächten, daß dieser rohe Pennalismus auf vielen hochgepriesenen classischen Schulen sein Unwesen forttrieb und selbst in Pensionskinderschulen spukte. Man hatte gesehen, daß in mehr als einer Familie vom sogenannten feinen Tone das väterliche Ansehen ganz gesunken war, weil die Frauen aus ihrer Sphäre heraustraten und der Luxus beide Theile in seine Wirbel fortzog. Was, fragte der Beobachter, wird diese gesetz- und zuchtlos aufgewachsene rohe Jugend auf der Universität beginnen, wo sie füglich unter keiner nähern Aufsicht mehr stehen kann? Wozu sind denn bei unsern Schulen Schulinspectoren vom Magistrate, von der Geistlichkeit und vom Consistorium, und Rectoren angestellt, die große Gewalt — und z. B. auf jenen classischen Schulen, auch große Ein-

ünfte haben, um von den Spenden der Schüler ganz unabhängig eben zu können? Thun diese Männer ihre Pflicht nicht, oder messen sie wohl gar die Strenge ihrer Zucht nach der Beträchtlichkeit der Geschenke ab, — die, beiläufig sey dieß gesagt, den Genuß einer Freistelle oft ganz verkümmern, — was soll der Knabe für eine Achtung gegen Vorgesetzte und für Gesetze auf die Universität mitbringen? Hier wo schon längst dem Unsinn der Duelle und anderer rohen Ausbrüche der Selbsthülfe von Seiten des Staats nicht Einhalt gethan werden konnte, wodurch nothwendig das Ansehen desselben in den Augen der jungen Freiherrn sinken mußte! Man untersuche nur die frühere Schuljugend und die Familienerziehung der aufsätzigen Turner und Bursche (denn nicht alle sind roh und unbescheiden; wir kennen mehrere, die sich, trotz ihrer deutschthümlichen Tracht, durch Sitten, Fleiß und Denkart sehr auszeichnen), und man wird in den meisten Fällen finden, daß nicht das Turnen allein, noch die akademische Freiheit, sondern daß auch die schlaffe Zucht der Rectoren und Schulinspectoren, nebst der Schwäche der Väter, an der trotzigen Richtung des Jünglings Schuld gewesen sind. Uebrigens hat sich freilich in unserer Zeit das allgemeine Gespräch über politische Reformen wie ein Schnupfenfieber so verbreitet, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch die auf alles Neue durch den „heiligen" Krieg vorbereitete Jugend davon ergriffen worden ist. Jeder Wohlwollende muß daher ernstlich wünschen, daß die am 18. Nov. 1819 ausgefertigte Dienstvorschrift für die außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten bei den preußischen Universitäten sowohl, als die neue Ordnung für die künftige Verwaltung der akademischen Disciplin und Polizeigewalt, welche einem eigenen Universitätsrichter in allen Fällen, wo Ermahnungen und Verweise nicht ausreichen, übertragen ist, dem akademischen Geiste die reinwissenschaftliche und sittlich freie Richtung wiedergeben möge, welche keiner Burschenordnung bedarf, um akademische Händel anders als durch Duelle abzuthun. Es ist zu wünschen, daß künftig keine politischen Träumereien mehr dem jugendlichen Geiste jene heitere Unbefangenheit und die Freiheit rauben mögen, die allein das ernste Studium zur reinsten Lebensfreude erhöhen können. Sollte nun auch, wie man glaubt, das große Schreckbild einer im Keime erstickten gewaltsamen Umwälzung der monarchischen Ordnung des deutschen Staatenbundes mit der Freilassung der Gefangenen völlig verschwinden und wie eine Feuerkugel plötzlich verlöschen, so wird dieses politische Meteor dennoch sehr wohlthätige Folgen zurücklassen, wenn man gegen die Schulepidemie theoretischer Schwindelei eine hinlängliche Dosis Nieswurz aus Logik und Disciplin bereit hält, ohne deßhalb dem „vernünftigen und rechtlichen" erwachsenen Theile der Nation den Genuß einer rechtlichen und vernünftigen Freiheit zu entziehen.

Unbiegsamkeit, Steife, die der Biegsamkeit entgegengesetzte Eigenschaft der Körper. Beide Begriffe sind relativ, da die Natur weder vollkommen steife, noch vollkommen biegsame Körper kennt. Wenn die Mechanik daher von der Unbiegsamkeit des Hebels, von der Biegsamkeit der Seile u. s. w. redet, so ist das im theoretischen Sinne zu verstehen.

Undurchdringlichkeit. Die Wahrnehmung, daß in einen Raum, den ein Körper erfüllt, ein zweiter Körper nicht eindringen kann, ohne jenen ersteren daraus zu verdrängen, führt auf den Begriff der Undurchdringlichkeit, als einer Negation, deren allgemeinste

Bedeutung durch die Erfahrung mit hinreichender Bestimmtheit gegeben ist. Damit soll aber keine absolute Raumerfüllung bezeichnet werden; denn auch dieser Begriff ist nur relativ, da die Erfahrung keinen vollkommen dichten oder undurchdringlichen Körper kennen lehrt. (S. Durchdringlichkeit.)

Undurchsichtigkeit, s. Durchsichtigkeit.

Uncialbuchstaben, eigentlich Buchstaben, die einen Zoll breit sind, wie man sie bei Inschriften, auf Monumenten und sonst zu machen pflegt, damit sie auch in der Entfernung in die Augen fallen, von dem lateinischen Worte uncia, welches nicht bloß ein Gewicht, sondern bei den alten Geometern auch ein Maaß, nämlich den zwölften Theil eines Bauschuhes, oder einen Zoll, bedeutete.

Unendlich (in der Mathematik). Es kann hier nicht der Ort seyn, erschöpfend über die Anwendung des Begriffs „unendlich" in der Mathematik reden zu wollen; dieß ist in eigenen Büchern geschehen, die auch nichts entschieden haben. Wir lassen ferner, um mit Niemand zu rechten, unentschieden, in wie fern das Gebäude der höheren Analysis auf der Grundlage dieses Begriffs errichtet werden muß, wie nachdrücklich und siegreich sich auch Lagrange in seiner Functionentheorie dagegen erklärt hat. Hier kann nur die Rede von der allgemeinsten Bedeutung desselben in der Mathematik, und von der unzweifelhaften Anwendung auf die Summation einiger Reihen seyn. In dieser Beziehung wollen wir den Gegenstand durch ein paar Beispiele außer allen Zweifel setzen. Man betrachte die Reihe

$$\tfrac{1}{2},\ \tfrac{2}{3},\ \tfrac{3}{4},\ \tfrac{4}{5},\ \tfrac{5}{6},\ \tfrac{6}{7}\ \text{u. s. f.}$$

Jedes Glied derselben kann unter der Form $\frac{x}{x+1}$ dargestellt werden, und es ist offenbar, daß man sie nach diesem Gesetze ins Unendliche fortsetzen und den Werth der Glieder der Einheit somit immer näher bringen kann. Wann wird er derselben aber wirklich gleich werden? Darauf antwortet die Mathematik: „wenn der obige Ausdruck $\frac{x}{x+1}$ sich in $\frac{x}{x} = 1$ verwandelt; welches erst der Fall werden kann, wenn x so groß geworden ist, daß die 1 dagegen verschwindet;" und dieß ist, wofern die Eins in diesem Beispiele als Repräsentant jeder endlichen Größe *) betrachtet wird, der Begriff, den die Mathematik mit dem unendlich großen, welches sie unter dem Symbole ∞ darstellt, verbindet. Eben so wird die Reihe

$$\tfrac{1}{2} + \tfrac{1}{4} + \tfrac{1}{8} + \tfrac{1}{16} \ldots\ldots,$$

ins Unendliche fortgesetzt, auf ein Glied führen müssen, dessen Nenner unendlich groß, welches also selbst $= \frac{1}{\infty}$, d. h. unendlich klein ist, und nach Analogie des vom unendlich großen oben gezeig-

*) Daß die 1 hier der Repräsentant jedweder noch so großen endlichen Größe sey, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man Nenner und Zähler der obigen Brüche jedwede beliebige Zahl von Nullen anhängt, z. B. $\frac{1000}{2000}, \frac{2000}{3000} \ldots\ldots \frac{x}{x+1000}$ verwandelt sich dann erst in $\frac{x}{x} = 1$, wenn, wie vorhin die 1, hier die 1000 dagegen verschwindet.

ten, muß eine solche unendlich kleine Größe hinwiederum als verschwindend gegen jede endliche Größe gedacht werden. Dieser Sätze nun bedient sich die Mathematik mit siegreichem Erfolge zur Summation von Reihen, die aus einer unendlichen Zahl von Gliedern bestehen. Bekanntlich ist die Summe einer fallenden geometrischen Reihe gleich der Differenz zwischen dem ersten Gliede und dem Produkte des Exponenten in das letzte Glied, dividirt durch die Differenz zwischen 1 und dem Exponenten. Ist das letzte Glied unendlich klein, so verschwindet, nach dem Vorgetragenen, jenes Produkt, und es wird die Summe also gleich dem Quotienten des ersten Gliedes durch die Differenz zwischen der Einheit und dem Exponenten. Hiernach findet die Mathematik die Summe der obigen unendlichen Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} + \ldots$$

$$\text{z. B.} = \frac{\frac{1}{2}}{1-\frac{1}{2}} = \frac{\frac{1}{2}}{\frac{1}{2}} = 1$$

Dr. N.

Uniformitätsacte hieß eine Verordnung des englischen Parlaments vom Jahre 1662, zufolge welcher alle Geistlichen bis zum 24. August dieses Jahres ihre Uebereinstimmung mit der Liturgie der hohen bischöflichen Kirche erklären und nur unter der Bedingung das Abendmahl verwalten sollten, wenn sie von englischen Bischöfen geweiht wären. Zweitausend nonconformistische Prediger legten daher an diesem Tage ihre Aemter nieder. Erst das Toleranzedict des Parlaments vom Jahr 1689 unter Wilhelm III. hob die den Dissenters so ungünstige Uniformitätsacte auf. E.

Unschattige heißen die Bewohner der heissen Zone, weil ihnen die Sonne in den Scheitelpunkt tritt, wonächst, bei verticaler Stellung, der Schatten vom Körper selbst verdeckt, und letzterer also, in so fern, unschattig wird.

Unschuldsproben, s. Ordalien.

Untergang der Gestirne, s. Aufgang und Astronomie.

Unterhaus, das **Haus der Gemeinen** (House of Commons), der zweite Hauptheil und der wichtigste (in Hinsicht auf Volksrechte, öffentliche Meinung und Steuerbewilligung) des **Parlaments** der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland, (vgl. wegen des **Oberhauses** den Art. **Großbritannien**), ist nach und nach im 13ten Jahrhundert (1265 fgg.) entstanden. Im Jahr 1297 erlangte es das Recht der Steuerbewilligung, oder der Subsidien. Es besteht gegenwärtig aus den 658 Deputirten des Bürgerstandes der vereinigten Königreiche; als: 80 Knights von 40 engl. Shires; 50 Citizens von 25 engl. Citys; 339 Burgesses von 172 engl. Boroughs; 4 Repräsentatives von den Universitäten Oxford und Cambridge; 16 Barons von den 8 Cinque Ports; 12 Knights von den 12 Shires in Wales; 12 Burgesses von den 12 Boroughs in Wales; 30 Knights von 30 schottischen Shires; 15 Burgesses von 65 schottischen Citys und Boroughs; und 100 Deputirte von Irland. Die Mitglieder des Unterhauses werden theils von den Grundbesitzern, zu welchem Ende das Reich in Shires oder Countys getheilt ist, theils von gewissen Citys oder Boroughs, wovon aber manche kaum noch ein wenig Häusern bestehen (dagegen Städte von 40 — 100,000 Menschen keinen einzigen Repräsentanten haben), theils von den Cinque Ports, theils von den beiden Universitäten gestellt. Ueber die Wäh-

ler (Freemen, Freeholder), und die wahlfähigen Candidaten, die 21 Jahr alt seyn müssen, s. d. Art. Großbritannien; deßgleichen über den Sprecher des Unterhauses. Die Mitglieder des Unterhauses erhalten, mit Ausnahme der Schotten und Iren, keinen Gehalt oder Diäten, genießen aber bedeutende Vorrechte. Zu jedem neuen Parlamente werden neue Wahlen der Deputirten vorgenommen; doch können die Abgegangenen wieder gewählt werden. Die Deputirten sind nicht an die Vorschriften ihrer Wahlherren gebunden und erhalten daher oft keine. Das Unterhaus beschäftigt sich vorzüglich mit den Subsidien, dann mit der Untersuchung streitiger Wahlen, der Ausstoßung seiner eigenen Mitglieder und dem Vortrage öffentlicher Beschwerden über die Reichsverwaltung; es hat das Recht, öffentliche Verbrecher zur Bestrafung anzuzeigen, und selbst die Minister bei dem Oberhause anzuklagen. Ein solcher Anklageprozeß heißt Impeachment. Die Mitglieder stimmen mit Ja und Nein. Wenn der König im Hause der Lords, in Gegenwart einiger dazu berufenen Mitglieder des Unterhauses, die dem Throne gegenüber am andern Ende des Saals hinter Schranken stehn, das Parlament aufgehoben, aufgelöst (dissolved), und der Lordkanzler den mit dem großen Siegel besiegelten Befehl deßhalb erlassen hat, so macht der High Sheriff (die höchste bürgerliche Obrigkeit in jeder Grafschaft) in der Grafschaft und der Mayor (Bürgermeister) in den Cities und Boroughs den Tag der neuen Wahl bekannt. Die Candidaten müssen sich bei ihm legitimiren, und den Eid der Treue (the oat of allegiance) in Hinsicht der gegenwärtig regierenden Familie schwören. Die Candidaten suchen hierauf die Stimmen der Freeholders durch allerhand Mittel, Mahlzeiten, Dienste, Stiftungen, Entschädigung, Bewirthung und Reisekosten, wenn die Freeholders nach der Hauptstadt reisen müssen, um zu stimmen (Geschenke machen die Wahl ungültig), zu gewinnen. Oft kostet einem seine Wahl an 20,000 Pf. Die Liste, welche die Zahl der Stimmen enthält, die jeder Candidat an einem Tage erhalten hat, heißt Poll. Truppen müssen, so lange die Wahl dauert, sich auf drei Meilen davon entfernt halten. Da auf vielen verfallenen Flecken (rotten Boroughs) das Wahlrecht zum Parlamente noch haftet, so werden diese deßhalb sehr theuer erkauft. Mehr hierüber s. in Hüttner's Beiträge zur Kenntniß von England; II. St. 101 fgg. Ueber die Partheien im Unterhause s. d. Art. Ministerialpartei und Opposition. Eine Reform der Parlamentswahl, weshalb schon Pitt 1785 eine Bill ins Unterhaus brachte, ist jetzt mehr als je Volkswunsch. Städte, wie Manchester und Birmingham, haben über 100,000 Einwohner und keinen Repräsentanten; eine Menge Boroughs hingegen, bei kaum 6 Wahlmännern, zwei Parlamentsglieder. Daher geschah es im Jul. 1819, daß das Volk in Birmingham sich eigenmächtig einen Repräsentanten wählte. Weil das Parlament nur alle sieben Jahre neu gewählt wird, so dringt das Volk jetzt eben so ungestüm auf jährliche Parlamentswahlen. Diesem allen widersetzt sich aber der Aristokratismus des Reichthums und die nur zu gegründete Furcht vor einer durch den Haß der Armen gegen die Reichen, und der Dissenters gegen die Episkopalen herbeigeführten Revolution. K.

Unterschlächtig, s. Mühlen und Oberschlächtig.

Urbanisten, s. Franziscaner.

Urbanität. Man versteht hierunter gewöhnlich feine Lebensart; eigentlich ist es das feine Benehmen in Gesellschaft An-

derer, wodurch man alles dasjenige zu vermeiden sucht, wodurch der gebildete Geschmack oder das Schönheitsgefühl verletzt werden würde. Es ist mithin verschieden von Höflichkeit und Artigkeit; das Gegentheil ist Rusticität. — Der Urbane trägt zwar kein Bedenken, in der Unterhaltung mit Andern nicht ganz angenehme Gegenstände zu berühren, oder sein Urtheil unbefangen zu äußern; allein er wird dabei immer eine gewisse Achtung gegen die, welchen es gilt, so wie gegen die Anwesenden überhaupt beobachten, und durch die Form seiner Aeußerung das Kränkende derselben zu benehmen, oder doch zu mildern suchen. Der Höfliche dagegen vermeidet, der Sitte des Hofes gemäß, alles dasjenige, was nicht angenehm ist und nicht schmeichelt. Das Wort kommt aus dem Lateinischen her, von urbs (die Stadt), und zwar verstand man ausschließlich Rom darunter, als das Wort selbst gebildet wurde; mithin heißt Urbanität wörtlich: das Benehmen, wie es zu Rom Statt fand, insbesondere zur Zeit der Republik. Der Mangel eines einzig Gebietenden und eines Hofes um ihn ließ Höflichkeit nicht aufkommen, sondern die große Freiheit jedes Bürgers war Ursache eines freien, offenen und furchtlosen Benehmens, wie es in monarchischen Staaten nicht Statt finden kann; und da dieses wiederum durch die sittliche und ästhetische Bildung, so wie durch die Achtung der gegenseitigen Rechte gemildert wurde, so bildete sich nach und nach dasjenige Benehmen aus, welches Urbanität genannt wird.

Urgebirge, s. Gebirge.

Urgicht, s. Tortur.

Urin, die Flüssigkeit, welche in lebenden thierischen Körpern von besondern Organen aus dem Blute abgesondert und aus dem Körper entfernt wird, welches letztere bei verschiedenen Thierclassen (den vollkommnern und dem Menschen) durch eigens dazu bestimmte Theile geschieht. Es sammelt sich daher die in den Nieren (s. d. Art.) bereitete Flüssigkeit in einem häutigen Sacke, die **Urinblase** genannt, und wird aus dieser durch die Harnröhre ausgeleert. Der Urin besteht seinen Hauptbestandtheilen nach aus einer großen Menge Wasser, in welchem der eigenthümliche Harnstoff (Urée), phosphorsaurer Kalk, phosphorsaures Natron, phosphorsaures Ammoniak und etwas Extractivstoff sich aufgelös't befinden. Da alle diese in dem Urin befindlichen Theile hauptsächlich den Stickstoff in verschiedenen Verhältnissen enthalten, so macht dieß die Meinung wahrscheinlich, daß die Absonderung des Urins die Bestimmung habe, den Körper von dem Ueberflusse dieses Stoffes zu befreien. Krankheiten verändern die Beschaffenheit des Urins auffallend, besonders die allgemeinen Krankheiten des Blutsystems, die Fieber, indem die Heilkraft der Natur auf diesem Wege die schadhaften Stoffe zugleich mit entfernt, die Gelbsucht, die eigenthümlichen Krankheiten der Urinwerkzeuge, der Nieren und der Blase, daher zuweilen der Abgang eines blutigen Urins, die Harnruhr (der Abgang einer unverhältnißmäßig großen Menge Urins) u. a. m.

Urstoffe, s. Elemente.

Uterus, der Fruchthälter, dasjenige Organ im thierischen weiblichen Körper, welches die Frucht enthält bis zur völligen Reife. (S. **Geschlecht** u. s. w.)

Utica, eine berühmte, uralte, phönicische Pflanzstadt an der Küste von Nordafrika, unabhängig von Carthago, doch mit ihm verbunden. Eine besondere Merkwürdigkeit erhielt sie durch den Selbst-

mord des jüngern Cato, der selbst nach ihr benannt wird. (S. Cato.)

Uterini, Schooßgeschwister, Kinder einer und derselben Mutter.

V.

Vacuum, s. Leere.

Vacuum (Leydner). Die Theorie der Leydner Flasche ist in dem Art. Flasche gegeben, welchen man zuvor vergleichen mag. Ist eine solche Flasche dergestalt eingerichtet, daß man die Luft auspumpen kann, um die Erscheinungen des electrischen Lichtes im luftleeren Raume darzustellen, so erhält sie den Namen des Leydner Vacuum.

Vagabunden sind im rechtlichen Sinne alle diejenigen, welche das Domicil, welches sie hatten, verließen und nun ohne ein solches herumschweifen; dann ein Landstreicher. (Vergl. Gaunerwesen.)

Valerius, ein Name, den eine Menge Römer führten, unter denen der merkwürdigste wohl der seyn möchte, der, als ein Haupttheilnehmer an der bekannten Verschwörung gegen den letzten König, Tarquinius Superbus, sich durch seine Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, wie durch seine Rechtlichkeit und Popularität, auszeichnete; daher er auch den Beinamen Publicola, oder Poplicola, d. h. Volksfreund, erhielt. Er war auch mit Brutus einer der ersten Consuln des neuen Freistaates, verwaltete diese Würde nach dessen Tode eine Zeit lang allein mit der größten Uneigennützigkeit, und machte verschiedene, dem Volke sehr nützliche, und auf die Erhaltung der bürgerlichen Freiheit abzweckende Verordnungen. Noch dreimal verwaltete er darauf mit Ruhm das Consulat, und zeichnete sich auch als Feldherr durch Tapferkeit und Geschicklichkeit aus. Unter andern besiegte er die Sabiner und triumphirte über sie. Bald nachher starb er so arm, daß er auf Kosten des Staats begraben werden mußte. Man errichtete ihm aus Dankbarkeit ein Grabmal am Markte, und die römischen Frauen ehrten sein Andenken wie das des Brutus dadurch, daß sie ein ganzes Jahr um ihn trauerten.

Vanderbourg (Charles), Mitglied des französischen Nationalinstituts, ehemals Marineoffizier, emigrirte zu Anfang der Revolution nach Deutschland, und widmete, wie Charles Villers, dem er in vieler Hinsicht gleichzustellen, seinen Aufenthalt in Deutschland bloß dem Studium unserer Sprache, Philosophie und Literatur. Da er sich lange persönlich in Pempelfort bei Düsseldorf im Hause von Friedrich Heinrich Jacobi aufhielt, so lernte er besonders die philosophischen Ansichten desselben lieb gewinnen, und machte seinen Landsleuten auch den philosophischen Roman Woldemar bekannt, der aber in Paris wenig Glück gemacht haben mag. Er übersetzte noch Lessings Laokoon, Meyers Ansichten von Italien, Krates und Hipparch von Wieland, und mehreres andere. 1814 wurde er an Merciers Statt zum Mitglied des Nationalinstituts ernannt. Er ist gegenwärtig einer der Hauptredacteurs des trefflichen Journal des Savans.

Van Mons, Mitglied der französischen Academie der Wissenschaften und Professor an der Universität zu Löwen, einer der berühmtesten Chemiker in Europa, ist 1765 in Brüssel geboren. Er war hier Apotheker, als durch Lavoisier der Chemie eine neue Gestalt gegeben wurde. Van Mons umfaßte das neue System mit Enthusiasmus

und wurde einer der thätigsten Verbreiter desselben im Norden von Europa. Es gibt wenige Gelehrte, die durch einen eifrigen und ununterbrochenen Briefwechsel mit den bedeutendsten Literatoren aller Länder so viel zum Austausch der wechselseitigen Fortschritte in den Naturwissenschaften beigetragen hätten, als Van Mons. Auch spricht und schreibt er fast alle europäische Sprachen mit Leichtigkeit. Seit mehreren Jahren beschäftigt er sich insbesondere mit der Pomologie, und hat darin die interessantesten Entdeckungen gemacht. Seine zahlreichen Schriften hier aufzuführen, fehlt es uns an Raum.

Vanpraet (Joseph), geboren 1757 zu Brügge, einer der Conservatoren der großen Pariser Bibliothek und einer der gelehrtesten Bibliographen unserer Zeit. Er hat davon unter andern durch seine Description des manuscrits de la bibliothèque du Duc de la Vallière einen Beweis gegeben. Seit geraumer Zeit ist er mit einer Bibliographie aller im 15ten Jahrhundert auf Pergament gedruckten Bücher beschäftigt, und schon ist der Druck dieses, jedoch nicht für den Buchhandel bestimmten, Werks bedeutend vorgeschritten.

Vansittart (Nikolaus), Kanzler der Schatzkammer in England, ist gegen 1770 geboren. Er begann seine Studien auf der Schule von Westminster, und beendigte sie 1791 in Oxford. Nachdem er sich durch mehrere kleine Schriften über wichtige Finanzgegenstände, die von seinem Talente in der höhern Administration der Finanzen eine vortheilhafte Meinung gaben, bekannt gemacht hatte, wurde er nach dem Tode Pitts als Secretär beim Schatze in die Verwaltung gezogen. Nach der Ermordung Percivals kam er bald darauf als Kanzler der Schatzkammer an dessen Stelle. Er hat diesem wichtigen Posten nicht die Bedeutung gegeben, welche man aus den Zeiten Pitts, der ihn ebenfalls bekleidete, gewohnt war, da es ihm an äußerer Beredsamkeit fehlt und er alle Angriffe der Oppositionspartei gewöhnlich nur mit Rechnungen und Zahlen beantwortet. — Dem Amortisationssystem hat er eine neue und verbesserte Einrichtung gegeben, so wie er überhaupt auf alle Verwaltungsgegenstände großen und wohlthätigen Einfluß gehabt hat und noch hat. Er ist zugleich einer der Vorsteher der großen englischen Bibelgesellschaft und genießt überhaupt den Ruf der strengsten Rechtlichkeit. Man hat viele kleine, aber wichtige Flugschriften von ihm, die sich meistentheils im Pamphleteer gesammelt befinden.

Variation (Abweich.) der Magnetnadel, s. Magnetnadel.

Variation des Mondes. Unter den Ungleichheiten, welche die Berechnung der Bewegung des Mondes in seiner Bahn so ganz außerordentlich erschweren, rührt eine davon her, daß seine Gravitation gegen die Sonne in der einen Hälfte der Bahn seiner sonstigen Geschwindigkeit entgegenwirkt, in der andern Hälfte aber mit derselben conspirirt. Sie äußert ihre Wirkungen vorzüglich in den Achteln, d. h. in den 45° von den Linien der Syzygien und Quadraturen entfernten Punkten. — Diese, erst seit Tycho Brahe bekannte Ungleichheit des Mondenlaufs führt den Namen Variation.

Variationscompaß. Es ist bekannt, daß die Richtung der Magnetnadel mehr und weniger von der Richtung der Mittagslinie abweicht. Um die Größe dieser Abweichung zu finden, setzt man einen Compaß so auf den Meridian, daß der erste Theilstrich in denselben fällt, und beobachtet den Winkel, den die Nadel damit macht. Ein dazu vorgerichteter Compaß heißt ein Variations-Abweichungs-Compaß, auch Declinatorium. Dr. N.

Variationsrechnung. Die Differentialrechnung (s. d. Art. Infinitesimalrechnung) handelt in einem eignen Abschnitte (theoria de maximis et minimis) von dem größten und kleinsten Werthe der Functionen, und von den Methoden zur Bestimmung desselben. Ihr einfaches Verfahren lehrt z. B. welchem Werthe der Absciße, bei irgend einer gegebenen Curve, die größte oder kleinste Ordinate entspreche, zu welcher Bestimmung sie bekanntlich gelangt, indem sie die gegebene primitive Gleichung zwischen den Coordinaten differentiirt und dies Differential = 0 setzt. Erhebt man sich dagegen von der Theorie des Größten und Kleinsten, in der hier angedeuteten Ausdehnung, zu den wichtigern und schwierigern Fragen nach derjenigen oder denjenigen unter allen möglichen Curven, der oder denen gewisse Eigenschaften im höchsten oder geringsten Grade zukommen; fodert man z. B., in dem berühmten Probleme von der Brachystochrone (s. d. Art. Cycloide), unter allen krummen Linien von gleicher Länge diejenigen, welche ein von gegebenen Kräften bewegter Körper in der kürzesten Zeit durchläuft: so führt die analytische Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen auf die Variationsrechnung, welche daher als eine erweiterte Theorie des Größten und Kleinsten erscheint, und statt sich, wie im oben angeführten Falle, auf Differentiation zu beschränken, vielmehr aus einer gefundenen derivirten Gleichung die Primitive abzuleiten verlangt, der die fragliche Eigenschaft beiwohnt. — Die Methode der Variationen, zu deren Erfindung Johann Bernoulli durch Vorlegung des oben erwähnten berühmten Problems von der Brachystochrone im J. 1693 die Veranlassung gegeben hat, erscheint als der Gipfel des von der neueren Geometrie errichteten bewundernswürdigen Gebäudes.

Variolit, ein Stein von dunkelgrüner Farbe, mit runden, ins Graue spielenden Flecken.

Variorum (Ausgaben cum notis). Man bezeichnet mit dieser Benennung gewisse meistens in Holland im 17ten und 18ten Jahrhundert gedruckte und mit den Anmerkungen vieler Commentatoren ausgestattete Ausgaben älterer und neuerer lateinischer und griechischer Schriftsteller in Octavformat. Obgleich viele dieser Ausgaben bei den Gelehrten in geringem Ansehen stehen, so werden sie doch von den Sammlern gesucht. Die Sammlung dieser Ausgaben wird von den Bibliographen bald mehr, bald weniger zahlreich angegeben, je nachdem sie mehr oder weniger neuere und außer Holland gedruckte Ausgaben dazu rechnen.

Velthem (Johann), gebürtig aus Halle in Sachsen, begründete um das Jahr 1670 in Deutschland die erste Schauspielergesellschaft von Bedeutung und Einfluß auf die Kunst. Er hatte in Leipzig studirt, und Studenten, also mindestens Halbgebildete statt der früheren Handwerks-Schauspieler, machten seinen theatralischen Verein aus. Er brachte Moliere auf die Bühne, und soll dessen erste Nürnbergische Uebersetzung (1694) besorgt haben. Er bereis'te die Städte Berlin, Hamburg, Nürnberg, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig, und war, wenn auch nicht der erste Schauspieler-Prinzipal überhaupt, doch gewiß der erste, welcher der damals noch so verachteten Kunst Achtung erwarb; daher denn auch sein Name in unserer theatergeschichtlichen Literatur sich stets in einem gewissen Glanze erhalten hat, und selbst im Auslande bekannt geworden ist. (Origen, epocas y progressos del teatro espanol, por Garcia de Villanueva, Madr. 1802. p. 107.) Er wird oft Veltheim genannt.

und scheint sich selbst Welten geschrieben zu haben. (S. d. Art. Schauspielkunst.) Löwen in der Geschichte des deutschen Theaters, Schmid in der Chronologie des deutschen Theaters, Eckhof in den Briefen an Löwen, Schütze in der Hamb. Theatergeschichte, Gottsched u. A. gedenken seiner mit mehr oder minder Ausführlichkeit. Mnr.

Vera's hydraulische Maschine, eine nach ihrem Erfinder, einem französischen Postbeamten (1780), benannte Maschine, um vermittelst eines über Rollen laufenden, schnell bewegten Seiles ohne Ende, an dessen rauhe Oberfläche das Wasser sich leicht anhängt, große Wassermassen zu einer bedeutenden Höhe zu erheben.

Verdampfung. Jedermann hat, um zu einem Beispiele unsere Zuflucht zu nehmen, beobachtet, daß Wasser, welches beim Feuer ansteht, allmählig verflüchtigt wird, und in dieser Gestalt entweicht; es erhält nun den Namen Wasserdampf. Die Wärme nämlich, welche die neuere Chemie als einen eignen Stoff betrachten lehrt, scheint mit dem Wasser eine Verbindung eingegangen zu seyn, um ihm diesen neuen Aggregatzustand zu leihen. Gießt man Wasser auf ein glühendes Eisen, und betrachtet die schnelle Dampfbildung sammt der gleichzeitigen Erkältung des Eisens, so fühlt man sich zu dieser Erklärung hingerissen. Ein gleiches wiederfährt den übrigen tropfbar flüssigen, und selbst vielen festen Körpern, wenn sie einer angemessen hohen Temperatur ausgesetzt werden, und der Vorgang selbst heißt Verdampfung.

Verdichtung [wohl zu unterscheiden von Verdickung (s. d. Art.)] Verringerung des Volumens der Körper, ohne Massenveränderung. Wird sie auf mechanischem Wege durch den Druck äußerer Kräfte bewirkt, so führt sie den Namen der Compression. Verdichtung durch chemische Mittel, namentlich durch Kälte, z. B. die Verkürzung der Pendel beim Froste, heißt allgemein Zusammenziehung, Contraction; insbesondere aber Condensation, wenn durch Entziehung des Wärmestoffs dampfförmige Flüssigkeiten auf den Zustand tropfbarer zurückgebracht werden.

Verdickung. Wenn Flüssigkeiten aus zähern und flüssigern Bestandtheilen gemischt sind, und man letztere durch Abdampfung aus der Mischung entfernt, so wird diese verdickt.

Verdünnung. Wird durch Zusatz einer dünnflüssigern Substanz zu einer dickflüssigern die Consistenz der letztern vermindert, so sagt man, sie sey mit der erstern verdünnt worden. Auch sagt man z. B. „Weingeist mit Wasser verdünnen," weil dadurch die Wirksamkeit des ersteren verringert wird. Ferner versteht man unter diesem Ausdrucke die Verbreitung eines Körpers durch einen größern Raum. Nach den ersten Zügen der Luftpumpe verbreitet sich die unter der Glocke übrig bleibende verdünnte Luft durch den ganzen Raum derselben.

Vereinigte Gefälle (droits réunis). Unter diesem Namen besteht in Frankreich eine indirecte Steuer, welche auf Wein, Apfelwein, Bier, Branntwein, Salz, Tabak, Spielkarten, öffentlichen Landkutschen, dem Silberstempel u. s. w. liegt, und die daher den Namen erhalten, daß man alle die verschiedenen Abgaben, die auf diesen Gegenständen lagen, in eine einzige Administration vereinigte, an deren Spitze ein Staatsrath als Generaldirector steht, und die den Namen führt: l'administration générale des droits réunis. Diese Verwaltung ist dadurch besonders wichtig, daß sie jährlich eine Einnahme von 120 bis 150 Millionen gibt, und so eine der

Haupteinnahmen des öffentlichen Schatzes bildet. Dann zweitens, daß man in ihr, wie in einem großen Spiegel sieht, auf welche unbequeme Hebung man überall mit den indirecten Steuern kommt, so bald man bei diesen hohe Sätze einführt, wo also der Gewinn, der mit der Umgehung verknüpft, sehr groß ist, und wo man daher überall einer doppelten und dreifachen Controle bedarf, um zuerst die Steuerpflichtigen zu controliren, dann zweitens die Beamten, welche sich leicht mit den Steuerpflichtigen vereinigen, diesen durch die Finger sehen, und dann den Gewinn mit ihnen theilen; denn überall, wo die Sätze hoch sind, bilden sich außer der Staatsregie noch eine große Menge Privatregien, die billigere Preise haben, als jene, und mit denen die Steuerpflichtigen sich daher leichter und lieber abgeben oder, wie der Kunstausdruck lautet, sich arrangiren. Die ganze Gesetzgebung der Regie der vereinigten Gefälle wurde auf Befehl des Generaldirectors in den Jahren 1812 und 1813 neu gesammelt und systematisch geordnet, da die Anzahl der Verordnungen so groß geworden, daß fast kein Regiebeamter und kein Steuerpflichtiger sie mehr kannte und anzuwenden wußte. Jetzt nun, da die Verordnungen gesammelt sind, nehmen sie klein gedruckt sechs Octavbände ein, deren jeder 500 bis 600 Seiten zählt. Diese Verordnungen bilden mithin nach ihrem ansehnlichen Umfange eine kleine Bibliothek, welche die Steuerpflichtigen wie die Regiebeamten kennen müssen, wenn sie ohne Schaden und Verdruß an einander vorbei kommen wollen. Diejenigen, welche in Deutschland mit der Einführung indirecter Abgaben beauftragt sind, mögen diese sechs Bände wohl vorher durchstudiren, damit sie im voraus die Schwierigkeit kennen lernen, die sich der Erhebung derselben entgegenstellt, und den großen Apparat und dessen Kosten überschlagen, der zu dieser Erhebung nothwendig ist. Die Generaldirection ist in Paris. An ihrer Spitze steht ein General-Director und fünf Administratoren. Der Generaldirector arbeitet unmittelbar mit dem Minister. Er und die fünf Administratoren bilden das Generalconseil der Regie, vor welches alle streitige Gegenstände ko[illegible] und in dem nach Stimmenmehrheit entschieden wird. In [illegible] Departement ist ein Director der vereinigten Gefälle, unte[illegible] dem die Inspectoren und Controleure stehen, so wie die verschiedenen Commis und Préposés. Der Direktor correspondirt unmittelbar mit dem Generaldirector in Paris, erhält von diesem Befehle, und vertheilt sie an seine Untergebenen. Alle funfzehn Tage schickt er seinen Kassenbestand zur Generalcasse nach Paris. Die Inspectoren in jedem Departement correspondiren mit dem Director, machen alle drei Monate eine Rundreise bei allen Empfängern, schließen ihre Rechnungen ab, und machen eine dreifache Uebersicht der Situation von Einnahme und Ausgabe, wovon ein Exemplar dem Empfänger bleibt, eins geradezu an die Generaldirection nach Paris gesendet wird, und eins an den Director des Departements. Auf diese Weise ist dem vorgebeugt, daß sich in der Direction keine gefährliche Eigenmacht bildet, daß die Generaldirection in Paris alles unmittelbar vom Inspecteur erfährt. Die Directeurs haben 3 bis 6000 Franken Gehalt, die Inspecteurs 2000 bis 2400. Außerdem genießen sie noch Procente von den eingehenden Summen, welche jährlich von der Regierung festgestellt werden. Der Generalempfänger muß 100,000 Fr. Caution stellen; jeder Directeur den Betrag der Einnahme von einem Monate, da er nie mehr als den Betrag eines Monats in der Casse haben kann. Bei allen Strafen und Confiscationen hängt es

von der Partei ab, ob sie an die Tribunäle gehen will oder sich mit der Regie abfinden. Ziehen sie dieses vor, so sind die Entscheidungen des Directeurs gültig, wenn die Sache nur 600 Franken beträgt, die des Generaldirectors, wenn sie nicht über 3000 Franken gehen; die höhern gehören vor den Minister. Ein Sechstel von den Strafen bekommt der öffentliche Schatz; zwei Sechstel bekommen der Directeur und Inspecteur; drei Sechstel die Employirten, welche die Sachen gemacht haben. Die Employirten müssen wenigstens 21 Jahre alt seyn, und werden vor dem Friedensrichter vereidet. Ueber jede Ergreifung halten sie ein Protokoll ab. Gegen Caution müssen sie die Gegenstände wieder verabfolgen lassen. Ist der Thäter gegenwärtig, so wird ihm eine Abschrift desselben mitgetheilt, wo nicht, so wird diese öffentlich angeschlagen. Innerhalb dreier Tage wird das Protocoll vor dem Friedensrichter in Gegenwart zweier, die dabei gewesen, vorgelesen und unterzeichnet. Dieses Protokoll hat nun vollen Glauben, bis die Partei die Inscription de faux dagegen macht. Auf Nullitäten können die Tribunäle nicht erkennen, als nur in so fern das eben angeführte Protokoll ist unterlassen worden. Derjenige, der die Inscription de faux beim Tribunal macht, muß dieses innerhalb dreier Tage thun, und zugleich die Zeugen und die Beweismittel nennen, mit denen er den Beweis zu führen gedenkt. Das Tribunal kann die Regie mit ihren Klagen abweisen und auch zu einem Schadenersatz verurtheilen, doch kann dieser nicht über ein Procent auf den Monat vom Werthe der ergriffenen Sachen gehen. Sind die Sachen verdorben, so muß die Regie sie bezahlen. Die Regie kann innerhalb der ersten acht Tage nach angezeigtem Urtheile Appell einlegen. Nach Verlauf dieser Zeit hat das Urtheil Rechtskraft, und muß vollzogen werden. Dieses ist im Allgemeinen der Rechtsgang bei der Regie; denn alle Staaten haben es anerkannt, daß man bei den indirecten Abgaben die Sicherheit des Eigenthums nur dadurch erhalten könne, daß man die Beamten nöthigt, vor den gemeinen Gerichten Recht zu nehmen, sobald die Parteien solches begehren. — Nach der Gerichtsverfassung kommt die innere Organisation der Regie. Zuerst die Cautionnements, so jeder zu stellen hat, und die Art, wie sie auf Andere übertragen werden; dann kommt das Personal in den Anstellungen und Entlassungen; endlich noch ganz specielle Vorschriften über die Formalitäten, die bei contentiösen Gegenständen zu beobachten sind. Nachdem die Maschine auf diese Weise geordnet und eingerichtet, so kommen wir an das eigentliche Materielle, an dasjenige, was nun das Geld einbringt. Zuerst kommen die Verordnungen über die Besteurung der Spielkarten; dann die über den Gold- und Silberstempel; dann die auf die öffentlichen Fuhrwerke, als Hauderer, Postwagen u. s. w.; endlich die speciellen Abgaben auf Brücken, Canäle, Häfen, Fähren über Flüsse u. s. w., die alle mit der Verwaltung der droits réunis vereinigt sind. Dieser Theil des Abgabensystems ist der am wenigsten einträgliche. Nun kommen die Abgaben auf die Getränke, auf Wein und Cidres; dann die auf Brennereien und Brauereien. Die Abgabe, die hierauf liegt, ist nicht hoch, nur ein Zwanzigstel oder fünf Procent; allein auf dem Débit des boissons liegt eine sehr hohe, die anfangs funfzehn Procent war, aber endlich bis auf fünfundzwanzig Procent ist erhöht worden. Wenn nämlich ein Wirth eine Bouteille Wein für vier Fr. verkauft, so muß er hiervon einen Frank an den Staat geben. Der dritte Branntwein thut funfzehn Sous, weil man mißt und berechnet,

wie viel Gläser der Wirth aus dem Litre schenkt, z. B. dreißig, wovon jedes 2 Sous kostet. Als diese Abgaben im Jahre 1811 und 1812 auf 25 Procent erhöht wurden, haben die vereinigten Gefälle im Rhonedepartement 9 Millionen eingetragen, während die Grundsteuer nur 3 1/2 Million eintrug. Für den Tabak, auf dem früher schon schwere Abgaben lagen, wurde endlich eine besondere Regie eingerichtet, welche in diesem Jahre (1819) wieder sollte aufgehoben werden, die aber, da sie große Summen einträgt (über vierzig Millionen), nach heftigen Berathungen in der Kammer aufs neue auf sechs Jahre ist bestätigt worden. Eine der Hauptabgaben liegt auf dem Salze, seit Buonaparte die Wegegelder abgeschafft, und aus kaiserl. Milde zur Unterhaltung der Wege eine Abgabe auf das Salz gelegt, die das Zehnfache von dem beträgt, was die Wegegelder früher eingebracht hatten. Unter den verschiedenen indirecten Abgaben ist diese unstreitig die schlechteste, denn sie trifft jedermann, den Armen wie den Reichen, da jeder Mensch im Durchschnitt jährlich achtzehn Pfund Salz gebraucht, er sey reich oder arm, indem das Salz für niemand ein Luxusartikel ist. Nimmt der Staat auf das Pfund Salz einen Vortheil von zwei Sous (so wie Bounaparte nach dem Decret vom 27. März 1806), welches das Doppelte von seinem innern Werthe ist, so bezahlt jeder Mensch ein Kopfgeld von 36 Sous, welches in Frankreich bei einer Bevölkerung von dreißig Mill. eine Summe von 54 Millionen Franken einbringt. Diese 54 Millionen hätte man auch erhalten, wenn man jeder Gemeine nach ihrer Bevölkerung ein solches Kopfgeld auferlegt, und dabei bestimmt, daß die 36 Sous, die von den ganz Armen nicht beizubringen wären, das nächste Jahr wieder aufs neue auf die übrigen sollen umgelegt werden. Man hätte dann keine Defraude, keine kostbare Hebung gehabt, und beginge keine größere Ungerechtigkeit, als man bei der jetzigen Einrichtung auch begeht, bei der der Reiche wenig und der Arme verhältnißmäßig viel bezahlt. Dieselbe unzweckmäßige Abgabe auf Salz besteht auch im Preußischen, und sie hat blos das Verdienst, daß sie viel einbringt. Allein man könnte diese Einnahme bedeutend erhöhen, ohne daß man genöthigt wäre, eine größere Summe von Ungerechtigkeit zu begehen, als jetzt. Mit dem Tabak hat es schon eine ganz andere Bewandniß. Er ist kein nothwendiges, kein unentbehrliches Lebensbedürfniß, und drei Viertel der ganzen Bevölkerung gebrauchen keinen, — nämlich die Kinder und Frauen und auch viele Erwachsene nicht. — Dann bezahlt in dieser Abgabe der Reiche auch mehr als der Arme, weil er bessere Sorten raucht, und diese höher besteuert sind, wohingegen das Salz immer eins und dasselbe ist, denn das, was der Bettler gebraucht, ist von derselben Sorte, wie das, was in der königlichen Küche gebraucht wird. Dasselbe, was vom Tabak gilt, gilt von den Abgaben auf die Getränke, bei denen der Reiche, welcher von einer Flasche Wein einen Franken an den Staat bezahlt, auch stärker herangezogen wird, als der Arme, der für vier Sous Branntwein trinkt, und hievon einen Sou an den Staat bezahlt. Beide genießen ungefähr dieselbe Quantität spiritus vini; allein in ganz verschiedenen Getränken, und dem einen kostet ein Rausch das Zwanzigfache von dem, was er dem andern kostet. So viel im Allgemeinen über die vereinigten Gefälle; (das andere findet sich in dem Artikel Steuern). Eine vollständige Darstellung dieses Steuersystems, so wie seine Geschichte, würden die Gränzen dieses Artikels übersteigen, und wir müssen diejenigen, deren Lage und Verhältniß

in der Gesellschaft es mit sich bringen, eine genaue Kenntniß von den Steuersystemen anderer Länder zu haben, auf die Quelle verweisen, die im Anfange des Art. ist genannt worden. Zum Schlusse sey uns noch folgende Bemerkung vergönnt. Wenn man französische und deutsche Regierungsverordnungen vergleichend mit einander durchgeht, so liegt in Hinsicht der Sprache ein Jahrhundert zwischen beiden. In den französischen ist alles klar, kurz, wohlgeordnet; in den deutschen weitläufig, verworren, unbestimmt. Das, was die Franzosen l'art de rédaction nennen, das kennen die Deutschen in ihrem Geschäftsstyle nicht. Die Ursache liegt nicht in einer größern Bildung der französischen Sprache, wie viele glauben, sondern in der Geschäftseinrichtung. In Deutschland sind von jeher die Dicasterialeinrichtungen und Regierungscollegien gewesen. In diesen gibt der Referent die Verordnung an, und corrigirt nachher einiges in ihr. Der Coreferent streicht ebenfalls einiges durch, und corrigirt wieder anderes, eben so der Director. Der Copist oder Kanzlist copirt nun endlich diesen Entwurf und in der Reinschrift finden sich alle Beinbrüche der Perioden wieder, an denen so viele Menschen gezimmert haben. Daher findet sich in den Perioden durchaus nichts Organisches, und sie lesen sich ungefähr so, als wenn man Hutfilz kaut. In Frankreich hingegen ist nie eine Dicasterialform gewesen, und Regierungscollegien nach der Weise, wie sie in Deutschland sind, gehören dort zu den gänzlich unbekannten Dingen. Man kennt nur die Directionen und Bureaueinrichtung. Bei dieser Einrichtung ist nun gleich von vorn herein das Gute, daß Ein Mann, der der Chef ist, alles macht, und daß dieser blos in einer Sache arbeitet, und nicht, wie ein Rath in einem deutschen Collegio, über ganz verschiedene Dinge den Vortrag hat, wie z. B. über Ehesachen und Cataster. In einem Bureau findet sich daher immer eine gewisse Einheit sowohl in Personen, als in Dingen. Auf eine gewisse Eleganz haben die Franzosen immer gehalten, besonders auf eine klare und nette Darstellung im Geschäftsstyle, und hieraus hat sich dann das historisch gebildet, was die Franzosen l'art de rédaction nennen. Bei einer Anstellung in einem Bureau gereicht es nun nicht allein zu einer Empfehlung, daß einer eine gute Hand schreibt, sondern vor allem, daß er einen guten Brief schreibt, weil ihre ganze Geschäftsführung auf amtlichem Briefwechsel beruht. Diejenigen, die sich hierin auszeichnen, steigen leicht in die Höhe, und sobald eine Generaldirection in Paris bemerkt, daß sie aus einem Departement vorzüglich gut abgefaßte Berichte bekommt, so muß der reisende Generalinspector sich erkundigen, wer diese im Bureau gemacht hat, und dieser wird dann nach oben gezogen. Auf diese Weise haben sie in den Generaldirectionen ganz vorzügliche Büreau-Chefs, und hierdurch ist es erklärlich, woher es kommt, daß alle Verordnungen und Circuläre, welche die Generaldirection an ihre Untergebenen sendet, und die größtentheils gedruckt werden, so ganz vorzüglich abgefaßt sind. Ebenfalls ist es erklärlich, daß das ganze System der Unterbehörden sich nach diesen Mustern bildet, und derselbe klare, einfache Geschäftsstyl in allen französischen Directionen zu finden ist. Wenn die sechs Bände Verordnungen und Circuläre über die droits réunis deutsch wären, so würde man sich dumpf und stumpf darin lesen. Jetzt aber wird man immer durch die Eleganz der Fassung und durch die Annehmlichkeit des Styls festgehalten, und man kann sie durchgehen, ohne zu ermüden, wozu freilich die systematische Ordnung, mit der alles aufgestellt ist, auch das Ihrige beiträgt. — Bg.

Verfinsterungen, s. Finsternisse.

Verglasung, die durch Schmelzfeuer bewirkte Umwandlung eines einzelnen, oder eines Gemenges mehrerer Körper zu Glas (s. d. Art.), oder überhaupt einer glasartigen Masse. In technischer Hinsicht ist der Gegenstand im angeführten Artikel mit hinreichender Ausführlichkeit abgehandelt worden; hier bedarf es nur noch der Anführung eines bei dieser Schmelzung oft vorkommenden, überaus merkwürdigen Umstandes, nämlich, daß Körper, die an und für sich unschmelzbar sind, z. B. Kieselerde, in Verbindung mit andern, entweder leichtflüssigen, z. B. Kali, oder ebenfalls unschmelzbaren, leicht in Fluß gehen. Eine befriedigende Erklärung dieser Erscheinung würde Licht über die geheimen Gesetze verbreiten, welche die kleinsten Theile der verschiedenen Körper, in ihren entweder blos chemischen, oder zugleich chemisch-mechanischen Wechselwirkungen, befolgen. Bis eine solche Erklärung erfolgt, wird es vielleicht erlaubt seyn, anzunehmen, daß die Verbindung bei gleichzeitiger Wirkung des Schmelzfeuers einen Theil der individuellen Kräfte der vermischten Körper selbst aufhebe, und somit dem Feuer auf die Vermischung einen wirksamern Einfluß gestatte. Dr. N.

Vergrößerung. Wir urtheilen bekanntlich über die Größe der Gegenstände nach dem Sehwinkel, unter dem sie dem unbewaffneten Auge erscheinen. Optische Werkzeuge vergrößern diesen Sehwinkel, und das Verhältniß, in dem dies geschieht, bestimmt ihre Vergrößerung. Wenn uns z. B. ein Gegenstand, in einer gewissen Entfernung durch ein Fernrohr gesehen, zehnmal so groß vorkommt, als mit dem bloßen Auge, in der nämlichen Entfernung, so sagt man, die Vergrößerung dieses Fernrohrs sey eine zehnfache. Hierbei macht, wie man beim ersten Anblicke vielleicht glauben dürfte, das Auge des Beobachters keinen Unterschied. Das Bild eines Gegenstandes ist zwar nicht für jedes Auge gleich deutlich; der Sehwinkel aber für ein jedes gleich groß.

Verjüngter Maaßstab. In jedem Reißzeuge pflegt sich ein Lineal von Messing zu befinden, welches durch zehn oder zwölf — wir wollen bei letzterer Voraussetzung stehen bleiben — Transversalen in eben so viel gleiche Theile getheilt ist. Dies Instrument heißt ein verjüngter Maaßstab, und wir setzen voraus, daß es die Leser, um die hier folgende Erklärung seiner Einrichtung zu verstehen, zur Hand nehmen. — Die ganze Länge ist zuvörderst durch Perpendikel auf selbige in eine gewisse Anzahl gleicher Theile, welche Ruthen vorstellen, und die erste dieser Ruthen wieder in zwölf gleiche Theile getheilt, die also Fuße bedeuten. Aus dem obern Winkelpunkte geht eine gerade Linie nach dem ersten dieser letztern Theilpunkte, schneidet die 12 Transversalen und bildet mit der entsprechenden Kante des Lineals und dem ersten Fuße ein rechtwinkliches Dreieck. In diesem Dreiecke verhält sich, nach einem sehr bekannten Satze aus der Elementargeometrie, die ganze, durch die zwölf Transversalen in eben so viel gleiche Theile getheilte Kante zu ihrem obersten Abschnitte (zwölften Theile), wie die Basis (der ganze Fuß) zum ersten Transversalstückchen, welches also den zwölften Theil dieses Repräsentanten des Fußes, d. h. einen Zoll darstellt. Eben so hat, wie man auf den ersten Blick sieht, das zweite Transversalstückchen den relativen Werth von zwei Zoll u. s. w. Man kann also mittelst dieses Lineals jede Anzahl von Ruthen, Fußen und Zollen in verjüngtem Maaße aufs Papier tragen. — Hätte man die ganze Länge des Lineals in zehn Theile getheilt, statt zwölf zehn

nterabtheilungen und Transversalen angebracht, so würde man, e nun gleich in die Augen fällt, den sogenannten tausendtheiligen Maaßstab erhalten haben. — Für den Erfinder dieses so einfachen nd doch so sinnreichen und bequemen Werkzeugs hat man lange ycho de Brahe gehalten; wir müssen die Ehre aber einem Deutschen vindiciren, Joh. Hommel, Professor der Mathematik zu Leipzig, von dem Brahe diese Theilung ums J. 1553 erlernt hat. (Vergl. Meyers praktische Geometrie, dritte Aufl. I. 248.) D. N.

Verkalken, s. Calciniren.

Verneinend, s. Negativ.

Versalbuchstaben, Versallen, heißen die großen Anfangsbuchstaben.

Verstärkungsflasche, s. Flasche (Leydener).

Versuch, in den physischen Wissenschaften. Wenn wir die Gegenstände der Sinnenwelt in gewisse Umstände versetzen, um zu erfahren, wie sie sich unter denselben verhalten werden, so stellen wir einen Versuch, ein Experiment damit an. Wer z. B. Quecksilber hohen Graden künstlicher Kälte aussetzt, um zu erfahren, bei welchem dasselbe endlich gefrieren werde; oder wer Körper unter die Glocke der Luftpumpe bringt, um zu sehen, wie sie sich im luftleeren Raume verhalten, der experimentirt. Die Geschicklichkeit, unter den Umständen zweckmäßig auszuwählen, die Resultate der gemachten Erfahrung richtig zu interpretiren, und die daraus fließenden Folgerungen mit philosophischer Genauigkeit innerhalb der rechten Gränzen einzuschließen, ist ein Talent des echten Naturforschers, der, sein Vorbild, Baco, unverrückt im Auge, nie vergessen darf, daß auf seinem Wege die Erfahrung die einzige zuverlässige Lehrmeisterin ist. Diese Kunst ist aber schwer, und ihre vollkommne Ausübung nur dem Genie vorbehalten. — Man besitzt über die Theorie des unermeßlichen Gegenstandes ein ausführliches Werk von Senebier: Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences, 3 Bände (2te Aufl. Genf, 1802). Zur Praxis der Versuche bedarf es der physikalischen Instrumente, deren systematische Zusammenstellung den Namen eines physikalischen Cabinets führt. Von den Erfordernissen eines solchen handelt ausführlich Sigaud de la Fond: Description et usage d'un cabinet de physique expérimentale. An quatrième de la république. 2 Bände, mit vielen (und genauen) Kupfern. Der Verfasser ist in der Chemie noch ein Anhänger des phlogistischen Systems; daher dieser Theil seiner Arbeit mit der erforderlichen Rücksicht gelesen werden muß. Dr. N.

Vertheilung, in den physischen Wissenschaften. Man setzt in der Physik, und namentlich in der Theorie der Electricität, die Vertheilung der electrischen Materie in einem Körper deren Mittheilung dergestalt entgegen, daß man unter letzterer das wirkliche Ueberströmen in einen zweiten Körper, unter ersterer aber eine bloße Aufhebung des Gleichgewichts, ein Zusammenströmen nach einzelnen Punkten desselben Körpers, Behufs der Mittheilung, der sich aber irgend ein Hinderniß entgegengesetzt, versieht.

Verwandtschaft (chemische), Wahlverwandtschaft, Wahlanziehung. Wir wollen zuvörderst von einer Erfahrung ausgehen. Wenn man ein Gemisch von Schwefelsäure und Mineralalkali (Glaubersalz) zu einem Gemische von Kalkerde und Salzsäure (salzsaurer Kalkerde) schüttet, so trennen sich, unter Voraussetzung des flüssigen Zustandes der ganzen Masse, welcher nach dem bekannten: „Corpora non

agunt nisi sint fluida" Bedingung der chemischen Wirkungen ist, die bis dahin bestandenen Verbindungen, und es bilden sich neue. Die Salzsäure nämlich verläßt die Kalkerde, um sich mit dem hinwiederum von der Schwefelsäure verlassenen Mineralalkali zu Kochsalze zu verbinden, während die Schwefelsäure mit der Kalkerde nun Gyps bildet. Um diese wunderbare Erscheinung, davon die Natur unzählige Beispiele darbietet, zu erklären, sagt man, die Salzsäure, um dabei stehen zu bleiben, habe eine nähere Verwandtschaft zum Mineralalkali als zur Kalkerde, und ihr Verlassen der letzteren, Behufs der Vertreibung der Schwefelsäure aus der Vereinigung mit dem ersteren und nachherigen eignen Verbindung damit, sey eine Folge ihrer Wahlverwandtschaft, Wahlanziehung zu demselben; ein Ausdruck, der jedoch, wie wir nachher bei Betrachtung der Berthollet'schen Theorie dieses Gegenstandes näher sehen werden, nicht in seiner ganzen Strenge genommen werden darf. In dem hier gewählten Beispiele ist von vier verschiedenen Körpern die Rede, deren Verbindung und Wiederverbindung je zwei zu zwei erfolgt war; es hätte aber eben sowohl eine größere Anzahl von Körpern dabei in Thätigkeit treten, oder gegentheils nur ein hinzukommender dritter Körper eine bestehende Verbindung zwischen zwei anderen trennen, und eine neue zwischen sich und einem der andern getrennten veranlassen können; und man kann daher chemische Verwandtschaft allgemein als die Erscheinung definiren, da sich die verschiedenen ungleichartigen Bestandtheile der Körper einmal in ihrer Berührung innigst mit einander verbinden, andrer Seits aber durch das Hinzutreten eines oder mehrerer neuen Stoffe zu anfänglichen Trennungen und nachherigen neuen von den ersteren verschiedenen Verbindungen gebracht werden können. Nach dieser Erklärung wird nun die Eintheilung der chemischen Verwandtschaft in vier Hauptarten, die zusammensetzende, die aneignende, die einfache und die mehrfache deutlich werden. Von der letzteren gibt der Eingangs aufgeführte Fall ein Beispiel. Einfach würde die Verwandtschaft gewesen seyn, wenn es zur Trennung zweier Stoffe des Hinzutritts nur eines dritten bedurft hätte, der mit dem einen der ersteren nun eine neue Verbindung eingegangen wäre. Jede innige Vermischung zweier Stoffe, z. B. des Mineralalkali mit der Salzsäure zu Küchensalze, ist eine Wirkung der zusammensetzenden Verwandtschaft; und aneignend endlich nennt man ein Verwandtschaftsmittel, welches eine Verbindung zwischen sonst widerstrebenden Körpern vermittelt, z. B. das Pflanzenlaugensalz, welches Oel und Wasser, die sich sonst nicht mischen, zu Seife verbindet. Dieser Begriff der chemischen Verwandtschaft ist, wie wir schon Eingangs angedeutet haben, durch einen neueren französischen Chemiker, Berthollet, in mehreren Schriften, namentlich: Essai de statique chimique, Paris, Didot 1803, 2 Bände, einem nicht genug zu empfehlenden Werke, und auf welches wir alle diejenigen Leser verweisen müssen, welche tiefer in den Gegenstand eindringen wollen, in ein noch bestimmteres Licht gesetzt worden. Er macht die oben beispielsweise angeführten Erfolge nicht allein von der Verwandtschaftskraft, sondern zugleich von dem Quanto des angewendeten Zersetzungsmittels (die er in ihrer Gemeinschaft auf die Wirkung mit dem sehr passenden Namen „der chemischen Masse" belegt) abhängig, dergestalt, daß, wie er sich Band 1. S. 76 des angeführten Werkes wörtlich ausdrückt, man nicht unbestimmt sagen müsse, eine Säure (wie im Beispiele die Salzsäure) vertreibe die

andere aus ihrer Verbindung, vielmehr theilten sich beide, nach Maaßgabe der „Masse" (in oben angeführter Bedeutung) in die Wirkung auf die Grundlage, und die vermeintlich ausgetriebene Säure erhalte nur so viel freie Wirksamkeit gegen eine zweite Grundlage, als die hinzutretende Säure ihr an Wirkung auf die erstere entziehe. Wie viel Ansprechendes diese Beschränkung des Begriffs der Wahlverwandtschaft durch die Rücksicht auf die Quantität aber auch haben möge; so ist doch auch damit noch nichts für die Erklärung der letzten Gründe der Erscheinung geschehen: vielmehr befinden wir uns in der Nothwendigkeit, unsere vollkommne Unwissenheit darüber einzugestehen. Dr. N.

Verwesung, s. Fäulniß.

Verwitterung ist diejenige durch Einwirkung der Luft, vielleicht auch mittelst des Wassers, nach und nach entstehende Veränderung der Mineralien, wodurch dieselben, wenn nicht ganz, wenigstens an der der Luft ausgesetzten Oberfläche mehr oder weniger, chemisch oder mechanisch in ihre Bestandtheile zersetzt, oder sonst umgeändert werden. Es ist dieses ein auffallendes, noch nicht genugsam beobachtetes, noch weniger erklärtes Phänomen. Die festesten Gebirgsarten, z. B. Granit, Porphyr 2c., werden dadurch in Gries und Sand mechanisch zertheilt, Horn- und Feuersteine mittelst chemischer Einwirkung, ungeachtet sie größtentheils aus Kieselerde bestehen, mit einer weißen thonartigen Kruste überzogen. Die in der feuchten Atmosphäre vorhandenen Urstoffe sind dabei allerdings wirksam, doch nach welchen Gesetzen es überhaupt geschieht, und wie insbesondere ein, wenigstens bis jetzt, als einfach angenommener Bestandtheil durch jene Einwirkung in einen anderen, wesentlich verschiedenen, umgeändert werden kann, z. B. Kiesel in Thon, ist ein noch nicht gelöstes Räthsel, dessen Erklärung jedoch vielleicht bald von der mit Riesenschritten zur immer höheren Vervollkommnung eilenden Chemie zu erwarten steht, zumal da dieselbe schon jetzt die Ursachen mancher Erscheinungen genügend nachweis't, deren Existenz vor zwanzig Jahren selbst noch nicht geahnet wurde.

Vesicularsystem. Die Naturforscher sind unter sich nicht einig darüber, ob das durch Verdünstung in die Atmosphäre aufsteigende Wasser in derselben eine wirkliche Auflösung erfahre, oder aber in der Gestalt von Bläschen den Lufttheilen adhärirend bleibe. Letztere Ansicht führt den Namen des Vesicularsystems (von Vesicula, Bläschen).

Vexierbecher, eine artige Spielerei, welche in den physikalischen Cabinetten vorgezeigt zu werden pflegt: ein Becher, in dessen Rande ein Heber (s. d. Art.) versteckt und dergestalt angebracht ist, daß der Becher, mit Weine oder einer andern Flüssigkeit bis zu einer gewissen Höhe angefüllt, ausläuft, eh' er zu Munde gebracht werden kann.

Vicenza, Hauptstadt der Delegation oder Provinz gleiches Namens, welche zu dem venetianischen Gouvernement des österreichischen Königreichs Lombardei-Venedig gehört, liegt in einer schönen fruchtbaren Ebene, am Bachiglione, der hier schiffbar ist, durch die Stadt läuft, den noch kleinern Recone aufnimmt, und die Stadt in zwei durch vier Brücken wieder vereinigte Theile trennt. Sie ist mit doppelten Mauern umgeben, hat eine Meile im Umfange, sechs Thore, worunter das zu dem Marsfelde führende, von Palladio erbaute, und das Thor del Monte sich auszeichnen, ein altes Castell,

75 Kirchen, Capellen und Bethäuser, 11 Hospitäler, Waisen- und Krankenhäuser und 30,000 Einwohner. Die Stadt enthält meistens enge krumme Straßen, aber viele schöne Gebäude, und ist in Rücksicht der Baukunst die merkwürdigste Stadt in Ober-Italien, indem sie als der Geburtsort des berühmten Baumeisters Palladio (s. d. Art.) von demselben mit vielen schönen Gebäuden geziert worden ist. Seine zwei schönsten Gebäude sind: das Rathhaus, Palazzo della ragione, auf dem schönen, ein längliches Viereck bildenden und mit Säulen gezierten Marktplatze. Es ist ein in seiner Art einziges Gebäude, welches zwei Stockwerke mit Arkaden von 36 ionischen und dorischen Bogen hat. Der untere Theil besteht aus lauter Arkaden und Bogengängen, die das ganze untere Stockwerk einnehmen. Um das andere Stockwerk geht ebenfalls eine Gallerie von Arkaden, mit Statuen, Basreliefs und Gesimsen geziert. Das ganze Gebäude mit allen Statuen, Säulen, Bogengängen, ist aus Marmor. Das andere Gebäude ist das sogenannte olympische Theater, ein Meisterwerk Palladio's, ein prächtiges Gebäude, bei dessen Erbauung er die Alten nicht blos nachahmte, sondern noch übertraf. Es ist im Geschmack der alten römischen Theater erbaut, und das Ganze, sowohl das Theater als die Sitze, von Holz. Die Sitze sind in einem Halbzirkel über einander und oben mit den Bildsäulen römischer Kaiser geziert. Bemerkenswerth sind auch zwei nicht antike Triumphbogen. Der eine ist am Eingange des Campo Marzo, eines schönen Spazierplatzes, und der andere vor dem Thore del Monte, und macht den Eingang zu einer aus 195 marmornen Stufen bestehenden Treppe, welche zu dem auf einem Berge erbauten berühmten Servitenkloster Madonna di Monte Berico führt, wo sich eine der entzückendsten Aussichten eröffnet. Ein Theil der Einwohner dieser Stadt lebt von der Seidenbereitung und Verarbeitung, indem diese Provinz viel Seide erzeugt. Es befinden sich hier fünf Seidenspinnereien und acht Seidenzeugfabriken; ferner sind hier drei Lederfabriken, eine Filzhutfabrik, eine Fabrik, wo Feuerspritzen und hydraulische Maschinen verfertigt werden, auch zwei Gold- und Silbergeschmeidefabriken. Vor dem Thore des Castells liegt der schöne Garten Valmarana, in dem nahen Dorfe Cavazale der von Palladio erbaute Palast Cricoli und eine Viertelmeile von der Stadt die Villa Rotonda. Ueberhaupt enthalten die Umgebungen schöne Paläste und Landhäuser, davon einige dem Palladio zugeschrieben werden. Bis zum Jahre 1797 gehörte Vicenza zur Republik Venedig, in welchem Jahre es nebst dem größten Theile des Gebietes dieser Republik an Oesterreich abgetreten wurde. Durch den Preßburger Frieden 1806 kam Vicenza zum Königreiche Italien, zu welchem es bis zum Pariser Frieden 1814 gehörte, wo es wieder an Oesterreich zurückfiel.

Victor (Sextus Aurelius), ein lateinischer Schriftsteller, wie man glaubt, aus Afrika gebürtig, der im 4ten Jahrhundert nach Christi Geb. lebte, ein Günstling des Kaisers Julian war, und unter Theodosius die Statthalterwürde zu Rom bekleidete. Er schrieb eine Geschichte vom Ursprunge des römischen Volks, von Janus bis auf Constantin, von der aber nur der Anfang noch vorhanden ist. Auch haben wir unter seinem Namen noch ein anderes Buch: Von berühmten Männern. Die beste Ausgabe ist von Arnzen (Amst. 1733, 4.).

Victor (Perrin), Herzog von Belluno, franzöf. Marschall und Pair von Frankreich, ist 1766 in Lothringen geboren. Er trat

1781 bei der Artillerie in Dienste und fand bei dem Ausbruch des Revolutionskrieges Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Bei der Belagerung von Toulon (im J. 1793) wurde er zum Maréchal de camp ernannt. Von diesem Zeitpunkt an wohnte er allen Feldzügen bei und stieg von Grad zu Grad. Auf dem Schlachtfelde von Friedland wurde er zum Marschall ernannt. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er zum Generalgouverneur von Preußen ernannt und blieb 15 Monate lang auf diesem Posten. Hierauf erhielt er ein wichtiges Commando in Spanien, und blokirte 2 Jahr lang Cadix. Von da zu dem russischen Feldzug abgerufen, trat er an die Spitze des 9ten Corps. In dem Feldzug von 1813 und 1814 zeichnete Victor sich besonders am 26. August bei Dresden, am 16. Oct. bei Wachau, dann bei Hanau, Brienne und in den heißen Tagen des Februars gegen Blücher und den Kronprinzen von Würtemberg rühmlichst aus. Nach der Restauration wurde er einer der treuesten Anhänger Ludwigs XVIII. Bei der Invasion Napoleons von Elba aus folgte er dem König nach Lille und kehrte mit ihm zurück.

Vidimirung, die gerichtliche Bestätigung, daß die Abschrift einer Urkunde mit dem Original gleichlautet. Der Ausdruck kommt von dem lateinischen Worte vidimus (wir haben es gesehen) her, mit dem auch wohl eine unter gerichtlicher Autorität gefertigte Abschrift irgend einer Urkunde selbst bezeichnet zu werden pflegt.

Viehzucht, s. Landwirthschaft, Rindviehzucht und Schafzucht.

Vielweiberei, s. Polygamie und Ehe.

Vien (Joseph Marie), Director der französischen Mahlerakademie zu Rom, erster Mahler des Königs, nachher Mitglied des Instituts und des Erhaltungssenats und franzöf. Reichsgraf, geboren zu Montpellier 1716. Schon früh widmete er sich der Mahlerkunst, ging 1740 nach Paris, wo er unter Natoire große Fortschritte machte und mehrere Preise gewann, und 1744 nach Rom, wo sein Talent sich entschied. Hier verfertigte er eins seiner trefflichsten Bilder, den Eremiten. Nach fünfjährigen Studien kehrte er nach Paris zurück, wo er von 1750 — 75 einer Mahlerschule vorstand, in der er viele ausgezeichnete Schüler bildete. Im Jahre 1775 ging er wieder nach Rom, als Director der dortigen Akademie, die durch ihn große Verbesserungen erhielt. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution kehrte er nach Paris zurück, wo er im Jahr 1809 starb. Noch in seinem hohen Alter war er thätig und mahlte Blumen und idyllische Scenen. Gehört Vien auch nicht zu den ersten Mahlern der französ. Schule, so hat er doch die entschiedensten Verdienste als Lehrer. Er erweckte die Liebe zum Schönen und führte den Geschmack zu dem Großen und Einfachen der Antike zurück. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß.

Viereck, diejenige geschloßne Figur, die aus vier Linien gebildet wird. Hieher gehört das Quadrat, Parallelogramm, Trapezium, der Rhombus und Rhomboides.

Villèle (Joseph Marquis de), seit der Wiedereinsetzung der Bourbons als eins der Häupter der royalistischen Ultra's bekannt, stammt aus einer alten Familie in Languedoc ab, und ist 1773 geboren. Er trat früh in die königliche Marine, befand sich lange in St. Domingo und auf Isle de France und hatte Gelegenheit bei dem Kampfe der Parteien auf beiden Inseln einen so festen Charakter und so edle Gesinnungen zu zeigen, daß er selbst den wüthendsten Demagogen Achtung einflößte und glücklich allen Revolutionsstürmen entrann.

Villèle kam 1807 nach Frankreich zurück und siedelte sich in Toulouse an. Nach der zweiten Restauration wurde er vom Herzog von Angouleme zum Maire von Toulouse ernannt und bald darauf von seinen Mitbürgern in die Kammer der Deputirten von 1815, die sich bekanntlich durch Ultraroyalismus auffallend auszeichnete und am Ende durch die königl. Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 aufgelös't wurde, gewählt. Villèle wurde von seinem Departement auch in die neue Kammer von 1817 gewählt, die liberalere oder mehr der Revolution gemäße Grundsätze annahm; er befand sich daher hier in der Minorität, während er in der Kammer 1815 in der Majorität und selbst an der Spitze derselben gewesen war. 1818, bei der Veränderung des Ministeriums Richelieu, war er in Vorschlag, an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt zu werden, allein die entgegengesetzte Partei behielt die Oberhand und das Ministerium wurde aus Desolles und Decazes gebildet. Villèle ist ein Mann von ausgezeichneten Talenten und dem rechtlichsten Charakter.

Vindelicien, der Landstrich, den die Vindelicier, ein ansehnliches deutsches Volk, zu Augustus Zeiten in Süddeutschland bewohnten. Von den Alpen und dem Bodensee an, durch Bayern und Tyrol bis an den Inn und noch drüber hinaus bis an die Donau wohnten Vindelicier; daher Augsburg Augusta Vindelicorum heißt. Erst nach manchem schweren Kampfe wurden sie von den Römern besiegt, und von Tiberius größtentheils außer Landes geführt.

Vindication, die Zurückfoderung seines Eigenthums; daher die Vindicationsklage, mittelst welcher jemand wegen seines an einer Sache ihm zustehenden Eigenthums auf Restitution derselben gegen den, der sie ihm vorenthält, klagt.

Violon (nach dem Italienischen Violono, Contrabasso; franz. Contreviolon, — Baßgeige), nennt man das größte aufrechtstehende Geigeninstrument, welches den Grundbaß führt. Seine Noten werden daher auch in den Baß- oder F-Schlüssel geschrieben. In einigen Orchestern (z. B. in Wien und in Italien) hat es noch fünf Saiten, wobei die Behandlung erleichtert wird, aber nicht der Ton gewinnt. Die Narrheit, dieses Instrument als concertirend zu brauchen, hat sich zum Glück nicht weit verbreitet. (S. auch d. Art. Baß und Violine.)

Viomenil, Graf, Marschall von Frankreich, aus einer alten berühmten Familie herstammend, trat früh in Kriegsdienste, machte unter Rochambeau den amerikanischen Krieg mit und zeichnete sich in demselben auf das rühmlichste aus. Zu Anfang der Revolution emigrirte er und man rechnete ihn zu den eifrigsten Widersachern der Revolution. Bei dem Condéischen Armeecorps erhielt er 1792 den Oberbefehl über die Avantgarde. 1795 errichtete er ein Regiment für engl. Rechnung, trat dann wieder zu dem Condéischen Corps zurück und theilte dessen Schicksale bis zu seiner Auflösung. Nach der Restauration kehrte Viomenil mit dem Könige nach Frankreich zurück, wurde zum Pair des Reichs ernannt und seit dieser Zeit als einer der erprobtesten Freunde des Königs mit den wichtigsten Aufträgen beehrt.

Viper oder Natter, ein Schlangengeschlecht von vielen Gattungen, worunter mehrere giftige sind. Sie unterscheiden sich durch Schilder am Bauche und Schuppen am Schwanze. Die europäische Viper ist unter dem Namen Otter in Deutschland bekannt. (Siehe Schlangen.)

Virginia, s. Appius Claudius.

Viriathus oder **Viriathes**, ein tapfrer Lusitanier, der lange mit seinen Landsleuten gegen die Römer glücklich kämpfte und sein Vaterland gegen sie behauptete. Der römische Prätor, Servius Galba, hatte nämlich durch seine Grausamkeit die Lusitanier empört, und Viriathes, der vorher Jäger gewesen war und den Freibeuter gemacht hatte, stellte sich an ihre Spitze, und schlug bald darauf die Römer so, daß nur wenige davon kamen. Man schickte neue Heere gegen ihn; aber auch diese besiegte er, meistens indem er sie aus dem Hinterhalte anfiel. Blos Metellus war glücklicher. Dennoch hielten es die Römer unter den damaligen Umständen für gerathener, Frieden mit ihm zu schließen; dem zufolge sie ihn als unabhängigen Beherrscher Lusitaniens anerkannten und ein Freundschaftsbündniß mit ihm schlossen. Allein nicht lange nachher brachen sie treulos den Frieden, und ihr Feldherr, Servilius Cäpio, ließ den gefürchteten Gegner durch Verrätherei hinterlistig aus dem Wege räumen. So fiel Viriathes, nach einem sechsjährigen Kampfe, unbesiegt, im Jahr d. St. 612; ein Mann, der unter andern Verhältnissen der gefährlichste Feind der römischen Herrschaft geworden wäre.

Viril- (einzelne) und Curiat- (Gesammt-) Stimmen. Bekanntlich waren die Stände des vormaligen heil. römischen Reichs deutscher Nation in drei Collegia getheilt: das churfürstliche, das Fürsten- und das Städte-Collegium. In jedem hatte jeder Stand eine Stimme; doch gab es in dem Fürsten-Collegium sechs Bänke oder Corporationen mit bloßen Gesammtstimmen. Es waren nämlich die unmittelbaren Reichsprälaten, in zwei Bänke, die rheinische und die schwäbische, getheilt, mit zwei Gesammtstimmen (votis curiatis), und die unmittelbaren Reichsgrafen (zu denen auch in der Regel die neuen Fürsten, d. i. die seit 1582 entstandenen fürstl. Häuser gehörten), in vier Bänke, die wetterauische, schwäbische, fränkische und westphälische getheilt, mit vier Gesammtstimmen, in das Fürsten-Collegium aufgenommen worden. Ein ähnlicher Unterschied zwischen einzelnen (vota virilia) und Gesammtstimmen (vota communia) findet jetzt bei dem Bundestage Statt. Denn nach A. 4. der B. A. führen in der engern Versammlung, wo absolute Stimmenmehrheit gilt, 11 Souveraine, jeder eine, und 28 Souveraine, mit Einschluß der freien Städte, zusammen nur 6 Gesammtstimmen. Virilstimmen haben nämlich: Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Churhessen, Großherzogthum Hessen (zugleich für Hessen-Homburg), Holstein mit Lauenburg, und Luxemburg; dagegen führen die großherzogl. und 4 herz. sächs. Häuser zusammen die 12te; Braunschweig und Nassau die 13te; Mecklenburg-Schwerin und Strelitz die 14te, Oldenburg, die drei Herz. von Anhalt und die beiden Fürsten von Schwarzburg die 15te; die beiden Fürsten von Hohenzollern-Lichtenstein, die beiden Linien Reuß, Schaumburg-Lippe und Waldeck die 16te, und die vier freien Städte rc. die 17te Stimme. Ein anderes nach der Größe der einzelnen Bundesstaaten bestimmtes Verhältniß der Stimmen findet in der Plenar-Versammlung Statt, wo zwei Drittel die Mehrheit entscheiden, wenn es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf organische Bundeseinrichtungen und ähnliche Gegenstände ankommt. Im Plenum sind nämlich 70 einzelne Stimmen unter die 39 Mitglieder so vertheilt, daß Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover und Würtemberg, jedes 4 Stimmen, daß

Baden, Churhessen, Großh. Hessen, Holstein (mit Lauenburg) und Luxemburg, jedes 3 Stimmen, daß Braunschweig, Mekl. Schwerin und Nassau, jedes 2 Stimmen, alle übrigen aber, S. Weimar, Gotha, Coburg, Meinungen, Hildburghausen, Mekl. Strelitz, Oldenburg, Anh. Dessau, Anh. Bernburg, Anh. Köthen, Schwarzb. Sondershausen, Schwarzb. Rudolstadt, Hohenz. Hechingen, Lichtenstein, Hohenz. Sigmaringen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere L., Schaumburg-Lippe, Lippe, Hessen-Homburg (seit dem 26. Jun. 1817), Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg, jedes 1 Stimme führen. Jetzt wird noch unterhandelt, ob den mediatisirten vormaligen Reichsständen einige Curiat-Stimmen im Plenum zugestanden werden sollen. K.

Virtuelle Geschwindigkeiten. Unter dem Ausdrucke virtuelle Kraft versteht man eine zwar vorhandene, für den Augenblick aber nicht in Wirksamkeit tretende Kraft, im Gegensatze einer solchen letzteren. Man denke sich hiernächst ein System von Punkten, die in einem unverschiebbaren Zusammenhange stehen, oder was eben so viel sagt, durch unbiegsame Linien verbunden sind. Auf jeden Punkt wirke eine Kraft in beliebiger Richtung, so wird das ganze System ein Bestreben nach Bewegung erhalten, welches das combinirte dynamische des Systems heißt, und als das Resultat jener einzelnen Kräfte und der Richtungen, in denen sie wirksam sind, erscheint. Das Product jeder dieser einzelnen Kräfte in das Element ihrer Richtung heißt ihr Moment; und man begreift mit bloßem Nachdenken, daß, für den Fall des Gleichgewichts des ganzen Systems, die verschiedenen Kräfte, nach der doppelten Maaßgabe ihrer Intensität und Richtung, einander aufhebend entgegenwirken müssen. Die Mechanik drückt das nämliche aus, indem sie sagt, für den Fall des Gleichgewichts muß die Summe der Momente (deren einige das +, andere das — Zeichen tragen) = 0 seyn; und dies ist, was sie mit dem, gemäß der Eingangs gegebenen Worterklärung sehr paßlichen, Namen des Grundsatzes der virtuellen Geschwindigkeiten bezeichnet. D. N.

Visir, am Ritterhelm das Gitterwerk, welches das Gesicht deckt, ohne das Sehen ganz zu hindern. — In der Büchsenmeistereikunst, und überhaupt an gewissen Arten von Geschoß (auch an Bogengewehren und Meßinstrumenten) diejenige Vorrichtung, deren Mittelpunkt der Zielende mit dem Korn und dem Zielpunkte mittelst des Auges in Eine gerade Linie zu bringen sucht, um das Ziel zu treffen. Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, das Zielen richte das Schießrohr selbst mit der Axe (Mittellinie) seiner Höhlung in gerader Linie auf den Zielpunkt. Jeder Schuß, auch der sogenannte Kernschuß, ist eine Parabel (s. d. bes. Art.) und fällt, wenn man seinen Weg mit der wahren Richtung des Rohres vergleicht, wie stark auch immer die Ladung sey. Das Visir liegt stets höher über der Axe des Schießrohres, als das Korn. Gesetzt nun auch, daß der Zielpunkt in der Horizontallinie steht; indem das Auge Korn und Visir in Eine gerade Linie mit ihm bringt, wird schon dem Rohr eine Elevation, eine Abweichung der Axe von der geraden Linie aus dem Auge zum Zielpunkt gegeben, und der Schuß wird allezeit ein (wenn auch noch so flacher) Bogen, wie man bei den Bolzen- und Pfeilgewehren leicht sehen kann. Daher macht hohes Visir hohen Schuß, und umgekehrt. Eben so erhöht ihn volles Korn; denn je mehr das Auge vom Korn in der Oeffnung des Visirs erblickt, je mehr hat die Axe

des Rohrs Elevation. Bei der Flinte, wo man über die Mitte der Schwanzschraube visirt, ist es nicht anders; denn auch hier liegt der Visirpunkt höher als das Korn, weil das Rohr hinten ungleich dicker ist, als an der Mündung. Rückt man das Visir zur Seite, so weicht der Schuß nach eben der Seite ab; denn indem man nun Visir, Korn und Zielpunkt in Eine Linie bringt, erhält die Axe des Rohrs eine Deklination nach dieser Seite. Rückt man hingegen das Korn nach einer Seite, so weicht aus demselben mathematischen Grunde der Schuß nach der entgegengesetzten Seite ab, weil dorthin der Winkel fällt, welchen nun die Axe des Rohrs mit der Visirlinie bildet. Anders ist dies jedoch bei Bogengewehren, wo das Korn auf dem Pfeil oder Bolzen ist; denn indem man hier mit dem Korn das vordere Ende des Pfeils zur Seite schiebt, rückt man die Axe des Pfeils, und die Richtung des Schusses selbst mit dem Korn zugleich, und verändert gegen die Visirlinie nur ein wenig die Richtung des Schaftes, welches hier keinen Einfluß hat. Am Winkel der Visirlinie gegen die Axe des Pfeils wird dadurch gar nichts geändert, und die Richtung des Schusses bleibt dieselbe. Klar ist endlich auch, daß Erhöhung des Visirs, und die Erniedrigung des Korns die Mittel sind, bei unveränderter Ladung das Ziel in weiterer Entfernung zu treffen; so wie überhaupt alles, was den Winkel der Visirlinie gegen die Axe des Rohrs vergrößert, so lange diesem Zweck dient, als der Winkel nicht über 45° ansteigt; denn von da an wird die Parabel immer enger, und fällt bei 90° (bei senkrechter Elevation) in Eine gerade Linie des Aufsteigens und Niederfallens zusammen, so daß hier die zurückkommende Kugel möglicher Weise den Schützen selbst, obschon ohne Schußkraft, bloß mit ihrer Fallkraft (Schwerkraft) treffen kann. Aenderte die Reibung der Kugel mit der Luft, und ihre Rotation nichts an ihrer mathematischen Richtung, so müßte sie in das Rohr zurückfallen. A. Mnr.

Visirstab. Man bedient sich zur Ausmessung des Inhalts, besonders der Weinfässer, gewöhnlich eines unter dem obigen Namen bekannten Instruments. Die Anwendung des Visirstabes ist eigentlich auf die Ausmessung des Cylinders beschränkt. Obwohl nun die Fässer keine genau cylindrische Gestalt haben, so hilft man sich doch durch die in der Praxis zulässige Annahme, daß ein Faß das Mittel zwischen zwei ihm an Höhe gleichen Cylindern halte, deren kleinerer den Bodendurchmesser, der größere aber die Spundtiefe zum Durchmesser hat. Also braucht hier nur noch von Visirung der Cylinder die Rede zu seyn. Dies vorausgesetzt, trage man den Durchmesser eines Cylinders, der, bei einer beliebigen Höhe, z. B. eine Kanne hält, auf die beiden Schenkel eines rechten Winkels und vollende das rechtwinklige Dreieck, so ist dessen Hypothenuse (deren Quadrat gleich dem doppelten Quadrate jeder der beiden gleichen Catheten) der Durchmesser eines Cylinders, der bei gleicher Höhe zwei Kannen hält. Denn Cylinder verhalten sich bekanntlich wie die Producte aus den Höhen in die Grundflächen, also, bei gleichen Höhen, wie die Grundflächen, d. h. wie die Quadrate der Durchmesser. Soll also ein Cylinder bei gleicher Höhe den doppelten Inhalt eines andern haben, so muß das Quadrat seines Durchmessers dem doppelten Quadrate vom Durchmesser des kleineren Cylinders gleich seyn, welches durch obige Construction erreicht ist. Eben so erhält man, wie nunmehr durch bloßes Nachdenken klar wird, den Durchmesser des Cylinders von 3 Kannen u. s. w. Mißt man also mit einem nach die-

sen Grundsätzen eingerichteten Maaße, dem Visirstabe, den Bodendurchmesser und die Spundtiefe des Fasses, und multiplicirt hiernächst die halbe Summe mit dessen Höhe, bestimmt nach der Höhe des Cylinders, dessen Durchmesser zum Maaßstabe gedient hat: so gibt das Produkt den Kanneninhalt des Fasses. D. N.

Vitrolles (Baron), der sich bei der Restauration der Bourbons im Jahr 1814 besonders thätig bewies, und sich seitdem als einen der eifrigsten Ultra-Royalisten zeigte, ist 1774 zu Aix in der Provence geboren. Er emigrirte zu Anfang der Revolution, nahm im Condéischen Corps Dienste, kehrte aber nach dem Sturz des Directoriums nach Frankreich zurück, wo er sich bis 1813 bloß mit der Landwirthschaft beschäftigte. Er begriff diesen wichtigen Zeitpunkt, wo es möglich war, Buonaparte ganz zu vernichten und vielleicht dankt man ihm die ganze neue Weltgestaltung. Man unterhandelte mit Buonaparte zu Chatillon und stand auf dem Punkte, mit ihm abzuschließen, als er in mehreren Gefechten stets die Oberhand behalten hatte und es nothwendig schien, die Armeen über den Rhein zurückzuführen. Vitrolles begab sich in diesem wichtigen Augenblick in Person nach Chatillon, in der Absicht, die Unterhandlungen dort hinzuhalten, zu verwirren und zu keinem Resultate kommen zu lassen. Es gelang ihm dies durch noch nicht genug bekannte Maaßregeln mancherlei Art. Er wußte sich zugleich bei dem zu Chatillon versammelten diplomatischen Corps den größten Einfluß zu verschaffen. Nach der Auflösung des Congresses zu Chatillon eilte Vitrolles in das große Hauptquartier nach Troyes und trug zu dem wichtigen Beschlusse, gerade auf Paris loszugehen, und zu der Erklärung, daß mit keinem Mitgliede der Familie Buonaparte unterhandelt werden sollte, durch seine Beredsamkeit und seine Rathschläge bei. Nach der Ankunft des Grafen von Artois in Paris wurde er von diesem zum Minister-Staatssekretär ernannt; der König bestätigte ihn in diesem Posten, und er contrasignirte allein die wichtige Declaration von St. Ouen und alle ersten Acten der königl. Regierung bis zum März 1815. — Vitrolles wurde nach Buonaparte's Invasion nach dem mittäglichen Frankreich geführt, und war in Toulouse verhaftet, bis ihm die Folgen der Schlacht von Waterloo die Freiheit wieder verschafften. 1815 wurde er in die Kammer der Deputirten gewählt, wo er mit der (ultraroyalistischen) Majorität stimmte. Bei der Auflösung dieser Kammer durch die königliche Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 wurde er nicht wieder gewählt und blieb seitdem ohne förmliche Anstellung.

Vizdom, Vicedom, auch Vizthum, von dem lateinischen Vicedominus, so viel wie Stiftshauptmann, der Verweser gewisser geistlichen Güter.

Vließ (goldenes), s. Argonauten.

Vlissingen, eine stark befestigte Stadt auf der Südseite der Insel Walchern, gehört zu der Provinz Zeeland des Königreichs der Niederlande, liegt an der Mündung der Westerschelde, und steht durch einen Canal mit Middelburg in Verbindung. Sie hat eine Vorstadt, Altvlissingen genannt, und 4600 Einwohner. Es ist hier der Sitz einer Admiralität und des Seedepartements von der Schelde. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich das Stadthaus auf dem Marktplatze aus, nach dessen Modelle das Stadthaus zu Antwerpen erbaut worden ist. Die größte Merkwürdigkeit ist der vortreffliche neue Seehafen, welcher 80 Kriegsschiffe fassen kann. Er erstreckt sich

auf der Ostseite der Stadt durch zwei große mit Pfahlwerk und Steindämmen eingefaßte Canäle in das Meer hinaus; weiter läuft derselbe innerhalb der Stadt, parallel mit den Wällen bis zu der Seeschleuse, welche ihn von der Schiffsdocke trennt. In der Mitte von dieser Docke ist die sogenannte trockene Docke angebracht, wo die größten Schiffe ohne viele Mühe beschlagen und kalfatert werden können. Vlissingen ist der Geburtsort des großen niederländischen Seehelden und Admirals Michael de Ruyter (s. d. Art.). Im J. 1809 belagerten die Engländer diese Stadt, eroberten sie, und zerstörten einen Theil des Hafens und der Festungswerke.

Voigt, Vogt, von dem lateinischen advocatus, eigentlich ein Beschützer, Schirmherr, daher Stiftsvoigt, Klostervoigt, dann auch ein Statthalter (s. d. Art. Voigtland).

Voigtei, das Gebiet, auch das Amt und die Würde, endlich auch die Wohnung eines Voigts.

Voltaische Säule, s. Galvanismus.

Volumen. Um sich von dem Volumen, d. h. dem räumlichen Inhalte eines Körpers, einen richtigen Begriff zu machen, denke man ihn sich ganz in irgend eine Flüssigkeit eingetaucht, die ihn nicht verändert und nicht in ihn eindringt, sondern ihn blos bedeckt. — Wird er hiernächst aus dieser Flüssigkeit herausgenommen, so muß zur nämlichen Raumerfüllung neue Flüssigkeit hinzugegossen werden; das Quantum derselben gibt offenbar den räumlichen Inhalt, das Volumen, des Körpers an, und gewährt zugleich ein einfaches Mittel zur stereometrischen Berechnung desselben, wenn die unregelmäßige Gestalt des Körpers selbst dieser Berechnung Hindernisse entgegensetzen sollte. Die Erfahrung lehrt, daß gleiche Volumina verschiedener Körper nicht einerlei Gewicht haben. Eine Bleikugel z. B. wiegt mehr als eine gleich große hölzerne. Diese Verschiedenheit führt auf den Begriff der Masse (s. d. Art.), welche also, wie häufig es auch im gewöhnlichen Leben zu geschehen pflegt, mit dem Volumen eines Körpers nicht verwechselt werden darf. Gleichermaßen beruht hierauf der Unterschied zwischen dem absoluten und specifischen Gewichte der Körper. D. N.

Vorbehalt (geistlicher), dasjenige im Religionsfrieden von 1555 gegebene Reichsgesetz, nach welchem ein catholischer Reichsstand zwar zu den Protestanten übergehen konnte, dadurch aber seiner geistlichen Besitzungen, Würden und Aemter verlustig ward, die sofort wieder an einen Catholiken vergeben werden konnten. (Vgl. d. Art. Religionsfriede.)

Vorhut, s. Avantgarde.

Vorkaufsrecht, s. Retractrecht.

Vortrab, s. Avantgarde.

Vorzeichnung, s. Versetzungszeichen.

Votivtafeln. Die Geschenke, welche vermöge eines Gelübdes dargebracht werden, heißen Votiven, und die gewöhnlich dabei aufgehängten Tafeln, die von der empfangenen Wohlthat und von dem dagegen gelobten Weihgeschenk Nachricht geben, Votivtafeln.

Vulcan, bei den Griechen Hephästos. Nach Hesiod war er ein Sohn der Juno, die ihn aus sich selbst gebar, nach Homer ein Sohn des Jupiter und der Juno. Seine Gemahlin war Venus. Er war der Gott und das Symbol des Feuers, dann auch der Künste, besonders derer, die mit Hülfe des Feuers arbeiten. Juno, die sich seiner wegen seiner Häßlichkeit schämte, stürzte ihn aus dem Olymp;

die Meergöttinnen Thetis und Eurynome aber nahmen ihn in ihrer Grotte auf und er verweilte bei ihnen neun Jahre. Als er seiner aufgehangnen Mutter helfen wollte, schleuderte Jupiter ihn auf die Insel Lemnos. Er war lahm und erscheint bei Homer zuweilen als Lustigmacher unter den Göttern. Als Werkmeister aller künstlichen Arbeiten im Feuer hatte er seine Werkstatt nach Homer im Olymp, nach Andern auf Lemnos, unter dem Aetna, auf Lipara oder Hiera. Die Alten nennen eine Menge von ihm verfertigter Kunstwerke. Dahin gehörte auch das künstliche Netz, mit welchem er seine Gemahlin, die Venus, als er sie in den Armen des Mars überraschte, sammt diesem umfing. — Sein Dienst war weit verbreitet. In Athen, wie in Rom, wurden ihm eigene Feste gefeiert. Abgebildet wird er gewöhnlich mit dickem Barte, unordentlichem Haare, halb bekleidet, eine runde spitze Mütze auf dem Haupte, und in der Rechten den Hammer, in der Linken die Zange.

W.

Waarenversicherung ist ein Vertrag, durch welchen ein Privatmann (der Assecurant, Assureur) sich gegen einen andern (den Assecuraten) verpflichtet, ihn wegen der Verluste und des Schadens, die gewisse von Letzterm zur See verschickte Waaren während der Reise durch Sturm, Schiffbruch, Stranden, Seewurf, Feuer, Plünderung, Caperei, Beschlag, Veränderung der Reiseroute u. s. w. erleiden könnten, schadlos zu halten, wofür er sich ein gewisses Procent, das nach dem Grade der muthmaßlichen Gefahr höher oder geringer ist, von dem Werth der versicherten Waaren zahlen läßt. (S. **Assecuranz**.)

Wachsmahlerei, s. **Enkaustik**.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf alles Acht hat, was vorgeht, und Signale macht, wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche am Eingange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im Sunde bei Helsingör, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

Wachtthürme sind Thürme auf den Seeküsten, um Seeräuber oder andere Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von Spanien und Italien gibt es deren, die wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der Küsten leichte Reiter, die, so wie die Strandreiter auf den deutschen Küsten, beobachten müssen, was vorgeht.

Wagen (electrischer), heißt ein kleiner dreirädriger Wagen mit einem Haspel, auf welchen die leitende Schnur des electrischen Drachen gewunden ist. Man bedient sich desselben, um die Schnur nicht mit der Hand halten zu dürfen, und vor der herabgeleiteten Electricität gesichert zu seyn.

Wagerecht, horizontal, s. **Horizont**.

Wahabi, **Wahabiten** oder **Wachabiten** nannten sich mehrere arabische Völkerstämme, welche sich zu dem religiösen Glauben bekennen, den **Sheik Muhamed**, **Abd-el Wahabs** Sohn, in

der Mitte des 18ten Jahrhunderts lehrte und gleich dem Stifter der Koransreligion, durch Klugheit, Tapferkeit und Muth zu verbreiten wußte. Sheik Muhamed, zu dem großen Völkerstamme der Tamini gehörig (geboren 1729 in der Stadt Ajen, die nahe an der Wüste im Districte Al Ared liegt), hatte sich in Bassora, Bagdad und Damascus eine große Gelehrsamkeit erworben. Er lehrte zuerst in Ajen, und bald gewann er die Bewohner des Landstrichs Al Ared. Auf göttliche Eingebung sich berufend, lehrte er, übereinstimmend mit dem Koran, dessen Glaubensvorschriften er nur theilweise annahm, das Daseyn eines einzigen Gottes, des Urhebers der Welt, des Belohners des Guten, des Rächers des Bösen; aber er verwarf alle im Koran enthaltenen Traditionen, besonders die von dem Propheten Mohammed, dem Idol der Moslem, den er nur einen von Gott geliebten Menschen nannte, dessen Anbetung er als ein, mit der wahren Verehrung der Gottheit im schrecklichsten Widerspruche stehendes Verbrechen bezeichnete; auch verbot er die Pracht und den Reichthum, welchen man in den Moscheen der Mohammedaner antrifft. — Wer sich dieser neuen Lehre widersetzt, soll mit Feuer und Schwert vernichtet werden. Um dieses zu bewirken, gewann jener Reformator Arabiens für dieselbe zuerst den Herrn von Drehyeh und Lahsa, Ebn-Sehud, den er dann zum Fürsten (Emir) und Beschützer der neuen Secte ausrief, sich selbst aber zum obersten Priester derselben erklärte, und so die geistliche und weltliche Macht, die in Ebn-Sehuds und Sheik Muhameds Familie forterbte, für immer von einander trennte. Der Hauptsitz der Wahabi's ward die Residenz ihres ersten Beschützers Sehud, die Stadt Drehyeh, in der Provinz Nedjed und Jemama, 54 Meilen westlich von Bassora. Da die neuen Glaubensgenossen bis zum höchsten Fanatismus begeistert, zu allen Entbehrungen bereit (die Entbehrung des Caffees und Tabaks, wie den Nichtgebrauch aller seidenen Kleidungsstücke schreibt ihnen ihr Gesetz vor), unermüdet, tapfer und grausam waren, da Glauben oder Sterben ihr Losungswort blieb, so verbreitete sich ihr Reich mit unglaublicher Schnelligkeit unter den umherstreifenden arabischen Stämmen, von welchen sie nach kurzer Zeit 26 unterjocht, sich einverleibt und zugleich mit dem Haß gegen den reinen Islam der Mohammedaner und mit der Lust zur Erbeutung des Moscheenreichthums erfüllt hatten. Sehuds Sohn und Nachfolger Abd-Elaziz konnte schon ein Heer von 120,000 streitfähigen wohl berittenen Männern ins Feld stellen. Mit Kameelen und Pferden wohl versehen, mit Schwert und Spieß wohl bewaffnet, waren die Wahabis, den Beduinen (s. d. Art.) ähnlich, auch ohne eine bedeutende Artillerie, die sie sich erst erobern mußten, gefährliche Feinde. Die Natur des Landes, Lebensweise und Glauben haben ihren Charakter gebildet, der nach den bergigen Gegenden ihres Stammlandes noch wilder und kühner ist, als der der ersten Anhänger Mohammeds. Vorzüglich die Zerrüttung, welche die hohe Pforte in allen Theilen ihrer Herrschaft, also auch in den arabischen sogenannten Schutzländern, dulden mußte, begünstigten die Unternehmungen der Wahabi's, welche schon von ihrem Sitze zwischen dem persischen Meerbusen und dem rothen Meere aus, mehrere Theile der asiatischen Türkei berührt hatten, ehe man gegen ihre Verheerungen und Bekehrungen die geringsten Maaßregeln nahm. Erst 1801 erhielt der Bascha von Bagdad Befehle, mit den dem Mohammedanism treugebliebenen Volksstämmen gegen die Wahabi's zu marschiren, welche aber den gegen sie geschickten Feldherrn durch große Geschenke

zum Rückzuge bewogen, und dann die Stadt Iman-Hussein überfielen, zerstörten und nach Erbeutung vieler Schätze in ihre Wüsten zurückflohen. Bei dieser Unternehmung hatten die Wahabi's auch die Moschee des von den Persern hochverehrten Ali beraubt. Der persische Monarch Fath Ali drohte ihnen vergebens mit seiner Rache, er ward durch innere Kriege davon abgehalten. Nun lüstete den kühnen Wahabi's nach den weit größern Schätzen, welche ihnen die heilige Stadt Mecca verhieß. Dort hatte der jüngere Bruder Ghalab dem ältern Abd Al-Mein das Scherifat geraubt; um dieses zu rächen, sandte Abd Elaziz seinen Sohn Sehud mit 100,000 Mann gen Mecca, wo er den Ghalab in die Flucht schlug, an der Eroberung der Stadt selbst aber verhindert wurde durch die Ankunft der großen Karavane unter Führung des Pascha von Damask. Dieser traf mit Sehud einen Vergleich, nach welchem er drei Tage in Mecca verweilen, sich aber in den Bruderstreit über das Scherifat nicht mischen durfte. Nach dem Abzuge der Karavane nahmen die Wahabi's die heilige Stadt ohne Widerstand ein, ermordeten viele Scheiks und beim Islam treuverharrende Mohammedaner, setzten den Abd-Al-Mein wieder ein als Scherif, zerstörten alle heiligen Denkmale und führten unermeßliche Schätze von dannen. Nur wenige hundert Mann ließ Sehud als Besatzung zurück und versuchte vergeblich die Eroberung von Dschidda und Medina. Er ward hier überall in die Flucht getrieben, und zog sich daher nach Drehyeh, wo indeß im J. 1803 sein Vater von einem Perser ermordet worden war, zurück. Sehud ward nun Fürst der Wahabi's; ihr Oberpriester war Sheik Muhameds ältester Sohn, Hussein der Blinde. Die erlittenen Unglücksfälle wurden bald wieder verschmerzt, die Wahabi's erschienen (1806) zahlreicher als je, plünderten die zum heiligen Grabe wallfahrtende Karavane, erbeuteten den Mahmel (eine prächtige Lade, in welcher der Großherr jährlich die für des Propheten Grab bestimmten Geschenke sendet), eroberten Mecca, Medina, selbst Dschidda, bezeichneten alle ihre Tage durch Blutströme und durch Bekehrungen, unter denen die des Mufti von Mecca die meiste Verwunderung erregte. Die Furcht vor den Wahabiten verbreitete sich im ganzen Morgenlande, und selbst die Britten besorgten, durch sie in ihrem Handel gefährdet zu werden, indem sich einige Kriegerhorden nach dem persischen Meerbusen zu zogen, mit den dortigen Seeräubern sich vereinigten und die Verbindung zwischen Bassora, Muskate und Indien beunruhigten. Die Britten nahmen daher den Iman von Muskate, gegen den sich sein Bruder im Lande Oman empört hatte, wider die Wahabiten in Schutz und schickten ihm von Bombay (1809) eine Eskadre nebst Landtruppen zur Züchtigung seiner und ihrer Feinde. Dieser Zweck ward denn auch durch mehrere See- und Küstengefechte, wie auch besonders durch die Zerstörung des Hauptsammelplatzes Ras el Elyma (Kherim), wo 3200 Einwohner getödtet, 1600 gefangen genommen wurden, erfüllt; wogegen sich die Britten vom Iman, um ihm ferner nahen Schutz angedeihen lassen zu können, die durch ihre reichen Perlenfischereien berühmten Inseln des persischen Meerbusens Bahrein und Zebora ausbedungen. Im Jahre 1810 rief die hohe Pforte den Mohamed Ali, Pascha von Cairo, und die von Damask und Akre auf, gegen den Pascha von Bagdad Jussuf Pascha und gegen die mit ihm verbundenen Wahabi's zu ziehen. Der Pascha von Akre vollführte diesen Befehl mit so vieler Thätigkeit als Tapferkeit und eroberte Bagdad, dessen seiner Schätze beraubter Pascha

Jussuf nun zu dem wider ihn beorderten Pascha von Cairo, seinem Vater, floh und dort gute Aufnahme fand. So erhielten die Wahabi's in der Zwietracht und Eifersucht der Paschen des türkischen und der Khans des persischen Reichs die sicherste Bürgschaft für das Gelingen ihrer Streifzüge, die vorzüglich durch die Wallfahrten nach Mecca sehr ergiebig wurden. Bald vereinigten sie sich nach dem Blutbade, welches Mohamed Ali unter den Beys und Mameluken zu Cairo anrichtete, mit den nach Oberägypten geflohenen Ueberresten derselben. Nun betrieb Mohamed Ali mit unermüdeter Thätigkeit die Rüstungen zur Vernichtung der Wahabi's, er eroberte Jambo und Nahala (1811); als die Frucht dreier erfochtener Siege schickte er drei Säcke voll Wahabitenohren nach Constantinopel; jedoch wurden späterhin keine Fortschritte gemacht; Jussum Pascha, der jetzt mit seinem Vater, Mohamed Ali, für die Osmanen focht, ward sogar zum Rückzuge gezwungen. (Er starb bald darauf an der Pest.) Allein die von ihrem Bundesgenossen, dem Scherif von Mecca, verrathenen und von mehreren arabischen Stämmen verlassenen Wahabi's erlitten in den Engpässen von Sofra und Dschudeida neue Niederlagen und wurden von der Straße nach Medina ganz abgedrängt. Diese heilige Stadt war schwach besetzt und daher von den Osmanen leicht zu erobern; bald darauf fiel auch Mecca wieder in die Gewalt des Großherrn. Die feierliche Ueberreichung der Schlüssel der wiedergewonnenen Glaubensstädte veranlaßte zu Constantinopel hohe Feste, bei welchen, wie dort gewöhnlich, die Juden häufig gemißhandelt wurden; auch wurde der gefangene Pascha Ibin Masan, Scheich von Dschudeida, ein eifriger Anhänger der Wahabi's, hingerichtet. Allerdings hatte der Islam durch diese Siege für seine eigene Erhaltung, die mit dem Besitze von Mecca und Medina und mit dem ungestörten Wallfahrten der Gläubigen dorthin in enger Verbindung standen, vieles gewonnen. Jedoch war die furchtbare Secte bei weitem noch nicht unterdrückt. Darum rüstete sich Mohamed Ali, Pascha von Aegypten, von neuem; allein er war diesmal nicht glücklich. So verlor er durch einen Ueberfall auch den befestigten Waffenplatz Kumfida, unermeßliche Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen; auch waren die persischen Unruhen sehr günstig für die Wahabi's, welche Zeit und Gelegenheit benutzten, um mehrere Araberstämme wieder mit sich zu verbinden. Allein ihre Kühnheit war nicht mit der Klugheit großer Entwürfe gepaart. Sie unternahmen verwegene Beutezüge, ohne an die Befestigung ihrer Macht zu denken, während ihr Feind, der Pascha von Aegypten, in jeder Hinsicht planmäßige Anstalten traf, um sie gänzlich zu besiegen. Als daher im Jahre 1814 ihr Oberhaupt, Sehud II., gestorben war, und unter ihnen wegen der Nachfolge bedeutende Unruhen ausbrachen, erlitten sie mehrere Niederlagen. Entscheidend war der Sieg, den Mohamed Ali im Anfange des Jahres 1815 über sie bei Bassila, unweit der Stadt Tarabe, erfocht. Doch war es schwer, sie im Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen. Endlich gelang es dem tapfern Sohne des Pascha, Ibrahim, die Wahabiten und deren Oberhaupt, Abdallah Ben Sund, im Jahre 1818 gänzlich zu schlagen und letztern in seinem befestigten Lager, vier Tagemärsche von der Hauptstadt Drehyeh, einzuschließen. Das Lager zu Baridah ward den 3. Sept. erstürmt, 60 Stück Geschütz erobert, 20,000 Streiter ermordet und Abdallah selbst gefangen genommen. Hierauf unterwarfen sich die Einwohner der Stadt, verlangten jedoch Amnestie und Schonung des Lebens

und der Häuser; allein der Sieger erklärte, daß nur der Großherr diese Bedingungen genehmigen oder verwerfen könne. Unterdessen ward die Ankunft des Gefangenen, der als Rebell und als abtrünniger Glaubensfeind gleich große politische Wichtigkeit für die hohe Pforte hatte, als ein Nationaltriumph zu Constantinopel gefeiert. Dann ward er nebst seinem Mufti und Schatzmeister in Ketten dem Großsultan vorgeführt, vom Divan verhört und nebst seinen Mitgefangenen enthauptet (den 17. Dec. 1818). Zwar sollen noch einige Schaaren der Wahabiten in der Wüste umherstreifen, und die schöne heldenmüthige Tochter des Stifters der Secte soll ihre Anführerin seyn; allein der Hauptsitz Drehyeh ist, nachdem der Großherr die von den Besiegten gemachten Vorschläge dem Gutdünken des Pascha von Aegypten überlassen hatte, von diesem gänzlich zerstört, und die Einwohner sind, nach dem Verluste ihrer Habe, überall hin zerstreut worden *). Da nun auch der tapfere Sohn des Pascha, außer dem Innern von Arabien, Yemen erobert und den bisher unabhängigen Iman des Landes zu Mecca der hohen Pforte unterworfen hat (er entrichtet an den Großherrn einen jährlichen Tribut von 2000 Centner Caffee), so scheint es, daß die Vertilgung der Wahabiten zugleich die Macht der Pforte (oder vielmehr des großen Mohammed Pascha von Aegypten) in dem bisher seit Alexander von Macedonien von noch keinem Eroberer unterjochten Arabien dauerhaft befestigt und weiter als jemals ausgebreitet habe.

Wahlanziehung, s. Verwandtschaft (chemische).

Wahlspruch, s. Symbol.

Wahrheit, im logischen Sinne, ist die Uebereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst, oder mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens. Sie heißt daher auch formelle Wahrheit, weil jene Gesetze sich nur auf die Form der Erkenntniß beziehen, den Stoff oder Gegenstand derselben dagegen nicht berücksichtigen. Nun kann aber eine Erkenntniß, die der logischen Form, d. h. sich selbst, nicht widerspricht, gleichwohl den Gegenständen widersprechen. Die Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen der Logik ist daher nur ein negatives Kennzeichen der Wahrheit. Um zu erfahren, ob ein Satz auch positive Wahrheit enthalte, muß man ihn seinem Inhalte nach untersuchen. Ein allgemeines Criterium derselben kann es nach der Natur der Sache nicht geben. Die objective Wahrheit erfodert, daß ihr Gegenstand gegeben sey. Ist dies ein sinnlicher Gegenstand, so heißt sie empirische Wahrheit. Diese ist die einzige gewisse Wahrheit für uns, und sie wird durch die transscendentale, d. h.

*) Drehyeh lag, durch Steppen und Gebirge geschützt, 60° O. B. 26° N. B. in der großen sechzig Meilen langen Schlucht Wadyhenisch, umgeben von Gärten und Fruchtfeldern, 130 Stunden (oder siebzehn Tagereisen) östlich von Medina, 100 Stunden südwestlich von Bassora, und 160 Stunden südöstlich von Jerusalem. Sie war zwei Stunden lang, eine halbe Stunde breit, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und hatte 2500 steinerne Häuser, 28 Moscheen, 30 Schulen. Die bisherigen Regenten hatten ihren Sitz in der Vorstadt Tereif. Nach einigen Nachrichten theilten sich die Wahabi's in drei Classen, in Kriegsleute, Feldarbeiter und Handarbeiter; allein da, gleich den übrigen Arabern, jeder fähige Mann in den Raubzügen seine Bestimmung findet, so ist wohl die Eintheilung in Priester, in Kriegsleute und Sklaven die richtigere.

ırch die Uebereinstimmung mit den Erfahrungsgrundsätzen möglich macht. — Wahrheit ist entweder Wahrheit der Begriffe, oder Urteile, oder Schlüsse. Ein Begriff ist wahr, wenn seine Merkmale iter einander und mit den Vorstellungen übereinstimmen, auf die bezogen wird; ein Urtheil, wenn es den Gesetzen des Denkens geäß gedacht wird, folglich wenn die Vorstellungen nicht blos subctiv, sondern auch objectiv verknüpft sind. Ein Schluß endlich ist ahr, wenn er mit dem Gesetz zu schließen übereinstimmt. Wahrheit ferner entweder theoretisch oder practisch, je nachdem sie entweder e bloße Verknüpfung der Begriffe oder überdies noch einen Bestimungsgrund zu einer Handlung enthält. — Wahrheit, aus unzureiendem Grunde erkannt, heißt Wahrscheinlichkeit.

Wahrzeichen, so viel wie Merkmal. So haben Städte gesse Wahrzeichen, welche in einem Thurm, Gebäude, Platz, alten enkmal und dgl. bestehen, welche die reisenden Handwerker besonrs in sonstigen Zeiten wahrzunehmen pflegten, um sich durch Anbe des Wahrzeichens ausweisen zu können, daß sie an dem Orte vesen.

Waibel, Webel, bedeutet so viel als Gerichtsdiener; daher ldwebel, der erste Unteroffizier bei einer Fußcompagnie.

Waisen, s. Hussiten.

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Besitzun der Grafen von Waldburg im J. 1803 gebildetes Fürstenthum, s in Schwaben zwischen der Donau und Iller liegt, durch die ɔeinbundsacte unter bayerische und würtembergische Hoheit kam, f 13 1/2 Quadratmeilen 26,500 Einwohner hat, und gegen 180,000 ıaler Einkünfte gibt. Es besteht aus der Grafschaft Zeil und der rrschaft Wurzach, beide im Algau, den Grafschaften Wolfegg, iedberg und Trauchburg, den Herrschaften Waldburg (mit dem ɛrg- und Stammschlosse Waldburg), Kißlegg, Waldsee, Scheer, arstetten u. a. mehr. Das Stammschloß Waldburg soll Gerhard, af von Thann im vierten Jahrhundert nach Chr. (?) gebaut ha. Einer seiner Nachkommen, Babo, Graf von Thann und Winstetten, der um 680 lebte, wird für den Stammvater der Häuser thann und Waldburg gehalten. Die Herren von Waldburg besa bei den Herzogen von Schwaben und bei den Kaisern aus diesem ıuse das Truchseß-Amt (Dapifer). In der Folge erlaubte ih Carl V. im J. 1525, sich des heiligen römischen Reichs Erbchsesse zu nennen, und im J. 1528 ertheilte ihnen der Churfürst der Pfalz, als Erztruchseß, die Anwartschaft auf diese von einer dern Familie bekleidete Würde, welche die Herren von Waldburg J. 1594 wirklich auszuüben anfingen und seit der Zeit auch den ımen Truchseß als Geschlechtsnamen führten. Johann, Herr von aldburg, der 1403 starb, ist der Stifter des Hauses Truchseß von aldburg. Seine Söhne, Jacob und Georg, stifteten zwei Linien. e ältere von Jacob verzweigte sich durch dessen Enkel, Wilhelm d Friedrich. Die Wilhelm'sche Linie, welche Scheer und Trauchɡg besaß, erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großisters des deutschen Ordens, und ließ sich in Preußen nieder, wo Haus unter dem Namen Truchseß von Waldburg noch blüht, ıe je an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben en Antheil gehabt zu haben; denn die Besitzungen des erloschenen es von Wilhelm sind an die jüngere von Georg gestiftete Linie allen. Die jüngere Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen,

welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte sich 1589 in zwei Linien. Jacobs, der im fünften Grade von Georg abstammte, älterer Sohn, Heinrich, stiftete die Linie Wolfegg, welche sich in die Aeste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee theilte, von denen jener 1798 erlosch, und dieser dessen Besitzungen erbte. Jacobs jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil, und seine Enkel, Paris Jacob und Sebastian Wunibald, die beiden Aeste derselben: Zeil-Zeil, auch Trauchburg genannt, und Wurzach. Im Jahre 1628 wurden alle Zweige der von Georg gestifteten Linie in den Reichsgrafenstand, und im Jahre 1803 wurden die Häupter der einzelnen Aeste in den Reichsfürstenstand, jedoch nach dem Rechte der Erstgeburt, so wie die sämmtlichen Besitzungen derselben zu einem Reichsfürstenthum erhoben. Nach der Auflösung des deutschen Reichs legten sie den Namen Truchseß ab; doch erhielten diese Fürsten durch die Urkunde vom 23. Jul. 1808 die Reichs-Erbhofmeister-Würde des Königreichs Würtemberg, welche durch den jedesmaligen Senior der regierenden Fürsten verwaltet wird. Es gibt also gegenwärtig drei regierende Fürsten von der Georgischen Hauptlinie des Hauses Waldburg: 1. Fürst Joseph von Waldburg, zu Wolfegg und Waldsee (besitzt in Bayern die Güter Rohrmos und Alpe; residirt zu Waldsee); 2. Fürst Franz von Waldburg zu Zeil-Zeil und Trauchburg (residirt zu Zeil); 3. Fürst Leopold von Waldburg zu Zeil-Wurzach (residirt zu Wurzach). Das Haus Waldburg ist catholisch. K.

Waldmenschen. Viel wurde früher von Waldmenschen gefabelt, bis durch die Ausbildung der Naturgeschichte und durch die kritische Sichtung der vorhandenen Berichte der Reisenden, wie nicht weniger durch die in den neuesten Zeiten insbesondere betriebene vergleichende Anatomie das Resultat gefunden wurde: daß kein zwischen dem Affen und dem Menschen in der Mitte stehendes Wesen existire, und daß zwischen beiden eine nicht nur in geistiger, sondern auch körperlicher Hinsicht bedeutende Kluft sey. Es gibt zwar wilde Völker, welche noch tief auf der Stufe der Cultur stehen, und diese mögen in frühern Zeiten vielleicht für nicht viel mehr als Thiere angesehen worden seyn; allein öfter wurden die ungeschwänzten, zuweilen aufrechtgehenden Affenarten, der Schimpanse und der Orang-Utang, für eine Menschenart gehalten. Selbst Linné machte irriger Weise einen homo troglodytes daraus, und noch jetzt werden oft die genannten Affenarten Waldmenschen genannt, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem Schimpanse nach seinem Vaterlande (das innere Südafrika) der afrikanische, bei dem Orang-Utang, aus gleicher Ursache, der ostindische beigefügt wird. Die Naturbeschreibungen erzählen viel von ihrer Geschicklichkeit und von ihrer Lebensart, auf welche der Kürze wegen hier verwiesen werden muß.

Waldnymphen, s. Nymphen.

Wandelstern, s. Planet.

Wanken des Mondes, Libration. Fortgesetzte Beobachtung lehrt, daß der Mond der Erde immer eine und dieselbe Seite zukehrt. (S. Mond.) Zugleich bemerkt man aber, daß sich diese der Erde zugewendete Halbkugel periodisch etwas verrücke, indem die den Rändern nahe stehenden Flecken bald verschwinden, bald wieder erscheinen, die dem Mittelpunkte näher gelegenen aber, gegen die Ränder zu rücken scheinen, alles jedoch ohne Veränderung ihrer respectiven Lage. Dieser Vorgang nun wird das Wanken

(Libratio) des Mondes genannt. Die einfache Ursache davon ist der Umstand, daß die während eines Umlaufs um die Erde erfolgende Umwälzung des Mondes um seine Axe mit gleichförmiger, der Umlauf um die Erde aber mit ungleichförmiger Geschwindigkeit geschieht. Hat also der Mond seinen Viertels-Umlauf vollendet, so hat er indeß nicht auch gerade eine Viertel-Axendrehung gemacht. Außer diesem Wanken, wodurch offenbar die Länge der Mondflecke verändert wird, und welches deshalb das Wanken in der Länge heißt, beobachtet man auch ein Wanken in der Breite. Die Rotationsaxe des Mondes steht nämlich auf der Ebene seiner Bahn nicht senkrecht. So wie daher, aus demselben Grunde, die Erde der Sonne bald den Nord- und bald den Südpol zuwendet, so muß hinwiederum der Mond der Erde bald seinen einen und bald seinen andern Pol zukehren, und also zugleich ein abwechselndes Erheben und Senken der Flecken gegen die Ebene der Bahn, und somit zugleich Veränderungen in der Lage gegen die Ebene der Ekliptik, d. h. in der Breite, bewirken. — Hierzu tritt noch ein tägliches Schwanken, welches daher rührt, daß der Mond nicht aus dem Mittelpunkte der Erde, sondern von ihrer Oberfläche aus beobachtet wird, woraus eine neue Verschiedenheit in der Erscheinung des Umrisses der Mondsscheibe entspringen muß. (Vergl. Biots Astronomie S. 404 ff.) D. N.

Wärmemesser (Calorimètre). Die Einrichtung dieses sinnreichen Werkzeuges, dessen Erfindung wir Lavoisier und la Place schuldig sind, beruht auf dem allgemeinen Grundsatze, daß, so lange der Wärmestoff auf Aenderung des Aggregatzustandes der Körper verwendet wird, sich keine fühlbare (dem Thermometer bemerkliche) Wärme zeigt. Wenn man also Eis, welches genau die Temperatur des Gefrierpunktes hat *), auch der größten Hitze aussetzt, so wird man doch so lange nur eiskaltes Wasser erhalten, als noch Eis zum Schmelzen vorhanden ist; erst nachher wird das Wasser sich zu erwärmen anfangen. Also aller, einem in eine hinreichende Menge Eis von der angegebenen Temperatur gehüllten, Körper entzogener Wärmestoff wird auf Bildung eiskalten Wassers verwendet, dessen Menge daher offenbar der entzogenen Menge Wärmestoffs proportional ist. Nun haben die verschiedenen Körper auch eine verschiedene Capacität für den Wärmestoff, d. h. sie werden weder durch Aufnahme gleicher Mengen desselben auf einen gleich hohen Temperaturgrad erhoben, noch durch Entziehung gleicher Mengen desselben bis zu einem gleichen Grade erkältet, und diese Verschiedenheit ihrer eigenthümlichen (specifischen) Wärme mißt man, nach Maaßgabe des vorangeführten, an den verschiedenen Eismengen ab, die sie, beim Herabsinken von einem gleich hohen auf einen gleich niedern Grad der Temperatur, respective zu schmelzen im Stande waren. Die dazu eingerichtete Maschine aber, bei welcher noch Einrichtungen getroffen sind, um das zum Experimente selbst bestimmte Eis durch eine zweite Eislage vor fremdartigen Temperatur-Einflüssen zu schützen, heißt, wenn sich gleich noch einige Bedenklichkeiten gegen die vollkommne Zuverlässigkeit der dadurch erhaltenen Resultate aufdringen, immer noch passlich genug, Wärmemesser. D. N.

Wärmesammler. Jedermann hat die außerordentliche Hitze

*) Wäre das Eis kälter, so würde seine Temperatur erst bis auf diesen Punkt erhöht werden.

beobachtet, die sich im Sonnenschein, hinter den Fenstern z. B. eines Mistbeetes, erzeugt, und die zum Theile von der Brechung der Wärmestrahlen im Glase, zum Theile aber auch daher rührt, daß letzteres ein schlechter Leiter ist, und folglich die Wärme in denjenigen Räumen, welche es umschließt, wohl verwahrt. Durch diese Erfahrung geleitet, hat man das Sonnenlicht in Räumen, welche von mehrfachen Glaswänden umgeben sind, aufgefangen, und dadurch ganz unerwartete Grade der Temperatur, z. B. bis zum Sieden des Wassers, ja selbst, so unglaublich es klingt, bis zum Schmelzen der Metalle (Journal de Paris 1784. Nr. 81.) hervorgebracht. Vorrichtungen zu diesem Zwecke, die von sehr verschiedener Einrichtung seyn können, heißen Wärmesammler. D. N.

Warze, im Allgemeinen ein unregelmäßiger Auswuchs auf der Oberfläche eines organischen und thierischen Körpers. Bei dem Menschen insbesondere ist es ein solcher Auswuchs auf der Haut, welcher die Größe eines Hirsenkorns bis zu der einer Erbse und noch mehr erreicht. Man hält sie gewöhnlich blos für eine Verdickung des Oberhäutchens (der Epidermis); dies ist sie aber nicht, denn sie kommt mit ihrer Wurzel aus der eigentlichen Haut (cutis) hervor, ist zwar anfangs noch mit der Epidermis bedeckt, durchbricht aber diese bald, indem sie weiter heranwächst. Sie ist für das Product einer Ausartung des Bildungstriebes der Haut zu halten, und manche Menschen haben eine besonders starke Anlage dazu, bei denen sie häufig, vorzüglich an den Händen, zum Vorschein kommen. Sie werden nicht anders geheilt, als durch Zerstörung ihrer Wurzeln, sey es durch Ausschneiden, Brennen oder durch Aetzmittel. Nicht selten stirbt jedoch die Wurzel von selbst ab, und die Warze verschwindet.

Wassanah ist eine, erst seit drei Jahren (1816) durch einen arabischen Kaufmann Sidi Hamet aufgefundene große Stadt, die im Innern von Afrika ungefähr 60 bis 70 Meilen südöstlich von Tombuctoo (eigentlich Timbuctoo genannt) liegt. Ihr Umfang beträgt beinahe zwei deutsche Meilen. Auf der Südseite von Wassanah, welches zwischen zwei hohen Bergen hingebaut ist, fließt der große Strom Zadi, den die Einwohner Zalibib nennen, vorüber. Die Stadtmauern sind stärker und höher als die zu Tombuctoo, und bestehen aus großen auf einander gelegten Steinen ohne alle Bindungsmittel, wozu etwa sonst Thon oder Mörtel dienen. Die Form dieser Stadt ist viereckig und sie hat auf jeder Seite ein großes Thor. Der ganze Raum innerhalb der Mauer ist mit niedern Hütten, ebenfalls von Steinen ohne Mörtel, bebaut. Das Dach dieser Hütten ist aus Rohrstäben gefertigt, über welche breite Palm- oder andere ähnliche Baumblätter gelegt werden. Zwischen diesen niedern Hütten befinden sich enge Durchgänge. Das königliche große und hohe Wohnhaus hat ebenfalls eine viereckige Gestalt wie die Stadt selbst, ist aber aus Steinen, die mit einer kalkähnlichen, jedoch nicht so harten weißen Masse zusammengefügt sind, erbaut. Die Stadt zählt ungefähr doppelt so viel Einwohner als Tombuctoo, wenigstens besteht ihre Anzahl aus mehr als 300,000 Seelen. Die Vornehmen von Wassanah tragen Hemden von weißem oder blauem Zeuge, weite, kurze Beinkleider und zum Theil noch einen langen Kaftan, mit einem vielfarbigen Gürtel. Die unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechts, welche fast alle sehr wohlbeleibt sind, kleiden sich in weiße, und blaue, mit Gürteln von allen Farben um den Leib befestigte Gewänder, und schmücken sich die Nacken, Ohren, Nasen, Arme und Haare mit einer Menge

kleiner goldener Verzierungen, Knöpfe und Muschelschaalen. Der König führt den Titel Olbdo, das heißt, guter Sultan. Er kleidet sich in ein weißes Hemde, und trägt lange orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose, nebst einem rothen Kaftan mit Aermeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen seidenen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt wird. Er trägt auch Arm- und Fußbänder von feiner bunter Seide und das Haar in kleinen Locken. Der Gürtel reicht ihm von der Brust bis zu den Hüften und ist mit den schönfarbigen Enden um seine Arme und Füße geschlungen. Auf dem Haupte trägt er einen sehr hohen, feingefärbten, mit Federn gezierten Rohrhut, Sandalen an den Füßen mit goldnen Ketten angebunden, eine große goldene Kette um die Schultern hängend, auf der Brust einen Büschel blendender Steine und Muscheln, und an der Seite einen goldnen Dolch in einer solchen Scheide. Er reitet auf einem Ilfement (schwarzen Elephanten), ein Thier, welches dreimal höher als das größte Kameel ist. Der Charakter dieser schwarzen Einwohner von Wassanah ist gastfrei, gutmüthig und ehrlich, wenigstens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel bestehen aus Gerste, Reiß, Milch und Fleisch. Gottesdienstliche Gebräuche scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu seyn. Nur beim Tode ihrer Freunde springen sie herum, werfen sich nieder, zerfleischen ihre Angesichter, als wären sie unsinnig, und beim Neumond begehen sie ein Fest, wobei sie die ganze Nacht nach einer Musik tanzen, die in Singen, taktmäßigem Schlagen auf Felle, welche über ausgehöhlte Hölzer gespannt sind, und im Schütteln kleiner Muscheln und Steine in Beuteln, oder auch Cocosschaalen besteht. Sie sind Heiden und haben vom Lesen und Schreiben gar keine Kenntniß, wohl aber einige von der Schifffahrt, die sie auf dem großen Flusse mit großen Böten, welches ausgehöhlte Baumstämme sind und 15 bis 20 Neger fassen können, betreiben. Sie tauschen für Sklaven, Elephantenzähne, Edelsteine, Gold und Schaalthiergehäuse andere, auch europäische Waaren ein. Das Land rund um die Stadt wird mit dem Spaten angebaut und trägt außer Gerste auch Korn und verschiedene andere Früchte. An der Flußseite wächst Reiß. Ochsen, Kühe und Esel sieht man daselbst häufig, aber weder Kameele, Pferde, Maulthiere noch Ziegen; desto mehr aber gibt es in und bei Wassanah schönfarbiges Geflügel, Eier und Fische in Menge. Auch Krokodille werden hier gefunden. Ein Mehreres über diese Stadt enthält James Riley's Reise, die 1817 in London erschien.

Wasserblei, Molybdänmetall, ein stahlgraues, ziemlich seltenes, weiches Metall, welches eine erst in neuern Zeiten entdeckte eigenthümliche Säure, die Molybdänsäure, enthält. In früheren Zeiten wurde es mit dem Graphit, oder Reißblei verwechselt, welches letztere ihm in Hinsicht der Farbe und des Glanzes etc. gleicht, obwohl es zu den brennbaren Fossilien gehört und aus einer innigen Verbindung von Kohlenstoff, Sauerstoff und Eisen besteht.

Wasserbruch, s. Bruch.

Wasserdampf, s. Dampf.

Wassergalle. Wenn von einem Regenbogen nur ein Stück sichtbar ist, so nennt man dies eine Wassergalle.

Wasserhammer, eine bis 12 Zoll lange, oben in eine starke Halbkugel auslaufende, gläserne Röhre, welche von Luft geleert und dagegen zum Theil mit Wasser erfüllt ist, welches, da es keinen

Widerstand von Seiten der erstern erfährt, beim Umkehren der Röhre, mit einem heftigen Schlage in die Kugel stürzt.

Wasserkopf (Hydrocephalus), besonders diejenige Art der innern Kopf- oder vielmehr Hirnwassersucht, welche das Kind von Geburt an hat, und die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten desselben verhindert.

Wässerleitung, s. Aquäduct.

Wasservögel, s. Vögel.

Wasserziehen. Man sagt, die Sonne ziehe Wasser, wenn die Sonnenstrahlen nur durch Wolkenritzen dringen, und so nur gewisse Luftstriche erleuchten, indeß die angränzenden dunkel bleiben, weßhalb die ersteren als helle Striemen auf dunkelm Grunde erscheinen. Da die Erleuchtung derselben sich nur auf die in denselben schwimmenden Dünste beziehen kann, welche der Luft ihre sonstige Durchsichtigkeit rauben, so hat man Grund, auf diese Erscheinung Regen zu erwarten; daher der Name. D. N.

Waterländer, s. Taufgesinnte.

Wechselwinkel. Wenn zwei Parallelen durch eine dritte Linie geschnitten werden, so heißen die auf entgegengesetzten Seiten der schneidenden, an der einen und der andern Parallele liegenden, inneren Winkel Wechselwinkel.

Wegemesser, Schrittmesser, Meilenmesser. Man denke sich ein auf ebener Erde in gerader Richtung fortrollendes Rad; es läßt sich der geradlinige Raum messen, den das Rad solchergestalt durchläuft, um eine volle Umdrehung zu machen, d. h. bis der Kopf des nämlichen Radnagels den Boden wieder berührt, und die Anzahl der Radumläufe bestimmt also den zurückgelegten Weg. Auf diesem sehr nahe liegenden Gedanken beruht die Einrichtung des Wege- oder Schrittmessers. Man denke sich z. B. in der Büchse des Rades ein Zifferblatt, auf welchem einige Zeiger die Anzahl jener Umläufe anzeigen; die Einrichtung kann eine sehr verschiedene seyn. — Die mit Vermessung der Poststraßen im Preußischen beauftragten Conducteurs bedienten sich eines solchen Wegemessers in der sehr bequemen Gestalt einer Schubkarre, die sie vor sich herschieben lassen konnten.

Weib, s. Frauen und Geschlecht.

Weide nennt man eine Gegend, wohin man das Vieh treibt, damit es dort seine Nahrung finde. Man nimmt dazu grasige ungebaute Felder, Gebirge, Wälder und Auen Nahe Triften zieht man den entfernteren vor. Entweder gehört die Weide dem Gute allein, oder sie ist mit andern gemeinschaftlich.

Weigl (Joseph), ein berühmter Operntonsetzer. Er ist 1765 zu Wien geboren, und machte seine ersten Studien unter Albrechtsbergers und unter Salieri's (seines gegenwärtigen Collegen) Leitung, besuchte dann Italien und schrieb daselbst mehrere Opern, welche mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden. Hierauf ging er nach Wien zurück, wo er auch den größten Theil seines Lebens geblieben und als k. k. Capellmeister und Musikdirektor bei der kaiserl. Oper angestellt ist. Hier hat er auch den größten Theil seiner Opern geschrieben, welche auf inländischen und ausländischen Bühnen verbreitet worden sind. Sein musikalischer Charakter eignet sich mehr für das Heitere, Einschmeichelnde, als für das Große und Glänzende und seine in späterer Zeit geschriebene Oper Hadrian hat dies bestätigt. Man kann in den Werken dieses Meisters zwei Manieren unterscheiden. Die früheren nämlich zeichneten sich durch einen fri-

schen natürlichen Reiz und fröhlichen Glanz der Melodien aus, was ihren Erfolg in Italien vorzüglich bewirkte. Hieher gehören seine Principessa d'Amalfi, sein Amor maviraro (der Corsar aus Liebe), die schöne Musik der Uniform, das Singspiel die Jugend Peters des Großen, nebst mehreren reizenden Balletmusiken. Eine neue Manier, deren Charakter eine reiche, einschmeichelnde Sentimentalität ist, findet man in der beliebten Schweizerfamilie, und in den Opern: das Waisenhaus (1808 geschrieben) und der Bergsturz von Goldau (1812), welche eine besondere Art der Rührungsoper auf der deutschen Bühne einheimisch machten, und den Componisten zu einem Lieblinge des deutschen Opernpublikums erhoben. Der geistreiche C. M. v. Weber nannte diese Manier eine weichliche, flüssige und kenntnißreiche Sammetmahlerei, womit Lob und Tadel zugleich ausgesprochen sind. Uebrigens gesteht auch dieser geniale Kunstrichter ihm eine ungemeine Fülle schmeichelnd eindringender musikalischer Ideen und jene Reinheit und Gediegenheit der musikalischen Schreibart zu, welche durch Mozarts und Haydns Werke in der Wiener Musikschule vorzüglich herrschend geworden sind. „Hervorstechend" setzt er hinzu (Abendzeit. 1817, Nr. 134) „ist bei Weigl die Neigung zu ungeraden Taktarten, die Stimmführung der Violine in den höhern Anlagen, und das Streben, jedes Musikstück möglich melodisch abgerundet zu geben, und mehr dadurch, als durch die höchste Richtigkeit und Wahrheit des Declamatorischen, die scenische Foderung zu erfüllen. Vielleicht entwickelte sich dies aus den vielen Balletmusiken, die er zu schreiben veranlaßt wurde. Dem Geist der ernsten dramatischen Gattung scheint sich sein Talent nicht gern zu schmiegen, und sein Hadrian trägt keineswegs den Stempel der Größe, die dieser Stoff zu verlangen berechtigt ist, weßhalb er auch keine sehr beachtete Aufnahme in der Musikwelt fand. Dagegen hat man Oratorien von ihm (z. B. La passione di Gesù), die würdevoll und meisterhaft geschrieben sind. Neuerdings hat der Zauber seiner einschmeichelnden Melodien sich wieder in dem kleinen Singspiele Nachtigall und Rabe bestätigt. Für die Kammer hat er wenig geschrieben. Erwähnung verdient, daß er sich bei den Opern, die seine Theilnahme zu erregen wissen und deren Leitung er übernimmt, als trefflicher Director auszeichnet." Doch macht man ihm sehr allgemein den Vorwurf, daß er neuern deutschen Componisten und ihren Producten den Eingang auf die Bühne sehr erschwert.

Weihrauch, ein wohlriechendes Harz, welches von verschiedenen ausländischen Arten des Wachholders herkommt, und besonders zu Räucherungen beim katholischen Gottesdienste angewendet wird.

Weiler nennt man gewöhnlich eine Anzahl Bauernhäuser, die kein eigenes Gericht haben, und noch kein Dorf ausmachen. In einigen Gegenden Süddeutschlands nennt man ein großes Dorf einen Flecken, ein kleines aber einen Weiler.

Weinprobe ist ein Mittel, um die Verfälschung der Weine, vornehmlich der weißen mit Silberglätte zu entdecken. Indeß hat man für die verschiedenen Verfälschungen auch verschiedene Weinproben. So entdeckt man einen zu starken Schwefelgehalt durch eine Auflösung von ätzendem Laugensalz und Wasser. Zu stark geschwefelten Wein erkennt man, wenn durch eine Hinzusetzung einer salpetersauren Silberauflösung ein brauner oder schwärzlicher Niederschlag erfolgt. Die Hahnemannische Weinprobe verräth die Verfälschung der Weine durch

Metalle, namentlich durch Bleikalke. Bei Abwesenheit von Metall bleibt der Wein unverändert; zeigt sich dagegen ein schwarzbrauner Niederschlag, so ist Blei; ein dunkelbrauner, so ist Kupfer; ein pomeranzenfarbner, so ist Spießglanz; ein gelber, so ist Arsenik vorhanden. Eisen, das durch die Hahnemannsche Weinprobe nicht zu entdecken ist, wird durch Galläpfeltinktur entdeckt, indem ein eisenhaltiger Wein dadurch eine schwarze Farbe erhält. Alaun, der mehr den rothen als weißen Weinen beigemischt wird, ist vorhanden, wenn hineingetröpfelte Kaliauflösung oder kaustische Ammoniumflüssigkeit einen graubläulichen Niederschlag erzeugt. Beigemischter Weingeist verräth sich durch den Geruch; auch verflüchtigt er sich schon bei einem Wärmegrad von 170 — 205° Fahrenheit, was bei dem einem natürlichen Weine eigenthümlichen Weingeiste erst beim 212ten Grade geschieht.

Weinstein ist die aus jungen Weinen sich ausscheidende feste, rothe oder graue Masse, welche sich an den Wänden der Fässer ansetzt, und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wiederholtes Auflösen in siedendem Wasser, Durchseihen und Abdunsten wird er von den färbenden und anderen nicht wesentlichen Stoffen gereinigt, und gibt krystallisirt den gereinigten Weinstein, oder die Weinsteinkrystalle. Die feinern Krystalle, die sich bei der Abdünstung an der Oberfläche ansetzen, werden unter andern in medicinischer Hinsicht unter dem Namen Weinsteinrahm, Cremor tartari, (s. d. Art.) gebraucht. Der gereinigte Weinstein besteht aus einer ihm eigenthümlichen Weinsteinsäure und aus Kali, und wird mit verschiedenen andern mineralischen Stoffen verbunden, worüber die Chemie nähere Auskunft gibt. —

Weißpfennig (Albus), eine Münze, die in Niedersachsen 2 meißnische Pfennige, am Rhein, in Franken u. s. w. aber 2 Kreuzer hält.

Weißenthurn (Johanne Franul von), k. k. Hofschauspielerin in Wien, eine der besten deutschen dramatischen Schriftstellerinnen. Ihr Vater, Benjamin Grünberg, war der Sohn eines mecklenburgischen Predigers, trat in bayrische Militärdienste und ward später Offizier. Als das Corps, bei dem er diente, nach dem Kriege aufgelös't ward, ging er zum Theater, wo er ein entschiedenes Talent zu dem damals üblichen Extemporiren entwickelte. Er befand sich mit der Kurzischen Schauspieler-Gesellschaft in Coblenz, als ihm seine Frau unsere Johanna gebar. Grünberg starb und hinterließ seine Wittwe in einem Alter von 26 Jahren mit 5 Kindern in Dürftigkeit. Diese verband sich nachher abermals mit einem talentvollen Manne, der, die Geschicklichkeit der Kinder benutzend, auf den Gedanken gerieth, ein Kindertheater zu errichten, und mit sehr günstigem Erfolge die bedeutendsten Städte von Elsaß, Bayern und Schwaben bereis'te. Hier gab Johanna die ersten Beweise glücklicher Darstellungsgabe. Ihre Mutter, eine Bürgerstochter aus Mainz, erzog die Kinder sittlich, und unterrichtete sie in allen weiblichen Arbeiten; das war aber auch alles, was sie bei diesem unsteten Leben für ihre Ausbildung thun konnte: Musik, Sprachkenntniß und alles andere mußte dem Broderwerb weichen. Die Kinder, vom natürlichen Bildungstriebe angespornt, suchten sich unter einander nothdürftig selbst zu unterrichten. Das Nachmahlen der Buchstaben brachte nach und nach eine Schrift hervor, und das Abschreiben der Rollen lehrte sie unvermerkt die Regeln der Rechtschreibung und Wortfügung kennen. Diese Lebensweise hatte jedoch für unsere Johanna von Jugend auf etwas Drückendes,

e segnete daher ihr Geschick, als die Mutter, da ihre Schwestern erangewachsen waren, und sie die jüngste Tochter für den Augenblick icht entbehren konnte, ihr erlaubte, einem Rufe nach München zu olgen, wo sie in ihrem 15ten Jahre bei dem Hoftheater angestellt ard. Dort erhielt sie von ihrem Stiefbruder die Einladung zu ihm ach Baden bei Wien zu kommen, der sie im Juni des Jahres 1789 olgte. In den wenigen Rollen, welche sie daselbst spielte, gelang es r, so viele Aufmerksamkeit zu erregen, daß Brokmann, als damaliger Director des Hoftheaters, von dem Kaiser Joseph den Auftrag rhielt, sie für das Wiener Hoftheater zu engagiren. Sie benutzte ie Mußestunden, welche ihr das erste Jahr ihrer Anstellung bei dem . k. Hoftheater gewährte, mit lobenswerthem Eifer zu ihrer Ausbilung, und holte bei ihren glücklichen Anlagen in kurzer Zeit nach, as ihr früher zu erwerben versagt war. Im folgenden Jahre verband e sich mit Herrn Franul von Weißenthurn, der, einer Fiumeschen atrizierfamilie entsprossen, Cassier des von Arnsteinschen Handlungsauses in Wien war, und lebte glücklich in den angenehmsten häusichen Verhältnissen. Bis dahin hatte sie sich noch nicht als Schriftellerin versucht; durch eine Wette ward der schlummernde Genius eweckt. Nach einem Plan, den man ihr vorlegte, schrieb sie in 8 Tagen das Schauspiel: Die Drusen. Zwei Freunde, welche die Wette mit eingegangen waren und sich verpflichtet hatten, in derselben Zeit gleichfalls ein Schauspiel zu vollenden, hatten es kaum zur Hälfte ebracht. Sie fand Geschmack an dieser Beschäftigung, versuchte zur Uebung einige Uebersetzungen, erfand endlich selbst Plane und wird jetzt mit den beliebtesten dramatischen Schriftstellern in eine Reihe gestellt. Ihre Schauspiele, deren Zahl sich bis jetzt auf 32 beläuft, werden uf allen deutschen Bühnen gern gesehen.

Weißes Meer, ein Busen des Eismeers, welcher sich tief in as russische Gouvernement Archangel hineinzieht und bei der geringen Salzigkeit seines Wassers jährlich gefriert.

Wellen, s. Meer.

Wellesley (Richard Colley, Marquis von), Pair, einer der größten jetzt lebenden britt. Staatsmänner, und Wellingtons Bruder, stammt aus einer alten irländischen Familie. Er ist geb. den 21. Juni 1760, und der älteste Sohn des Lord Garret Colley Grafen von Mornington. Schon auf der Schule zu Eton bildete er sich in einem von den Schülern unter sich errichteten Redner-Club zum öffentlichen Redner. Er hatte kaum seine Studien zu Oxford vollendet, als er d. 22. Mai 1784), der Erbe des Titels und des Vermögens seines Vaters, hierauf Mitglied des Geheimen-Raths von Irland und als Repräsentant von Windsor Parlamentsglied wurde. Bald erwarb er sich die Gnade des Monarchen und erhielt Zutritt in dem Privatcirkel der königl. Familie. Denn er hatte sich als Redner in der irländischen Pairskammer, hierauf im brittischen Unterhause, ganz an das Ministerium von Pitt angeschlossen und stark gegen die französische Revolution ausgesprochen. Der König ernannte ihn zum Lord der Schatzkammer, und im J. 1797 zum General-Gouverneur in Ostindien. Als die Franzosen bald nachher im Besitze von Aegypten, einen Angriffsbund gegen das brittische Indien mit Tippo Saib geschlossen hatten, ließ Lord Wellesley die Straße Babel-Mandel sperren, damit die Verbindung zwischen Aegypten und dem Sultan von Mysore abgeschnitten wurde; auch sandte er 1801 ein Hülfscorps nach Aegypten gegen die Franzosen. Durch den Fall von Seringapatnam, das

General Harris 1799 mit Sturm nahm, wobei der Sultan das Leben verlor, unterwarf Lord Wellesley ganz Mysore der brittischen Gewalt. Das Parlament dankte ihm dafür feierlich, und der König ernannte ihn zum Marquis von Irland, und setzte in sein Wappen das Emblem der Fahne von Mysore. In dem darauf folgenden Kriege der Compagnie mit den Maratten eroberte er binnen drei Monaten das Land zwischen dem Ganges und Dschumna, und zwang den Scindiah und den Rajah von Berar zum Frieden, wofür ihm 1804 abermals der Dank des Parlaments zu Theil wurde. Im J. 1805 verlangte Lord Wellesley seine Abberufung; nun trat Lord Cornwallis im Juli an seine Stelle, der aber schon drei Monate nachher starb. Lord Wellesley hat nach amtlichen Angaben die Schuld der britt. ostind. Compagnie um 12 Mill. Pf. St. (darunter 5 Mill. für Kriegskosten) vermehrt. Calcutta dankt ihm die Gründung seines für die Bildung brittischer Beamten in Indien wichtigen Collegiums und anderer nützlichen Anstalten. Vergebens ward seine indische Verwaltung von der Opposition im Parlamente angegriffen. Das Unterhaus billigte dieselbe ohne Ausnahme. Im Anfang des J. 1809 ernannte ihn der König zu dem damals sehr wichtigen Posten eines Botschafters bei der Centraljunta in Spanien, wo er unter schwierigen Umständen ein großes Talent zeigte. Nach dem Tode des Herzogs von Portland am Ende desselben Jahres trat Lord Wellesley an Cannings Stelle, als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; er betrieb seitdem die Sache Spaniens, für welche sein Bruder an der Spitze des Heeres kämpfte, wie seine eigene, und selbst Lord Landsdown ließ, ob er gleich dem Ministerium (in der Sitzung am 8. Juni 1810) Fehler in dem Plane, wie der Krieg in Spanien geführt wurde, vorwarf, dem großen politischen Blick und den Ansichten des Marquis Wellesley Gerechtigkeit wiederfahren. Mißhelligkeiten mit seinen Amtsgenossen in Beziehung auf diesen Krieg bewogen ihn im Januar 1812, aus dem Ministerium zu treten, weil er, wie er sich, als ihn der Prinz-Regent zu bleiben ersuchte, erklärte, wohl mit Perceval, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, aber nicht unter ihm arbeiten wollte. Nun trat Lord Castlereagh an seine Stelle. Auch nach Percevals Ermordung (am folgenden 11. Mai), dessen Nachfolger Lord Liverpool wurde, konnte der Prinz-Regent seinen Wunsch, daß Wellesley und Canning das Ministerium verstärken möchten, nicht erreichen. Denn die dem Erstern deßhalb aufgetragene Unterhandlung mit der Gegenpartei schlug fehl, weil man sich nicht über die Angelegenheiten der Catholiken und über die Führung des Kriegs auf der Halbinsel vereinigen konnte. Der bekannte Vorschlag des Marquis in der Pairskammer (den 1. Juli 1812), die Strafgesetze, welche auf die Catholiken drückten, zu untersuchen, ward nur durch die Mehrheit von einer Stimme verworfen. Im November d. J. und bei mehrern Gelegenheiten tadelte er nicht ohne Grund die Art, wie die Minister den Krieg in Spanien führten. Im Febr. 1817 bemühte er sich zu zeigen, daß in allen Ländern Unzufriedene den Umsturz der Regierung wünschten, um aber ein besonderes Gesetz dagegen zu erlassen, müsse erst erwiesen seyn, daß die bereits vorhandenen Gesetze nicht hinreichten. Daher sprach er mit Nachdruck gegen die Suspension der Habeas-Corpusacte. Wie gegründet sein Vorwurf war, daß die Minister versäumt hätten, mit dem Frieden zugleich vortheilhafte Handelsverträge abzuschließen, beweis't die gegenwärtige Lage Englands. Dieser aufgeklärte, tiefblickende und liberalgesinnte Staats-

ann war seit 1794 mit einer Französin Rolland vermählt, die 1816 inderlos starb. Er hat einige Briefe über die ostindischen Angelegenheiten 1812 in Druck gegeben. Wichtige Aufschlüsse über die inische Geschichte und über den Marattenkrieg enthalten seine Bemerungen über den Frieden der brittischen Regierung nit den Marattenhäuptern. 1804. 4.

Wellesley-Pole (William), Bruder des Vorigen, Parlanentsglied, Gouverneur der Queens-County in Irland, und Minister im Departement der Münze, geb. den 20. Mai 1763, führt den Beinamen Pole von seinem Vetter Sir William Pole, der ihm 1778 sein ganzes Vermögen hinterließ. Im J. 1811 erließ er als Staatssecretär in Irland ein Umschreiben an die oberen Behörden, worin er hnen die Verhaftung der zu dem gesetzwidrig in Dublin errichteten Ausschuß der Catholiken erwählten Abgeordneten der Grafschaften anbefahl. Diese Maßregel fand in England großen Tadel. Lord Moira eigte sie dem Ober- und Posonby dem Unterhause an, und drangen uf Untersuchung. Herr Pole kam daher aus Irland zurück, nahm einen Sitz im Unterhause wieder ein, rechtfertigte sich, und Posonby's Antrag ging nicht durch. Merkwürdig war seine Erklärung im Parlamente im Nov. 1814, wo er den Grundsätzen des Herrn Whitbread n Ansehung der zu Gibraltar verhafteten und an die spanische Regierung ausgelieferten Spanier (von der Partei der Liberales) beipflichtete, und hinzusetzte, daß sein Bruder, der brittische Gesandte in Madrid, alle mögliche Vorstellungen bei der spanischen Regierung versucht habe, daß sie ihr gegenwärtiges System aufgeben möchte, welches keiner von dem Blute der Wellesley je billigen könnte.

Wellesley (Sir Henry), jüngster Bruder des Vorigen, Geheimer Rath und Großkreuz des Bathordens, geb. d. 20. Juni 1773, begleitete 1797 Lord Malmesbury nach Lille, [illegible] den Marquis Wellesley als Secretär nach Indien, der ihn 1801 zum Statthalter von Aud ernannte. Im J. 1805 kam er nach England zurück, und wurde Lord, dann Secretär der Schatzkammer; er legte aber diese Stelle nieder und ging als Gesandter nach Spanien. Man glaubt, daß die von ihm erklärte Weigerung des brittischen Ministeriums, die spanische Regierung mit einer beträchtlichen Subsidie [illegible]terstützen, das im Oct. 1814 vom Könige von Spa[illegible] der Baumwolle-Einfuhr zur Folge gehabt habe. Seitdem schien der russische Minister am Hofe zu Madrid mehr Einfluß zu gewinnen, bis im J. 1819 der brittische aufs neue sich geltend [illegible], indem England die baaren Summen aus Mexiko auf brittischen [illegible]en für spanische Rechnung holen ließ, und die Abtretung der Floriden an die Vereinigten Staaten zu hintertreiben suchte. König Ferdinand VII. hatte übrigens schon im J. 1814 dem Minister Wellesley alle Vorrechte eines Familien-Botschafters ertheilt, die der Gesandte annahm, als eine seinem Monarchen und der brittischen Nation bezeugte Achtung; allein er lehnte die ihm persönlich angebotenen Gnadensbezeigungen ab. Bald darauf suchte er um die Entlassung von diesem Ministerposten nach, weil er die in der neuern Zeit von der spanischen Regierung genommenen Maßregeln nicht billigte, und vergebens sie zu verhindern sich bemüht hatte. — Ein fünfter Bruder der Wellesley, Gerhard Valerian W., geb. 1771, ist königl. Caplan, Canonicus von St. Paul und Rector zu Chelsea. Der Berühmteste vom Geschlecht der Wellesley ist Wellington (s. d.).

Weltachse, s. Weltaxe.

Weltgegenden. Der Seemann theilt den Horizont in 32 gleiche Bogen. Die Theilungspunkte bekommen alsdann den gemeinschaftlichen Namen der Weltgegenden, von denen jede wieder einen besondern Namen führt. Die um 90° von einander entfernten vier sogenannten Cardinalpunkte, Norden und Süden, Osten und Westen, sind hinreichend bekannt. Durch Halbirung dieser Quadranten erhält man sodann die vier ersten Neben-Gegenden, deren Namen: Nordwest, Südwest, Nordost, Südost, durch Verbindung der Namen der Cardinalpunkte, von der Mittagslinie abrechnend, gebildet werden. Eine zweite und dritte Halbirung gibt dann die zweiten und dritten Neben-Gegenden, deren Namen wir hier übergehen, da sie nur für den Seemann Interesse haben. **D. N.**

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Welthandel. Je kürzer im Fortlauf dieses Werks die allgemeinen Handels-Verhältnisse behandelt worden sind, desto mehr wird eine vollständige allgemeine Uebersicht des Welthandels hier an ihrer Stelle seyn.

I. Europa. A. Brittisches Reich.

Der Handel des brittischen Reichs läßt sich eintheilen in seinen innern, äußern und Colonialhandel. Er ist so ausgedehnt, daß beinahe jedes Land des Erdbodens von ihm erreicht wird.

Von England insbesondere bestehen die Exporten in seinen Wollen-, Baumwollen-, Linnen, Steingut-, Glas- und Stahlwaaren, nebst den Colonial- und den ostindischen Producten. In die Länder des europäischen Nordens, nämlich Dänemark, Rußland, Schweden, Polen und Preußen, werden ausgeführt Baumwollen-, Wollen-, Stahl- und Glaswaaren, Steingut, Blei, Zinn, Steinkohlen, ostindische und Colonial-Waaren, Spezereien, Färbestoffe, Salz, raffinirter Zucker. Dagegen erhält Großbritannien aus diesen Ländern Korn, Flachs, Hanf, Eisen, Pech, Theer, Talg, Bauholz, Leinwand, Perl- und Pottasche, Tauwerk, Schweinsborsten. Nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal werden ausgeführt Baumwollen- und Wollenfabrikate, Stahlwaaren, getrocknete und eingesalzene Fische, Steingut und Glaswaaren, Colonial- und ostindische Waaren, und alle Arten der feinern Manufactur-Erzeugnisse. Von Deutschland werden in England eingeführt Korn, Flachs, Hanf, Leinwand, Zwirn, Lumpen, Häute, Bauholz und Wein; von Holland Flachs, Hanf, Färberröthe, Wachholderbranntwein, Käse, Butter, Lumpen, Sämereien; von Frankreich Wein, Branntwein, Spitzen, Cambrik, Schleiertuch, Seide, Quincaillerie- und Modewaaren, Früchte; von Italien, Spanien und Portugal Seide, Wolle, Barilla, Schwefel, Salz, Oel, Früchte, Weine, Branntwein, Kork.

Nach der Türkei führt England Baumwollen- und Wollenwaaren, Stahlwaaren, Colonial- und ostindische Waaren, Blei, Zinn, Eisen, Schlaguhren, Taschenuhren aus, und erhält dafür Caffee, Seide, Früchte, feine Oele, Spezereien, Färbestoffe, Teppiche u. dgl.

Die Exporten nach Irland sind Baumwollen-, Wollen- und Seiden-Zeuge, ost- und westindische Producte, Steingut, Stahlwaaren und Salz, wofür man Leinwand, Häute, Mundvorräthe u. dgl. erhält.

Die Exporten nach Nordamerika sind Wollen- und Baumwollenfabrikate, Leinwand, Stahl-, Glas- und andere Waaren; die

Importen von daher: feines Mehl, Baumwolle, Reiß, Theer, Pech, Perl- und Potasche, Mundvorräthe, Mastbäume, Schiffsbauholz und dgl. Die Haupt-Importen aus Südamerika sind Baumwolle, Häute, Felle, Talg, Cochenille, Färbehölzer, Indigo, Zucker, Kakao, Spezereien, Gummi u. dgl., und die Exporten aus England dagegen sind die obengenannten. Diese sind es auch nach Westindien, wogegen man erhält: Rum, Caffee, Tabak, Zucker, Ingwer, Piement, Pfeffer, Indigo, Farbewaaren, Droguereien, Baumwolle, Mahagony, Campecheholz u. dgl.

Nach Ostindien, China und Persien werden ausgeführt: Wollenwaaren, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, ausländisches Silbergeld, Bullion, Stahl- und eine Menge Manufacturwaaren, wogegen man erhält Mousseline, Kattune, Seidenzeuge, Nankings, Thee, Spezereien, Arrak, Zucker, Caffee, Reiß, Salpeter, Indigo, Opium, Droguereien, Gummi, Quecksilber, Edelsteine, Perlen, u. dgl. Nach der Colonie Neusüdwallis führt man aus die gewöhnlichen englischen Manufactur- und Colonialwaaren, und erhält dagegen Thran, Robbenfelle, Wolle, und dgl.

Aus Schottland haben England und Irland folgende Importen: Korn, Vieh, Wollen- und Baumwollenwaaren, Aschensalz, Granit, Segeltuch, Eisenfabrikate, wogegen Schottland das Product Irlands und allerhand geringen Luxusbedarf aus England erhält.

Irlands Handel ist ein sehr ausgedehnter und erreicht Frankreich, Spanien, Portugal, Westindien und Nordamerika, in welche Länder es für Weine, Früchte, Zucker, Rum u. dgl., die es erhält, seine Producte und Fabrikate ausführt.

Der Handelsverkehr zwischen Irland und dem europäischen Norden geht hauptsächlich über England, und ausschließend durch denselben Canal geht auch sein Handel mit dem Orient.

Die Hauptartikel der Ausfuhr von Irland sind Leinwand, Mundvorräthe, Korn, gebrannte Wasser, Heringe und Lachs.

Die auswärtigen Niederlassungen, Besitzungen und Colonien Großbritanniens sind folgende:

in Europa: Helgoland, Gibraltar und Malta, mit Einschluß von Gozo;

in Asien: die von der ostindischen Compagnie verwaltet werdenden Besitzungen Neusüdwallis, Ceylon und Isle de France oder Mauritius;

in Afrika: das Vorgebirge der guten Hoffnung, Sierra Leone, Goree, Senegal nebst seinem Zubehör an Land, und in den Barbaresken-Staaten Bona, la Cala und Il Col;

in Nordamerika: Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Cap Breton, die St. Johns- od. Prinz Edwards-Insel, Neufoundland, die Hudsonsbay, die Hondurasbay;

in Südamerika: Berbice, Demerary, Essequebo;

in Westindien: Jamaika, Barbadoes, Antigua, St. Vincent, St. Christoph, Nevis, Monferrat, die Jungfrauen-Inseln, Grenada, Tabago, Dominica, Trinidad, die Bahama-Inseln, die Bermudas-Inseln.

Die wichtigsten Handelsstädte Englands sind außer London, Liverpool und Bristol; die wichtigsten Fabrik- und Manu-

faktur-Plätze sind Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Halifax, Rochdale u. s. w.

In Schottland sind die vornehmsten Handelsstädte Glasgow, Greenock, Leith und Aberdeen. Der auswärtige Handel von Glasgow und Greenock erstreckt sich nach Westindien, den Vereinigten Staaten, den brittischen amerikanischen Colonien, Brasilien, und dem ganzen Festlande von Europa. Der auswärtige Handel von Leith und Aberdeen ist beträchtlich, und erstreckt sich nach Westindien, Amerika, dem mittelländischen Meer, und dem baltischen Meer. Die schottischen Fischereien bieten einen sehr beträchtlichen Handels-Artikel dar.

Irlands größte Handelsstädte sind Dublin, Cork, Wexford, Waterford und Belfast.

Im J. 1719 betrug der Official-Werth (d. h. der Werth, der zum Behuf der Regulative der Zollbeamten schon vor hundert Jahren nach einem gewissen Maaßstabe fixirt worden, der aber sehr weit unter dem jetzigen wahren Werthe ist, so daß der Unterschied ungefähr 60 pro Cent beträgt) der Importen und Exporten Englands:

	5,367,499	Pf. St. und	6,834,716	Pf. St.
im Jahr 1759:	8,922,976	— —	13,947,788	—
im Jahr 1769:	11,908,560	— —	13,438,236	—
im Jahr 1789:	16,408,040	— —	17,989,395	—

Folgendes sind die Summen des Officialwerthes der englischen Exporten einiger Jahre aus den letzten Decennien:

	Brittische Producte und Fabrikate.		Ausländ. und Colonialwaaren.		Das Ganze.	
im J. 1792:	18,336,851	Pf. St.	6,129,998	Pf. St.	24,466,849	Pf. St.
im J. 1796:	19,102,220	" "	8,923,848	" "	28,026,068	" "
im J. 1799:	24,084,213	" "	9,556,144	" "	33,640,357	" "
im J. 1802:	26,993,129	" "	14,418,837	" "	41,411,966	" "
im J. 1809:	35,104,132	" "	15,182,768	" "	50,286,900	" "
im J. 1812:	31,244,723	" "	11,998,449	" "	43,243,172	" "
im J. 1814:	36,092,167	" "	20,499,347	" "	56,591,514	" "

In den letzten fünf Jahren waren die Importen und Exporten Großbritanniens, mit Einschluß des Handels mit Irland folgende:

Jahr.	Officialwerth der Importen.	Officialwerth der Exporten.			Wirklicher und erklärter Werth der ausgeführten brittischen Producte und Fabrikate.
		Brittische Producte und Fabrikate.	Ausländische und Colonialwaaren.	Das Ganze der Exporten.	
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
1815	36,559,788	36,120,733	20,503,496	56,624,229	47,859,388
1816	35,919,650	44,048,701	16,929,608	60,978,309	53,209,809
1817	30,105,565	36,697,610	14,545,964	51,243,574	42,955,256
1818	33,971,025	41,059,576	11,534,616	53,125,132	43,614,136
1819	40,157,534	48,903,760	12,287,274	61,191,034	

B. Deutschland.

Wegen der zahreichen und ansehnlichen Flüsse, welche Deutschland hat, ist der Handel dieses Landes sehr beträchtlich. Die Haupt-

rtikel, welche es ausführt, sind: Leinwand, Leinengarn, rohe Wolle, umpen, Quecksilber, Korn, Bauholz, Flachs, Hanf, Wachs, Schmalz, Salz, Weine und eine große Menge von Metallen. Seine Importen ind: Wollen-, Baumwollen- und seidene Waaren, Stahlwaaren, Uh-en, gegerbtes und zubereitetes Leder, Thee, Kakao, Farbehölzer, Co-onialwaaren, ostindische Producte.

Deutschlands vornehmste Häfen sind: Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Bremen. Seine vornehmsten binnenländi-chen Handelsstädte sind: Wien, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Augs-urg, Berlin, Breslau, Cöln, Nürnberg.

Hamburg ist Deutschlands größte Handelsstadt, und der Canal, urch welchen der ausgedehnte Handel zwischen Großbritannien und en deutschen Staaten hauptsächlich seinen Weg nimmt. Keine ein-ige Stadt im ganzen europäischen Norden hat eine Lage, welche den nländischen sowohl als ausländischen Handel mehr begünstigte, als Hamburgs Lage. Die Elbe verschafft ihm den Handel mit der anzen Welt, und sein innerer Handel verbreitet seine Aeste in jeder Richtung. Mittelst der in die Elbe einströmenden Flüsse gehen Ham-urg die mannigfaltigen und werthvollen Erzeugnisse Ober- und Niedersachsens, Oesterreichs und Böhmens zu. Durch die Havel, ie Spree und die Oder dehnen sich seine Handels-Operationen ach Brandenburg, Schlesien, Mähren, Polen aus.

Die Handelsgeschäfte, die Hamburg macht, bestehen zum Theil n den Consignationen der ausländischen Kaufleute, und in einem sehr veiten Umfange in Kauf und Verkauf inländischer und ausländischer Waaren. Seine Wechselgeschäfte sind sehr bedeutend.

Bremen hat einen beträchtlichen Ausfuhrhandel in den Producten Westphalens und Niedersachsens, die es nach England, Spanien und Portugal gehen läßt, und mit Amerika hat es einen ausgedehnteren Handel, als irgend eine der deutschen Seestädte. Der Handel in Lin-enwaaren, den das Ausland mit Deutschland hat, geht ausschließend urch die Hände der Bremer und der Hamburger Kaufleute, denen lle ausländischen Ordres zugeschickt werden.

Leipzig, welches unter den Handelsstädten im Innern Deutsch-ands den zweiten Rang einnimmt, und die Niederlage für die aus-ändischen und für die sächsischen Waaren ist, besitzt, außer manchen ndern merkantilischen Vorrechten, den großen Vortheil, daß jährlich rei Messen gehalten werden, zu denen die Kaufleute aus allen Ge-enden Europens und selbst aus Asien herzuströmen, und deren jede 4 Tage dauert; außerdem ist hier auch ein wichtiger Markt für die ächsische Wolle. Auf diesen Messen, welche zu Ostern, zu Michaelis nd zu Neujahr gehalten werden, geschieht unter den zahlreichen Fremden der Umsatz der böhmischen, schlesischen und sächsi-chen Leinwand, des Leders, der Häute, des Wachses und der Wolle us Polen; der Wollenwaaren und Pigmente aus Preußen; der Seidenzeuge, Sammte und Korallen aus Italien; des Leders, mancher Manufakturartikel und der Färbestoffe aus Oesterreich nd Ungarn; der Spitzen, Seidenwaaren aller Art, Bänder, des Porzellans, Uhren, Bronze und andern Manufactur- und Modewaa-en aus Frankreich; des Leders, Hanfes und Flachses aus Ruß-and; der Colonialproducte und Manufactur- und Fabrikwaaren us England und Holland, und der literarischen Erzeugnisse us ganz Europa.

Wien, welches die Niederlage des binnenländischen Handels von ganz Oesterreich ist, hat einen ziemlich ausgedehnten Verkehr mit England, den Niederlanden und Frankreich, desgleichen einen sehr bedeutenden mit Italien, Ungarn, Polen und der Türkey.

Mittelst der Donau-Schiffahrt bezieht Deutschland große Quantitäten roher Baumwolle aus der Türkey.

Augsburg ist durch seine Agenten und Bankiers das Medium des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande, besonders Italien. Die Wiener Wechselgeschäfte werden gewöhnlich in Tratten auf Augsburg gemacht. Es hat auch beträchtlichen Vortheil vom Transito der nach Italien gehenden, oder aus Italien kommenden Güter.

Frankfurt am Main ist ein Ort von großer Handelsthätigkeit, und diese vermehren noch die beiden großen Messen, welche im Frühjahre und Herbste hier gehalten werden, zu welchen ebenfalls die Kaufleute aus den meisten der großen Handelsstädte Europa's herzuströmen. Es hat dabei durch den Reichthum seiner alten und neuen Banquiershäuser einen äußerst bedeutenden Wechselhandel.

Frankfurt an der Oder verdankt gleichfalls seinen drei Messen nicht geringe Vortheile. Magdeburg hat einen bedeutenden Handel mit Korn, Leinwand, Baumwollenzeugen, Tüchern, Leder, Salz und Kupfer, welche Artikel es nach Hamburg und auf die Messen in Leipzig und Braunschweig bringt. Außerdem genießt Magdeburg durch sein Stapelrecht große Vortheile und hat einen sehr bedeutenden Zwischenhandel mit Colonial-Waaren, Weinen, Getraide u. s. w. In Braunschweig werden bedeutende Geschäfte gemacht, sowohl in seinen natürlichen und künstlichen Producten, als in seinen ausländischen Waaren. Seine zwei großen jährlichen Messen behaupten den nächsten Rang nach den Leipziger und Frankfurter Messen, und werden stark von ausländischen Kaufleuten besucht. Große Quantitäten rohen Zwirns werden hier von den holländischen Kaufleuten geholt, und das starke Bier, welches den Namen Mumme hat, wird in mehrere Länder der Welt ausgeführt.

Preußen insbesondere führt folgende Artikel aus: Waizen, Roggen, Gerste, Bauholz von allen Arten, Hanf, Leinsaamen, Schweinsborsten, Flachs, schlesische Leinwand, Asche, Wachs, Talg, Salz und große Quantitäten Wolle.

Die vornehmsten Handelsstädte Preußens sind Danzig, eins der größten Kornmagazine von ganz Europa, Memel, Stettin, Königsberg, Elbingen.

Waizen wird ausgeführt von Danzig, Elbingen, Stettin, Königsberg, Anklam und Berlin; Bau- und Stabholz von Danzig, Memel und Stettin; Hanf, Flachs und Leinsamen von Memel und Königsberg; Asche von Danzig; Talg, Wachs und Schweinsborsten von Memel und Königsberg. Tilsit hat starken Handel in Korn, Leinsaamen, Hanf und Flachs. Die Exporten Braunsbergs sind Wollengarn, Korn und Flachs. Colberg führt sehr viel Korn und andere Produkte Polens aus. Der Haupthandel von Stralsund besteht ebenfalls in Kornausfuhr. Frankfurt an der Oder hat einen sehr beträchtlichen Handel, und er wird nicht wenig befördert durch die schon oben erwähnten Messen. Allein von allen Gegenständen des preußischen Handels behauptet die schlesische Leinwand den Vorrang, und durch die Verfertigung derselben sind berühmt die schlesischen Städte Hirschberg, Landshut, Schmiedeberg,

Friedland, Waldenburg, Schweidnitz. Am meisten gesucht wird diese Leinwand von den hamburgischen, englischen, holländischen und italienischen Kaufleuten.

Die Importen, welche in Preußen vorzüglichen Absatz haben, sind Colonialwaaren, Farbehölzer, Baumwollenwaaren, Salz, Buenos Ayres-Häute, Indigo, Spezereien, Stahlwaaren u. s. w.

Hannover zeichnet sich durch merkantilische Geschäftigkeit gar nicht aus. Die Exporten bestehen in Pferden, Hornvieh, Blei, Wachs, Leinwand, Leder, Salz, Hafer, Gerste, Bauholz, Planken und dem eisenhaltigen Kupfer des Harzgebirges. Die Leinwande sind gemeine, Tafeltücher und osnabrückscher Damast, stehen aber an Güte den preußischen und den friesländischen sehr weit nach. Der Ueberschuß der einheimischen Consumtion wird nach Nordamerika und den spanischen Colonien ausgeführt, durch das Medium der Hansestädte.

Eingeführt werden hauptsächlich die englischen Manufacturwaaren, besonders die englischen Tücher und Kattune, Colonialwaaren, die preußische und friesländische Leinwand, die feinen französischen Tücher, Seidenzeuge, Juwelier-Arbeiten, und die schlechtern französischen Weine, ferner geringe Luxusartikel aller Art, welche der hannöversche Kaufmann von den Messen zu Braunschweig, Leipzig und Frankfurt am Main mitbringt. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Emden, Hannover, Münden.

In Böhmen ist der Handel bei weitem größtentheils in den Händen der das Land zahlreich bewohnenden Juden. Er besteht hauptsächlich in Exporten und zwar von Leinwand, Wollenzeug, Seidenzeug, Farbehölzern, Leder und Glas. Das Glas zeichnet sich durch seine Politur und andere Vorzüge vor dem aller übrigen Länder so aus, daß die Ausfuhr sehr beträchtlich ist. Es wird angenommen, daß die jährlich nach Spanien, Rußland, der Levante und Amerika gehenden Transporte sich auf die Summe von drittehalb Millionen Gulden belaufen. Die Länder, mit welchen Böhmen den meisten Handel hat, sind Oesterreich, Holland, Spanien, Portugal, Italien und die Türkei. Die Hauptstadt Prag ist auch die vornehmste Handelsstadt des Landes.

C. Dänemark und Holstein.

Obgleich die dänischen Kaufleute mit allen Handelsstaaten Europa's Verbindungen angeknüpft haben, und sowohl im Handel auf dem baltischen, als in dem auf dem mittelländischen Meere eine bedeutende Rolle spielen, so besitzt dennoch ihr eigenes Land nur sehr wenig solche Erzeugnisse, welche als Ausfuhrartikel wichtig werden. Was sie ausführen, sind meist Producte ihrer ost- und westindischen Besitzungen.

In die Häfen von St. Petersburg, Riga, Stockholm und Memel führt Dänemark aus die Wollenzeuge Irlands und der Farver Inseln, das aus Frankreich, Spanien und Portugal kommende Salz, und die ost- und westindischen und chinesischen Producte. Deutschland gibt es seine Pferde, sein Rindvieh, Colonial- und ostindische Waaren, und wollene Strümpfe, wofür es von daher erhält Leinwand, Wolle, Branntwein und Weine. Nach Holland führt es aus: Rübsaamen, Fische u. dgl., und erhält dafür Spezereien. An Frankreich, Spanien und Portugal gibt es Pferde, Fische und mehrere aus Rußland kommende Artikel, und empfängt Salz, Wein, Früchte, Baumöl, Branntwein, Seide u. s. w. Sein Handel mit England besteht meist darin, daß es Bauholz u. dgl. für die englischen Fabrikate gibt. Nach

Island führt es aus: Roggenmehl, Roggen, Gerste, Branntewein und andere geistige Getränke nebst den gewöhnlichen Consumtionsartikeln, wofür es frische, getrocknete und eingesalzene Fische, Thran, Talg, Eiderdunen, Wolle und wollene Strümpfe erhält. Grönland versorgt es mit Mehl, geistigen Getränken u. dgl., und empfängt dafür Fisch- und Robbenthran, Robbenfelle, Eiderdunen und Pelzwerk.

Die vornehmsten dänischen Handelsstädte sind Copenhagen und Helsingör in Seeland, Aalborg in Jütland, Flensburg und Tönningen in Schleswig, Altona und Kiel in Holstein. Dänemarks westindische Colonien sind: St. Croix, St. Thomas und St. John. Auf der Küste Coromandel besitzt es Tranquebar; an der Guinea-Küste Christianborg und einige andere kleine Plätze. Auch hat es einige kleine Factoreien auf den Nikobarischen Inseln. In Europa besitzt es Island.

Die vornehmsten Handelsgesellschaften in Dänemark sind: die asiatische oder ostindische Compagnie, die isländische Compagnie, die See-Assecuranz-Compagnie, die afrikanische oder dänisch-westindische Compagnie, und die allgemeine Handelsgesellschaft.

D. Frankreich.

Frankreichs Handel ist, obgleich die Revolution ihn bedeutend vermindert hat, immer noch von großem Umfange, und erreicht jedes Land der Erde. Ausgeführt werden vornehmlich Weine, Branntwein, Oele, Korn, Mehl, Liköre, Seidenwaaren, Wollenwaaren, Modewaaren aller Art, Uhren, Porzellane, Krystalle, Teppiche, Bronze, Leinwand, Spitzen, Cambrik, Tapeten, Hanf, Flachs, Früchte, Kapern, Salz, Juwelierarbeiten, Papier u. s. w., und Frankreich nimmt die Producte, jedoch fast keine Manufactur- und Fabrikwaaren aller Nationen.

Die vornehmsten Häfen sind: Bordeaux, Marseille, Nantes, Havre de Grace, St. Malo, l'Orient und Dünkirchen. Marseille's Handel geht hauptsächlich in die Levante und nach Westindien, der von Bordeaux nach Asien, Westindien und dem europäischen Norden. Calais und Dünkirchen haben einen sehr vortheilhaften Schleichhandel mit England. Havre de Grace ist der Seehafen für Paris, und hat sehr ausgedehnten indirecten Handel und Wechselgeschäfte mit dem Auslande. Amiens führt große Quantitäten von Sammt aus. Abbeville, Elbeuf, Louviers und Sedan haben ihren Haupthandel in Tüchern; Cambrai, Valenciennes und Alençon den ihrigen in Cambriks und feinen Spitzen. Cette, welches der Hafen für Montpellier ist, hat einen ausgedehnten Handel in spanischen und Colonialwaaren. Bayonne's Haupthandel ist der mit Spanien. Der sehr beträchtliche Handel Lyons hat hauptsächlich die Seidenwaaren zum Gegenstande, und sehr beförderlich sind ihm vier jährliche Messen und Lyons Lage im Mittelpunkte der nach der Schweiz, Spanien, Italien und Deutschland führenden Straßen. Für Straßburg ist ein sehr wichtiger Handelsartikel sein vortrefflicher Terpentin. Lille hat directen Handel nicht blos mit allen Handelsstaaten Europa's, sondern auch mit Frankreichs und Spaniens Colonien und mit der Levante. Ferner gehören zu den bedeutendsten Handelsstädten: Rheims, Troyes, Grenoble, Nismes, Angouleme, Cognac, Nantes, Rouen, Rochelle, Caen. Grenoble versorgt Frankreich, Italien, Spanien und selbst Großbritannien mit seinen Handschuhen.

Die französischen Colonien sind Martinique, Guadeloupe, St. Lucia und Marie galante in Westindien; Cayenne in Südamerika; Pondichery, Chandernagor, und noch einige andere Besitzungen in Ostindien; ferner einige Factoreien auf der Westküste von Afrika und zu beiden Seiten des grünen Vorgebirges.

E. Italien.

Obgleich Italien am mittelländischen und am adriatischen Meere die vortrefflichsten Häfen besitzt, und überhaupt eine dem Handel ungemein günstige geographische Lage hat, so ist dennoch sein Handel, sowohl der einheimische, als der auswärtige, sehr beschränkt. Der Grund davon ist lediglich in den unpolitischen Beschränkungen, schweren Steuern und Abgaben zu suchen, welchen in diesem höchst fruchtbaren, aber nur allzuschlecht regierten Lande, die Handelsstädte unterworfen sind.

Die vornehmsten Ausfuhrartikel Italiens sind: Korn, Olivenöl, Wein, Branntwein, Seide, Baumwolle, Wolle, Hanf, Flachs, Sammt, Damast, Barilla, Schwefel, Argol, Galläpfel, Färberröthe, Gerbersumach, Walonia und andere Färbestoffe, Sennesblätter, Lakriziensaft und Wurzeln, Wachholderbeeren und andere Droguereien, Sardellen, Mandeln, Feigen, Nüsse, Oliven, Korinthen, Rosinen und andere Früchte, Lumpen, Bast- und Strohhüte, Ziegen- und Bockshäute, Marmor.

Die vornehmsten Handelsstädte sind Florenz, Genua, Livorno, Neapel, Venedig, Ancona und Triest.

Livorno, der Hauptcanal des italienischen Handels mit der Levante und den Barbaresken-Staaten, und der Hafen, wo der englische Handel mit dem mittelländischen Meere seinen eigentlichen Mittelpunkt hat, ist eine sehr bedeutende Handelsstadt. Ein großer Theil seines Handels ist in den Händen der Juden. Die Seidenzeuge, Taffte, Satins, Brokate, leichten Wollenzeuge, Sammte u. s. w. sind hauptsächlich die Ausfuhrartikel von Florenz, die durch den Canal von Livorno vertrieben werden, und sehr starken Absatz in der Levante haben. Mailand und Turin haben einen sehr ausgedehnten Handel in ihrer Seide, die wegen ihrer bewundernswürdigen Feinheit und Leichtigkeit in ganz Europa berühmt ist.

Ancona ist ebenfalls für den auswärtigen Handel ein wichtiger Ort, und hat Verkehr mit den vornehmsten Handelsstädten ganz Europa's. Hauptsächlich aber bestehen seine Handelsgeschäfte in Agentschaften und Commissionen. Von Nizza wird einige Seide ausgeführt. Lucca's Exporten sind Olivenöl, Seide, Damast, Früchte u. s. w. Aus Gallipoli wird sehr viel Olivenöl ausgeführt. Genua's Handel ist immer noch beträchtlich. Seine Exporten sind Sammet, Damast, — welcher nebst dem venezianischen der geschätzteste von allem aus Europa's Manufakturen kommenden ist, — rohe Seide, Früchte, Olivenöl, Alaun, Argol, Marmor, Korallen, grobes Papier u. s. w.

Venedig, durch die politischen Umwälzungen der neuesten Zeit unter Oesterreichs Scepter gekommen, war bekanntlich einst die größte Handelsstadt der Welt. Trotz seinem geschwundenen alten Glanze ist sein Handel immer noch von Bedeutung, insbesondere sein Handel mit der Levante, da überhaupt der europäische Handel dahin vornehmlich in Venedigs Händen ist. Die venezianischen Sammete, Damaste und Spiegel, ferner verarbeitete Seide in sehr großer Quantität,

sind von Venedigs auswärtigem Handel der beträchtlichste Bestandtheil.

Die Exporten von Neapel bestehen in Olivenöl, Wolle, Seide, Weinstein, Weinen, roher und verarbeiteter Seide, Früchten, Schwefel und Stabholz.

Der Handel Triests, eines österreichischen Hafens im Littorale, besteht vorzüglich in Ausführung der Producte Deutschlands und der Colonialwaaren, welche von hier in die Levante und die Küstenländer des schwarzen Meeres gehn. Triest kann als das Depot für die Producte der Levante angesehen werden, und ist ein sehr lebhafter Markt für die Einfuhr der großbritannischen Artikel und des Produkts der Neufoundlands-Fischereien. Fiume ist ein zu Oesterreich gehörender kleiner Hafen in der Nähe von Triest.

F. Die Inseln des mittelländischen Meeres.

Die Ausfuhrartikel Siciliens, eines Landes, welches die Natur in verschwenderischer Freigebigkeit mit der Fülle aller ihrer Gaben überschüttet hat, deren Segen aber eine höchst elende, bigotte und schwache Regierung seiner Bewohner fast nutzlos macht, bestehen in Seide, Getraide, Barilla, Schwefel, Olivenöl, Wein, spanischen Fliegen, Gerbersumach, Manna, Korallen, Lumpen, Mandeln, Feigen, Rosinen, Nüssen, Sardellen, Bernstein, Ziegen-, Bock- und Schaaffellen, Granatäpfeln, Orangen, Limonien u. s. w., und aus Ananas von ausgezeichneter Größe und sehr vorzüglichem Geschmacke. Der vornehmste Hafen ist Messina.

Die Exporten Sardiniens sind hauptsächlich Getraide von ungemeiner Güte, Thunfische, Häute, Barilla, Salz. Cagliari ist die bedeutendste Handelsstadt.

Corsika führt aus Seide, Olivenöl und schwarze, weiße und rothe Korallen. Die Seide geht vorzüglich nach Genua und Lyon, und die Korallen werden nach Marseille verkauft, wo sie ihre Zubereitung und Politur erhalten, um nach Afrika, als ein von den Mauren und Negern gesuchter Artikel, geschafft zu werden. Die corsikanischen Häfen sind Ajaccio, Bastia und Porto Vecchio.

Malta, welches, so wie Gibraltar, Entrepot der brittischen und Colonialwaaren ist, die im mittelländischen Meere abgesetzt werden, führt Baumwolle, Orangen und Früchte aus.

Die ionischen Inseln, nämlich Cefalonien, Zante, Corfu, Santa Maura u. s. w., führen aus Wein, Branntwein, Olivenöl, Rosinen, Korinthen, Citronen, Melonen, Granatäpfel, Honig, Baumwolle und Salz. Die Rosinen und Korinthen übertreffen selbst die von Morea an Güte. Der Wein ist Muskateller.

Der Handel der Insel Cypern ist unbeträchtlich. Sie führt Baumwolle, Wolle, Seide, Wein, Salz, Terpentin, türkisches Leder u. s. w. aus. Ihre bedeutendsten Handelsstädte sind Larnica und Rhodus.

Die Exporten der Insel Candia, welche durch ihre Lage ganz zum Stapelplatz des europäischen, asiatischen und afrikanischen Handels geeignet ist, bestehen in Oel, Seife, Wachs, Wein, Leinsaamen, Rosinen, Mandeln, Laudanum, Johannisbrot u. s. w.

G. Die Niederlande und Holland.

Die Ausfuhr der belgischen Niederlande besteht in Waizen, Hafer und anderem Getraide, Leinsaamen, Flachs, Butter, Käse und dgl. Ihre vornehmsten Handelsstädte sind Antwerpen, Gent und

Ostende. Antwerpen, einst für den Handel des europäischen Nordens der Stapelplatz, hat während der Zeit der Blokade der Schelde nur einen höchst unbedeutenden Handel gehabt, und erst nach Wiedereröffnung der Schiffahrt auf diesem Flusse, welche die Folge vom Ausgange des letzten Continentalkrieges war, erlangte es allmählig seine merkantilische Bedeutsamkeit wieder, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wegen seiner vortrefflichen centralen Lage, seines vortheilhaften Locals überhaupt, und weil es der Canal ist, durch welchen der meiste Handel der Holländer geht, dereinst selbst die Bedeutsamkeit von Amsterdam und Hamburg übertreffen muß. Die Exporten Antwerpens bestehen hauptsächlich in Waizen, Bohnen, Kleesamen, Leinwand, Spitzen, Teppichen, Tapeten und allerhand Manufacturwaaren von Brüssel, Mecheln, Gent u. Brügge. Die Ausfuhrartikel von Gent sind Waizen, feine Leinwand, Flachs, Hanf, Bohnen u. dgl.; die von Ostende Waizen, Kleesaamen, Flachs, Talg, Häute und die Leinwand von Gent und Brügge.

Die Haupt-Exporten Hollands sind Butter, Käse, Leinwand, Tücher, Droguereien und Farbewaaren, Fische, Waizen, Leinsaamen, Kleesaamen, Wachholderbranntwein, Färberröthe, Papier u. dgl. Die größten Handelsstädte in Holland sind Amsterdam, Rotterdam und Gröningen. Amsterdam war vor dem Verfall des holländischen Handels eine der größten Handelsstädte Europens oder vielmehr der Welt, das Emporium der aus dem Osten und Westen und aus den vornehmsten europäischen Staaten kommenden Waaren. Der Industriegeist und die Genügsamkeit, durch welche seit Jahrhunderten die Holländer sich ausgezeichnet haben, und denen sie fortwährend treu bleiben, erhoben sie zu dem Range, den sie als Kaufleute behaupten. Zu einer Zeit, wo die Holländer im ausschließenden Besitze der orientalischen Spezereien, der Seidenwaaren Ostindiens und China's und der ostindischen feinen Baumwollenzeuge waren, kleidete dieses sparsame Volk sich selbst nur in grobes Tuch, und begnügte sich zur Nahrung mit Fischen und Vegetabilien, ja es war früher bei ihm allgemein herrschender Gebrauch, immer bei derselben Tracht zu bleiben, und die Kleidungsstücke so lange zu tragen, als es ohne gänzliche Verletzung des Anstandes möglich war. Die sehr feinen Tücher, welche die Holländer selbst fabrizirten, bestimmten sie blos für das Ausland, und sie kauften zu ihrem eigenen Gebrauche das grobe Tuch in England, so wie sie auch in jener Zeit ihre selbst producirte vortreffliche Butter und ihren Käse meist verkauften, und zu ihrer eigenen Consumtion diese Artikel der weit größern Wohlfeilheit wegen in England und Irland nahmen. — Auch den Wechsel- und Bank-Geschäften verdankten die Holländer zum Theil ihren hohen Wohlstand, und der Canal, durch den sie gemacht wurden, war Amsterdam. Noch jetzt ist es mit Hamburg einer der großen Centralpunkte der Wechselgeschäfte zwischen dem Norden und dem Süden Europa's, obgleich von der Zeit an, wo in der Amsterdamer Bank ein Mangel an Vertrauen sich zu erkennen gab, dieser Geschäftszweig bei weitem nicht mehr so bedeutend gewesen ist, indem ein großer Theil seiner Wechselgeschäfte nach London und Hamburg überging. Indeß ist Amsterdams Handel immer noch sehr bedeutend.

H. Polen.

Polens Exporten bestehen in Korn, Hanf, Flachs, Bauholz, Leinsaamen, Talg und Salz. Sein Handel ist nicht sehr beträchtlich,

und fast ganz in den Händen der Juden, die in diesem Lande sehr zahlreich sind. Warschau und Cracau sind die beiden größten Handelsstädte. Das erstere hat zwei Messen jährlich. Cracau hat eine dem Handel sehr günstige Lage, die Hauptquelle seiner Geschäfte aber sind die berühmten in seiner Nähe liegenden Salzbergwerke von Wieliczka. Auf den Messen zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. versieht sich Polen mit Manufaktur- und Fabrikwaaren und allen Luxus-Artikeln, wogegen es Hasenfelle und andere Producte dahin bringt.

I. Portugal.

Die portugiesischen Ausfuhrartikel sind hauptsächlich folgende: Weine, nämlich weisser und rother Oporto-, Lissaboner und Calcavella-Wein, Salz, Orangen, Limonien, Früchte, Kork, Seide, Wolle, Baumöl u. s. w. Nach England gehen Oporto-, Lissaboner-, Calcavella-, Madeira- und Canarienwein, Salz, Orangen, Limonien, Kork u. s. w., wogegen die Portugiesen brittische Manufacturwaaren, Colonialwaaren, Mundvorräthe, Korn, Mehl, Kupfer, Blei, Steinkohlen u. dgl. erhalten. Die Ausfuhrartikel nach dem europäischen Norden sind Weine, Salz, Früchte u. s. w., wogegen man Hanf, Flachs, Korn, Eisen, Bauholz, Theer, Pech, Stockfisch und russische und deutsche Leinwand erhält.

Das portugiesische Salz ist von vorzüglicher Güte zum Einsalzen des Fleisches, aber das Baumöl kommt dem spanischen und dem französischen nicht gleich. Eben so werden die Wolle, die Orangen und die Limonien Portugals von den spanischen übertroffen.

Als Handelsstädte stehen Lissabon, Oporto und Setubal obenan. Portugals auswärtige Besitzungen sind: Brasilien in Südamerika, die Städte Goa und Diu in Ostindien, die Factorei Macao in China, die azorischen Inseln und Madeira im atlantischen Meere; die Insel St. Thomas in der Nähe der Westküste von Afrika, und Mosambique, Melinda und andere Niederlassungen an der Ostküste von Afrika.

K. Rußland.

Rußland führt hauptsächlich folgende Artikel aus: Eisen, Hanf, Flachs, alle Arten von Seilerarbeit, Talg, Häute, Tannen- und Eichstämme, Planken, Breiter, Latten, Balken, Bogspriets, Mastbäume, Pech und Theer, Getraide von allen Arten, insbesondere Waizen, Leinwand, Segeltuch von verschiedenen Arten, Wachs, Honig, Schweinsborsten, Unschlitt, Seife, Hausenblase, Caviar, Leder, Fischthran, Hanfsaamen, Leinsaamen, Tabak.

Die vornehmsten Handelsstädte sind: Tobolsk, Irkuzk und Tomsk in Sibirien; Astrakan, Orenburg und Kasan im asiatischen Rußland; Moskau und Nowogrod im Innern Rußlands; Archangel am weissen Meer; Liebau in Kurland; Taganrock, Oczakoff, Kaffa oder Feodosia, Odessa, Cherson, Sebastipol und Azoff am schwarzen und azoffschen Meere; Riga, Pernau, Narwa, Reval, Habsal, Petersburg, Wiborg, Frederikshám, Arensburg.

Durch das schwarze und das azoffsche Meer hat Rußland einen sehr lebhaften Handel mit der Türkei und Smyrna.

England ist der Hauptmarkt für die Producte Rußlands. Der Handel zwischen diesen beiden Ländern ist ein natürlicher, da sie ihrer Producte gegenseitig in gleichem Grade bedürfen.

L. Schweden und Norwegen.

Die Ausfuhrartikel Schwedens sind Eisen, Stahl, Kupfer, Pech, Theer, Tannenholz, Alaun und Fische. Die vornehmsten Handelsstädte sind Stockholm, Gothenburg u. Gefle. Carlskrona hat einen beträchtlichen Handel mit Eisen, Bauholz, Pech, Theer, Talg, Potasche, Leinsaamen u. s. w., welche Artikel vorzüglich in die französischen, spanischen und italienischen Häfen gehen, und wogegen man hauptsächlich Salz nimmt. Die Exporten von Gothenburg sind Fische, Eisen, Stahl und Planken.

Die den Handel befördernden Institutionen Schwedens sind die Bank, die ostindische Compagnie, die westindische Compagnie, die Handelsgesellschaft, die Gewerbsgesellschaft.

Aus Norwegen werden ausgeführt; Fische, Eichenstämme, Tannenstämme, Tannenbretter, Mastbäume, Alaun, Vitriol, Fisch- und Robbenthran, Pech, Häute, wollene Strümpfe, Eisen, Kupfer, Theer. Die vornehmsten Handelsstädte sind Christiania, Bergen, Drontheim und Christiansand.

M. Schweiz.

Die Schweiz hat einen nicht unbedeutenden auswärtigen Handel. Ihre Exporten bestehen hauptsächlich in feiner Leinwand, Seidenwaaren, Sammet, nachgeahmten ostindischen Stoffen und Shawls, feinen gedruckten Kattunen, Schlaguhren, Taschenuhren, Bändern, Weinen, Käse, Honig u. s. w. Die Einfuhr-Artikel sind vornehmlich Colonial- und ostindische Waaren, welche aus Holland kommen; Salz, Getraide, Wolle und Tücher, die aus Deutschland bezogen werden; rohe Baumwolle, Seide u. s. w., die aus Italien kommen; Manufacturwaaren verschiedener Art aus England, Weine und Branntweine aus Frankreich.

Die vornehmsten Handelsstädte der Schweiz sind Basel, Bern, Zürich, Genf und Neufchatel.

N. Spanien.

Wären die Spanier mehr vom Geiste der Industrie beseelt, so würden sie hinsichtlich des Handels sich neben jede andere Nation der Erde stellen, wo nicht sie übertreffen können. Unter der Regierung Ferdinands und der Isabelle, und Carls V. war die spanische Nation eine der industriösesten in Europa. Ihre Wollen-, Flachs- und Seiden-Manufacturen waren so beträchtlich, daß sie weit mehr lieferten, als die Nation für sich brauchte. Allein durch die aus dem entdeckten Amerika ins Land strömenden Reichthümer ward sie träge, und noch mehr in Folge der ungeheuern Verschwendungen, wozu Philipp II. durch seinen Ehrgeiz und durch jene neuen Hülfsquellen sich verleiten ließ, und unter der schwachen Regierung Philipps III. geschah es, daß die Manufacturen schon zu Anfange des 17ten Jahrhunderts im größten Verfalle waren, und die Nation ihren sehr wichtigen auswärtigen Handel verlor.

Die Producte Spaniens sind: Wolle, Seide, Salz, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Quecksilber, Barilla, Reiß, Salpeter, Zucker, Mandeln, Oliven, Orangen, Limonien, Feigen, Weine, Branntwein und Früchte.

In Segovia und Leon wird jährlich ungefähr eine Million Arrobas feine Wolle gesammelt, und davon werden ungefähr achthundert tausend Arrobas an die Franzosen, Holländer und Engländer verkauft. Spaniens herrliche Weine, die gebrannten Wasser, die

Früchte, die Barilla u. s. w. werden sehr einträgliche Artikel für das Land. Aus dem Hafen von Barcelona werden vorzüglich Seidenzeuge, Mitteltücher und Baumwollenzeuge, ferner Weine, Branntwein, Mandeln, Nüsse und andere Erzeugnisse ausgeführt, wofür in demselben Hafen Lyoner Seidenzeuge, Strumpfwaaren von Nismes, verschiedene Arten von Stoffen und Baumwollenzeugen, deutsche Leinwand und getrockneter Stockfisch aus England, die Summe von ungefähr drei Millionen Plaster betragend, ankommen. Der Ausfuhrhandel Valencia's besteht hauptsächlich in Seide, Barilla, Soda, grober Wolle, getrockneten Früchten, Weinen und Branntwein, welchen letztern vorzüglich die Holländer abholen und nach der Normandie und Bretagne schaffen. Die Engländer verkaufen an die Spanier vorzüglich Tücher; die Franzosen Leinwand, Wollenzeuge, Stahlwaaren, Spezereien und dergl. Aus dem Hafen von Alicante führen die Spanier hauptsächlich getrocknete Früchte, Seide, Wolle, Barilla, Weine, castilianische Seife, Oliven, Safran, eine Art von Cochenille, welche grana genannt wird, und Salz aus, von welchem letztern die Engländer und Schweden jährlich über 300,000 Tonnen abholen, deren jede dreihundert Pfund enthält. Auch in den Häfen von Cartagena und Malaga ist sehr große Handelsgeschäftigkeit. Aus dem letztern werden vorzüglich Weine, getrocknete Früchte, Mandeln, Gerbersumach, Sardellen, Olivenöl u. s. w. ausgeführt. Cadix ist gleichsam das Emporium der alten und neuen Welt, so äußerst wichtig ist sein Handel. Im Jahre 1792 betrugen seine Exporten nach den beiden Indien die Summe von 276,000,000 Realen, und seine Importen über 700,000,000 Realen. Die Residenz Madrid ist zugleich eine bedeutende Handelsstadt, und kann als das Entrepot der inländischen und ausländischen Producte und des Geldverkehrs betrachtet werden. Sevilla hat einen beträchtlichen Handel in Oel und Orangen, die im Hafen von Cadix ausgeführt werden. Gibraltar ist, so wie die Insel Malta, das Emporium der Engländer für ihren Handel im mittelländischen Meere.

Fast der ganze Handel an den spanischen Küsten ist in den Händen der Franzosen, Holländer und Engländer.

Die spanischen Colonien siehe unter Südamerika und Philippinen.

O. Türkei.

Die Türken sind noch weit davon entfernt, ein Handelsvolk zu seyn, obgleich ihr Verkehr mit den Hauptnationen Europas, besonders mit Oesterreich, mit Frankreich, Italien, Großbritannien und Holland, durch die in der Türkei lebenden Armenier, Griechen und Juden, welche den Handel dieses Landes fast ganz in ihren Händen haben, keineswegs unbedeutend ist. Die vornehmsten Handelsstädte sind Constantinopel und Smyrna. Das letztere ist der große Markt des levantischen Handels, und Constantinopel ist vorzüglich im Handel mit Rußland beschäftigt. Es verbreitet die russischen Producte in den Häfen des mittelländischen Meeres.

Die Exporten von Constantinopel, einer Stadt, die unter einer weisen und thätigen Regierung so leicht der wahre Stapelplatz der Welt werden könnte, sind so unbedeutend, daß die großen Waarenquantitäten, welche für die Türkei eingeführt werden, fast ganz mit Gold und Diamanten bezahlt werden müssen. In ihrem Hafen holen die Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer und andere Nationen die Producte Polens, das Salz, den Honig, das Wachs, den

Tabak, die Butter der Ukraine, die Häute, den Talg, den Hanf, das Segeltuch, das Pelzwerk und die Metalle Rußlands und Sibiriens, und bringen dafür die Producte ihrer Länder. Diese Geschäfte werden gemacht, ohne daß die Türken im Geringsten einen Antheil daran haben.

P. Ungarn.

Ungarn hat eine geographische Lage, die den Handel sehr wenig begünstigt. Dennoch ist sein auswärtiger Handel keineswegs verächtlich. Die Exporten sind Wein, Tabak, Galläpfel, Spießglas, Allaun, Potasche, Hornvieh, Wolle, Eisen, Kupfer, Weizen, Roggen und Gerste. Die Importen können nur durch den Canal Oesterreichs und der Türkei geschehen, da die Regierung jeden andern Weg, welcher für sie gewählt werden könnte, verboten hat.

II. Asien.

Asiens Handel ist hauptsächlich innerer, aber er wird von den verschiedenen asiatischen Völkern, vornemlich Vorder- und Mittelasiens, in einem sehr weiten Umfange getrieben mittelst jener Karavanen (von einem Dichter die „Flotten der Wüste" genannt), in denen man zuweilen mehr als fünfzigtausend Kaufleute und Reisende vereinigt sieht, die Zahl der Kameele aber noch weit größer ist. Der Mittelpunkt der sehr weiten Circulation, welche die Waaren des Morgenlandes diesen Karavanen verdanken, ist hauptsächlich Mecca, welches dem Auge des Reisenden zu der Zeit, wo die Karavanen darin sind, einen so belebten Markt und eine solche Anhäufung von Kaufmannsgut darbietet, wie in keiner andern Stadt des Erdbodens gefunden wird. Ostindiens Mousseline und übrige Waaren, China's Producte, die sämmtlichen Gewürze des ganzen Morgenlandes, die Shawls von Kaschemir u. s. w. bringt der geduldige Rücken des Kameels nach Mecca, von wo aus sie auf dem asiatischen nicht nur, sondern auch auf dem afrikanischen Festlande verbreitet werden.

A. Arabien.

Die Araber, einst und ehe noch der Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt war, das erste Handelsvolk der Welt, haben jetzt einen ziemlich unbedeutenden Handel. Caffee, Aloe, Mandeln, Balsam von Mecca, Gewürze und Droguerien und ihre afrikanischen Importen an Myrrhen, Weihrauch und arabischem Gummi sind die Hauptartikel, welche sie ausführen.

B. Arabischer Meerbusen und rothes Meer.

Aus Masnah, der Hauptstadt Abyssiniens, werden ausgeführt Gold, Zibeth, Elephantenzähne, Rhinoceroshörner, Reiß, Honig, Wachs, Sklaven; und für diese Waaren und Menschen holt man hauptsächlich in Mocha und Jedda Baumwolle, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Moschus, Ingwer, Cardemomen, Kampfer, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Stahl, Kurkumei, Zinnober, Tabak, Schießpulver, Sandelholz, Reiß, Messerschmidswaaren, Waffen und eine Menge anderer Artikel europäischer Fabrikate.

Die Ausfuhr von Suez und Cossier besteht hauptsächlich in Korn.

C. Persien.

Wie glücklich auch Persiens geographische Lage für den Handel

ist, so treibt es ihn dennoch nur mit sehr geringer Emsigkeit und wenig Unternehmungsgeiste. Seine Exporten bestehen hauptsächlich in Pferden, Seide, Perlen, Brokaten, Tapeten, Baumwollenzeugen, Shawls, Rosenwasser, Wein von Schiras, Datteln, karamanischer Wolle, Gummi, Droguereien von verschiedener Art u. s. w.

Die vornehmsten Handelsstädte Persiens sind Bagdad, Bassorah, Bushire u. a.

Bagdad, einst der Centralpunkt eines glänzenden und ausgedehnten Handels, kann immer noch als der große Stapelplatz des Morgenlandes betrachtet werden, obgleich es jetzt bei weitem nicht mehr das ist, was es war. Von Bassorah werden die Erzeugnisse Arabiens, Indiens, Persiens und der asiatischen Inseln nach Bagdad geschafft, wo sie einen sehr guten Markt finden, und von wo sie in die übrigen Städte des türkischen Reichs verbreitet werden. Europa versorgt es, mittelst der arabischen Karavanen, mit Waaren jeglicher Art und auch mit den amerikanischen Erzeugnissen. Dagegen hat es nichts zu geben, als Datteln, Tabak und eine sehr mäßige Quantität wollner Stoffe, indem sein ganzer Export-Handel in der bloßen Verbreitung und dem Umsatze der Producte anderer Länder besteht.

Die Exporten von Aden sind Caffee, Elephantenzähne, Gold und verschiedene Arten von Gummi, wogegen es vorzüglich die ostindischen und chinesischen Producte einführt. Muscat, welches der Schlüssel von Arabien und Persien ist, hat einen sehr starken Handel mit dem brittischen Indien, Sumatra, der malaiischen Halbinsel, dem rothen Meere und der Ostküste von Afrika.

Bassorah ist durch seine vortheilhafte Lage eine Handelsstadt von bedeutender Wichtigkeit, und kann als der Stapelort des im persischen Meerbusen Statt findenden lebhaften ostindischen, persischen und arabischen Handels betrachtet werden. Sein Handel mit Ostindien ist sehr bedeutend, da es der Canal ist, durch welchen das osmanische Reich mit den Spezereien des Morgenlandes und mit den Manufacturwaaren der brittischen Besitzungen in Ostindien versorgt wird.

D. Asiatische Türkei.

Der vornehmste Hafen der Levante ist Smyrna, ein sehr bedeutendes Entrepot der Kaufmannsgüter des Morgenlandes und Abendlandes. Die Ausfuhrartikel der Levante sind: Caffee, Baumwolle, Wolle, Seide, Färberröthe, Kameel- und Ziegenhaare, Häute, Rosinen, Feigen, Perlen, Schmirgel, Wetzsteine, Galläpfel, Opium, Rhabarber und andere Droguereien. Angora schickt nach Smyrna durch Karavanen beträchtliche Quantitäten von Angoraziegenhaar und Shawls und aus demselben Materiale verfertigte Stoffe, und das Angorahaar wird in der Levante selbst und in Europa zu Kamelot verarbeitet, vorzüglich in England, Frankreich und Holland, deren Kamelotmanufacturen zum Theil Agenten in Angora selbst unterhalten, und durch diese ihre Käufe machen. Damask ist der Centralpunkt des Handels in Syrien und macht sehr große Geschäfte durch die Karavanen, welche vom Norden Asiens nach Mecca und von Bagdad nach Cairo gehen. Aleppo hat sehr viel Handelsverkehr mit Constantinopel, Bassorah, Bagdad, Damask und Skenderun oder Alexandrette, nach welchen Orten alljährlich Karavanen durch Aleppo gehen. Seine Exporten sind seine eigenen Seiden- und Baumwollenwaaren, die Shawls und Mousseline Ostindiens, die Galläpfel aus Kurdistan, Kupfer, Droguereien und Pi-

tazien. Alexandrette hat auch ziemlich bedeutenden Handel. Erzerum ist der Stapelplatz der Seiden- und Baumwollenwaaren, gedruckten Leinwand, Spezereien, des Rhabarbers, der Färberröthe und des ostindischen Zitwers.

E. Das brittische Ostindien und die malaiische Halbinsel.

In dem langen Zeitraume von viertausend Jahren sind die für den Handel wichtigen Producte Indiens dieselben geblieben; denn alle jene von den Alten erwähnten Artikel und Schätze Indiens sind es immer noch, welche die Nationen der übrigen Welttheile dort holen, nämlich Reiß, Indigo, Farbewaaren, Koschenille, Opium, Baumwolle, Seide, Apothekerwaaren, Zimmet, Cassia, Kokosnüsse und dergl. Der ostindische Handel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer unter der Leitung der ostindischen Compagnie.

Nächst den Engländern sind die Amerikaner der vereinigten Staaten die Nation, welche am ostindischen Handel den meisten Antheil hat.

Dänemark hat nur einen sehr unbeträchtlichen Handel mit Ostindien, und der, den Schweden mit ihm hatte, ist jetzt fast vernichtet, obgleich die schwedische ostindische Gesellschaft vor den neuesten großen Veränderungen in der Regierung dieses Landes und vor dem Durchgehen der Commutationsacte in England unter allen europäischen Handelsgesellschaften die am besten regulirte und in ihren Geschäften glücklichste war, nächst der englischen.

Portugals Handel mit den brittischen Besitzungen in Ostindien ist bedeutend, der spanische hingegen sehr gering.

Von Queda auf der malaiischen Halbinsel holt man Zinn, Reiß, Wachs, Fischmägen, und Haienflossen, zu Salangore, Pahang und Tringano Gewürznelken, Muskatnüsse, Pfeffer, Kampfer, Betel, Elephantenzähne, Goldstaub, Schildkrötenschaale, Zinn u. s. w. Von Malacca wird hauptsächlich Goldstaub ausgeführt.

F. China.

Der Handel, welchen China mit Europa, dem brittischen Indien, den vereinigten Staaten von Amerika, mit Cochinchina und Siam, mit Japan und den übrigen asiatischen Inseln treibt, ist sehr beträchtlich.

Die brittischen Importen in China sind theils die der ostindischen Compagnie, theils die von Privatkaufleuten. In den Jahren 1781 bis 1791 hatte die Compagnie für 3,471,521 Pfund Sterling Waaren und für 3,588,264 Pfund Sterling ungemünztes Metall eingeführt, in den Jahren von 1792 bis 1809 für 26,502,338 Pf. Sterl. Waaren und für 2,466,946 Pf. St. ungemünztes Metall. Die Exporten aber, welche die Compagnie nach England machte, betrugen in den Jahren 1793 bis 1810 mit Einschluß der Abgaben, Fracht u. s. w. 41,203,422 Pf. Sterl. und sie wurden verkauft für 57,896,274 Pf., so daß die Compagnie daran einen Bruttogewinn von 16,692,852 Pf. hatte.

Aus dem brittischen Indien führte die Compagnie in den Jahren 1802 bis 1806 in China ein für 65,736,731 Sikka Rupien Waaren und für 241,471 Sikka Rupien ungemünztes Metall, und ihre Exporten aus China ins brittische Indien betrugen 26,651,894 Sikka Rupien an Waaren und 26,995,003 Sikka Rupien ungemünztes Silber. Was von andern englischen Kaufleuten in China eingeführt

wird, beträgt wahrscheinlich eine halbe Million Pfund Sterling jährlich. Die Importen der übrigen Nationen Europa's nach China bestehen hauptsächlich in ungemünztem Gold, wofür Thee genommen wird. Da dieser Thee aber an sie durch das Medium Englands und der Vereinigten Staaten kommt, so ist der Verkehr derselben mit China nur unbedeutend.

Mit Siam, Cambodia, Cochinchina, den asiatischen Inseln und Japan hat China einen sehr lebhaften Verkehr, in der neuern Zeit auch mit Rußland, und zwar sowohl zu Lande als zu Wasser.

Die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Spanier und Amerikaner haben zu Canton Factoreien, und die Portugiesen zu Macao eine Niederlassung.

G. Siam und Tonquin.

Aus Siam und Tonquin werden ausgeführt Zinn, Elephantenzähne, Diamanten und andere Edelsteine, Goldstaub, Kupfer, Salz, Betel, Pfeffer, Wachs, Seide, Bauholz und lackirte Waaren, und der Handel dieser beiden Länder ist hauptsächlich in den Händen der Chineser und Portugiesen.

H. Cochinchina.

Der cochinchinesische Handel ist größtentheils in den Händen der Chineser. Die Ausfuhrartikel sind Zucker, Seide, Gold, Betelnüsse, Schwarzholz, Japanholz, Büffelhörner, getrocknete Fische, Fischhäute und Kandyzucker, welcher letztere für den besten gehalten wird, den es gibt.

I. Japan.

Seit Vertreibung der Portugiesen aus Japan ist der Handel dieses Reiches fast blos innerer. Die einzigen Ausländer, mit welchen die Japaner noch einigen Verkehr haben, sind die Chineser und die Holländer, und auch diese sind auf den Hafen von Nangasaki beschränkt.

Die Chineser versorgen die Japaner mit Reiß, Porzellan, Zukker, Ginseng, Elfenbein, Seidenstoffen, Nanking, Blei, Zinnplatten, Alaun und dergl., und holen dafür Kupfer, Kampfer, Lack, lackirte Waaren, Perlen, Meerkohl und eine metallische Composition, Sowas genannt, welche aus Kupfer und einer kleinen Quantität Gold besteht. Die Holländer holen hauptsächlich Kupfer, Kampfer, Lack, lackirte Waaren. Nur zwei holländische und zwölf chinesische Schiffe dürfen jährlich im Hafen von Nangasaki einlaufen. Nach Ankunft eines Schiffs und vorgängigen Ceremonien werden die Waaren ans Land geschafft. Dann kommen die kaiserlichen Beamten (denn der Handel mit dem Auslande ist Monopol des Kaisers), untersuchen die Güte und Quantität der Waaren, berathschlagen mit einander, und bestimmen den Preis der einheimischen Waaren, welche dagegen verlangt werden. Die Ausländer müssen entweder diese Bedingungen eingehen, oder die Waaren, welche sie gebracht haben, behalten. In den Besitz ausländischer Waaren kommen die japanischen Kaufleute erst dadurch, daß sie dieselben dem Kaiser abkaufen.

In Verfertigung der Seiden- und Wollenzeuge, des Porzellans und der lackirten Waaren stehen die Japaner nicht unter den Europäern. Auch in Stahlarbeiten stehen sie auf einer hohen Stufe. Die japanischen Säbel und Dolche sind unvergleichlich, und werden vielleicht

einzig von Damascenersäbeln übertroffen. Auch im Poliren des Stahls und aller anderen Metalle sind sie sehr geschickt. In der Kunst des Lackirens und Firnissens kommt ihnen keine einzige Nation des Erdbodens gleich, und ihre feinern Porzellane übertreffen die chinesischen bei weitem. Die gröbern nehmen sie selbst aus China.

Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hatten die Engländer ebenfalls mit Japan zu handeln begonnen, allein die portugiesischen Missionäre und später auch die Holländer wußten durch Verleumdungen die Regierung gegen sie einzunehmen. Im Jahre 1673 ward der Versuch einer Erneuerung jenes Handels abermals durch die Holländer vereitelt, welche die Japaner darauf aufmerksam machten, daß der König von England (Carl II.) die Infantin von Portugal zur Gemahlin habe. Die Portugiesen waren damals schon aus dem Lande vertrieben, und der Haß der Japaner gegen die Ränke ihrer Jesuiten unversöhnlich. Wegen der großen Vortheile, welche der Handel mit Japan England gewähren zu müssen schien, machte es einen dritten Versuch 1699, und instruirte die Factorei zu Canton, mit Japan, wenn es nur irgend möglich sey, durch das Medium von China wieder in Verbindung zu treten. Indeß das Resultat davon befriedigte die Erwartungen bei weitem nicht, und seitdem ist auf alle weiteren Versuche verzichtet worden. Blos im Jahre 1813, als Java Großbritannien unterworfen ward, hatte die ostindische Compagnie wieder einen kleinen Verkehr mit Japan, indem sie für 298,150 span. Thaler Waaren hinschickte und dafür japanische erhielt, welche sie für 342,126 spanische Thaler verkaufte. Die im J. 1805 unter Krusenstern nach Japan gegangene russische Gesandtschaft war in ihrem Bestreben nicht minder unglücklich, als es die englischen gewesen waren.

K. Die asiatischen Inseln Amboina, Banca, die Bandainseln, Java, Sumatra, Borneo u. s. w.

Von Amboina werden Gewürznelken ausgeführt, deren Anbau einzig auf diese Insel zu beschränken die Holländer sich sehr viele Mühe gaben, zu welchem Behuf sie auf den benachbarten Inseln alle Gewürznelkenbäume ausrotteten. Noch jetzt macht die Regierung von Amboina mit einem zahlreichen Gefolge alljährlich eine Reise auf die übrigen holländischen Inseln, ausschließend zu dem Zweck der Ausrottung junger Bäume.

Banca ist wegen seiner Zinnbergwerke berühmt und die Ausfuhr dieses Zinns nach China ist sehr bedeutend, da die Chineser es wegen seiner Hämmerbarkeit dem englischen vorziehen. Ungefähr vier Mill. Pfd. Zinn werden alljährlich aus diesen Bergwerken gewonnen.

Die Bandainseln erzeugen Muscatnüsse und Macis.

Die Stapelartikel des Exports von Batavia, dem Emporium, wo alle Waaren der holländisch-ostindischen Compagnie niedergelegt werden, sind Pfeffer, Reiß, Caffee, Zucker, Baumwolle und Indigo. Sechs und eine Viertel Million Pfund Pfeffer, die theils auf der Insel selbst wachsen, theils von Sumatra, Bantam, Borneo und den übrigen Inseln hieher gebracht werden, werden jährlich in den Niederlagen der Hauptstadt aufgespeichert, und sie ist das Pfeffermagazin für den ganzen Erdkreis. Auch sind sowohl Caffee als Zucker in den letztern Jahren, jedes in der Quantität von zehn Millionen Pfund und darüber, erbauet worden.

Borneo hat außer dem Pfeffer Gold in Staub und in Barren, Wachs, Sago, Kampfer, welcher letztere von Borneo in vorzüglicherer

Güte kommt, als von irgend einer andern Insel. Außer den Engländern haben die Chineser hier einen lebhaften Handel.

Ceylons Ausfuhrartikel sind Zimmet, Pfeffer, Caffee, Tabak, Betel, Kokosnüsse, Droguereien, Bauholz, Perlen, Edelsteine, Korallen u. s. w.

Von den Philippinen sind die vornehmsten Manilla, Magindanao und Mindano. Aus ihnen werden ausgeführt: Indigo, Zucker, Seide, Goldstaub, Quassia, Pfeffer, Schildkrötenschaale, Wachs, Edelsteine, Silber als Waare, Sago und Tabak. Der Handel der Philippinen mit China und Südamerika ist beträchtlich. Manilla producirt Zucker, Tabak, Indigo. Von allen asiatischen Tabaken ist der von Manilla der beste.

Die Prinzwalesinsel ist wegen ihrer centralen Lage zwischen Indien, China und den östlichen Inseln nicht ohne einen bedeutenden Handel, und ihre Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Benzoe, Pfeffer, Betelnüsse, Spezereien, Metall, ostindischer Zink, Koschenille, Adlerholz, Japanholz, Elephantenzähne, Zucker, Silber als Waare.

In den Häfen von Sumatra, nämlich Achin, Sinkell, Tappanuly, Natal, Padang, Mocomoco, Benkulen, Palembang und Pedir, wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Die vornehmsten Exporten sind Goldstaub, Betel, Benzoe, Pfeffer, Kampfer, Japanholz, Schwefel, spanisches Rohr, Wachs, Gummilak, Spezereien, Zinn u. s. w.

III. Afrika.

Keines von den Continenten der alten Welt hat eine dem Handel so günstige Lage, wie Afrika. Allein der Mangel an schiffbarer Flüssen und die unermeßlichen Sandwüsten, durch welche Afrika's fruchtbare Regionen von einander gesondert werden, bilden ein unübersteigliches Hinderniß einer solchen Ausdehnung des Handels, wie sie der großen Fruchtbarkeit dieses Welttheils entspräche.

Außer dem innern Handel hat der afrikanische Handel seine Quellen blos in folgenden Ländern: in Aegypten, in den Barbaresken staaten, an der Westküste, im Innern von Guinea, in der Nähe der Flüsse Gambia, Niger und Senegal, am Vorgebirge der guten Hoffnung, in den Niederlassungen der Portugiesen an der Ostküste, und an den Küsten des rothen Meers.

Der innere Handel ist Karavanenhandel. Die afrikanischen Karavanen bestehen aus fünfhundert bis zweitausend Kameelen. Die drei Hauptländer, von wo sie ausgehen, sind Marocco, Fetz und Aegypten. Die Hauptartikel des afrikanischen innern Handels sind Salz, Gold und Sklaven. Die Producte dieses Erdtheils sind sehr mannigfaltig. Zu den vornehmsten gehören: Gold, Elephanten- und Hippopotamuszähne, Rhinoceroshörner, Weihrauch, Gummi und Droguereien, Schildkrötenschaale, Palmwein, Orangen von vorzüglichster Güte und dergl. Die Engländer holen an den Küsten Goldstaub, Elephantenzähne, Kauris oder Schlangenköpfe, Muscheln, Pfeffer, Wachs, Hirse und Palmenöl. Die Portugiesen holen von der Ostküste Bernstein, Ambra, Columbowurzel, Kauris, Elephantenzähne, Hippopotamuszähne, Schildkrötenschaale, Elephantenhaar, Gold und Rhinoceroshörner.

Die vornehmsten Handelsplätze auf der Ostküste sind Natal, Soffala, Qualimane, Mozambique, Querimba, Qui-

loa, Mombaza, Melinda, Brava, Mogadoxa, Berbera, Zeila und Adel. Qualimane, Mozambique und Melinda sind portugiesische Niederlassungen; Adel, Zeila, Berbera und Brava sind sehr wichtige Handelsorte, aus denen man vorzüglich Goldstaub, Elfenbein und Weihrauch holt, wofür die arabischen und ostindischen Producte hingebracht werden.

Zwischen den brittischen Niederlassungen in Ostindien und Mozambique ist der Handel beträchtlich und die Engländer holen Elephanten- und Hippopotamuszähne, Schildkrötenschaalen, Droguereien, Kauris, Gold u. s. w.

A. Die Barbareskenstaaten.

Der Handelsverkehr der Barbareskenstaaten mit den Europäern ist sehr unbedeutend und schwankend, und die wenigen Geschäfte, die gemacht werden, sind hauptsächlich in den Händen der Franzosen, der Britten und der Amerikaner. Folgendes sind die Exporten derselben: Olivenöl, Wachs, Wolle, Weizen, Gummi, Mandeln, Datteln, aromatische Sämereien, Elfenbein, Leder, Häute und Straußenfedern.

Aber einen desto beträchtlichern Handel haben die Barbareskenstaaten mit Arabien, Aegypten und dem Innern von Afrika, selbst mit Tombuktu, welches als das Emporium des Innern von Afrika zu betrachten ist. Auch mit Mecca, Cairo und Alexandrien handeln sie durch Karavanen.

Die vornehmsten Handelsstädte der Barbareskenstaaten sind Algier, Tunis, Tripoli, Sallee und Agadez oder Santa Cruz.

Vor der französischen Revolution war der Handel von Algier ganz in den Händen einer Gesellschaft von französischen Kaufleuten zu Marseille, welche zu Erleichterung ihrer Geschäfte mit den Barbaresken ordentliche Niederlassungen in den Häfen Bona, La Cala und Il Col hatten. Allein im Jahre 1806 erhielt der Dey von Algier von England 50,000 Dollars ausgezahlt, und trug dafür den Besitz jener Häfen auf England über.

Die vornehmsten Häfen für die algierschen Exporten sind Bona und Oran.

Tunis ist der ansehnlichste Handelsstaat in der Barbarei. Seine vornehmsten Häfen sind Biserta, Susa und Soliman.

Tripoli hat wenig Handel, und seine Exporten bestehen hauptsächlich in Saffran, Asche, Sennesblättern und Färberröthe. Auch der Handel von Marocco und Sallee ist nur unbedeutend. Agadez oder Santa Cruz ist der südlichste Hafen von Marocco und war einst der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Verkehrs. Fez ist ein solcher Mittelpunkt jetzt noch zwischen den Häfen Marocco's, dem mittelländischen Meere und Inneren von Afrika.

B. Vorgebirge der guten Hoffnung.

Mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Handel für Großbritannien äußerst vortheilhaft. Im J. 1809 betrug die Importe englischer Waaren über 330,000 Pfd. Sterl., dagegen sich die Exporten der Colonie, insbesondere Capwein, nicht auf 6000 Pf. beliefen.

C. Aegypten.

Aegypten, welches wegen seiner ungemein glücklichen Lage im

Mittelpunkte von drei Welttheilen, von der Natur ganz dazu geschaffen scheint, auch der Mittelpunkt des Handels dieser drei Welttheile zu seyn, hat seinen hohen Rang unter den Handelsvölkern, den es ehedem hatte, ganz verloren, seitdem es aufgehört hat, der Canal für den Handel nach Indien zu seyn. Indeß hat es immer noch einen sehr bedeutenden inländischen Handel, der bis in das Innere von Afrika reicht. Dahin gehen aus Aegypten jährlich drei Karavanen ab. Eine geht nach Sennaar, und sammelt die Producte dieses Landes und Abyssiniens. Eine andere geht nach Darfur, und die dritte hat Fez zu ihrem Ziele, wohin die Producte von Bornou und allen längs des Nils liegenden Ländern gebracht werden. Verschiedene Karavanen sind damit beschäftigt, für ägyptische Producte die ostindischen und arabischen zu holen. Die beträchtlichste von allen aber ist die, welche aus den vereinigten Karavanen Abyssiniens und des westlichen Afrika's besteht und alljährlich nach Mecca geht.

Die Exporten Aegyptens sind Mocca-Caffee, Reiß, Korn, Myrrhen, Weihrauch, Opium, Datteln, Perlmutter, Elfenbein, verschiedene Arten von Gummi und Droguereien, Häute, Wachs u. s. w., und diese gehen meist nach Constantinopel, den Barbareskenstaaten, Großbritannien, Venedig und Marseille. Die größten Handelsstädte sind Cairo und Alexandrien. Cairo hat die zwei Häfen Rosette und Damiette.

D. Die afrikanischen Inseln.

1. Die Azoren.

Die Azoren erzeugen als Ausfuhrartikel Wein und Früchte. Die jährlichen Weinexporten belaufen sich auf ungefähr 20,000 Pipen, und werden von den Engländern und Amerikanern hauptsächlich nach Ost- und Westindien geschafft. Die azorische Insel St. Michael verkauft an England und die vereinigten Staaten jährlich 60,000 bis 80,000 Schachteln voll Orangen. Die Orangen der Insel Pico sind von ganz besonderer Güte. Auch liefert sie ein sehr schönes Holz, welches ziemlich dem Mahagony gleichkommt.

2. Die Canarien.

Die Hauptproducte der Canarien sind Orseille im rohen Zustande, Rosenholz, Branntewein und Canarienwein. Der letztere geht hauptsächlich nach Westindien und England, in welchem letztern Lande er stets für Madeirawein verkauft wird, von dem er auch wirklich, sobald er ein Alter von zwei oder drei Jahren hat, kaum zu unterscheiden ist.

3. Die capverdischen Inseln.

Der Handel der capverdischen Inseln ist höchst unbedeutend. Ihre Exporten sind Orseille im rohen Zustande und grobe Baumwollenzeuge für die Afrikaner.

4. Madeira.

Das Hauptproduct der Insel Madeira ist ihr köstlicher Wein, welcher in fünf Arten, je nach dem Markte, für welchen man ihn bestimmt, eingetheilt wird. Die vorzüglichste Art heißt London particular. Der für den Londoner Markt bestimmte folgt ihm zunächst. Wieder von geringerer Güte ist der für den indischen Markt bestimmte. Der nach Amerika gehende hat den

vierten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den vom fünften Range.

Die Engländer und Amerikaner haben mit dieser Insel einen sehr beträchtlichen Handel. Die Engländer holen von ihrem Wein jährlich mehr als siebentausend Pipen, die Amerikaner der Vereinigten Staaten ungefähr dreitausend Pipen.

5. Bourbon.

Die Producte der Insel Bourbon sind Caffee, Gewürznelken, weißer Pfeffer, Baumwolle, Gummi, Benzoe und Aloe. Ihr Handel beschränkt sich fast ganz auf Madagaskar, Isle de France, die Comoro-Inseln und die Niederlassungen der Araber an der Ostküste von Afrika.

6. Isle de France oder Mauritiusinsel.

Isle de France exportirt Caffee, Indigo, Baumwolle, Zucker, Gewürznelken, Muscatnüsse, Ambra u. dergl.

7. Madagaskar.

Die Ausfuhrartikel von Madagaskar sind Kauris, Betelnüsse, Dammer, Wachs, Kokosnüsse und Korn.

IV. Amerika.

Amerika ist von einer solchen Gestaltung seiner Küsten, daß es dadurch alle die Vortheile der Lage für den Handel hat welche die alte Welt oder die ganze zweite Hemisphäre besitzt, ohne daß sich mit diesen Vortheilen das große Hinderniß jener ungeheuern Continentmassen verbindet, welche eben so weit entfernt vom Meere, als arm an schiffbaren Flüssen sind, dergleichen Massen vornehmlich Afrika und die unermeßlichen Strecken der asiatischen Tatarei und Sibiriens darbieten. Der Meerbusen von Mexico ist für die neue Welt dasselbe, was das mittelländische Meer für die alte ist, da er ein sehr weites Feld ergiebigen Seehandels mit den ihn rings umfassenden fruchtbaren Ländern eröffnet. Die westindischen Inseln stehen an Zahl, Größe und Werth bloß denen des ostindischen Archipelagus nach, und wenn dereinst größerer Anbau des Nordens von Amerika die Strenge des Clima's in demselben bedeutend vermindert haben wird (was aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen muß), so werden ohne Zweifel die Hudsonsbay und die sehr zahlreichen Einfahrten in dieselbe für den Handelsverkehr in diesem Erdtheile eben so beförderlich werden, als es das baltische Meer dem Handel der europäischen Länder ist. Aber den Reichthum an schiffbaren Flüssen anlangend, so hat durch ihn sowohl der Norden als der Süden Amerika's einen unendlich großen Vorzug vor allen übrigen Erdtheilen. Die lange Kette von großen Seen und die Menge schiffbarer Flüsse in Nordamerika sind bereits der Schauplatz eines sehr lebhaften Verkehrs. Die Binnenländer Südamerika's, das mit Ausnahme der sehr schmalen Landzunge, durch die es mit Nordamerika zusammenhängt, rundum vom Meere umgeben ist, werden durch Flüsse, welche durch das Einströmen einer großen Menge anderer Flüsse bis zu einer riesenmäßigen Größe anwachsen, sehr zugänglich gemacht. Diese Flüsse durchschneiden in einer so mannigfaltigen Richtung das Land, daß vom la Platastrome an bis zum Meerbusen von Darien eine binnenländische Schifffahrt zu Stande ge-

bracht werden kann, fast ohne daß dabei im mindesten hülfreiche Hand der Industrie und Kunst erfodert wird. Indeß bleibt der Kunst immer noch, wenn Amerika's Handelsverkehr allen den Umfang bekommen soll, den man wünschen muß, ein sehr großes und belohnendes Werk übrig, nämlich eine Durchgrabung des eben erwähnten schmalen Isthmus von Darien, wodurch, wenn der Canal Breite und Tiefe genug bekäme, um auch den größern Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, eine Gemeinschaft des stillen Oceans mit dem atlantischen Meere bewirkt würde, deren Vortheile gar nicht zu berechnen sind. Die Vereinigten Staaten, denen der daraus für sie entspringende Vortheil sehr klar einleuchtete, erboten sich nach Brissots Versicherung schon vor längerer Zeit dazu, jene Durchgrabung auf ihre eigenen Kosten zu veranstalten, wenn der Hof zu Madrid seine Einwilligung dazu geben wollte. Hr. v. Humboldt bezeichnet drei Stellen als die zu Ausführung eines solchen Entwurfs passendsten. Im dritten Bande von Pinkertons Geographie lies't man ebenfalls über denselben Gegenstand zwei Aufsätze eines sehr unterrichteten spanischen Reisenden. Die Ausführbarkeit ist bereits vor dem Unterhause des brittischen Parlaments durch die Deduction des Herrn Bryan Edwards, und durch die vor einer auserwählten Comité geschehene Zeugenabhörung bewiesen worden. Die Natur selbst scheint die Hand zur Ausführung eines solchen Plans haben bieten zu wollen; denn gerade hier unterbricht sich die lange Kette der Anden, und das Herabströmen des Regenwassers von den Bergen würde dem Canale ebenfalls sehr nützlich seyn. Die ganze Ebene, durch welche sich hier die Andenkette zieht, ist bloß thoniger Boden, und zwei Flüsse, die gerade diesseits und jenseits der Richtung derselben folgen, würden die ausgeworfene Erde leicht mit ihrem Strome wegführen.

1. Nordamerika.

a) Die vereinigten Staaten.

Die Geschwindigkeit der Vorschritte, welche die Vereinigten Staaten im Handel und in der Schifffahrt gemacht haben, ist wahrhaft beispiellos. Kaum ist dieses Volk auf dem Ocean erschienen, und bald gibt es keine Küste des Erdbodens mehr, mit welcher nicht seine Seefahrer schon vertraut geworden. Während man sie mit ihren bewundernswürdig leichten Schiffen an den sämmtlichen atlantischen Küsten bis zum Cap Horn hinab, von wo sie dann sich in die weite Südsee wagen, das Meer bedecken sieht, dringen sie anderer Seits selbst bis hinauf zum Eise des Nordpols, und bis in die tiefen Einfahrten der Hudsonsbay und der Davisstraße. Die entferntesten und stürmischsten Meere, das weiße, das baltische, das rothe Meer, der persische Meerbusen, die ostindischen und chinesischen Meere sind von ihren Flaggen bedeckt. Selbst die kaum noch bekannt gewordenen Küsten der ganzen südlichen Hemisphäre, und sowohl die Westküsten von Amerika als die Ostküsten von Asien werden von ihnen besucht. Gleichsam mit der Geschwindigkeit des Vogelfluges sieht man sie hin- und hersegeln von einer Extremität des Erdkreises bis zur andern.

Die Producte, welche dieses blühende Land ausführt, sind hauptsächlich: Mehl, indianisches Korn, Reiß, Flachs oder Leinsaamen, Baumwolle, Tabak, Potasche und Perlasche, Schiffbauholz, Stabholz, Mundvorräthe für die Schiffe, Holz, Pelzwerk, Myrtenwachs, Bienenwachs, animalische Producte und Fische.

Die vornehmsten Handelsstädte der vereinigten Staaten sind: Neu-York, Boston, Baltimore, Philadelphia, Charlestown, Savannah, Pittsburgh und Neu-Orleans. Pittsburgh ist das Entrepot des Handels der östlichen und westlichen Staaten. Neu-Orleans, welches, wenn erst die westlichen Staaten ihren gehörigen Organismus haben, wahrscheinlich das große Emporium des amerikanischen Handels werden wird, hat einen sehr bedeutenden Handel mit Havannah und Mexico in Zucker, Indigo, Tabak, Baumwolle, Reiß, Pelzwerk, Hornvieh u. s. w. Charlestown hat lebhaften Handel mit Europa und Westindien. Neu-York versorgt hauptsächlich die westindischen Colonien mit Mundvorräthen.

b) Die beiden Canada's, Neuschottland und Neubraunschweig.

Der Handel der beiden Canada's war lange auf das bloße Product der Fischereien und auf den Pelzhandel beschränkt. Aber in Folge der höheren Vervollkommnung des brittischen Colonialsystems, und des Embargo's, welches während des letzten Krieges auf den Handel Amerika's gelegt ward, hat er sich auf eine staunenswürdige Weise gehoben.

Die Ausfuhrartikel der Canada's sind Weizen, Mehl, Korn, Zwieback, Proviant, Fische, Eichstämme und Fichtenstämme, Stabholz, Mastbäume, Bauholz, canadischer Balsam, Sprossenbier, Pot- und Perlasche, Gußeisen, Pelzwerk und Häute, Bibergeil, Ginseng u. s. w.

Ihren Haupthandel haben die beiden Canada's mit den westindischen Colonien der Britten und mit dem Mutterlande; doch auch mit den Vereinigten Staaten machen sie viele Geschäfte durch die Schifffahrt auf dem St. John.

Der Handel, welchen sie mit den Indianerstämmen haben, ist bloßer Tauschhandel.

Neuschottland und Neubraunschweig haben fast ganz dieselben Ausfuhrartikel wie die Canada's.

2. Südamerika.

Der Handel Südamerika's hat sehr mannigfaltige Gegenstände; doch gehören die hauptsächlichsten unter die Categorie der mineralischen und der vegetabilischen Erzeugnisse der Erde.

Die mineralischen Schätze Südamerika's sind unermeßlich. Gold und Silber waren im sechzehnten Jahrhunderte in solcher Menge vorhanden, daß das Registerschiff, welches alljährlich mit ihnen nach Spanien abging, fünf und zwanzig Jahre lang jedes Jahr allein von Peru dreizehn Millionen Stücke von Achten (pieces of eight) nach Spanien gebracht haben soll, ungerechnet das übrige, was in Barren mitging. Diese kostbaren Metalle werden in ganz Peru, Chili und den oberen Theilen von Tukuman gefunden, vorzüglich in den Cordilleren; doch außer dem Gold und Silber fehlt es auch in eben dieser unermeßlichen Gebirgskette nicht an Kupfer, Blei, Eisen und Platina.

Die Bergwerke Südamerika's sind sehr zahlreich; die reichsten und berühmtesten jedoch sind die der Provinz las Charcas, innerhalb des Gebiets des Vicekönigreichs Buenos-Ayres. Der Gold-

gruben sind dort dreißig, der Silberbergwerke sieben und zwanzig, der Kupferbergwerke sieben, ein Zinnbergwerk und sieben Bleibergwerke.

Die ergiebigsten dieser Bergwerke sind die zu Potosi, die unfern dem Orte liegen, wo der Platafluß entspringt. Acosta erzählt, daß während der vierzig Jahre, wo diese Gruben bearbeitet wurden, das Product derselben sich auf die ungeheure Summe von 12,000 Millionen Stücken von Achten belief, in welcher Berechnung freilich ohne Zweifel viel Uebertreibung ist. Indeß geht aus den öffentlich abgelegten Rechnungen hervor, daß von Zeit der Entdeckung Amerika's an bis zum Jahre 1538 das dem Könige zukommende Fünftel des aus den Minen von Potosi gewonnenen und registrirten Silbers sich auf 395,619,000 Dollars belief, so daß mithin, da seit der Entdeckung Amerika's erst 39 Jahre verflossen waren, auf jedes Jahr 41,255,043 kommen, mit Ausschluß der beträchtlichen Quantitäten, welche ohne allen Zweifel heimlich und ohne Abgabenzahlung aus dem Lande geschafft worden sind, und derer, welche zu Verfertigung silberner Gefäße, Geräthschaften und Denkmäler für die Klöster und Kirchen verwendet worden sind, welche sich auf eine ungeheure Summe belaufen müssen, da alle der Religion geweihten Anstalten im Lande, und insbesondere in der Stadt Potosi, an Silbergeräth einen sehr großen Reichthum haben. Allein das Product dieser Bergwerke ist seitdem, sey nun die Ursache davon die Erschöpfung der Minen selbst oder die fehlerhafte Leitung des Bergbaues, ein unendlich viel geringeres gewesen.

Die übrigen Ausfuhrartikel von Südamerika sind indeß, wie sehr auch von den Spaniern und Portugiesen ihr Hauptaugenmerk auf die Gewinnung des Goldes und Silbers und der übrigen kostbaren Metalle gerichtet wird, immer auch sehr bedeutend und gewinnbringend. Die vornehmsten sind folgende: Koschenille, Indigo, Kokosnüsse, peruvianische Fieberrinde, Häute, Ochsenhörner, Talg, Wachs, Baumwolle, Wolle, Flachs, Hanf, Tabak, Zucker, Caffee, Ingwer, Piment, Jalappe, Sassaparille, Ipekakuanha, Guajak, Drachenblut und verschiedene andere arzneiliche Gummi, Färbehölzer, Ebenholz, Mahagony, Smaragde, eine Menge verschiedener Arten von Balsamen u. dergl.

Die vornehmsten Handelsstädte des spanischen Amerika's sind: Buenos-Ayres, Mexico, Lima, Guatimala, Cartagena, Vera-Cruz, Caraccas, Potosi und Acapulco. Buenos-Ayres war im Besitz des Transitohandels der sämmtlichen spanischen Besitzungen in Amerika und vor dem Ausbruche der Revolution das Emporium für den Handel des Mutterlandes und seiner Colonien. Die Hauptquelle des Gewinns für Caraccas sind die Kakaopflanzungen, welche es in seinen Umgebungen hat, und welche beinahe zwei Drittel der Kakaobohnenquantität hergeben, die in Europa verzehrt wird. Die Häute und Felle, welche ebenfalls ausgeführt werden, haben den Vorzug vor denen von Buenos-Ayres, und das reichhaltige Kupfererz, welches in den Bergwerken von Aroa gefunden wird und in Cadiz unter dem Namen des Caraccaskupfers bekannt ist, ist noch weit vorzüglicher, als selbst das schwedische oder das von Coquimbo in Chili. Guatimala ist sehr berühmt wegen seines Indigo's, der hinsichtlich der Härte, des Glanzes und des Gewichts große Vorzüge hat, wovon die Ursache die seyn soll, daß die Spanier ihn unter Wetterdächern trocknen, und nicht in Säcken, die im Sonnenschein aufgehängt werden. Acapulco oder los

Leyes, eine Hafenstadt Neuspaniens, hat einen beträchtlichen Handel mit den Philippinen und den Küsten von Quito und Peru. Nach der philippinischen Insel Manilla wird alljährlich eine Gallione gesandt, die mit Silber, Koschenille, Kakao, Baumöl, spanischer Wolle und Spielsachen aus Europa befrachtet ist, wogegen sie von dort Mousseline, gedruckte Leinwand, Seidenzeuge, chinesische Waaren, Spezereien, Gewürze, Edelsteine und Juwelen mitnimmt.

Der innere Handel der spanischen Colonien in Amerika, vornehmlich zwischen Buenos-Ayres und Peru u. Chili, ist sehr beträchtlich. Der mit den Indianerstämmen besteht hauptsächlich im Tauschhandel, da man ihnen Aexte, Messer, Scheeren, Säbel, Halsschnuren, Spiegel und grobe Wollen- und Baumwollenzeuge zuführt und dafür die Producte des Landes nimmt, vorzüglich den bekannten Paraguaythee und einiges feine Pelzwerk.

Die portugiesische Besitzung in Südamerika ist Brasilien, das drei große Handelsstädte hat: Rio Janeiro, Bahia oder St. Salvador und Pernambuco. Die Ausfuhrartikel Brasiliens sind vornehmlich Baumwolle, Indigo, Zucker, Caffee, Reiß, Tabak, Talg, Mahagony, peruvianische Fieberrinde, Ipekakuanha, Felle, Nutrihäute, Gold, Kokosnüsse, Vanille, Diamanten, Topase, Chrysolith und andere Edelsteine, und eine große Mannigfaltigkeit von Färbehölzern, Balsamen und Gummi.

Seit der Verlegung des portugiesischen Hofes nach Brasilien hat der Handel Großbritanniens mit den transatlantischen Besitzungen Portugals eine erstaunliche Ausdehnung bekommen, und der größte Theil des brasilischen Handels und auch des Handels mit Portugal selbst ist gegenwärtig in den Händen der Engländer.

Die englischen, holländischen und französischen Besitzungen in Südamerika sind Demerary, Berbice, Essequebo, Cayenne und Surinam.

Aus Cayenne werden ausgeführt: Pfeffer, Annotto, Zucker, Baumwolle, Caffee und Kakao; die Producte von Berbice sind: Rum, Zucker, Baumwolle, Kakao u. s. w.; die von Demerary, Surinam und Essequebo: Zucker, Rum, Baumwolle, Caffee und Zuckersyrup.

3. Westindien.

Die vornehmsten jener Inseln, welche das eigentliche Westindien ausmachen, sind Cuba, St. Domingo oder Hayti, Jamaica, Barbadoes, Dominica, St. Christoph oder St. Kitts, Curaçao und Guadeloupe. Sie haben alle ziemlich dieselben Producte, nämlich Zucker, Caffee, Wachs, Ingwer und andere Gewürze, Mastix, Aloe, Vanille, Quassia, Maniok, Mais, Kakao, Tabak, Indigo, Baumwolle, Zuckersyrup, Mahagony, langen und schwarzen Pfeffer, lignum vitae, Kampescheholz, Gelbholz, Gummi, Schildkrötenschaalen, Rum, Piment u. s. w. Ehe St. Domingo oder Hayti zu einem unabhängigen Negerreiche erhoben ward, war es die Niederlage der Waaren von Havannah, Vera-Cruz, Guatimala, Cartagena und Venezuela; seitdem aber ist Jamaica das Magazin aller aus dem Meerbusen von Mexico kommenden Waaren geworden. Trinidad ist der Centralpunkt des Schleichhandels mit Cumana, Barcelona, Margarita und Guiana.

Weltkugel, s. Globus.

Weltpol, s. Pol.

Weltumsegler. Die Reihe der kühnen Männer, welche auf Columbus Bahn, von dem Compaß und ihrem Muthe geleitet, das Weltmeer von Osten nach Westen durchschifften, und in dieser Richtung endlich wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, eröffnete der Portugiese Magellan (von 1519 — 1521). Diesem Beispiel und seinem Wege, durch die Magellanstraße oder um das Cap Horn herum in die Südsee, sind Spanier (Fuca, Mendaina, Quiros u. A. bis auf Malaspina), Franzosen (Bougainville, La Peyrouse, s. d. Art. u. A. m.), Holländer (Baarents, Heemskerk, Hertoge, Tasman, Roggewein), Engländer, Russen (Deschnew bis Krusenstern und Otto von Kotzebue) und zuletzt auch Nordamerikaner gefolgt. Die meisten und die wichtigsten Seereisen und Weltumseglungen haben Britten unternommen. Fünfzig Jahre nach Cabot drang Hugo Willoughby (1553) auf seiner nördlichen Sendung bis nach Nowa-Zemlja vor. Alle seitdem angestellten Versuche, mittelst einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in den großen oder in den stillen Ocean zu gelangen, und dann südwärts die alte und die neue Welt zu umsegeln, sind bis jetzt nicht gelungen. (S. Nordpol-Expedition.) Doch hatten die durch Chancellor, Bourrough, Forbisher, Arthur, Pet, Jackman, Gilbert, Davis und Weymouth (1591) gemachten elf Reisen nach Nordosten und Nordwesten Länderentdeckungen und gewinnreiche Fischereien zur Folge. In derselben Zeit umschiffte Franz Drake die Erde. Cavendish, Chidley und Hawkins segelten dem großen Vorgänger, im Süden nach, freilich nicht mit völlig gleichem Glücke. Unter den mehr als 25 kühnen Nautikern, welche im 17ten Jahrhundert große Seereisen unternahmen, zeichneten sich Hudson, Button, Baffin, Bylot, Narborough, besonders aber Dampier, Halley und Wood Rogers durch die Größe oder durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen aus. Wood Rogers drang am weitesten zum Südpole vor, nämlich bis 62° 53′; auch führte er den Irländer Alexander Selkerk (den bekannten Crusoe) zurück. Dreißig Jahre nach Roger umschiffte der berühmte Lord Anson (1741 — 44) die ganze Erde. Mit ihm hub die Entdeckung des gesammten Südmeers, also von ganz Polynesien, von neuem an; eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands Marine. Darauf machten Carteret und Wallis (1767) ihre Entdeckungsreise. Mit Cook beginnt seit 1770 die neueste Epoche der Weltumseglung. Zuletzt machte Vancouver die Geographen und Seefahrer mit der Nordwestküste von Amerika genau bekannt. Vergl. ferner die Artikel Kotzebue (N. N. v.), Krusenstern und Reisen.

Wendeltreppe ist im eigentlichen Sinne eine um eine Säule sich windende Treppe; doch wird auch, wegen der ähnlichen Figur, eine einschalige Conchylie damit bezeichnet. Es gibt mehrere Arten derselben, von denen die vorzüglichste die ächte Wendeltreppe ist, mit von einander abstehenden, frei um eine Spindel laufenden Windungen. Sie findet sich auf der Küste Koromandel in Ostindien, ist gegen zwei Zoll lang, und wurde zuweilen mit tausend Thalern und mehr bezahlt.

Wernigerode, s. Stolberg.

Wesen. Wir verstehen unter Wesen entweder die Dinge selbst, oder den Inbegriff der innern und nothwendigen (daher wesentlichen) Eigenschaften eines Dinges, oder endlich auch das Grund- und Realwesen der Dinge.

Wessemberg (Ignaz Heinrich von), Freiherr von Ampringen, Generalvicar des Bisthums Constanz, erhielt durch das neueste Verfahren des römischen Hofes gegen ihn und sein eignes würdiges Betragen dabei eine noch ausgebreitetere Celebrität, als sein edler Charakter, seine amtlichen Verdienste und literarischen Leistungen ihm schon vorher auch unter den Nichtcatholiken in Deutschland verschafft hatten. Sein Vater war österreichischer Gesandter in Dresden, sein Bruder ist der ihm gleichgesinnte, verdienstvolle kais. königl. Staatsminister von Wessemberg in Wien. Dem alten Adel und Ansehen seiner Familie verdankte er schon als Jüngling Domherrnstellen in deutschen Hochstiftern, seinen ernsten Studien und der Freundschaft Carls von Dalberg Klarheit und Unbefangenheit in seinen religiösen Ansichten, seinem eignen Herzen die lebendige Frömmigkeit, die ihn zur Verwaltung geistlicher Aemter vor Andern geschickt machte. Er war zum Domdechant zu Constanz herangerückt, als Dalberg ihn 1802 zum Generalvicar dieses Bisthums erhob. In diesem bedeutenden Wirkungskreise arbeitete er mit Kraft und Einsicht auf die Verbreitung eines reinen thätigen Christenthums hin. Den Aberglauben durch richtige Erkenntniß zu verdrängen, wahre Erbauung an die Stelle des geistlosen Ceremoniendienstes und christliche Sittlichkeit in das Leben der Gläubigen zu bringen, war sein Zweck. Daher sorgte er unablässig für eine bessere Bildung der Geistlichen seines Sprengels, munterte sie zu wissenschaftlichen Studien, literarischen Arbeiten, Conferenzen und nützlichen Mittheilungen aus ihrer Amtserfahrung auf, wozu das seit 1804 von ihm in monatlichen Heften bei Herder in Freiburg herausgegebene und mit den vorzüglichsten Aufsätzen derselben ausgestattete Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Constanz ein wirksames Hilfsmittel wurde. Er suchte dabei der deutschen Sprache in der kirchlichen Liturgie den ihr unter Deutschen gebührenden Einfluß zu verschaffen, deutschen Kirchengesang einzuführen, die Seelsorge fruchtbarer zu machen, und durch gemilderte Fastenmandate das Volk zu überzeugen, daß es christlicher sey, Laster und Sünden zu meiden, als Eier und Butter. Auch verfuhr er bei Ertheilung von Dispensationen, die die römische Curie sonst in ihren eignen Geschäftskreis zu ziehen pflegt, nur nach den Instructionen seines Bischofs (Dalberg) und der durch die Umstände gebotenen Billigkeit. Im Einverständniß mit der Regierung des Cantons Lucern, welcher bis 1815 unter das Bisthum Constanz gehörte, ging er schon 1806 an die Ausführung des zweckmäßigen Plans der Säcularisation einiger Klöster zur Gründung eines Priesterhauses und Seminars für junge Geistliche und einer Centralarmenanstalt, und konnte bei der damaligen Schwäche des römischen Einflusses es um so eher wagen, den deutschen Theil der Diöcese Constanz standhaft gegen die Eingriffe der päpstlichen Nunciatur zu Lucern zu schützen, je ungesetzlicher diese Anmaßungen waren. So bewies er allerdings, daß er mehr Hirt seiner Gemeine, als Knecht der römischen Curie seyn wolle. Diese unverbesserliche Behörde hatte ihn daher schon längst unter den Verdächtigen bezeichnet, als Dalberg ihn 1814, mit Zustimmung des Großherzogs von Baden zum Coadjutor oder Nachfolger in seinem Bisthum Constanz ernannte Unter den gehässigsten Beschuldigungen verweigerte die römische Curie ihm die Bestätigung, und da nach Dalbergs Tode die Capitularen von Constanz ihn zum Bisthumsverweser erwählten, befahl ihnen der Papst sogleich durch ein Breve

vom 15. März 1817, ein Subject zu wählen, das in besserm Rufe stünde. Ungenannte Römlinge und Freunde der Finsterniß hatten der römischen Curie diesen Vorwand an die Hand gegeben, dem die Stimme aller verständigen Catholiken in Deutschland und insonderheit das Zeugniß der Constanzer Geistlichkeit laut widerspricht. Sie that durch diesen Schritt mehr, als ihr zukam, weil ein Capitular-Vicar die canonische Bestätigung des Papstes nicht bedarf und diese einem Coadjutor auf unerwiesene Beschuldigungen hin nicht verweigert werden kann. Ueberdies bestimmen die Concordate der deutschen Fürsten mit dem Papste, daß jeder bei Letzterm Angeklagte sich vor delegirten Richtern seiner Nation in Deutschland vertheidigen darf. Auch dies wurde dem edlen Wessemberg verweigert und die unbedingte Niederlegung seines Amtes von ihm gefodert. Er reis'te daher noch in demselben Jahre nach Rom, um sich persönlich zu rechtfertigen. Die schöne Frucht dieser Reise war ein Band Gedichte, welche 1818 unter dem Titel: Blüthen aus Italien, erschienen und den schon früher durch treffliche religiöse Gedichte und seine größere epische Dichtung Fenelon (1812) begründeten guten Ruf seiner zarten, sinnvollen und frommen Muse aufs neue bestätigten. Seinen Hauptzweck hatte Wessemberg in Rom nicht erreicht. Die Erwiederungen des Cardinal-Staatssecretärs Consalvi auf seine Vertheidigungsschriften enthielten nichts als eine Menge theils wahrheitswidriger Beschuldigungen, theils ungerechter Vorwürfe, welche Wessembergs verdienstlichste Leistungen zu Verbrechen machten, und schlossen stets mit dem Ansinnen einer unbedingten Verzichtleistung auf sein Amt. Durch diese jeden Rechtsweg abschneidende Härte und despotische Willkühr sahe er sich genöthigt, der römischen Curie endlich zu erklären, daß er auf der Linie seiner Verpflichtungen gegen seinen Landesherrn, das Bisthum Constanz und Deutschland, stillstehen müsse, nachdem er seine persönlichen Gesinnungen gegen das Oberhaupt der catholischen Kirche ausgesprochen habe. In dieser männlichen und gesetzmäßigen Haltung gegen die römische Curie bestärkte ihn der Beifall seines Großherzogs, der sich Willens erklärte, den Generalvicar von Wessemberg in der Ausübung seines Amtes ferner zu erhalten und zu schützen, und damit den Befehl an ihn verband, sich durch nichts, was sich nicht durch klares Recht der Kirchensatzungen und festgegründete Observanz über alle Zweifel erhoben habe, in seinem Amte stören und beschränken zu lassen. Zugleich erklärte der Großherzog von Baden diese Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutscher Nation, und brachte die unter seiner Autorität 1818 zu Carlsruhe mit officiellen Actenstücken herausgegebene Denkschrift über das neuste Verfahren der römischen Curie gegen den Bisthumsverweser von Wessemberg rc. an den Bundestag zu Frankfurt. Noch ist diese Sache unentschieden, da die Gesandten der deutschen Fürsten in Rom bis jetzt keine Aussicht haben, dort den Zweck ihrer Sendung, die Abschließung eines der deutschen Kirche wohlthätigen und zeitgemäßen Concordats mit dem Papste durch Unterhandlungen zu erreichen. Wessemberg hat inzwischen zur Freude aller Guten seine amtliche Wirksamkeit fortgesetzt und zeichnet sich in der gegenwärtigen Versammlung der Stände des Großherzogthums Baden unter den Mitgliedern der ersten Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkungsart aus. Man besitzt von ihm auch eine

treffliche Geschichte des Volksschulwesens in Deutschland (die Elementarbildung des Volks 2c. Zürich, 1814), bis jetzt das vorzüglichste Buch über diesen Gegenstand. E.

West (Benjamin), der berühmteste unter den jetzt lebenden englischen Mahlern, von Geburt ein Nordamerikaner und der religiösen Secte der Quäker zugethan. Er kam in seiner Jugend nach London, wo er große Unterstützung fand, und ging dann nach Italien, um dort die Werke großer Meister zu studiren. Als er von da zurückgekehrt war, erlangte er durch eine große Anzahl von Gemählden (z. B. Orest, Pylades, Angelika und Medor), deren mehrere durch Kupferstiche bekannt geworden sind, einen großen Ruhm. Der Stoff seiner Gemählde, so wie deren Ausführung, ist immer edel und ernst. An den frühern tadelte man Kälte und Mangel an mannigfaltigem Ausdruck; die spätern, von denen viele mit großem Glück Scenen aus der brittischen Geschichte behandeln, zu deren Darstellung er von dem König aufgefodert wurde, z. B. das durch den Kupferstich bekannte Gemählde den Tod des Generals Wolf vor Quebeck vorstellend, die Vorstellung der Schlachten von la Hogue und an dem Boyne (1780 gemahlt), sind voll Handlung und Wahrheit; aber das Colorit wird getadelt. Auch hat er viele biblische Gegenstände mit besonderer Liebe behandelt. Mehrere dieser Gemählde sind in der königl. Capelle zu Windsor, in der Capelle zu Greenwich und in St. Stephans Walbrook. Seine Gemählde werden in England sehr geschätzt, und sein Umgang von den Großen gesucht. Der König gab ihm einen Jahrgehalt von 1000 Pf. Sterling, und bezahlte ihm die Verzierung des Schlosses zu Windsor besonders, dessen Audienzzimmer er mit sechs Gemählden, welche sich auf die Geschichte Eduards III. beziehen, ausschmückte. Er war auch eine Zeit lang Präsident der königlichen Akademie, aber die Opposition brachte ihn durch fortdauernde Krittelei seiner Gemählde dahin, daß er sich 1805 von dieser Anstalt ganz zurückzog, seine Stelle niederlegte, und seit 1806 Privatausstellungen seiner Gemählde veranstaltete, welche ihm viel Ehre und Geld einbrachten. In diesem Jahre vollendete er auch Nelsons Tod. Zu seinen neueren Gemählden gehört: Christus, der den Gichtbrüchigen heilt (an das brittische Institut für 5000 Pfund verkauft) und sein schauerlich großes Bild: der Tod auf dem fahlen Pferde (nach der Offenbarung Johannis), welches die Menge zu sehen hinzuströmte, und worauf man ihm 10,000 Pf. geboten hatte. Ausführliches über diesen Künstler findet man in Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, 5r Band.

Westerreich oder Westreich (Austrasien), ehemaliges Königreich, dessen Hauptstadt Metz war. Es begriff alles Land zwischen der Schelde, Maas und dem Rhein, d. h. Brabant, Lüttich, Luxemburg, Lothringen, Eiffel, Trier u. s. w.

Westpunkt, s. Abendpunkt.

Wetstein, der Name einer in der Geschichte der Buchdruckerei und des Buchhandels berühmt gewordenen Familie. — Johann Heinrich Wetstein, geb. 1649 zu Basel, ließ sich in Amsterdam nieder und gründete dort ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben wußte und das nach seinem 1726 erfolgten Tode von seinen 2 Söhnen fortgesetzt wurde. Eine Menge der schätzbarsten Ausgaben alter Classiker in allen Formaten, die sich durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit auszeichnen, ging aus seinen und seiner Söhne Pressen hervor.

Wetterableiter, s. Blitzableiter.

Wetterharfe, s. Aeolsharfe.

Wetterleuchten. Mit diesem Ausdrucke wird die bekannte feurige Lufterscheinung bezeichnet, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht, nicht blos am bewölkten sondern auch öfters bei ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Schein erblickt. Gewöhnlich pflegt man von diesem Phänomen zu sagen, das Wetter kühle sich. Es hat mit dem St. Elmsfeuer oder den Wetterlichtern einerlei Ursprung, d. h. es brechen aus einer mit Electricität überladenen Luft oder aus solchen Wolken die electrischen Funken hervor. Da aber an dergleichen Stellen oder in so beschaffnen Wolken die electrische Materie höchst wahrscheinlich nicht in so großer und dichter Menge vorhanden ist, wie zu einem Blitz erfodert wird, so wird das Wetterleuchten auch niemals von einem Donner begleitet. Das Berührtwerden eines mit Electricität überladenen Lufttheils oder einer solchen Wolkenmasse von den im Luftkreise befindlichen unelectrischen Dünsten oder aufsteigenden Gasarten bringt höchst wahrscheinlich dieses Phänomen hervor, ungefähr auf dieselbe Art, wie wenn man im Finstern mit der Hand oder sonst mit einem Stückchen Holz über eine Menge zerschlagener feiner Zuckerstückchen in einem Kasten herfährt oder sie durch Umrühren an einander reibt. Dabei bricht überall an den berührten Zuckerstückchen ein hellleuchtender Schein hervor. Zu diesem Wetterleuchten in der Nähe und am heitern Himmel muß auch noch jener Widerschein oder das Leuchten der Blitze von entfernten Gewittern am tiefen Horizonte gerechnet werden. Jeder Naturbeobachter wird dies besonders bei solchen Gewittern bemerken, welche gegen Abend entstehen. Nachdem die starken Blitze und Donner vorüber, die Wetterwolken aber schon in einer beträchtlichen Entfernung vielleicht von fünf bis sechs und mehr Meilen weit weggezogen sind, sieht man oft noch fortwährend an dem Wolkenrande jener entfernten Dunstmassen bald kleinere, bald größere in verschiedenen Breiten und Längen sich ausdehnende Lichtscheine hervorzittern — und aufstrahlen, auf die aber kein Knall oder Donner gehört wird. Bei sonst stillen Nächten werden aufmerksame Beobachter dennoch einen sehr entfernten Donner murmeln hören, der dann gewöhnlich drei bis vier Meilen entfernt ist. Das Wetterleuchten läßt sich in einer Entfernung von mehr als zwanzig Meilen weit wahrnehmen. Dar.

Wetterprophezeihung, s. Witterungskunde.

Wetterstrahl, s. Blitz.

Wetzstein. Viele Steinarten von feinem Korn sind zum Wetzen und Schleifen von Messern und andern Schneidewerkzeugen tauglich, vornehmlich aber eine Schiefergattung von schiefrigem oder splittrigem Bruch, halbharter Substanz und grünlicher oder gelblich grauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchscheinend. Diesen Wetzschiefer findet man auch in Deutschland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert ihn die Levante. Größe, Form und Feinheit sind nach den Werkzeugen verschieden, die darauf geschliffen werden sollen.

Whisky, ein offener, sehr hoch gebauter Wagen. In Schottland auch der Name eines Getränks.

Widerstand. Um einen Körper in Bewegung zu setzen, wird eine auf ihn einwirkende bewegende Kraft erfodert. Die ihm solchergestalt mitgetheilte Bewegung setzt der Körper, gemäß seiner Trägheit, so lange unverändert fort, bis irgend ein äußerer Umstand sich der

ungestörten Wirkung jener bewegenden Kraft entgegenstellt, sie theilweise oder ganz aufhebt, und sie also einen Widerstand erfahren läßt. Dies ist die Bedeutung des Begriffs Widerstand in der Dynamik: alles, was die zur Veränderung des Zustandes angewendete Kraft vermindert oder aufhebt. D. N.

Widerstand der Mittel. Wenn man mittelst einer Vorrichtung unter der von Luft möglichst entleerten Glocke der Luftpumpe ein Papierblättchen und eine Bleikugel fallen läßt, so erreichen beide den Teller gleich schnell, wogegen in der Luft ein sehr großer Unterschied bemerklich ist. Dieser Unterschied rührt von dem Widerstand her, den die Luft dem fallenden Körper entgegensetzt, und den das schwerere Blei natürlich leichter überwindet. Einen ähnlichen Widerstand (Widerstand der Mittel) erfahren alle festen Körper, wenn sie sich in flüssigen Mitteln bewegen, indem sie die der Richtung ihrer Bewegung entgegenstehenden Theile derselben aus dem Wege treiben müssen. — Weitere Untersuchungen über diesen Umstand führen auf sehr merkwürdige Abweichungen, deren Gesetz seit Jahrhunderten die größten Geometer, jedoch ohne befriedigende Erfolge, beschäftigt hat. Newtons Behauptung, daß der Widerstand eines nämlichen Mittels dem Quadrate der Geschwindigkeit des darin bewegten Körpers proportional sey, trifft nur bei einem gewissen Maaße der Bewegung zu, wogegen namentlich sehr schnelle Bewegungen, z. B. abgeschossene Geschützkugeln, einen ganz unerwartet großen Widerstand erfahren. Man vergl. den Art. Ballistik. — Im weitesten Sinne gehört noch hieher das berühmte Problem von der Gestalt des Körpers, welcher solchergestalt bewegt den kleinsten Widerstand erfährt. (Solidum minimae resistentiae.) D. N.

Wied, die Grafschaft, liegt am Niederrheine und der Lahn, und gehört dem fürstlichen Hause Wied, das schon im 11ten Jahrhunderte blühte. Im 13ten Jahrhundert kam diese Grafschaft durch Heirath an das Haus Isenburg und von diesem 1664 an das Haus Runkel. Dietrich von Runkel, vermählt mit Anastasia, Gräfin von Isenburg, ist der Stifter dieses dritten Hauses, das Wied besitzt. Nach dem Tode Friedrichs des Aeltern (1698) theilte sich das Haus durch dessen Söhne in zwei Linien, die noch blühen. 1. Wiedrunkel, erhoben in den Fürstenstand 1791, besitzt die obere Grafschaft Wied an der Lahn (8 1/2 Quadratmeile mit 20,000 Einwohnern). Der Fürst Carl Ludwig (geboren 1763) residirt zu Dierdorff (Stadt im preußischen Regierungsbezirke Coblenz, Kreis Neuwied). Er hat über 60,000 Thlr. Einkünfte. Sein Bruder Friedrich ist kaiserlich österreichischer Feldmarschall-Lieutenant. 2. Wied-Neuwied, die jüngere Linie, erhoben in den Fürstenstand 1784, besitzt die untere Grafschaft Wied (3 Quadratmeilen, 12,000 Einwohner). Der Fürst August Carl (geb. 1779) residirt zu Neuwied, einer schön gebauten Stadt am Rhein (s. d. Art.) und hat 45,000 Thlr. Einkünfte. Beide Linien, die sich zur reformirten Kirche bekennen, verloren ihre Unmittelbarkeit durch den Rheinbund (12. Jul. 1806). Ihre Besitzungen liegen unter preußischer Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Runkel, das unter nassauischer Hoheit steht. Ein Bruder des regierenden Fürsten von Neuwied ist Maximilian Prinz von Wied-Neuwied, berühmt durch seine naturhistorisch wichtige Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 17, welche in zwei Bänden 4. mit Karten u. Kupfern (von den besten Künstlern) 1819 zu Frankfurt a. M. erschienen ist. Der Prinz hat das Land längs der Ostküste von Bra-

silien (13 bis 23° S. B.) unter den größten Beschwerden und vielen Aufopferungen genau untersucht. Seine Beschreibung liefert auch schätzbare Beiträge zur Völkerkunde.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitutio in integrum.

Wiener Congreß, s. Congreß.

Wiener Friede (auch Paix de Schoenbrunn genannt) vom 14. Oct. 1809. Der Krieg, den Oesterreich im April 1809 ohne Bundesgenossen unternommen hatte, um den Rheinbund zu sprengen, war durch die Schlacht bei Wagram (s. d. Art.) und durch den Waffenstillstand von Znaim (s. d. Art.) geendigt. Napoleon hielt die Hauptstadt besetzt. Kaiser Franz residirte in Comorn. Die Unterhandlungen nahmen zu Altenburg in Ungarn, zwischen Champagny und Metternich, bei dem sich noch der Graf Nugent befand, den 17. August ihren Anfang. Die Landung der Engländer auf der Insel Walchern bewog Oesterreich zu zögern. Am Ende des Sept. verließen die Bevollmächtigten Altenburg; den 27. Sept. kam Prinz Johann von Lichtenstein mit Vollmachten nach Schönbrunn, wo Napoleon war, und den 14. Oct. ward der Friede abgeschlossen. Oesterreich trat ab: 1) Salzburg, das Innviertel und fast die Hälfte des Hausruckviertels, die Napoleon Bayern zutheilte; 2) Görz, das österreichische Friaul, Triest, Krain, den Villacher Kreis von Kärnthen, Croatien, am rechten Sauufer, und Dalmatien, aus welchen Napoleon das Generalgouvernement Illyrien bildete; 3) die Herrschaft Räzüns in Graubündten; 4) an den König von Sachsen: einige böhmische Enclaven in der Oberlausitz; 5) an das Herzogthum Warschau: Westgalizien mit Cracau und Zamosc und die Gemeinschaft an den Salinen von Wieliczka; 6) an Rußland: das östlichste Stück von Ostgalizien mit 400,000 Seelen. Ferner bestätigte der Friede die von Napoleon den 24. April zu Regensburg verfügte Aufhebung des deutschen Ordens in den Rheinbundesstaaten, wodurch Mergentheim, das dem Erzherzog Anton als Deutschmeister gehörte, an Würtemberg kam. Oesterreich verlor durch den Wiener Frieden seine südliche und westliche Militärgränze, 2151 Quadratmeilen mit 3,505,000 Einwohnern und seine Seehäfen; doch ward ihm Aus- und Einfuhr in Fiume gestattet. Es mußte Napoleons Einrichtungen in Spanien, Portugal und Italien (hier hatte Napoleon durch ein Decret von Schönbrunn den 17. Mai 1809 den Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt) anerkennen, und dem Prohibitivsystem gegen England beitreten. Die österreichische Monarchie bestand jetzt nur noch aus 9353 Quadratmeilen mit 20,738,000 Einwohner. Dieser Friede dauerte bis zum 17. August 1813. K.

Wiese, ein blos zum Gras- und Heubau bestimmtes Stück Land. Man unterscheidet natürliche und künstliche Wiesen. Ersteres sind seit langen Jahren bestehende natürliche Grasplätze, letzteres mit Futterkräutern, besonders perennirenden, bebaute Felder. Nach der Benutzung unterscheidet man ein-, zwei- und dreischürige Wiesen, je nachdem sie ein-, zwei- oder dreimal jährlich gemäht werden. Hochgelegene und trockene Wiesen muß man wässern; niedrige, feuchte und deßhalb viel saure Pflanzen erzeugende müssen durch Abzugsgräben trockener und süßer gemacht werden. Außerdem ist es sehr nützlich, die Wiesen alle zwei oder drei Jahre mit Düngesalz, Gyps, Kalk, Asche, Schlamm und anderer Düngung zu bestreuen. Von vorzüglichem Nutzen ist die Asche, die man bei moosigen Wiesen mit Kalk mengt.

Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland und König von England durch die Theorie des Staatsvertrags, und Ludwigs XIV. größter Gegner durch die von ihm in die europäische Staatskunst eingeführte Idee des politischen Gleichgewichts, wurde nach dem Tode seines Vaters Wilhelm II. von Nassau, Prinzen von Oranien, den 14. Oct. 1650 geboren. Seine Mutter war Henriette Maria Stuart, Tochter des unglücklichen Carls I. Bei glücklichen Anlagen von dem berühmten Witt vortrefflich erzogen, gewann Prinz Wilhelm die Liebe des Volks, das ihn 1672, als Ludwig XIV. die Republik mit seinen Heeren überziehen wollte, zum General-Capitän der Union ernannte, und ihm die, vier Jahre vorher aufgehobene, Statthalterschaft übertrug. Entschlossen für die Vertheidigung des Vaterlandes in der letzten Schanze zu sterben, ließ er die Dämme durchstechen, täuschte durch eine geschickte Bewegung des Heeres die französischen Feldherrn, vereinigte sich mit der kaiserlichen Armee und zwang die Franzosen sich zurückzuziehen. Nun erhob sich die Partei des Hauses Oranien, und die Staaten von Holland, denen noch vier Provinzen sich anschloßen, erklärten (den 2. Febr. 1674) die Statthalterschaft in dem Hause Oranien für erblich. Zwar verlor Wilhelm die Schlacht bei Senef, 1674, und die bei St. Omer im Jahr 1677; allein er wußte dessen ungeachtet den Feind aufzuhalten, und durch seine Staatskunst das Reich, Spanien und Brandenburg mit Holland so zu verbinden, daß der Friede schon 1678 zu Nimwegen zu Stande kam; doch gelang es ihm, der in die Ferne sah, nicht, den Abschluß von Separatverträgen zu verhindern. Wilhelms ganze Politik war gegen Ludwig XIV. gerichtet, den er auch persönlich haßte. Wie einst der erste Oranier Philipp dem II. gegenüberstand, so jetzt Wilhelm III. Ludwig dem XIV. Um die Herrschsucht des Monarchen in Schranken zu halten, stiftete er die Ligue von Augsburg (29. Juli 1686) zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland, wozu noch Dänemark und einige deutsche Fürsten traten. Vielleicht wollte er dadurch auch seine geheimen Plane in Ansehung Englands sicher stellen. Seine Gemahlin Maria Stuart (verm. seit 1677) war nämlich Jacobs II. von England Tochter und die Thronerbin. Unerwartet kam Jacobs zweite Gemahlin (1588, 10. Jun.) mit einem Prinzen nieder. Nun befürchtete der größte Theil des Parlaments und der Nation von dem bigotten Jacob die Einführung der catholischen Religion und den Umsturz der Verfassung. Auch behauptete das Gerücht, der Prinz sey untergeschoben. Also vereinigten sich in England die Episcopalen und Presbyterianer, um, von Holland unterstützt, der Maria die Thronfolge zu erhalten. Wilhelm insbesondere sah voraus, daß England durch seines Schwiegervaters Politik immer enger mit Frankreich sich verbinden würde; er schloß sich daher an die große Mehrheit der brittischen Nation an, und der Rathspensionär Fagel bewog die Generalstaaten, ihn zur Rettung der brittischen Freiheit und der protestantischen Religion mit Schiffen und Truppen zu unterstützen. So landete Wilhelm plötzlich mit einer — angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten — Flotte von 500 Segeln, und mit 14,000 M. Truppen zu Torbay den 5. Nov. 1688. Sofort erklärte sich ein großer Theil des Adels für ihn; mit dem Adel gingen Jacobs Truppen nach und nach zu ihm über; dasselbe that Lord Churchil, nachmals Marlborough, und diesem folgte selbst Jacobs zweite Tochter Anna mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark. Des verlassenen Königs Vorschläge wurden nicht ange-

nommen, er entfloh daher mit seiner Familie im December nach Frankreich, worauf Wilhelm in London seinen Einzug hielt. Er ließ jetzt auf den Rath der Pairs von beiden Parlamentskammern einen National-Convent berufen, um über den Zustand von England zu berathschlagen. Diese Versammlung erklärte, Jacob II. habe den Grundvertrag zwischen dem König und seinem Volke gebrochen, dadurch sey der Thron erledigt. Hierauf ward von ihr den 13. Febr. 1689 Maria zur Königin und Wilhelm ihr Gemahl, der inzwischen zur englischen Kirche sich bekannt hatte, zum König ernannt; doch sollte letzterer allein die Verwaltung führen. Zugleich bestimmte ein Gesetz (die Declaration oder Bill of rights, oder die deutlichere Festsetzung der alten unbestreitbaren Volksrechte) die Gränzen der königlichen Gewalt, und die Thronfolge; späterhin auch die Civilliste. Dies nennt man die Revolution von 1688 Schottland folgte Englands Beispiel; nur in Irland, wohin Ludwig XIV. Jacob II. mit einem Heere sandte, kämpfte die Mehrzahl der Catholiken für den abgesetzten legitimen König. Aber der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jacobs Heer, und ein zweiter, den sein General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, so wie die Milde, mit welcher Wilhelm die besiegte Partei behandelte, gaben ihm auch die Krone von Irland. Wilhelm ward in jener Schlacht verwundet; allein er ließ sich an der Spitze seiner Truppen verbinden, und focht zu Pferde, bis die Schlacht gewonnen war. In dem Kriege auf dem festen Lande war er weniger glücklich. Bei Steenkerken entriß ihm 1692 der Marschall von Luxemburg den Sieg; derselbe schlug ihn 1693 bei Neerwinden; allein immer wußte Wilhelm durch geschickte Rückzüge und Märsche den Franzosen die Früchte ihrer Siege wieder zu entreissen. Er nahm sogar, im Angesichte der stärkern feindlichen Armee, Namur 1693. Endlich mußte ihn Ludwig im Frieden zu Ryßwick 1697 als König von England anerkennen. Damals drang das Parlament auf die Entlassung fast der ganzen Armee, weil ein stehendes Heer ihm mit der Sicherheit der Landes-Constitution unverträglich schien. Bald darauf wurde das Testament Carls II. von Spanien, der Ludwigs XIV. Enkel zum Erben seiner Monarchie eingesetzt hatte, die Wilhelm zu Gunsten Oesterreichs, des Gleichgewichts wegen getheilt wissen wollte, die Veranlassung, daß Wilhelm, da er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig würde, in der großen Allianz zu Haag (den 7. Septbr. 1701) ganz Europa gegen Ludwig XIV. bewaffnete. Er hatte sich deßhalb bereits Ende Juni 1791 nach Holland begeben. Ungeachtet er schon damals den Tod in seiner Brust fühlte und nicht laut mehr sprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben von Staatsmännern und Generalen, mit seinem gewöhnlichen Scharfblick alles vor zur Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdies noch Ludwig XIV., nach Jacobs II. Tode, dessen Sohn Jacob III. als König von England ausrufen ließ, so ward es Wilhelm III. leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß England der Allianz mit Holland, dem Kaiser, Dänemark und Schweden beitrat, und die Ausrüstung von 40,000 Soldaten nebst 4000 Matrosen bewilligte. Mitten unter diesen Entwürfen brach Wilhelm bei einem Falle mit dem Pferde das Schlüsselbein; statt sich ruhig zu verhalten, setzte er sich, um die Geschäfte an Ort und Stelle zu leiten, in einen Wagen; der Verband ging los, und er starb an den Folgen jenes Unfalls (den 16. März 1702) in einem Alter von 52 Jahren. (Seine Gemahlin Maria war schon 1695 kinderlos gestor-

pen.) Mit ihm erlosch die Erbstatthalterwürde der fünf Provinzen; und die oranische Erbschaft wurde zwischen Preußen und Wilhelms nächstem Vetter und Testamentserben, dem Fürsten von Nassau-Dietz, Erbstatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, Joh. Wilhelm Friso, von welchem der jetzige König der Niederlande abstammt, getheilt. — England dankt dem staatsklugen Wilhelm III. seine Nationalbank (1694), die Grundlage seines Credits, durch die Fundirung der Zinsen ohne die Verpflichtung zur Rückzahlung des an jeden Dritten transportabeln Capitals, so wie seine Preßfreiheit (1694), und die Stiftung der neuen ostindischen Compagnie (1698); das Haus Hannover dankt ihm seine Erhebung auf den englischen Thron (durch die Acte vom 12. Juni 1701). Gleichwohl hat ihm die Nation kein Denkmal errichtet. Er mißfiel den Britten wegen seines stolzen, strengen und phlegmatischen Aeußern, unter welchem er Ruhm- und Herrschsucht verbarg. Aus Verdruß über jene Abneigung, die durch den Einfluß der Torys so weit ging, daß er seine holländische Garde und die von ihm in Sold genommenen Regimenter von französischen Flüchtlingen abdanken mußte, wollte er die Regierung niederlegen, wovon ihn seine Minister und Freunde nur mit Mühe zurückhielten. Das System der brittischen Continentalpolitik — eine Folge der Handelseifersucht und der Rivalität mit Frankreich — ward durch Wilhelm zuerst begründet, damit aber auch das Subsidien- und Anleihesystem und die Nationalschuld. Um die Stimmenmehrheit im Parlamente zu erhalten, bediente er sich wohl auch der Bestechung. Uebrigens regierte er constitutionell im Sinne der Freiheit und des toleranten Protestantismus; so wie dem wahren — von den Stuarts bisher ganz aus den Augen gesetzten — Nationalinteresse gemäß; daher waren die Whigs jetzt die Ministerialpartei, und das brittische Unterhaus erhielt seitdem seine politische Bedeutung. Auch in den Niederlanden bildete Wilhelm III. eine Schule großer Staatsmänner, wie Fagel und Heinsius waren. Mit Staats- und Kriegsgeschäften überhäuft, hatte er weder Muße noch Neigung zur Literatur und Kunst. Im Gespräch ernst, kalt und durch sein holländisches Phlegma zurückstoßend, wußte er die Herzen nicht zu gewinnen; allein im Handeln war er mit einem durchdringenden Blicke, rasch und thätig, in der Gefahr unerschrocken, bei Hindernissen unbeweglich, im Kriege tapfer ohne Ruhmredigkeit; bei einem schwächlichen Körper scheute er keine Beschwerde, auch wenn sie über seine Kräfte ging. Dadurch erwarb er sich die Achtung und die Bewunderung aller Männer von Verstand. So sehr er den Ruhm liebte, so sehr haßte er Schmeichelei und Prunk. Er besaß kriegerischen Ehrgeiz und Sinn für Größe, kannte aber weder die Freuden der Herrschaft, noch die der Humanität. Man hat von diesem König noch keine seiner würdige Biographie. Vergl. d. Art. Jacob II., England und Marlborough. K.

Wille. Der Wille wird dem Verstand entgegengesetzt, und bezeichnet die Selbstthätigkeit des Begehrens und der Einwirkung in der Sinnenwelt. Diese Selbstthätigkeit des Begehrens besteht darin, daß der Mensch zu einem vorgestellten Zwecke durch bestimmte Mittel strebt, mithin eine Wahl hier eintritt, von welcher das Vermögen den Namen hat. Der Wille ist sonach das nach Zweckbegriffen bestimmte Begehren. Allein in dieser Bedeutung ist der Wille ganz gleichbedeutend mit Willkühr, d. h. dem durch Naturnothwendigkeit nicht unmittelbar bestimmten Bestrebungsvermögen, und

geht auf das, was für nützlich und schädlich gehalten wird. Bei dem willkührlichen Begehren oder Willen in diesem Sinne wirkt der Trieb mittelbar, d. h. der Mensch begehrt das Angenehme, und strebt das Unangenehme zu vermeiden, durch gewisse hiezu führende vorgestellte Mittel. So unterscheidet sich die menschliche Willkühr von der thierischen (arbitrium brutum), welche da vorkommt, wo der blinde Trieb nicht zwingend einwirkt. Wille dagegen im engern Sinne oder moralisches Begehrungsvermögen ist das Vermögen, das Vernünftige oder an sich Gute zu bestreben; ein Vermögen, das dem Thiere nicht zukommt. Der Wille setzt Freiheit voraus; der Mensch kann das Gute unterlassen und dem Triebe folgen; dann ist der Wille nicht wirksam. Die Willensfreiheit besteht also darin, daß sich der Mensch nach einem Gesetz seines Handelns unabhängig von der Naturnothwendigkeit bestimmen kann, und die Gesetze des Handelns, welche die praktische Vernunft vorschreibt, heißen daher auch Willensgesetze oder Freiheitsgesetze (s. Freiheit). Diese Gesetze sind der wahre Wille der Menschheit und damit zugleich der Gottheit. Wir nennen aber den Willen rein, der lediglich auf das Gute gerichtet ist; in so fern der Mensch jedoch zugleich sinnliches Wesen ist und bleibt, wird auch sein Wille immer noch ein pathologischer, d. h. nicht allem Einfluß sinnlicher Antriebe entzogen, und nur der Gottheit schreiben wir den reinen Willen zu. T.

Windbüchse, das bekannte Schießgewehr, aus dessen Lauf die Kugel durch die Gewalt comprimirter Luft, welche bei Oeffnung eines Ventils hervorbricht, getrieben wird, und welches von verschiedener Einrichtung seyn kann.

Windharfe, s. Aeolsharfe.

Windischgrätz. Werland, Herr zu Grätz im Lande der Wenden, oder Vendischgrätz, der am Ende des 11ten Jahrhunderts lebte, ist der Stifter dieses Hauses, das mit der Erbland-Stallmeisterwürde von Steyermark beliehen ist. Es theilt sich in zwei Linien. Die ältere die Ruprechtsche, erlangte im Jahr 1804 die reichsfürstliche Würde, indem ihre Herrschaft Eglofs (11/4 Quadratmeile mit 1500 Einwohnern) nebst der Herrschaft Siggen, die in Schwaben von den vorarlbergischen Herrschaften umgeben liegen, zu einer Reichsgrafschaft mit dem Namen Windischgrätz erhoben wurde. Dieses Ländchen wurde 1806 mediatisirt, und steht jetzt unter würtembergischer Hoheit. Die Familie ist catholisch. Der Fürst Alfred, Freiherr zu Waldstein und im Thal, geb. 1787, commandirt als Oberster das kaiserl. königl. Kürassierregiment Großfürst Constantin. Das Haus besitzt noch mehrere Herrschaften in Oesterreich und Steyermark, z. B. Tachau u. a. Auch hat es mit der jüngern, der gräflich Sigismund'schen Linie, gemeinschaftlich das Oberst-Erbland-Stallmeisteramt in Steyermark und die Magnatenwürde in Ungarn.

Windkugel, Aeolipile, ein kugelförmiges Gefäß von Metall mit einer Röhre von enger Oeffnung, in welchem man etwas Wasser bis zum Sieden erhitzt, dessen Dampf dann mit einem lebhaften Zischen aus dem Schnabel dringt. Die ältere Physik wollte durch dieses Experiment die Entstehung der Winde erklären, ohne jedoch mit dieser Erklärung viel Glück zu machen, da in der Natur ein gleich hoher Temperaturgrad nicht eintritt. (Vergl. Wind.)

Windmesser, s. Anemoskop.

Windsor, ein bekanntes königl. Schloß, auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Windsor, an dem südlichen Ufer der Themse, in der

nglischen Shire oder Grafschaft Berk. Eine steinerne Brücke ührt über die Themse zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eaton, erühmt wegen seiner lateinischen Schule für 4 bis 500 Eleven. Die Stadt Windsor ist klein, und bietet keine Merkwürdigkeiten dar. Blos das Schloß zieht die Reisenden dahin. Wilhelm der Eroberer rbaute dasselbe kurze Zeit nachher, als er sich zum Herrn von Engand gemacht hatte. Später erwählte Eduard I. es zu seinem Lieblingsaufenthalte, und Eduard III., welcher hier geboren wurde, baute s nach einem neuen Plane prächtiger. Auch Carl II. wendete viel uf die Verschönerung von Windsor und seit seiner Zeit blieb es der ieblingsaufenthalt der Könige von England, und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Das Schloß, von einem ehrwürdigen, alterthümchen Ansehen, hat zwei Höfe, welche durch den sogenannten runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt erden. An der Nordseite des obern Hofes befinden sich die Staatsnd Audienzzimmer, an der Ostseite die Apartements der Prinzen, nd gegen Süden die der vornehmsten Kronofficianten. Der untere of ist wegen der St. Georgencapelle merkwürdig, worin früher der tzt verstorbene König alle Morgen in den Wochentagen seine Anacht hielt. Die verschiedenen Säle und Staatszimmer zieren Taeten und Mahlereien, bald von höherem, bald von geringerem Werthe. n allen ist die Wirkung der Zeit sichtbar. Der merkwürdigste unr den Sälen ist der 108 Fuß lange St. Georgs Saal, der zum Speisesaal für die Ritter des Hosenbandordens bei feierlichen Geleenheiten bestimmt ist. Er ist mit Frescomahlereien von Verrio verert, welche die ganze Länge des Saales einnehmen, und Scenen is der brittischen Geschichte darstellen. Am Ende desselben steht der nigliche Thron, über diesem sieht man das St. Georgenkreuz in eir Glorie umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfande und der bekannten Ueberschrift: Honny soit qui mal y pense. n einem Zimmer, nicht weit von diesem Saale, liegt auf einem ische die in Weiß und Gold gestickte Fahne, welche der jedesmalige erzog von Marlborough jährlich am zweiten August, dem Tage der chlacht von Blenheim, nach Windsor bringen und dort niederlegen ssen muß, widrigenfalls er sein Recht auf Blenheim verliert. So nge Mitglieder der königlichen Familie im Schlosse von Windsor nwesend sind, weht von dem Thurme die große englische Flagge, die an schon in weiter Entfernung von dem Schlosse erblickt. Der schönste unkt von Windsor-Castle ist die große, in ihrer Art einzige, Terſſe. Sie erstreckt sich längs der östlichen und eines Theiles der rdlichen Seite des Schlosses, ist 1870 Fuß lang, und von verhältßmäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine r reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannigfaltigen Landuser, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnhen Wald von Windsor und die in der Nähe liegenden Gärten, ist er alle Beschreibung schön und reizend. Nicht im eigentlichen Schlosse n Windsor wohnt die königliche Familie, sondern in einem modernen ebäude, welches der südlichen Terrasse gegenüber liegt. Hinter dien Gebäude dehnt sich ein wohlangelegter Garten aus, worin sich i zweites Gebäude befindet, welches die Prinzessinnen bewohnen.

Wippenmühle, eine besondere Art holländischer Windmüh. Die ganze Mühle ist nur so hoch, daß eben die Flügel über n Boden wegschlagen, übrigens ist das Untergebäude sehr breit und gt ein pyramidalisches Dach.

Wirbel (Cartesianische), s. **Descartes**.

Wirbelwind, s. **Wind**.

Wirkung, jede durch eine Ursache (in der Physik durch eine **körperliche**) hervorgebrachte Veränderung, oder das **Streben** nach einer solchen Veränderung. Jeder Wirkung muß eine Ursache entsprechen (Cessante causa, cessat effectus), und der Größe der Wirkung muß die Größe der zu ihrer Hervorbringung angewandten Kraft proportional seyn. Diese Sätze dringen sich dem Verstande auf; wogegen über das, was man unter **Größe der Kraft** zu verstehen habe, ein müßiger Streit geführt worden ist. D. N.

Wispel, ein Getraidemaaß, welches 2 Malter oder 24 Scheffel hält.

Wissenschaft, im Allgemeinen jede erweiterte und deutliche Kenntniß. Im engern Sinne aber bezeichnen wir mit Wissenschaft einen systematisch zu einem Ganzen verbundenen Inbegriff von Kenntnissen, im Gegensatze eines bloßen Aggregats derselben. Einem solchen Ganzen, in welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erscheint, ist Einheit der Idee nothwendig. Es muß ein Grundsatz da seyn, nach welchem die Materie der Wissenschaft, die einzelnen hergehörigen Erkenntnisse, zur Einheit des Ganzen verbunden sind. Alle andern Grundsätze, die in einer Wissenschaft vorkommen, müssen von diesem Hauptgrundsatze abgeleitet und ihm untergeordnet seyn. (Vergl. d. Art. **Encyklopädie der Wissenschaften**.)

Witgenstein, s. **Sayn**.

Witterung, s. **Wetter**.

Witterungskunde. Die Witterungskunde oder Meteorologie beschäftigt sich vorzüglich mit Aufsuchung der bestimmten und festen Regeln und Grundsätze, wornach Witterungs- und Wettererscheinungen in dem Dunst- oder Luftkreise erfolgen müssen. Dazu gehört die Kenntniß 1. aller Luftarten und ihrer Verwandtschaften; 2. des äußeren Baues der Erdflächen, besonders der Gebirgs- und Höhenzüge, des Abflusses aller Ströme und Flüsse, der großen Landseen, Waldungen und umgebenden Meere; 3. der Abdachung der Länder in Niederungen und des Abhanges des ganzen Landes vom Aequator nach den Polen; 4. des täglichen spiral- und des jährlichen kreisförmigen Umlaufs des Erdballs; 5. der wechselseitigen Ab- und Zuströmungen der Zonalwärme und Kälte; 6. der vom Lande angezogenen Abdunstungen der Weltmeere und der mit ihnen verbundenen großen Seen; 7. der täglichen Luftströme aus den Gebirgsschluchten beim Umschwung des Erdballs; 8. der Luftbewegungen oder Winde durch die mannichfaltigen Schattenseiten der Gebirge, einzelnen Berge, Wolken, der Nachtseite des Erdballs und anderer Erhöhungen; 9. der Störungen des Gleichgewichts der Luft durch electrische Explosionen und andere feurige Lufterscheinungen; der Schnee- und Eislagen auf hohen Bergen und Gebirgen unter der Schneelinie und andere Gegenstände mehr. Alle diese concurrirenden oder vielseitig mitwirkenden Ursachen enthalten die bestimmten und hinreichenden Gründe zur Erscheinung der täglichen Witterung oder des Wetters. Aus den Schriften der alten Griechen und Römer sind die Irrwege bekannt, auf welche damals die poetischen und prosaischen Naturforscher gerathen sind, und in dem Mittelalter war die Witterungskunde sogar ein Theil der Astrologie oder Sterndeuterei, wovon noch jetzt Anzeigen des Wetters in den Calendern **mit** Aberglauben die Ueberreste jener Finsterniß des menschlichen Geistes sind, deren Beibehaltung und Fortsetzung als ein Maaßstab der Kindheit des größeren Publikums in diesem Theile der

Naturkenntniß angesehen werden kann. Sogar noch zu Anfange des iebzehnten Jahrhunderts erklärte Theophrastus Paracelsus (in sei- ien Werken von den Meteoren) die Nebensonnen für messingene on den Luftgeistern fabricirte Becken, und die Sternschnuppen ür die Excremente der Gestirne, welche aus der Verdauung ihrer stralischen Speisen entstünden. Bei diesen astrologischen Thorheiten, ie man zur Erklärung meteorologischer Erscheinungen anwendete, ab- rahirten sich Bauern, alte Frauen und Landwirthe noch andere Wit- erungs- und Wetterregeln, die man aus dem Verhalten mancher Thiere ind den Veränderungen der Pflanzen hernahm. Größtentheils waren iese Regeln nur für ein nahe bevorstehendes oder Localwetter auf inen oder zwei Tage in einem gewissen Orte anwendbar; jedoch fand ian auch verschiedene Erfahrungssätze, welche ganze Jahreszeiten vor- us anzuzeigen vermochten. Z. B. ein schöner Herbst bringt einen indigen Winter. Wenn die Zugvögel in großen Heerden und zeitig ommen, so wird es früh und ein strenger Vorwinter. Wenn Schwal- en niedrig und Bienen nicht weit von dem Bienenstocke wegfliegen, kommt Regen u. s. w. Diese sogenannten Haus- oder Bauerregeln urden bei den fortgesetzten Beobachtungen der Landwirthe, Hausvä- r und Naturforscher nach und nach vermehrt und daraus entstanden roße Sammlungen solcher Regeln. Auch hierin zeigte sich bald eine wisse Unzuverlässigkeit, wodurch auch diese Hausregeln an Glaub- ürdigkeit, wenigstens für die Voraussicht auf mehrere Monate ver- ren. Das erneuerte Studium der Physik, welches besonders in eutschland vor der Mitte des 30jährigen Krieges und nach dem west- hälischen Frieden begann, bekam seit Erfindung der Luftpumpe, der arometer, Thermometer und anderer meteoroskopischer Instrumente, hr bald eine andere Richtung. Wenigstens trugen sie zu besseren egriffen vom Luftkreise bei. Jetzt glaubte man jedoch das wahre Wetter- und Witterungsorakel gefunden zu haben. Man sah jene erfundenen Werkzeuge für die sichersten und untrüglichsten Verkün- ger der Wetterveränderungen an. Jeder Besitzer eines solchen Wet- rglases, denn so nannte man die Luftschwermesser (Barometer), wollte deßen hohem oder tiefem Stande des Quecksilbers den Zustand des ftkreises blos aus dessen Dichte und Federkraft erkennen. Ueber die sachen des Steigens und Fallens der Barometer, so wie über den ssammenhang der Witterung mit der Dichte der Luft entstand eine oße Anzahl von unzureichenden Hypothesen, und dies veranlaßte die findung von einer größern Menge ähnlicher Meßinstrumente. Aber an ist bei ihrer vielfältigen Vermehrung und allen Verbesserungen der Witterungskunde um nichts weiter gekommen, so viel man sich ch selbst noch in unsern Tagen damit beschäftigt hat. Welche Vor- ile werden oder sollen unsere Nachkommen auch davon haben? Et- den Cyclus von neunzehn, oder einer andern beliebigen Anzahl n Jahren, nach deren Ablauf dieselbe Witterung wiederkehrt? — nerhalb eines Jahrhunderts wird es unstreitig mehrere Jahre ge- n, die nach Beschaffenheit ihres Witterungs-Charakters, sowohl in ücksicht auf die Winter- als Sommermonate, einander ähnlich seyn gen. Wo findet man aber wohl bei Vergleichung homogener Ge- stände nicht Aehnlichkeiten heraus? Menschengestalten — Gesich- — und Charaktere, Thiere und Pflanzen, Fossilien und Tage genden und Gedanken sehen oft einander so vollkommen ähnlich wie illingsgeschwister und sind dennoch verschieden und einander fremd, dies schon Leibnitz gelehrt hat. Alle diese Instrumentalbemühungen

und Beobachtungen, wohin auch die der pfalz-bayerischen meteorologischen Gesellschaft und der Beitrag zur Witterungskunde des verdienstvollen Dr. Schön zu Würzburg gehören, dürften daher wohl zu keinen befriedigenden Resultaten im Allgemeinen führen. Daß sich jedoch einst, wenn diese allgemeinen und besondern, oder Zonal- und climatischen Gesetze für die Witterung und deren Voraussicht aufgefunden seyn werden, ein nicht unbeträchtlicher Nutzen für die Localwitterung davon erwarten läßt, wird Niemand in Abrede stellen. Sobald nur einige scheinbare Ideen durch die vielfältigen Instrumente aufgeregt waren, da entstand auch eine fast unzählbare Menge von Wagesätzen über Wetter und Witterungen, deren Geschichte der Abt Richard (l'Histoire naturelle de l'air et des météores, à Paris VII. T. 1770; kam deutsch zu Frankfurt 1773 in 8. heraus) aufzählt. Der gelehrte Cartesius bemühte sich im siebzehnten Jahrhunderte, alle Lufterscheinungen mechanisch, Stahl chemisch, de Luc physisch und Toaldo selenisch, d. h. durch den Einfluß des Mondes, zu erklären. Vor hundert Jahren, 1724, gab der Pater Cotte zu Paris zuerst ein Lehrbuch der Meteorologie heraus, das auch seine großen Mängel hatte. So schätzenswerthe scharfsinnige Bemerkungen und Erklärungen man in denselben, so wie in den Schriften der Herrn v. Saussure, de Luc, Horrebow zu Copenhagen, und in den Werken französischer und englischer Gelehrten (s. Mémoires de l'académie des sciences und Philosophical Transactions) über meteorologische Gegenstände findet, so läßt sich doch das Unsichere und Schwankende in diesem Theile des menschlichen Wissens auch darin nicht verkennen. Eben so schränken sich die mühsamen Untersuchungen eines Lambert, Mayer und Gatterer mehr auf climatische und Localwitterung ein, und verfehlen den Ueberblick des Ganzen. Die Witterungskunde kann daher nie größere Fortschritte machen, so lange man noch auf den alten Landstraßen, den Beschäftigungen mit Localwettererscheinungen, mit Beobachtungen der Barometer- und Thermometerstände, fortwandert. Wer kann sich beim Anblick eines Stückchens Mauerwand oder Abputzes aus den Kammern von Herculanum und Pompeji einen Begriff von der Bauart der alten Römer machen? Eben so wenig wird man von einzelnen Veränderungen, welche die meteoroskopischen Werkzeuge in einer mehr oder weniger eingeschränkten Gegend, von dem über ihr befindlichen Luftkreiszustande anzeigen, auf die Witterung im Allgemeinen einen richtigen Schluß machen können. Es verdient daher gewiß dieser Theil der Naturkenntniß eine allgemeine Revision und die Bemühungen sachkundiger und wahrheitliebender Männer eine richtigere Bahn nach festern Grund- und Erfahrungssätzen zu betreten. Die Erfahrung hat leider nur zu deutlich bewiesen, daß wir auf dem bisher gelehrten Schnörkelwege zu dieser wichtigen Naturkenntniß weder gekommen sind, noch gelangen werden. Welchen unübersehbaren, großen Nutzen würde aber eine sichere und zuverlässigere Witterungskunde für die Landwirthschaft und das menschliche Leben überhaupt gewähren! Dahin kann uns aber nur die Erforschung der hiezu erfoderlichen allgemeinen Naturgesetze und ihrer Modalitäten führen. Sobald wir diese Haupt- und Grundursachen aller Erscheinungen der Veränderungen in unserm Dunstkreise genauer kennen, dann wird und muß sich auch die Witterung als eine nothwendige Folge jener Prämissen vorher bestimmen lassen. Eine systematische Witterungskunde erfodert Gewißheit, Gründlichkeit und Deutlichkeit. Beim Aufbau einer solchen Lehre muß man außer den oben bereits

ngeführten Sätzen Folgendes berücksichtigen. Alle Witterungserschei- ungen müssen in dreierlei Hauptklassen eingetheilt werden, nämlich in llgemeine oder Zonal-, besondere oder climatische und in die besonderste der Localwitterung. Durch die erstere wird der Charakter der Wit- erung eines ganzen Erdtheils oder Landes unter einerlei Breite und Länge bestimmt; die andere zeigt die Abänderungen die- er Witterung nach den eigenthümlichen Beschaffenheiten und nach der age einzelner Gegenden oder Provinzen an; und die dritte be- chäftigt sich mit dem Wetterwechsel in einzelnen Oertern. In Be- ücksichtigung dieser Eintheilung kommt es auf den Ueberblick des Ganzen der dreierlei Erdgürtel, auf die Kenntniß der Beschaffenheit es Baues einzelner Gegenden und dann auf die Lage und Umgebun- en besonderer Oerter und die bisher in denselben gemachten Erfah- ungen in Absicht des Wetterwechsels an. Die Hauptursache aller Witterung liegt in dem jährlichen Fluge des Erdballs um die Son- e, und in der unablässigen Ab- und Zuneigung eines oder des an- ern Theils seiner Oberfläche von und zu ihr, wodurch der Stand er letztern in jedem Augenblick bestimmt, und die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die ihnen entgegenstehenden Körper mehr oder we- iger befördert werden muß. Nach der individuellen Lage und Be- chaffenheit eines Landes wird nun durch dieses fortwährende Ab- und Zuwenden des Erdballs von und zu der Sonne bald eine größere, ald eine geringere Menge Wärmestoff aus dem letztern entwickelt, nd dadurch die Luft verdünnt. Durch die spiralförmige rollende Bewegung des Erdballs um die Sonne fällt in jedem Momente eine eue Lichttangente auf seine Oberfläche, und diese ewigen Auf- und Niedergänge der Sonne, die in jedem Augenblicke über irgend einem Halbkreise des Erdballs Statt finden, verursachen eine fortwährende Luftverdünnung und Verdichtung, jener in den höhern, dieser in den iedern Regionen der Atmosphäre. Dadurch entsteht eine beständige uftströmung aus der Schattenseite des Erdkörpers selbst und aller uf ihm befindlichen Erhöhungen. Diese Zuströmung der dichtern in ie verdünntere, oder der kälteren in die wärmere Luft erzeugt die neisten Winde und Dünste. Mit den Grundstoffen des Wasser- und Sauerstoffgases entweicht der Wärmestoff aus der Oberfläche aller Körper, und bildet Dünste, die in den höhern Luftregionen Wolken, n den niedern aber Nebel genannt werden. Je ausgebreiteter die Wolkenmasse nach allen Richtungen über die unter ihr liegenden Län- er ist, um desto kühler oder kälter wird es in denselben. Im Win- er senkt sich der Dunstkreis tiefer zur Erde herab als im Sommer. Sobald nun aus dem Uebermaaß der beständigen Sommerwärme ein Theil derselben von der südlichen Aequatorseite nach Norden herströmt, o fangen an den untern Bergregionen Schnee und Eis an zu schmel- en, und die mildere Jahreszeit tritt ein, oder es beginnt der Früh- ing. Von den beiden Seiten des Aequators ziehen nach den Eis- egenden oder dem Süd- und Nordpole Wolken und Nebel hinab. Auf dem sogenannten festen Lande umschweben jene Dünste die Gipfel er hohen Berge in Nebel- und Wolkengestalt. Aus dem durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen im Winter herabgefallenen Schnee, er sich auf allen Seiten der Gebirge, einzelner Berge und Landhö- en befindet, entstehen in der mildern und wärmern Jahreszeit die Dünste. Im Winter wirkt die Sonne ihres niedrigen Standes we- en auf die mittäglichen Bergseiten und die darauf befindlichen Schnee- agen nur sehr schwach. Im Frühjahre erfolgt diese Einwirkung der

Sonnenstrahlen auf die Morgenseite der Schneeberge schon viel stärker, und im Sommer liefern die Mitternachtseiten aller Gebirge die meisten Regen und Niederschläge. Der Herbst erscheint immer um desto heiterer und regenloser, je weniger sich noch Schnee- und Eislagen auf der abendlichen Seite der Gebirge, welche in dieser Jahreszeit von den Strahlen der Sonne am meisten beschienen werden, befinden. Oefters wird auch schon ein Theil des neugefallenen Herbstschnees von den Berghöhen abgethaut, und es entstehen daher im Spätherbste, besonders im November, nicht selten anhaltende Regentage. Bruchige Gegenden und Bergschluchten, große Waldungen und Höhenzüge sind Nebeln und Regengüssen mehr als andere flache und niedrige Gegenden ausgesetzt. Die meisten europäischen Schneeberge liegen in den südwestlichen Gegenden von Europa, daher kommen auch fast immer Regen und Wolkenzüge von dieser Seite. Die Richtung der letztern wird aber auch durch den Schwung des Erdballs von Westen nach Osten, und dessen Abhang nach Norden hin, desgleichen durch die größere Wärme in den nordöstlichen Ländern, während der Sommermonate, bedingt und hervorgebracht. Je wärmer es in den letztgenannten Ländern während der langen Sommertage ist, um desto schneller fliegen die abgedunsteten Südwestwolken dahin. Da sich der Erdball bei seinem fortwährend raschen Fluge um die Sonne in jedem Augenblicke in einem andern Standpunkte gegen sie befindet, so muß sich wenigstens alle acht Tage ein anderer Zustand der Erde und ihres Dunstkreises in gebirgs-, wasser- und waldreichen Ländern zeigen. Durch diesen Wetterwechsel ist der Irrthum von dem Einflusse des Mondes auf die Witterung entstanden, der aber nach unwiderleglichen Gründen eben so unzulässig ist, wie der Einfluß der Gestirne. Der oben erwähnte täglich veränderte Standpunkt des Erdballs muß auch nach den individuellen Lagen und Beschaffenheiten eines Landes größere und geringere Luft- und Zustandsveränderungen des Dunstkreises hervorbringen, die theils aus Zonal-, sehr oft aus climatischen, auch wohl aus Localursachen gebildet werden. Diese Veränderungen hat man bisher irrthümlich der einwirkenden Kraft des Mondes zugeschrieben. Fast immer oder doch sehr häufig strömen im Dunstkreise warme und kalte Luft und Wolkenzüge in verschiedenen Richtungen über einander. Die untersten Wolken werden die Regenwolken, weil die obern Tröpfchen auf die untern herabfließen und sich zu Tropfen vergrößern. Wenn sie die Luftsäule nicht mehr tragen kann, fallen sie herab. Die heiße und warme Luft hat überall ein Bestreben aufwärts zu steigen, und die kalte oder kühlere Luft dringt an die Stelle, von welcher sich jene erhebt. Der Wärmestoff wird aber nie dem Erdballe von den Sonnenstrahlen oder von irgend einem andern Weltkörper mitgetheilt, sondern nur durch die Einwirkung der Sonne aus allen auf demselben befindlichen Körpern aufgeregt und entwickelt. Die wärmeerregende Kraft der Mondstrahlen ist noch nicht bekannt, vielleicht ist diese Entdeckung noch zu machen!? — Durch die Nähe des Nordpoleises und der dadurch kälter gewordenen Nordländer ward die freie Wärme von Europa bisher abgezogen, daher es manchem Naturbeobachter vorkam, als nähme die Wärme ab, da es doch gegentheils seit 2000 Jahren in diesem Erdtheile um viele Grad wärmer geworden ist. Die schwedisch-norwegischen Gebirge sind die Schutzmauer gegen eine viel größere Kälte, die sonst aus Norden nach Deutschland kommen würde. Stünden nicht die hohen Bergketten gegen Süden dem Südwinde entgegen, so wür-

[d]en diese letztern in Deutschland nicht so selten seyn. Diese Umstände [m]ildern die zu strenge Kälte und zu große Hitze, welchen sonst Europa [a]usgesetzt seyn würde. Liegen in den Sommermonaten an den Ufern [d]er arctischen Länder noch Eisschollen vom Frühjahreisgange, die von [d]en Meereswellen in Bewegung gesetzt werden, und befindet sich auf [d]er Nordseite der Nordostgebirge daselbst noch Schnee, so wehen kühle [u]nd kalte Winde im Sommer von Nord und Nordost nach Süd und [S]üdwest. Die Erhöhung des Erdballs am Aequator, die bis zum [n]eunzigsten Grad nördlicher und südlicher Breite zehn Meilen beträgt, [v]erhindert den Einfluß der Luftbeschaffenheit der einander entgegen[s]tehenden gemäßigten Zonen und der beiden Pole. Eben so treten die [n]ördlichen und ostnördlichen Nebel der Kälte nach Süd und Südwest [e]ntgegen. — In die Oberfläche der Erde dringt ein großer Theil der [i]m Sommer regegewordenen Wärme, und verbindet sich mit der freien Wärme, die sich im Innern derselben entwickelt. Wenn nach dem [H]erbstgleichtage die Winde zwischen Westen und Osten wehen, und [n]ur in ihrem Gange mit den dazwischen fallenden Mittelwinden bis [ü]ber die Mitte des Octobers abwechseln, dann bleiben sie wenigstens [d]rei Monate in diesen Weltgegenden stehen, und der südliche Theil [v]on Europa hat einen strengen, der nördliche einen milden Winter. [G]eht aber der Wind von West nach Nordwest und über Nord und [N]ordost nach Osten, dann erfolgt ein kalter und strenger Winter für [d]ie Nordseite Europens, und ein mäßiger für die jenseits der Gebirge [l]iegenden Südländer. Bei dieser Bestimmung der Winterwitterung [m]uß man auf den Bau der drei großen verbundenen Erdtheile (Eu[r]opa, Asien und Afrika) besonders Rücksicht nehmen, und auf den [e]rwähnten Gang des Winters durch die beiden Thäler, Abhänge oder [A]bdachungen zu beiden Seiten der langen Bergkette von Sierra Mo[r]ena in Spanien bis zu der Nerzinskoisch-Ochotskischen Bergkette in [S]ibirien durch Europa und Asien achten. Diese vorläufigen aphori[s]tischen Ideen können ungefähr den Weg bezeichnen, welchen die Na[t]urforscher betreten müßten, wenn sie in der Witterungskunde größere [u]nd zuverlässigere Fortschritte machen wollten. Auf diese Weise würde [a]ber auch die Witterungslehre eine ganz andere Gestalt erhalten, und [e]ine der wichtigsten aller menschlichen Kenntnisse werden.

Dmr.

Witz. Der Witz als Eigenschaft des Subjects ist ein auf vor[z]üglicher Anlage beruhendes Talent, die Aehnlichkeiten an denjenigen [D]ingen, welche der natürliche Verstand als verschiedenartige zu [b]etrachten pflegt, leicht, schnell und lebendig aufzufassen und darzu[s]tellen. Da dies Auffinden der Aehnlichkeit Vergleichung voraussetzt, [s]o kann man auch sagen, der Witz ist eine natürliche Fertigkeit der [v]ergleichenden Urtheilskraft im Auffinden solcher Aehnlichkeiten, durch [w]elche die Dinge in eine sinnreiche Beziehung treten, oder eine spie[l]ende Urtheilskraft. Der Witz aber als Product bezeichnet [d]en glücklichen und sinnreichen Vergleich und was durch denselben [b]ewirkt wird, ja oft auch versteht man unter dem Witzigen das Sinn[r]eiche überhaupt, besonders aber so fern es in Worten ausgesprochen [w]ird, (die Franzosen sagen daher bon mot). Der Witz zeigt sich um [s]o mehr als Fertigkeit, je leichter er dasjenige verknüpft, was für den [g]ewöhnlichen Blick in keiner Beziehung zu stehen scheint, mithin je [t]iefer die Aehnlichkeit liegt, ferner je reicher er selbst an Auffindung [s]olcher Beziehungen ist. Er wird als Talent sehr unterstützt durch [L]ebendigkeit, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Anschauungen,

Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und damit verbundene Uebung und Fertigkeit im Vergleichen überhaupt; weßhalb ihn Jean Paul auch den angeschauten Verstand zu nennen scheint. Er äußert sich eben sowohl im Erkenntnißgebiete als im Gebiete der Kunst und des gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen, sowohl ernst als belustigend. Das Belustigende desselben aber beruht vorzüglich auf der schnellen und spielenden Aeußerung der Geistesthätigkeit. Der Witz ist um so belustigender, je mehr er durch sinnreiche Beziehung heterogener Gegenstände überrascht und um so lächerlicher, je größer und anschaulicher der Contrast der verglichenen Gegenstände ist. Letztere Art pflegt man wohl auch vorzugsweise Witz zu nennen, und die Einfälle desselben erscheinen dann gewöhnlich unter der Form der Ideenassociationen (s. d. Art.) und werden durch Vergesellschaftung der Vorstellungen oft hervorgerufen. Im letztern Falle und in so fern sein Zweck keine ernstliche Belehrung, sondern die spielende Aeußerung der Kraft sein einziger Zweck ist, ist er im vollen Sinne des Worts spielende Urtheilskraft. Hier kommt es nicht darauf an, ob die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in der Wirklichkeit existirt, oder blos durch Vorstellung der Einbildungskraft scheinbar hervorgebracht ist. Indessen darf der Schein doch nicht unwillkührlich seyn — denn der Witz ist keine Urtheilskraft — und selbst das Scheinverhältniß, welches er aufstellt, muß einen Grund haben, in einer, wenn auch noch so geringen, Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (tertium comparationis) nennt. Je tiefer, treffender und sinnreicher dieser Vergleichungspunkt ergriffen ist, desto sinnreicher und tiefer ist der Witz, und um so schaler und seichter, je hinfälliger diese Beziehungen und je leichter sie auch dem alltäglichsten Kopf in die Augen fallen. In Rücksicht seiner Gegenstände ist der Witz Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenstände (dahin gehört z. B. das Wortspiel), ersterer aber auf Gegenstände der Wahrnehmung oder Begriffe. Beide Arten des Witzes sind in Hinsicht ihrer Darstellung eigentlich (wenn der Witz sich an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält) oder uneigentlich und bildlich, wenn er das Sinnliche mit dem Nichtsinnlichen oder umgekehrt vergleicht. Man redet auch von einem scharfsinnigen Witz, das ist nun entweder ein solcher, welcher durch Blicke in das Wesentliche und Innere der Dinge entspringt, oder man will damit bezeichnen den Witz, der sich der Unterscheidungen und Entgegensetzungen des Scharfsinns scheinbar oder als Mittel zu Vergleichungen bedient. — Was seine Wirkungen anlangt, so ist der Witz im Ganzen eine heilsame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der spielenden Thätigkeit desselben liegt, den Beschränkungen der Einseitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrschende Thätigkeit wird, auch dem Verstande und Gefühle nachtheilig wirken, und führt oft zu Kälte, Zerstreuung, im höhern Grade fixirt, zur Abspannung des Geistes und Aberwitz. Selten auch ist der blos Witzige geliebt. Daher muß sich der Witz mit andern Vorzügen des Geistes verbinden. Der Witz kann, weil er Talent ist, nicht Zweck der Erziehung seyn. Die Entwickelung desselben aber wird besonders durch mannichfaltige und lebhafte Anschauung, leichten geselligen Umgang und heitere freie Verhältnisse begünstigt. Durch freien geselligen Umgang wird ein gewisser Tact in der Anwendung des Witzes hervorgebracht, ohne welchen der Witzige leicht zum Witzbold wird, d. h. zu einem Menschen, der Witz am unrechten Orte anwendet, oder verschwendet. T.

Woche. Die Eintheilung der Zeit in 7tägige Perioden (Wochen) hat ihren Ursprung im grausten Alterthum und im Orient, und wird daher, wohl nicht mit Unrecht, von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte hergeleitet. Dagegen rührt die Benennung der Wochentage: Sonntag, Montag, Dienstag (dies Martis), Mittwoch (dies Mercurii), Donnerstag (dies Jovis), Freitag (dies Veneris), Sonnabend (dies Saturni), von einem astrologischen Aberglauben her. Die Ptolemäische Weltordnung zählte nämlich sieben Planeten in der Ordnung: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond; und der Aberglaube ließ diese Planeten hinter einander weg, jeden immer Eine Stunde, regieren. Fängt man also irgend einmal eine erste Tagesstunde mit dem Saturn an, so fällt auf die 24ste, wie man leicht sieht, der Mars, und auf die 25ste oder 1ste des andern Tages die Sonne (Sonntag); so fort gehend, auf die 1ste des demnächstigen Tages der Mond u. s. w. Man könnte auch annehmen, daß der Anfang mit der Sonne, als dem vornehmsten Planeten nach Ptolemäischen Begriffen, gemacht worden sey, was, wie man gleich übersieht, die nämliche Ordnung noch ungezwungener herbeiführt. D. N.

Wolfram, eine eigene metallische Substanz, welche, in natürlichem Zustande, gemeiniglich in den Zinnbergwerken gefunden, und von der neuern Chemie als ein einfacher Stoff aufgeführt wird.

Woronzow (Alexander Graf von), russischer Staatsminister, Großkanzler u. s. w. Entsprossen aus einer vornehmen Familie seines Vaterlandes, bekleidete er mehrere diplomatische Aemter und ward 1802 zum Großkanzler von Rußland ernannt. Er wurde darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber 1804 nach Moskau zurück, wo er 1806 starb. Sein Bruder, der ebenfalls die diplomatische Laufbahn betrat, war lange russischer Gesandter in England, und unterhandelte unter andern mit vieler Geschicklichkeit im J. 1806 die Dispositionen der dritten Coalition gegen Frankreich. — Ein Sohn des Letztern ist Graf Michael Woronzow, russischer Generallieutenant u. s. w. Er ist zu Moskau geboren und war geraume Zeit mit seinem Vater in England. Indeß wählte er die militärische Laufbahn, stieg schnell von Stufe zu Stufe und zeichnete sich rühmlich in den Jahren 1813 und 1814 aus. Nach dem zweiten Pariser Frieden ward er Commandeur des russischen Contingents der in Frankreich verbleibenden Occupationsarmee, und hatte als solcher drei Jahre sein Hauptquartier in Maubeuge. Im J. 1818 befand er sich beim Congreß zu Aachen, wo er von seinem Monarchen verdiente Beweise von Achtung und Zufriedenheit erhielt.

Wright (Sir Thomas), ein englischer Schiffscapitain, der eine Kriegsbrigg commandirte, und an der französischen Küste mehrere Ausgewanderte gelandet hatte, wurde im Jahre 1804 kriegsgefangen. Die französische Regierung wußte, daß er Georges und mehrere andere Verschworene, z. B. Villeneuve, Picot den 27. August 1803, dann Armand Polignac im Anfange des Decembers desselben Jahres, und zuletzt Pichegru, Lajolais, Julius Polignac u. A. m. am 16. Jan. 1804 auf dem Gestade von Beville ans Land gesetzt habe. Da nun Buonaparte, Fouché und Réal glaubten, daß er die Verbindungen und Absichten der Personen, welche er gelandet, in Frankreich selbst genau kenne, so wurde er aufgefodert, als Zeuge gegen die Angeklagten aufzutreten. Allein Wright behauptete standhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der französischen Küste zu landen, vollzogen habe, von allem übrigen aber durchaus nichts wisse.

Hierauf — so wird wenigstens ziemlich allgemein erzählt und geglaubt — hoffte man durch die Marter ein Geständniß von ihm zu erpressen; es sollen ihm die Daumen zermalmt, die Fußsohlen durch glühende Kupferplatten verbrannt, und ein Arm, zuletzt ein Bein abgelös't worden seyn. Die Staatsräthe Réal und Dubois wurden als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm versprochen, da er jetzt außer Stande sey, in sein Vaterland zurückzukehren, aufs Beste für ihn in Frankreich zu sorgen, wenn er das verlangte Geständniß thun würde; Wright sey aber unerschütterlich bei seiner ersten Aussage geblieben. Im Jahre 1805 verlangte England durch spanische Vermittelung Wrights Auswechselung, und Buonaparte sagte dieselbe zu; allein im November d. J. machte der Moniteur bekannt, Wright habe sich bei der Nachricht von dem Unglück der Oesterreicher bei Ulm aus Verzweiflung selbst das Leben genommen. Gleichwohl war diese Nachricht schon neun Tage vor seinem angeblichen Selbstmorde allgemein bekannt gewesen. In Paris glaubte man, und in England ward es bestimmt behauptet, daß Buonaparte ihn habe erdrosseln lassen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmenschlichkeit. Als in der Folge der englische Schiffsarzt Dr. Warden zu Buonaparte bei einer Unterredung mit ihm auf St. Helena sagte: „Man glaubt in England ziemlich allgemein, daß Sie den Capitain Wright im Tempel haben stranguliren lassen," so gab, wie Warden erzählt, Buonaparte folgende Antwort: „Wozu hätte ich das gethan? Von allen Menschen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich am liebsten ihn beim Leben erhalten; denn in dem Prozeß, den ich damals (dies geschah aber schon im März, April und Mai 1804) den Verschwornen machen ließ, konnte ja Wright als der bedeutendste Zeuge auftreten, weil er die Hauptpersonen der Verschwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich übergeführt hatte. Dies meldete mir der Chef der Polizei (Warden sagt, ich glaube Réal). Siebzig dieser Gelandeten waren unentdeckt nach Paris gekommen." Zugleich betheuerte Buonaparte, daß Capitain Wright im Gefängnisse im Tempel Hand an sich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher, als es im Moniteur bekannt gemacht worden sey. Fouché und Savary behaupten das Nämliche.

Wurf, s. Ballistik.

Wurfrad wird, zum Unterschiede von dem Schöpfrade, ein Rad genannt, welches das Wasser blos fortwirft und nicht schöpft. Gewöhnlich besteht ein solches Wurfrad aus einer Anzahl an einer Welle in schiefer Richtung angebrachter Schaufeln. An der untern Hälfte dieses Rades ist unten auf beiden Seiten eine hölzerne Verkleidung, die nur einen sehr kleinen Raum zwischen sich und dem Rade läßt. In diese Verkleidung kann sich unterhalb das Wasser von denjenigen Orten her hineinziehen, die man trocken zu machen sucht.

Wurzel, derjenige Theil der Pflanzen, welcher in der Erde befindlich ist, und sowohl die Pflanzen aufrecht erhält, als auch dazu dient, die zu ihrem Leben und Wachsthum nöthige Nahrung aus der Erde zu ziehen und ihnen zuzuführen. (S. Pflanzenanatomie.)

X.

Xuthus, der dritte Sohn Hellens und der Orseis. Da er bei der Theilung von seinem Vater übergangen und von seinen Brüdern aus

Thessalien vertrieben worden, ging er nach Attica, wo er dem Erichtheus gegen die Eleusinier Beistand leistete, und sich mit dessen Tochter Creusa (s. d. Art.) vermählte, von seinen Schwägern aber nach der Gründung der attischen Vierstädte vertrieben wurde. Seine Söhne waren Achäus und Jon. (S. d. Art.)

Y.

Yang=the=Kian, gemeiniglich Kiang oder der große Fluß genannt, ist der größte Strom in China, und überhaupt einer der größten Asiens, dessen Lauf auf 400 Meilen geschätzt wird. Er entspringt wahrscheinlich in der unter Chinesischer Oberherrschaft stehenden Provinz Sifan, und tritt, nachdem er über gewaltige Felsbänke und zwischen enge Felsenpässe sich durchgedrängt hat, als ein ruhiger, sanfter Strom in die große Chinesische Ebene ein. Seine Quelle ist noch nicht genauer bekannt, indem noch kein Europäer diese Gegenden betreten hat. Seine Wassermasse wird durch die beträchtlichen Nebenflüsse, Yalong, Mitsho, Yan, Han, Yuen, Yon und Kan vergrößert. Er fließt anfangs von seiner Quelle aus südlich bis Yunnan, wendet sich dann nach N. O. durch die Provinz Setschuen und Houguang, wo er den Landsee Tong=ting=hu bildet, tritt in die Provinz Kiangnan, läuft bei Nanking vorbei und ergießt sich dann durch eine 15 Meilen breite Mündung in das Chinesische Meer. Auf seinem untern Laufe steigen die Kriegsflotten der Chinesen hinauf. 5 Meilen von seiner Mündung liegt die 20 Meilen lange und 5 bis 6 Meilen breite Insel Tsong=ming.

Yard, ein englisches Längen= und Ackermaaß, als ersteres etwas über 2 3/4 Fuß, als letzteres 1200 Quadrat=Ruthen haltend.

Yeoman, in England der nächste Rang nach der Gentry. Sonst waren 250 Mann der königlichen Leibwache aus diesem Stande, welche Yeomen of the Guard heißen. Jetzt sind es nur noch 170 als Reserve.

Z.

Zähigkeit. Zäh nennt man im gemeinen Leben Körper, deren Theile sich, ohne Zertrennung, beträchtlich verschieben lassen: z. B. geschmolzenes, ohne Zerreißung in lange Fäden ausziehbares, Siegellack, Pech u. s. w.

Zahl (goldene), s. Calender.

Zähler, s. Nenner.

Zainhammer, ein Hammerwerk, wo das Eisen gezaint, d. h. in breite Stäbe verarbeitet wird.

Zanguebar, ein afrikanisches Küstenland auf der Ostküste, welches sich vom Cap Delgado bis zur Küste Ajan erstreckt, in einer Länge von etwa 200 Meilen längs des indischen Meeres. Der Boden an der Küste ist niedrig, sumpfig und waldig, und viele Klippen, Sandbänke und kleine Inseln erschweren von der Meeresseite den Zugang. In Westen steigt das Gebirge Lupata empor und scheidet dieses Land von den unbekannten Theilen des innern Afrika. Der Boden ist von vielen Küstenflüssen bewässert, worunter der Quili-

manzi und der Magadoscho die beträchtlichsten sind, sehr fruchtbar an Getraide, Reiß, edlen Südfrüchten, und hat Ueberfluß an Rindvieh und Schafen. Die Bewohner, größtentheils Abkömmlinge der Araber, die den Islam angenommen haben, haben hier mehrere Staaten, als Quiloa, Melinda, Magadoxo, Jubo 2c. gebildet, welche sonst meistens von den Portugiesen abhingen, jetzt aber dem Iman von Maskate unterworfen sind.

Zauberbrunnen, ein kleiner Springbrunnen, von verschiedener, aber immer, wie beim Heber, auf der Theorie des Luftdrucks beruhender Einrichtung, der bald Wasser gibt, bald aussetzt, und zu den Geräthschaften der natürlichen Magie gehört.

Zea (D. Francisco Antonio), Vicepräsident des Congresses von Venezuela, einer der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Bürger des spanischen Amerika. Geboren in Neugranada und erzogen in der Hauptstadt dieses Vicekönigreichs, S. Fé de Bogota, erweckte er durch seine Talente das Mißtrauen der spanischen Regierung und der Priesterherrschaft. Er wurde nebst mehrern andern durch ihre Talente verdächtigen Männern im J. 1792 gefangen nach Spanien gesandt, fand aber dort eine gute Aufnahme, und man ließ ihn seine wissenschaftlichen Studien fortsetzen. Zea zeichnete sich auch in Spanien aus, und machte eine Reise durch Europa. Im J. 1806 war er als Professor der Botanik und Oberaufseher bei dem königl. botanischen Garten in Madrid angestellt. Er trat im Namen des spanischen Amerika als Abgeordneter von Neugranada in der Versammlung der Cortes während des Krieges mit Frankreich auf, begab sich in der Folge nach London, und kehrte von da in sein Vaterland zurück, wo er für die Sache der Freiheit thätig war. Er stand im J. 1818 als Präsident des Regierungsrathes und der Finanzen an der Spitze der Verwaltung zu St. Thomas (ehemals Angostura) in Neuguyana; auch war er Generalintendant der Armeen der Republik. Als im Februar 1819 der Congreß der Republik Venezuela in Angostura installirt wurde, wurde Bürger Zea zum Vicepräsidenten ernannt.

Zeichenlehre, in der Medicin, s. Semiotik.

Zeitgleichung nennt man den Unterschied zwischen mittlerer und wahrer Sonnenzeit, von dessen doppelter Ursache in dem Art. Sonnenzeit ausführlich gehandelt wird. Man stelle sich, um den nicht ganz leichten Gegenstand noch unter einem andern Gesichtspunkte zu beleuchten, eine eingebildete (mittlere) Sonne vor, welche den Aequator zur Jahresbahn hätte, und denselben mit gleichförmiger Geschwindigkeit durchliefe. Diese würde mittlere Zeit, gleich unseren gewöhnlichen Taschen- und Pendul-Uhren, deren richtigen Gang vorausgesetzt, zeigen; wogegen die wahre, die Ekliptik mit ungleichförmiger Geschwindigkeit durchlaufende Sonne wahre Zeit macht, welche jede richtig gestellte Sonnen-Uhr zeigt. Das heißt mit andern Worten, die Zeitgleichung ist der Unterschied zwischen der mittlern und wahren, geraden Aufsteigung (s. Aufsteigung) der Sonne; eine Erklärung, die man vollkommen verstehen muß, wenn man in Erwägung zieht, daß der mit der wahren Sonne zugleich culminirende Aequatorspunkt ihre wahre gerade Aufsteigung bestimmt. (S. Astronomie.) D. N.

Zellgewebe (tela cellularis) nennt man die Urbildung der organischen Körper, welche sich in allen einzelnen Organen befindet, alle einzelnen Organe umgibt und verbindet, und woraus sich die letztern nach der Ansicht mancher Physiologen bilden. Man kann es

m deutlichsten und leichtesten sehen, wenn man die Muskelfibern der änge nach aus einander reißt; da bemerkt man viele kleine weiße äserchen, welche den getrennten Fibern anhängen, diese sind eben ines Zellgewebe. Es besteht aus einer großen Menge kleiner Zellen, elche unter einander zusammenhängen, und thierischen Dunst, Fett der auch krankhafter Weise serös-wässerige Flüssigkeiten enthalten.

Zend, s. Persische Sprache.

Zeolith, eine Gattung von Fossilien von meist weißer, auch other, braunrother, gelber, bläulichgrauer Farbe, welche durch Erärmen electrisch werden, und unter andern die Eigenschaft haben, aß sie sich vor dem Löthrohr schäumend aufblähen (daher auch Braustein). Es gibt mehrere Arten.

Zerlegung der Kräfte und Bewegungen. Wir müssen, m über diesen Gegenstand so allgemein faßlich als möglich zu sprechen, von der Zusammensetzung der Kräfte und einem Beispiele usgehen. Man nehme ein viereckiges, rechtwinkliges Brett, und olle auf dessen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein Faden nit daran hängender Bleikugel geschlagen ist, der sich beim Rollen bwickelt. Hier wirken zwei Kräfte *): die Hand, die die Walze n horizontaler Richtung fortführt, und die Schwere, welche die Kugel in verticaler Richtung hinabtreibt; der Weg, den die solhergestalt von den zwei gleichzeitig auf sie wirkenden, hier, ihren Richtungen nach, einen rechten Winkel einschließenden, Kräften beegte Kugel wirklich beschreibt, ist aber, wie man bei Anstellung des Versuchs finden wird, die Diagonale des Vierecks. Eine einzige n letzterer Richtung allein thätige Kraft würde eben das bewirkt aben, was die beiden, einen Winkel einschließenden, gemeinschaftlich und gleichzeitig auf die Kugel wirkenden Kräfte zusammen bewirken. Die Bewegung in der Diagonale erscheint als das Resultat einer einigen, aus jenen beiden Kräften, nach gewisser Maaßgabe, zusammengesetzten Kraft, und jene beiden Kräfte lassen sich im umekehrten Falle hinsichtlich der Wirkung als aus der Zerlegung dieer einzigen entstanden betrachten. Durch dieses Beispiel wird der Gegenstand in der Hauptsache vollkommen klar, und man begreift, aß das Resultat ein ähnliches gewesen seyn würde, wenn die zusamensetzenden (Seiten-) Kräfte auch nicht einen rechten, sondern einen eliebigen andern Winkel mit einander eingeschlossen hätten. Ist allemein die Größe und Richtung einer Kraft durch eine gerade Linie usgedrückt, so verzeichne man ein beliebiges Parallelogramm, dessen Diagonale jene Grade ausdrückt; die Seiten desselben stellen die zuammensetzenden (Seiten-) Kräfte jener zusammengesetzten (mittlern) raft dar, und können gleich diesen Kräften unendlich verschieden eyn, da der Winkel, unter dem man sie an die Diagonale legen nag, willkührlich ist. (Vergl. Winkelhebel und Zusammenetzung der Kräfte.) Die unzählbaren Anwendungen dieses Satzes lehrt die Mechanik ausführlicher kennen, und den Fall, da on mehr als zwei Kräften die Rede ist, beleuchtet der Art. Zuammensetzung der Kräfte, der überhaupt mit gegenwärtigem m Zusammenhange zu lesen ist. D. N.

Zethus, ein Sohn der Antiope und des Jupiter.

*) Kraft steht hier allgemein für Ursach der Veränderungen, die wir an den Körpern wahrnehmen; nicht für Ursach der Modification schon vorhandener Geschwindigkeit, wie die Dynamik den Ausdruck wohl zu gebrauchen pflegt.

Zimmt, die Rinde des Zimmtbaumes (laurus cinnamomum), welcher zum Geschlechte der Lorbeern gehört, und auf Ceylon, Borneo, der malabarischen Küste und Martinique einheimisch ist. Indeß ist der ostindische, namentlich der von Ceylon, der vorzüglichste. Auf Ceylon gibt es ganze Wälder von Zimmtbäumen. Sie blühen hier im Januar, und ihre Früchte, die erst grün, dann roth und zuletzt schwarz oder schwarzroth aussehen, riechen nebst den jungen geriebenen Blättern fast wie Gewürznelken. Die äußere graue Rinde hat weder Geruch, noch Geschmack; die darunter befindliche macht den Zimmt aus. Man schält die Rinde im Mai, wählt aber dazu, um den Baum nicht zu tödten, nur die jungen, dreijährigen Zweige, welche man ganz abschneidet, damit der Baum neue treibe. Nachdem man die äußere graue Schale sorgfältig von der eigentlichen Zimmtrinde getrennt hat, trocknet man diese in der Sonne, packt sie dann in leinene Tücher, mit behaarten Fellen umschlagen, und bringt sie in den Handel. Der Gebrauch des Zimmts ist bekannt, so auch seine mancherlei Verfälschungen. Ein guter Zimmt muß von schöner, hellrothbrauner Farbe, und zwar scharfem, aber zugleich angenehmem und süßem Geschmack seyn. Man rechnet, daß jährlich 3 bis 400,000 Pfund Zimmt nach Europa gehen und halb so viel in Indien abgesetzt wird. — Zimmtblüthe, ein dem Zimmt ähnliches Gewürz, das fast die Gestalt der Gewürznelken hat, und für die unentwickelte Blüthenknospe des Zimmtbaums gehalten wird.

Zingarelli (Nicolo), ein berühmter italienischer Tonsetzer, Capellmeister an der Peterskirche in Rom, geboren zu Neapel den 4. April 1752. Im siebenten Jahre verlor er seinen Vater und wurde ins Conservatorium zu Loretto geschickt, um dort die Musik zu erlernen. Hier waren Cimarosa und Giordanello seine Mitschüler. Um die Kunsttheorie gründlicher zu studiren, nahm er bei dem Abt Speranza Unterricht. Im Jahre 1781 componirte er für das Theater in Neapel seine Oper Montezuma, ein Werk, welches Haydn wegen seiner Gründlichkeit sehr schätzte. Im Jahre 1785 ließ er zu Mailand seine Alzinda mit vielem Erfolg aufführen; denn er hatte in diesem Werke die gesuchte Manier verlassen. Seitdem schrieb er für alle italienische Bühnen, besonders aber für Mailand und Venedig. Seine besten Opern sind Ifigenia, Pirro, Artaserse, Apelle e Campaspe, Giulietta e Romeo (eine seiner berühmtesten und auch in Deutschland nach Verdienst bekannten Opern, aus welcher die schöne Arie Ombra adorata aspetta durch Crescentini's Vortrag classisch geworden ist); ferner il Conte di Saldagna, Ines de Castro, la Secchia rapita, il Ritratto, und zwei vortreffliche Oratorien: la distruzzione di Gerusalemme und il trionfo di Davide. Im J. 1789 war er in Paris und gab seine Oper Antigone (von Marmontel), die aber wegen öffentlicher Ereignisse nur zwei Vorstellungen erfuhr. Nach seiner Rückkehr widmete er sich ganz dem vollstimmigen Gesange. Er setzte Mehreres zu acht Stimmen, und wurde nach dreitägiger Prüfung zum Capellmeister am Dom zu Mailand erwählt. Umstände nöthigten ihn, diesen Platz späterhin zu verlassen, und er wurde nach Guglielmi's Tode (1806) zum Director der vaticanischen Capelle berufen. Seit dieser Zeit widmet er sich fast ausschließend der Kirchencomposition. Zingarelli ist tiefer als seine jüngern Landsleute in das Wesen seiner Kunst eingedrungen; daher wahre Sänger noch immer seine Werke schätzen, und sie wegen ihres ausdrucksvollen Gesangs gern vortragen.

Zinnober ist ein mineralischer Körper, welcher aus chemisch verbundenem Quecksilber und Schwefel besteht, gewöhnlich von hochrother Farbe. Er wird theils in der Natur schon zubereitet vorgefunden, z. B. in dem Quecksilberbergwerke zu Idria in Friaul u. a. O., theils künstlich gefertigt. Er wird gewöhnlich als Farbe, in seltenen Fällen auch als Arzneimittel gebraucht, und da er außerdem schädliche Einwirkung auf den menschlichen Körper äußert, so ist auch bei der technischen Anwendung desselben Vorsicht zu empfehlen.

Zinszahl, Römerzinszahl, s. Periode.

Zirbeldrüse, eine eirunde Drüse zu oberst im Gehirn, in welcher sich viele Nerven vereinigen, und welche von einigen Physiologen und Psychologen, z. B. Descartes, für den Sitz der Seele gehalten wurde.

Zirkonerde, eine von Klaproth als Bestandtheil mehrerer Edelsteine entdeckte eigenthümliche Erde, die die neuere Chemie zu den Elementen rechnet. D. N.

Zitterfische oder electrische Fische werden besondere Fischarten genannt, welche das Vermögen besitzen, Körpern, die sie unmittelbar oder vermittelst leitender Materie berühren, electrische Schläge oder Erschütterungen mitzutheilen. Richer, welcher 1671 von der Pariser Akademie den Auftrag erhielt, auf der Insel Cayenne die dortige Länge des Secunden-Pendels zu untersuchen, hat bei Gelegenheit seines Aufenthalts daselbst diese thierische Electricität an dem sogenannten Zitteraal (Gymnotus electricus), der eigentlich nicht zu dem Geschlecht der Aale gehört, zuerst entdeckt, und Adrian van Berkel machte dessen Eigenschaft zuerst (zwischen 1680 und 89) bekannt. Nach Verlauf von 100 Jahren ward man mit der Beschreibung und den Eigenschaften dieses Fisches bekannter, und der gelehrte Muschenbroek erzählte das, was man damals (1762) von ihm erfuhr, am vollständigsten (Introd. ad philos. nat.). Die Versuche, welche ein D. Schilling aus Surinam 1770 der Berliner Akademie der Wissenschaften berichtete, nach welchen derselbe die Verbindung der Eigenschaften dieses Fisches mit dem Magnete zu beweisen schien, haben sich nicht bestätigt, sondern sind vielmehr durchaus als unrichtig befunden worden. Eben so übereilt schlossen andere Gelehrte, welche dem Zitteraal ein besonderes Gefühl oder einen eignen Sinn zuschrieben, vermöge dessen er es sollte vorher wahrnehmen können, ob er Körper, die in seinen Wirkungskreis kommen, mit dem electrischen Schlage treffen werde oder nicht. — Die Electricität dieses Fisches scheint im Schwanze desselben am stärksten zu seyn. Sobald er sich schnell im Wasser bewegt, pflanzt sich diese Erschütterung bis auf eine Entfernung von 15 Fuß fort. Durch diese electrische Kraft tödtet er Fische, die sich ihm nähern. Der zweite electrische Fisch ist der Krampfroche (Raia Torpedo), den man im Mittelmeere, in der Ostsee und andern Gewässern findet. Das electrische Licht, welches einige Gelehrten an diesem Fische bezweifelten, haben andere dagegen wirklich gesehen. Dieses Licht hat völlig den hellen Schein, der sich bei Entladung einer Leydenschen Flasche zeigt. Der Zitterwels oder Rausch (Silurus electricus) ist der dritte Zitterfisch, und wird im Nil und in andern afrikanischen Strömen gefunden. Der vierte ist der, vom englischen Schiffslieutenant Paterson auf seiner Reise nach Ostindien zwischen der Küste Zanguebar und der Insel Madagascar gefundene electrische Stachelbauch (Tetrodon). Es ist hiebei zu bemerken, daß sich die Electricität dieser Fische an besonders dazu geeigneten Organen entladet, die entweder an den bei-

den Seiten ihres ganzen Körpers hinlaufen, oder die als sechseckige Prismen von Fleischfasern auf demselben hervortreten, und die mit einer Menge von Blutgefäßen und Nerven angefüllt sind. Sollte nicht vielleicht die Anhäufung des latenten Wärmestoffs, der durch so viele kleine Blutgefäße und zahlreiche Nerven unter und neben einander in so kleine abgesonderte Räume vertheilt ist, endlich durch eine stärkere Reibung aufgeregt werden, und dadurch eine Erwärmung, gegen die Natur des Fischblutes, welches sonst kalt ist, und endlich die electrische Explosion hervorbringen? Sind nicht unter allen Theilen des thierischen Körpers die Nerven für alle electrischen Wirkungen am empfänglichsten und die besten Leiter derselben? — Zwar ist es auffallend, daß sich die thierische Electricität nur an Fischen gefunden hat, die doch in einer Flüssigkeit leben, welche der Erweckung der künstlichen Electricität so sehr entgegen ist; allein sieht man nicht, wenn zwei Cacholonge oder Chalcedone in einem Eimer Wasser, im finstern Zimmer, stark an einander gerieben werden, einen hellen Lichtschein zwischen den Steinen hervorstrahlen, der mit dem electrischen Scheine eine große Aehnlichkeit hat? — D.

Zodiacallicht, Thierkreis-Licht. Man gewahrt in unsern Breiten, besonders um die Nachtgleichen, zur Zeit des Auf- oder Untergangs der Sonne, oftmals ein von derselben ab, in der Richtung des Thierkreises (daher der Name) fortgehendes, spitzzulaufendes, schönes, weißliches Licht, welches große Aehnlichkeit mit dem Schimmer hat, den die Milchstraße verbreitet. Ueber die Natur dieser zuerst von Cassini beobachteten Erscheinung hat unter den Astronomen ein langer, noch nicht entschiedener Streit geherrscht. Mairan suchte mit vielen, zum Theil scharfsinnigen Gründen darzuthun, daß sie nichts anders als die entweder selbst leuchtende, oder vom Körper der Sonne erleuchtete Atmosphäre der letztern sey. Diese Behauptung ist aber neuerlich vom Verf. der himmlischen Mechanik angefochten worden. Man hat jedoch wahrnehmen wollen, daß die Stärke dieses Lichts im Verhältnisse der Sonnenflecke zu- und abnehme, eine Erfahrung, die wiederum für Mairans Hypothese zu sprechen scheint, indem die Sonnenflecke, nach Herschels Meinung, dadurch entstehen, daß die selbstleuchtende Sonnen-Atmosphäre einzelne Stellen des dunkeln Kerns entblöße. — Fest steht bis jetzt weiter nichts, als daß die Materie, von welcher uns das Thierkreis-Licht zugesendet wird, von außerordentlich feiner Beschaffenheit seyn muß, indem man die kleinsten Sterne mitten durch dieselbe erkennt. D. N.

Zoll, ein Längenmaaß, nach dem Decimalmaaß der zehnte, nach dem Duodecimalmaaß der zwölfte Theil des Fußes. (S. Fuß.)

Zosimus, ein griechischer Geschichtschreiber, lebte in der Mitte des 5ten Jahrhunderts nach Chr. zu Constantinopel, und schrieb eine Geschichte der Kaiser, von August bis zum Jahr 410 nach Chr., die wir noch besitzen.

Zrini (Niclas, Graf von), Feldherr Kaiser Ferdinands I., Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien, Tavernicus in Ungarn, geboren 1518, starb den Heldentod in einem Ausfalle des von ihm wider die ganze türkische Heeresmacht unter dem siegreichen Großherrn Suleyman vertheidigten Szigeth, am 7. Sept. 1566. Er war aus dem alten Geschlechte der Grafen von Brebir; sein Haus hieß Zrini (seit 1347) von dem Schlosse Zrin. Schon als zwölfjähriger Knabe verdiente sich Graf Niclas in der Belagerung Wiens von Carl V. ein Streitroß und eine güldne Kette. In der Folge zeichnete er sich in den

Feldzügen gegen Johann von Zapolya aus, der das Königreich Ungarn dem Erzherzog Ferdinand streitig machte, und gegen den Sultan Suleyman, Zapolya's Bundesgenossen. Zrini führte fast immer die Vor- oder Nachhut. Den Dienst der leichten Reiterei bildete er zur höchsten Vollkommenheit aus. Seine Heldengestalt, seine Lebhaftigkeit, seine Freigebigkeit im Belohnen, sein parteiloser Ernst im Strafen erhoben ihn bald zum Abgott seiner tapfern Schaaren. Mit ihnen vertheidigte er zwölf Jahre lang Croatien, dem er als Ban vorstand, wider die Osmanen, und schlug sie 1562 von Szigeth hinweg. Ungarn hingegen war großentheils schon ein türkischer Paschalik, und der Ueberrest zum Tribut genöthigt. Da wollte Suleyman der Unüberwindliche von Belgrad aus auch noch Szigeth erobern. (Diese Festung liegt in der Szalader Gespannschaft an der Gränze.) Zrini, der Gefürchtete, glaubten die Türken, sey noch in Wien; darum hofften sie die Feste eher zu bezwingen. Eine Niederlage, die der türkische Vortrab bei Sziklos durch Zrini's Schaaren erlitt, reizte des Sultans Zorn zum sofortigen Angriff. Also zog der berühmte Großwessir Mehmed Sokolowich, ein croatischer Renegat, mit 65,000 Mann dem Großherrn voraus. Ueber die angeschwollene Drau mußte eine Brücke in anderthalb Tagen geschlagen werden, und das Heer ging vom 1. bis 5. Aug. über den Strom. Nun versammelte Zrini seine Krieger, 2500 an der Zahl. Alle schworen — er zuerst, dann jeder seinem Hauptmann und alle Hauptleute ihm, zusammen — für den Glauben, den Kaiser und das Vaterland zu sterben. Der Platz wurde heftig beschossen. Schon am 7. stürmte der Feind die neue Stadt. Zrini steckte sie in Brand. Nun thürmten die Belagerer rings um die Mauern ungeheure Holzstöße auf, die sie anzündeten; nach mehrern abgeschlagenen Stürmen ward die neue Stadt am 19. Aug. von den trunkenen Janitscharen an sieben Orten zugleich erstürmt, und Zrini's kleiner Haufe von der Uebermacht bis an die Zugbrücke des Schlosses selbst gedrängt. Das Feuer der Belagerer dauerte ununterbrochen fort, zugleich setzten sie der Festung, der es an Mineurs fehlte, durch Minen zu. Vom 26. Aug. bis zum 1. Sept. geschahen täglich sieben und mehr Stürme auf das Schloß selbst, die Zrini immer zurückschlug. Eben so standhaft wies er alle Vorschläge und Anerbietungen des Feindes von sich; selbst die Drohung des Großwessirs, daß der Sultan seinen vorgeblich in türkische Gefangenschaft gerathenen Sohn ermorden lassen würde, wenn er die Festung nicht übergäbe, konnten seinen Entschluß nicht erschüttern. Von Zorn und Verdruß darüber außer sich, starb Suleyman, welcher zuletzt 1000 Goldgülden auf Zrini's Kopf gesetzt hatte, den 4. Sept. an der Lagerseuche. Der Großwessir verbarg seinen Tod den Truppen. Am 5. Sept. gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Zrini flüchtete mit den Seinigen in das innere; vergeblich suchte der Türken ganzes Fußvolk mit ihm zugleich in das Thor der innern Burg zu dringen. In dieser war aber weder Mund- noch Kriegsvorrath, und die Lage derselben ganz abhängig von dem äußern Schlosse. Da unternahmen die Türken am 7. einen allgemeinen Sturm. Schon fiel ihr Feuer bis in des Grafen Gemächer; die Burg brannte. Jetzt versammelte Zrini die Seinigen. Ohne Panzer, mit Helm, Schild und Säbel trat er unter sie: „Gedenkt," rief er, „eures Eides! Wir müssen hinaus. Oder wollt ihr hier verbrennen, wollt ihr verhungern? So laßt uns sterben als Männer. Ich gehe voran, thut, was ich." Damit stürzte er die Schloßbrücke hinaus, seine Sechshundert ihm nach und hinein unter die Hunderttausende von Türken. Bald traf ihn der

erste, dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte, bis der dritte Ungarns Leonidas tödtete. Alle die Seinen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Aber hier sprangen plötzlich — Zrini hatte Lunten gelegt — die verschiedenen Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerschmettert. Die Belagerung hatte dem Sultan über 20,000 Mann gekostet, und ihm selbst das Leben. Die Türken behaupteten den Platz bis 1689. Der Janitscharen-Aga ließ Zrini's Kopf auf einer Stange vor des Sultans Gezelt aufstellen; dann ward das furchtbare Haupt, aus Achtung gegen Zrini's Heldentod, an des Kaisers Feldherrn, den Grafen v. Salm, nach Raab geschickt. Das Geschlecht der Zrini's erlosch 1703. — Die deutsche Literatur besitzt von Theod. Körner ein Trauerspiel: Zrini, das jene Begebenheit darstellt, und ein gutes Schauspiel ist, nur kein Trauerspiel. Vergl. Hormayrs österreichischen Plutarch, VII.

Zug. Wenn zwei Körper solchergestalt in zusammenhängender Verbindung stehen, daß die Bewegung des einen das Nachfolgen des andern bewirkt, wie die vor einen Wagen gespannten Pferde eins der gewöhnlichsten Beispiele abgeben, so sagt man, der eine Körper zieht den andern. Dieser in der Erfahrung sich so einfach darstellende Umstand führt in der Theorie auf interessante Untersuchungen. Sind z. B. an einem über einer Rolle laufenden Faden ungleiche Gewichte befestigt, so wird das größere sinken, und das kleinere nachziehend, ein Steigen desselben verursachen. Die hiebei sich ergebende Beschleunigung ist, wie man leicht übersieht, ein in der Maschinenlehre wichtiger Gegenstand, und die Theorie lehrt die Frage darnach aus dem respect. Gewichte der beiden Massen beantworten. Diese Untersuchungen sind bekannt unter dem Namen der Theorie der Uebermucht. D. N.

Zug, der kleinste unter den helvetischen Cantonen, welcher zwischen den Cantonen Zürich, Schwyz, Luzern und Aarau liegt, ungefähr sechs bis sieben Stunden lang und vier bis fünf breit ist. Sein Flächeninhalt beträgt nur 5 1/2 Q. M. Seiner Beschaffenheit nach zerfällt er in zwei Theile, den südöstlichen und nordwestlichen, wovon dieser fruchtbarer Thalboden, und ersterer Gebirgsland ist, wo jedoch die Gebirgsgipfel nicht 5000 Fuß erreichen, und meistens sanft sich herabsenken. Einen großen Raum des Landes nehmen der Zuger- und Egerisee ein. Die Einwohner, deren Zahl etwas über 14,000 beträgt, sind deutschen Stammes, und bekennen sich zur catholischen Kirche. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Viehzucht und Obstbau. Die Industrie ist nicht bedeutend. Das Volk besitzt die höchste Macht und übt sie theils in der Landesgemeinde, theils in den verfassungsmäßigen Gemeinden, deren Abgeordnete im dreifachen Landrathe sitzen. Der dreifache Landrath ist die gesetzgebende und der Cantonsrath die vollziehende Behörde. Zur Bundesarmee stellt der Canton 250 Mann und der Geldbeitrag besteht aus 2497 Franken. Der Hauptort ist die Stadt Zug, am Zugersee und am Fuße des Zugerberges, in einer der angenehmsten Lagen, von blumenreichen Wiesen, Obstgärten, kleinen Weinbergen und schönen Landhäusern umgeben. Den See begränzt gegen Mittag der Rigi, hinter ihm steigt der Pilatus auf und in der Ferne ragen die beschneiten Gipfel der bernischen Hochgebirge hervor. Die Stadt ist klein, und enthält nur 2000 Einwohner.

Zurlo (Giuseppe, Graf von), ein berühmter italienischer Staatsmann der neuern Zeit, war 1759 zu Neapel geboren. Alte Literatur und Philosophie beschäftigten ihn schon in einem frühen Alter und er entwickelte schnell seine glücklichen Anlagen. Als die Regierung sich bemühte, den unglücklichen Folgen des Erdbebens vom Jahre 1783

abzuhelfen, und Männer von den anerkanntesten Verdiensten an die Spitze der verheerten Provinzen rief, ward Zurlo dem Vicarius des Königs als Rathgeber zugeordnet. Die großen Talente und schönen Eigenschaften, die er hier entwickelte, gründeten seinen Ruf. Von nun an trat er in die wichtigen Richterstellen, und wurde 1798 zum Finanzminister berufen. Aus zarter Rücksicht für seinen Vorgänger lehnte Zurlo diese Ernennung ab, ohne jedoch seinen Rath zur Verbesserung des Finanzzustandes seinem Vaterlande zu entziehen. Als bald darauf der Hof nach Sicilien flüchten mußte, ließ der König ihn zur Verwaltung der Finanzen zurück. Seine Thätigkeit war von sehr kurzer Dauer. Das Volk, das einen ungerechten Verdacht gegen ihn hegte, bemächtigte sich seiner Person und verwüstete sein Haus; nur mit Mühe rettete er sein Leben. Schon nach einigen Monaten wurde die königliche Regierung wieder eingesetzt, und jetzt ernannte der König Zurlo zum Finanzminister. Das Land war mit Papiergeld überschwemmt, der Credit vernichtet, und die Bedürfnisse eben so groß als dringend. Zurlo stellte in kurzer Zeit die Finanzen wieder her, indem er dem Papiergelde hypothekarische Sicherheit gab. Die ihm dafür angebotene Belohnung lehnte er uneigennützig mit der Erklärung ab, daß er sich um so weniger durch das allgemeine Unglück bereichern möchte, als er sich stets durch seine Armuth geehrt gefühlt habe. Sein Ministerium endigte im Jahre 1803. Zurlo lebte von den öffentlichen Geschäften entfernt, bis 1809 der neue Regent des Landes ihn zum Justizminister ernannte. Während der wenigen Monate, die er in diesem Posten blieb, richtete er alle Zweige der Gerechtigkeitspflege wieder ein, und schrieb selbst eine Prozeßordnung und ein Strafgesetzbuch, welches die neue Criminalgesetzgebung dieses Landes bildete. Bald aber schien der Regierung das Justizministerium ein zu beschränkter Wirkungskreis für Zurlo, und sie übertrug ihm die innere Staatsverwaltung, welche nicht bloß wieder eingerichtet, sondern von neuem geschaffen werden mußte. Zurlo traf die zweckmäßigsten und wohlthätigsten Maaßregeln für die Staatswirthschaft, Künste und Manufacturen, öffentlichen Unterricht, schöne Künste u. s. w., die wir jedoch hier nicht ins Detail verfolgen können. Seine rühmliche Thätigkeit endigte mit der Auflösung der damaligen Regierung. Von Madame Murat, der bisherigen Königin, aufgefodert, sie zu begleiten, war er edelmüthig genug, sich auch diesen Wünschen zu fügen. Er trennte sich von ihr in Triest, überstand zu Venedig eine schwere Krankheit, von der langsam genesend er sich mit gelehrten Bemerkungen zu einer anonymen Uebersetzung des Anakreon beschäftigte, die dort erschien, verlebte dann drei Jahre in der Zurückgezogenheit zu Rom und erhielt endlich 1818 Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland.

Zurückprallung. Wenn ein bewegter Körper auf seinem Wege an Hindernisse stößt, wodurch eine Veränderung der ursprünglichen Richtung veranlaßt wird, so sagt man, der Körper pralle an einem Hindernisse ab, von demselben zurück. Hierbei gilt das bei der Zurückstrahlung der Lichtstrahlen stattfindende Gesetz, daß nämlich senkrecht anprallende Körper auch senkrecht zurückprallen, sonst aber der Winkel der Zurückprallung dem Winkel, unter dem der Körper anstößt, gleich ist und in keinem Falle die Ebene der Richtung eine Veränderung leidet, d. h. daß die Linie der Zurückprallung in der Ebene durch die Linie des Anprallens und den Perpendikel vom bewegten Punkte auf den getroffenen Gegenstand liegt. (S. Zurückstrahlung.) D. N.

Zurückstrahlung. Wenn das Licht auf ganz, oder doch zum Theil undurchsichtige Flächen fällt, so wird es unter einem Winkel (dem Zurückwerfungswinkel) zurückgestrahlt, welcher dem Einfallswinkel gleich ist, bleibt aber in derselben Ebene (der Zurückwerfungsebene); senkrecht einfallende Lichtstrahlen werden also auch senkrecht zurückgeworfen. Dieß ist das der gesammten Catoptrik zum Grunde liegende Gesetz, davon wir zur Erklärung der Erscheinungen des Sehens in Spiegeln Gebrauch gemacht haben. (S. Spiegel.) Die Zurückstrahlung mit ihren Gesetzen erscheint hienach nur als ein besonderer Fall der Zurückprallung (s. d. Art.); diese Gesetze selbst scheinen aber in ihrer Einfachheit begründet zu seyn. D. N.

Zusammenkunft, s. Aspecte.

Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen. Wenn ein Punkt von zwei Kräften zugleich getrieben wird, welche sich den Richtungen und Größen nach wie die beiden Seiten eines Parallelogramms verhalten, so widerfährt ihm eben so viel, als ob ihn nur eine Kraft triebe, deren Richtung und Größe durch die Diagonale jenes Parallelogramms ausgedrückt wird. Die beiden ersten Kräfte heißen die Seitenkräfte, die daraus resultirende, die mittlere Kraft, und die Richtung, in der sie thätig wird, die mittlere Richtung. Hat man sich von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt, so wird es nicht schwer werden, das Resultat, auch unter der Voraussetzung von mehr als zwei auf den Punkt wirkenden Kräften, zu finden; denn je zwei dieser Kräfte werden sich zuerst zu einer mittleren Kraft vereinigen, die so gebildeten mittleren Kräfte aber hienächst wiederum als Seiten- oder äußere Kräfte betrachten lassen, deren letztes Resultat eine in einer einzigen Richtung thätige Kraft wird. So erhellt im Allgemeinen, daß aus dem Zusammenkommen mehrerer Kräfte oder Bewegungen, deren Richtungen Winkel mit einander einschließen, eine einzige Bewegung oder Kraft entstehen kann, die den bewegten Punkt nach einer zwischen jene fallenden Richtung fortführt, und dieß ist, was man unter Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen versteht. Die Anwendungen davon im bürgerlichen Leben sind zahllos. D. N.

Zweck ist das, was durch den Willen des Menschen wirklich gemacht werden soll, und zugleich einen Bestimmungsgrund desselben enthält. (S. Absicht.)

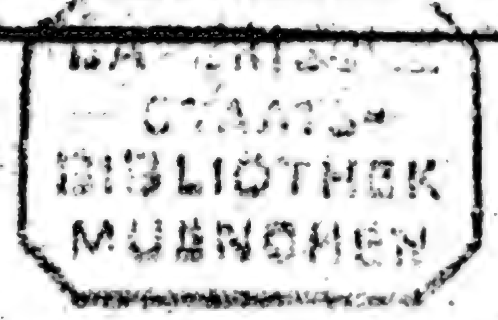
Zweischattige heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord-, bald südwärts fällt. D. N.

Zwischenmittel sind in der Chemie im Allgemeinen solche Substanzen, welche eine sonst nicht stattfindende Verwandtschaft vermitteln. Oel z. B. läßt sich unmittelbar nicht im Wasser auflösen. Hat man aber das Oel, durch Verbindung mit einem Laugensalz, zu Seife gemacht, so erfolgt diese Auflösung, und das Laugensalz ist das Zwischenmittel der Verbindung geworden.

Zwischenräume der Körper, s. Poren.

Zwölffingerdarm (Duodenum), das Stück des Darmcanals, welches unmittelbar nach dem Magen folgt, und bei dem erwachsenen Menschen ungefähr zwölffingerbreit lang ist. Der Uebergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm heißt der Pförtner; dieses Stück des Darmcanals geht wieder in den Theil des dünnen Darms über, welcher Leerdarm heißt.





Register

der

in der 1. 2. 3. und 4ten Abtheilung der Supplemente zum Conversations-Lexicon enthaltenen Artikel.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Vierte Abtheilung.

